

PSYCHISCHE STUDIEN.

MONATLICHE ZEITSCHRIFT

VORZÜGLICH DER UNTERSUCHUNG DER WENIG GEKANNTEN
PHÄNOMENE DES SEELENLEBENS GEWIDMET

NEUE FOLGE.

BEGRÜNDET VON
ALEXANDER AKSAKOW,
K. RUSS. WIRKL. STAATSRAT

REDIGIERT VON
DR. FRIEDRICH MAIER,
PROF. A. D. IN TÜBINGEN

UNTER FREUNDLICHER MITWIRKUNG MEHRERER
DEUTSCHER UND AUSLÄNDISCHER GELEHRTEN.

XLIII. JAHRGANG.

1916.

LEIPZIG,
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON OSWALD MUTZE.

**Stiftung
Schrenck - Notzing**

Alle Rechte vorbehalten.

Z

5



Inhalts-Verzeichnis

der „Psychischen Studien“ für den XLIII. Jahrgang 1916.



- Krauß: Das zweite Gesicht. S. 1.
Freudenberg: Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur. S. 6, 53, 105.
Kaindl: Teleplastik und Fata-Morgana. S. 11, 61, 117, 165, 217, 258.
Schnehen: Zur Kritik der Positivismus. S. 174, 122, 222, 275, 317, 373.
Philalethes: Ein klassisches Muster metapsychischer Erlebnisse unserer Zeit. S. 15, 66.
Ludwig: Die Schrift „περὶ ἐνυπνίων“ des Synesios von Kyrene. S. 22, 73, 128.
Hänig: Okkultismus — Religion — Metaphysik. S. 25, 78.
Dobberkau: Zur Geschichte des Spiritismus. S. 30, 84, 177, 312, 402, 471.
Oelenheinz: Das Rätsel des Zauberkreises und der siderische Pendel. S. 34.
*: Ein Hellseher im Felde. S. 38.
Gabriel Max †. S. 40.
Reichel: Stimmen und Geräusche in der Luft. S. 43,
Zum Andenken an † Dr. Walter Bormann. S. 49.
Deinhard: Ist es wirklich Blödsinn an Reinkarnation zu glauben? S. 91.
Witbey: Sir Oliver Lodge über den europäischen Krieg und ein Weiterleben. S. 93.
Clericus: Weltkrieg und Telepathie. S. 191.
Freudenberg: Dr. Herzig über Zwangsvorstellung und Halluzination. S. 105.
Reich: Der stoffliche, ätherische, dynamische Organismus und die Seele. S. 111.
Krauß: Suggestion und Autosuggestion. S. 114.
Hübbe-Schleiden: Die andere Seite der Welt. S. 133.
Vogt-Vilseck: Geisterwelt und Seelenleben. S. 135.
Hänig: Zur Psychologie des Weltkrieges. S. 140.
Gaupp: Wahn und Irrtum im Leben der Völker. S. 149.
Eben-Lederer: Heinrich Heine und das Uebersinnliche. S. 160.
de Jong: Hegel und Plotin. S. 185.
Schmidt: Steht der gegenwärtige Weltkrieg im Zusammenhang mit Veränderungen in der geistigen Welt? S. 188.
Selbstmörder in der Tierwelt. S. 190.
Oelenheinz: Der Wünschelring (siderischer Pendel) als neues Hilfsmittel der Meisterbestimmung bei Gemälden und Handzeichnungen. S. 199.
Vogt-Vilseck: Theorie der ethischen und psychischen Astrognomie. S. 277.
Heinsfurter: Zur Frage der ewigen Wiederkunft aller Dinge. S. 224.
Landgraf: Ueber Hanna Vogt-Vilseck. S. 235.
Ludwig: Origenes und Präexistenz. S. 247.

IV Inhalts-Verzeichnis der „Psych. Studien“. XLIII. Jahrg. 1916.

- Hänig: Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zur Religion und Wissenschaft. S. 258, 300, 369.
Seiling: Zur Frage der ewigen Wiederkunft aller Dinge S. 271.
Illig: Unbekannte Naturkräfte oder Rätsel des Seelenlebens. S. 280.
Reichel: Sir W. F. Barrett über Weiterleben und die Visionen bei Mons. S. 285.
Illig: Der Spuk in Großerlach. S. 295.
Jahn: Nachträgliches zu meinem Aufsatz über Telepathie. S. 304.
Kaindi: Zur Kritik des Idealismus. S. 322.
Deinhard: Dr. Hübbe-Schleiden †. S. 327.
Scheminsky: Mineralogische Emanationen und deren Aeufferungen. S. 365.
Langner: Gedankenformen. S. 389.
Freudenberg: Prof. Benedikt und sein Rutenbuch. S. 384
Sellin: Zur Rechtfertigung Olcott's. S. 391.
Reichel: Ein Interview mit Cecil Husk. S. 397.
Grävell: Besessenheit. S. 411, 477, 521.
Falkeisen: Das Jenseits und die christliche Hoffnung. S. 420, 482, 536.
Reich: Altruistische Gegenseitigkeit. S. 427.
Schaal: Fechner und die Allbeseelung. S. 438.
G. Z.: Okkultismus und Religion. S. 441.
Illig: Lebt die Seele nach dem Tode fort? S. 461, 509.
Scheminsky: Emanationslehre und Psychologie. S. 468.
Langner: Durchschauen des Leibes. S. 470.
Theen: Der seelische Zustand des Kriegers in der Schlacht. S. 489.
Reichel: Maeterlinck's neueste Theorie der Unsterblichkeit. S. 491.
Kniepf: Kitchener-Mysterien. S. 495.
Rath: Seelenbetätigung der Pflanzen. S. 527.
Gros: Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. S. 532.
Deinhard: Negerphilosophie. S. 534.
Böhm: Rätsel der Natur: S. 541.
Langner: Die Technik des Hellsehens S. 549.
Hänig: Zur Frage des Hellsehens. S. 555.
Kurze Notizen: S. 44, 95, 144, 193, 239, 287, 335, 393, 432, 498, 554
Literaturbericht: S. 47, 98, 143, 196, 244, 292, 339, 395, 454, 503, 554

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Januar.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Das zweite Gesicht.

Eine wahre Geschichte aus der Zeit des Weltkrieges.

Von Ernst Krauß (Satteldorf, Wttbg.).*)

Ein letztes Winken. Und schlaff sank sein Arm nieder auf den Fensterrahmen. Der drei Wagen lange Kleinbahnzug ächzte und knarrte in allen Fugen und die Scheiben klirrten in der Stoßerschütterung der beginnenden Fahrt. Draußen über der kleinen, plumpen Maschine bimmelte der Klöpfel im rußschwarzen Glockenrund, daß es hell in den Morgen tönte. Hans Stockburger aber achtete nicht darauf. Er war taub und blind für alles, was um ihn her vorging, seit der kleine Zug hinter die Berg-ecke bog und ihm den Blick aufs Stationsgebäude entzog, wo noch vor wenigen Augenblicken sein grauhaariges Mütterchen mit wehmütigen, feuchten Augen stand und mit dem Taschentüchlein ihm zuwinkte. Einige Spitzgiebel und das Kirchtürmchen vom oberen Stadtteil ragte noch über die Schwarzwaldtannen. Stockburger starrte mit umflortem Blick über die Waldhöhe weg nach den letzten Zeichen seines Heimatstädtchens. Und als der Zug tiefer ins Tal rollte und der dunkle Wald auch den goldenen Hahn über der Turmspitze verdeckte, der im Sonnenschein wie ein letzter Gruß über den Wipfeln funkelte, während ganz Hintersteig längst im Dunkel versunken war, da wußte Stockburger, daß er zum letzten Male seine Heimat gesehen hatte. Eine

*) Wir freuen uns, einen Eigenbeitrag des gemühtiefen schwäbischen Dichters, auf dessen formvollendete Dichtungen wir die verehrliche Leserschaft schon im Septemberheft v. J. S. 420 aufmerksam gemacht haben, als Neujahrsgruß ans dem Luftkur-Sanatorium Hellendoorn, wo er schon seit einiger Zeit mit seiner reizenden Gattin, einer berühmten holländischen Sängerin, weilt, zum Zeichen seines lebhaften Interesses für die okkultistischen Probleme darbieten zu dürfen. Es handelt sich um ein zweifellos festgestelltes wirkliches Erlebnis. — Red.

Traurigkeit überkam ihn, wie er sie nie kannte, und heißes Weh schnürte sein Herz. Durch seinen gewaltigen Körper lief ein Beben und wie gebrochen sank er in die Bankecke und vergrub seinen schweren Kopf in beiden Händen. Dem stämmigen, stolzen Manne, der seit den Tagen seiner Kindheit nimmer wußte, was Tränen sind, der selbst am Grabe seines Vaters, den er sehr geliebt hatte, nicht weinen konnte, trieb der Gedanke an sein nun einsames Mütterchen mit der Gewalt des tiefsten Schmerzes ein heißes Naß in die Augen. Daß sein Mütterchen für immer einsam zurückbleiben würde, das wußte er. Seit diesem Morgen wußte er's, und seit dem Augenblick, da er vorm Abfahren des Zuges noch in letzter Minute aus dem Wagen stürzte und sein zitterndes Mütterchen stürmisch in die Arme schloß und auf ihre lieben, treuen Augen und ihre bleichen Lippen küßte. Da hatte ein überwältigendes Gefühl den harten, verschlossenen Mann weichmütig gemacht. Es war ein Abschied für immer, das wurde ihm plötzlich klar.

Als Stockburger vor fünf Monaten als ungedienter Landstürmer zur Infanterie ausgehoben ward und bald darauf in die Kaserne einrückte, war er Feuer und Seele für den Gedanken, Mithelfer zu werden, den Feind vom Vaterlande fern zu halten. Die Unannehmlichkeiten der Ausbildung, des „Drills“, trug der Fünfunddreißigjährige willig und mit Humor. Bald war er einer der besten Schützen seiner Kompagnie. Noch vor wenigen Tagen freute er sich darauf, nun endlich ins Feld und vor den Feind zu kommen. Wohl dachte er oft an sein Mütterchen, das nun für lange Zeit allein bleiben mußte. Denn er, ihr einziger Sohn, lebte, da er unverheiratet war, nur für sie, und sie für ihn. Obwohl es ihm bei solchen Gedanken stets weich ums Herz wurde, fand er immer Trost in der Hoffnung, glücklich wieder vom Kampffelde zurückzukehren. Alle Kugeln würden ja nicht treffen. Und träfe ihn dennoch eine, so würde er ja für das Vaterland bluten und sterben, für das weite, große deutsche und das engere schwäbische, und schließlich ebenso für sein Heimatstädtchen Hintersteig.

Was würde werden, wenn der Feind ins Land käme? Welche Zustände würden eintreten, wenn jeder nur für sein eigenes Wohl und nicht für das der Schwächeren und Hilfsbedürftigen sorgte? Nein, er war froh und dankbar, gesund und stark zu sein und beitragen zu können zum Schutz seiner Heimat und seines eigenen Heims und dadurch und vor allen Dingen seines geliebten Mütterchens.

Aber daß der Abschied so schwer werden würde, hätte er nicht gedacht. In all den drei Tagen Urlaub, die er vorm Abzug ins Feld noch in der Heimat verbringen durfte, war er nichts weniger als beunruhigt. Bis zuletzt verlor er seinen Humor nicht,

der ihn bei jedermann beliebt machte. Mit seinen Scherzen suchte er alle trübe Gedanken seines Mütterchens zu verscheuchen. Bis das Merkwürdige geschah, das ihm immer noch Unfaßbare, Unbegreifliche, welches ihm die Gewißheit gab, daß er nimmer aus dem Kriege heimkehren werde.

Und das ereignete sich in der vergangenen Nacht und war so: er mochte einige Stunden geschlafen haben, als eine plötzliche Helle ihn zwang, die Augen zu öffnen. Im ersten Augenblick dachte er, es wäre in der Nachbarschaft Feuer ausgebrochen und sein Zimmer hell vom Widerschein. Aber das Licht war zu unwirklich, grell und blendend. Er wollte schreien; aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Der Gedanke, daß er träumte, stieg in ihm auf. Aber er kniff sich in den Arm und fühlte den Schmerz, betastete seine Bettdecke, griff nach dem Stuhl, — nein, er träumte nicht, er wachte! Und er war eben im Begriff, aus dem Bett zu springen, um nach der Ursache der Helle zu forschen, da geschah das Sonderbare: einen kurzen, scharfen Schlag spürte er auf seinen Nacken niedersausen und es quoll an der Stelle, die weiter nicht mehr schmerzte, auf wie Blut und rollte und schoß warm über seinen Rücken. Er sah nach, wie alles um ihn her sich rötete. Dann schwanden seine Sinne. Und er sank in einen tiefen, todähnlichen Schlaf.

Als er diesen Morgen länger wie sonst in seiner Kammer verblieb und sein Mütterchen kam, ihn zu wecken, schaute er immer wieder ganz erstaunt um sich. Er glaubte tot zu sein —, aber alles um ihn her war unverändert. Er lebte! Und doch: es war kein Traum! Mit klarer Deutlichkeit stand wieder die ganze Szene der Nacht vor ihm.

Seinem Mütterchen gegenüber schwieg er. Sie sollte sich nicht beunruhigen.

* * *

Stockburger richtete sich plötzlich mit einem Ruck auf, verbiß sein Weh, schalt sich einen Waschlappen, ein abergläubiges Jammérweib und schämte sich seiner Weichheit. Trotzig stand er unterm geöffneten Wagenfenster mit zusammengepreßten Lippen und ließ seine Blicke über die blauschwarzen Waldhöhen schweifen. Die Forste ragten stolz und in tausend Wipfeln ins lichte Morgenblau. Weiße, feine Nebel trieben träge am Flusse hin, der dunkel sich durchs schmale Wiesental schlängelte. Herbe, würzige Waldluft strömte durchs Fenster und fächelte kühlend um Stockburgers heiße Stirne. Er holte tief Atem und zog gierig die frische, durchsonnte Morgenluft ein, die ihn wieder einigermaßen beruhigte. Wie liebkosend streiften seine Blicke die verträumte, ernste Landschaft. Alles kam ihm heute schöner vor, als je. Und mit solch zärtlicher Liebe hatte sein Auge noch nie

1*

die stillen, tiefen Täler umfaßt. Sonderbar, wie innig und stark und namentlich wie bewußt innig, stark man seine Heimat plötzlich zu lieben begann, wenn ihr Gefahr, Verwüstung, Vergewaltigung droht!

Und hier wären die Franzosen zuerst, wenn die deutsche Streitmauer nicht Widerstand halten konnte, hier im Schwarzwald, in seinem Schwarzwald. Wehe dann den stillen Tälern, den friedlichen Dörfern! Die Wälder, die alten, heiligen Wälder, die hohen, mächtigen Dome von Granaten zerspellt und zersplittert! Nein, das war nicht auszudenken. Die alten Obstbäume am Straßenweg, deren jeden er kannte, die rauschenden Waldbächlein, die kristallklaren Wiesenquellen, die einsamen Waldpfade, die ihm alle vertraut waren, alle die unendlich vielen hundert- und tausendjährigen Tannenriesen schickten ihn zu ihrem Schutze hinaus ins Feld. Und für sie wollte er fechten und kämpfen. Und wäre es auch hart für seine einsame Mutter, wenn er nicht mehr wiederkehrte, für sie und seine Heimat wollte er gerne sein Leben lassen. Ein solcher Tod wäre nicht zu teuer erkaufte.

Durch diesen Gedankengang hatte Stockburger wieder sein sachliches Gleichgewicht erlangt. Der schmerzliche Zug schwand aus seinem Gesichte und machte einem festen, finsternen Trotze Platz. Morgen stünde er vielleicht schon vorm Feinde: ein Abgesandter seiner Heimat.

* * *

Einige Wochen später. — Die Vogesenberge dunkelten schwarz in die sternlose Nacht. Bisweilen donnerten vereinzelte Kanonen durch die Stille. Da und dort schlugen Gewehrschüsse kurz und scharf durch die Luft. Eine Haubitzenbatterie arbeitete sich eine steile Höhe hinauf. Tiefe Finsternis lagerte über der Waldstraße, die in Serpentinien auf den Bergkegel führte. Die Peitschen sausten über die dampfenden Pferderücken. Der Boden dröhnte und knirschte unter den Malmwalzen der breiten Geschützräder.

Elektrische Taschenlampen flammten auf, wo die Straße über abschüssige Stellen wegführte und verlöschten wieder. Der Hauptmann ritt voraus und sicherte den Weg. Plötzlich gebot er Halt. Sie waren kurz vorm Ziele. Der Wald begann sich zu lichten und da und dort schimmerte es rötlich durch's Geäste: Feuerscheine in Brand geschossener Dörfer. Eine Abteilung Infanterie hatte mittags die Höhe besetzt und Artilleriedeckungen vorbereitet. Stockburger hatte an den Sturmanfällen und der darauffolgenden Besetzung teilgenommen. Als Unteroffizier! Sein Mut und seine Unerschrockenheit, die er in den wenigen Wochen seines Feldlebens an den Tag zu legen verschiedentlich

Gelegenheit hatte, brachten ihm die Beförderung und zwei Auszeichnungen ein. Von seinem Traumgesicht ließ er gegen niemand ein Wörtchen verlauten, allein einem Schulkameraden und Jugendfreund, der im gleichen Regiment wie er diente, vertraute er eines Tages sein Geheimnis an und übergab ihm einen Abschiedsbrief an sein Mütterchen, den er wegschicken sollte, falls Stockburger auf dem Kampfplatze bliebe.

Diese Nacht hatte er Weisung, mit einigen Mannschaften der Haubitzenbatterie in die vorgebauten Deckungen zu verhelfen. Der Weg führte ein Stück über ein baumfreies Hochfeld, den die Geschütze vorsichtshalber in ziemlicher Entfernung voneinander zurücklegten. Alle Kanonen waren unbehelligt vom Feinde in Stellung gebracht, wurden schleunigst abgeprotzt und auf die feindlichen Linien eingestellt. Schon funkten die ersten. Schwarze Hunde sprangen aus feurigen Rachen. Und der Boden bebte vom Dröhnen des gewaltigen Geschützdonners.

Stockburgers Dienst war für diese Nacht beendet und er machte sich mit seinen Kameraden auf den Rückweg zu seiner Abteilung, um einige Stunden Ruhe im Unterstand zu suchen.

Eben gingen sie über das baumfreie Feld, als plötzlich ein weißgreller Schein sie umhellte. Stockburger zuckte zusammen. Es war genau die Helle, wie damals in der letzten Nacht, die er in Hintersteig verbrachte. Eine schlimme Vorahnung stieg in ihm auf. Aber schnell gefaßt befahl er „Hinlegen!“ Ein feindlicher Scheinwerfer tastete die ganze Gegend ab, auf Suche nach den brüllenden Ruhestörern. Und gleich darauf bestrich ein Granathagel die Höhenfläche. Besonders dicht fielen die Geschosse auf das baumfreie Feld nieder. Jedenfalls hatten die Suchlichter dem Feind die kleine Kolonne verraten. „Auf! Marsch, marsch!“ wechselte mit „Hinlegen“, um dem Lichte oder einem krepierenden Geschosse auszuweichen. Und so waren sie schon nahe dem Waldrand, als dicht hinter ihnen eine Granate niedersauste und das Erdreich aufwühlte. Der gewaltige Luftdruck, durch die Explosion entstanden, schleuderte sie alle zu Boden. Einige Sekunden später waren sie aber schon wieder auf den Beinen und der Wald nahm sie schützend auf. Hier erst merkten sie, daß ihr Führer fehlte. Stockburger war zurückgeblieben.


Als die Heftigkeit des Feuers etwas nachgelassen hatte, fanden sie ihn. Ein Granatsplitter war ihm in den Nacken gedrungen und hatte ihm die Wirbelsäule zertrümmert. Ein anderer Treffer hatte die Halsschlagader getroffen. Der Tod mußte sofort eingetreten sein. Sein Blut hatte rings um ihn die Wiese gerötet.

So erfüllte sich ein Schicksal, daß sich Wochen vorher offenbarte.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 534.)

Eine sehr interessante Tempelanlage ist die des Reigottes Jnari, südlich von der Stadt gelegen, bereits im Jahre 711 gegründet. Sie dehnt sich stundenweit über ein Waldgebirge aus und besitzt neben den Hauptschreinen zahllose, oft an ganz versteckten, lauschigen Plätzchen liegende Andachtsstätten. Alle nach dem Muster dieses ältesten errichtete Jnaritempel weisen eine hochrote Farbe auf. Die Tempelzugänge sind mit den Statuen zweier Füchse, an Stelle der Löwenhunde oder Tempelwächter, geschmückt. Der eine der Füchse trägt eine Rolle (Gesetz, Vertrag, Botschaft) im Maule, der andere einen apfel- oder birnenförmigen Körper, der sich als ein Feuerzeichen deuten ließe. Ein ähnlich geformter Körper wird nämlich ringsum in den Buden, aus Porzellan geformt, verkauft; er trägt auf seiner Spitze aber eine Flamme. Auch die Wahl des rothhaarigen Fuchses als Diener und Bote des Gottes Jnari, die häufige Darstellung der Inarifüchse mit Flammenschweif und die hochrote Farbe aller Jnaritempel läßt den Jnari als Feuergott ansprechen, womit sich seine Eigenschaft als Reigott sehr wohl verträgt. Hochrot sind auch die unzähligen Torii, welche Jnaris Haupttempelanlage schmücken. Torii von Bronze, Stein oder Holz finden wir vor vielen Tempeln in der charakteristischen Form . Sie stellen eine Einladung an die Götter vor, in dem ihnen geweihten Tempel Platz zu nehmen. Nach einer anderen Lesart bedeutet das Wort Torii „Vogelrast“, und sollen die sich auf den Querbalken niederlassenden Vögel den bevorstehenden Tod eines Priesters des betreffenden Tempels verkündigen. Besonders sind es die heiligen Hähne des Tempels, denen solch divinatorische Kraft innewohnt. Nun ist aber der Hahn der Auferstehungsvogel, der die Toten zum wahren Leben weckt. Hier liegt also wohl ein tieferes Symbol zu Grunde. In unserem Jnaritempel nun sind die Torii — alles Weihgeschenke — derartig gehäuft, daß sie dicht aneinander gelehnt stehen, stellenweise sogar doppelt, d. h. immer ein kleinerer unter einem größeren. So wandelt man mitten im Walde durch halbdunkle Holzstollen, von Toriis gebildet, die auf einer längeren Strecke sogar doppelt verlaufen, um sich später wieder zu einem gemeinsamen Gange zu vereinigen.

Noch einfacher und näherliegend als die oben wiedergegebene Auslegung ist die Deutung, welche den stab- oder rollenförmigen Gegenstand im Maule des rechtsstehenden Fuchses als Phallus, und den Apfel im Munde des linken Fuchses als Yoni anspricht. Die Gestalt des ersteren

ist bezeichnend genug, und der Apfel gilt als das uralte Symbol des Weibes. Auch entspricht diese Auslegung durchaus dem Charakter des Jnari als Reigott. Der Reis im Wasser, dem gleichfalls seit den ältesten Zeiten als weiblich gedachten Element, stehend, wird von dem Feuer der Sonne, dem männlichen Element, zur Reife gebracht. Der im Vorraum des Tempels zum Verkauf angebotene Pinienapfel mit einer Flamme an der Spitze stellt alsdann eine Phallus-Yoni-Vereinigung dar. Vielleicht mit lebhafterer Betonung des männlichen Faktors, womit sich der überaus starke Besuch der Jnariheiligtümer durch Frauen sehr wohl verträgt. Letzteres beweist uns z. B. die ganze asiatische und griechisch-römische Kultgeschichte.

Somit charakterisierte sich der Jnarikultus in seinem tieferen Wesen als die neue Form eines uralten Naturdienstes.

Phallus- und Yonidarstellungen sind überhaupt in Japan keine Seltenheiten. Solche weist namentlich der große Tempel in Osaka auf, der als Hauptschmuck den rot-weißen Zweiwirbel trägt, das typische Linga-Yoni-Symbol, d. h. das männliche und weibliche Element in seiner Vereinigung.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Fuchssymbolik. Neben dem Wiesel und der Schlange spielt der Fuchs, welche drei Tiere der Chinese zu der sog. „großen Feenfamilie“ rechnet (Fuchs, Wiesel, Stachelschwein, Schlange, Ratte), als unsterbliche Geister ansieht und als alte Männer darstellt, auch im japanischen Volks- und Kultleben eine große Rolle. Ich hatte in Kyoto Gelegenheit, mehrere Tempel zu sehen, in denen nur Schlangen in Bild und Plastik in den verschiedenartigsten Stellungen ausgestellt waren. Vor keinem Tempel aber fehlen wohl in den anstoßenden Verkaufsbuden Schlangenfiguren in Porzellan oder Ton. In einem gewissen Gegensatz hierzu wird das Wiesel, welches in Japan als ein magisches Wesen von übermenschlicher Klugheit gilt, gleich wie in China als ein alter Mann mit einem Wieselkopf und breitem flachen Hut dargestellt, also nicht eigentlich in seiner tierischen Gestalt. In der Hand trägt dieser Wieselman eine Laterne. Wenn nächtlich ein Irrlicht über die feuchten Reisfelder huscht, dann ist es im Glauben der Landleute das Wiesel, welches mit seiner Laterne die Saaten inspiziert. So heilig ist dieses Tier indessen doch nicht, daß sich die japanische Industrie nicht erlauben dürfte, die typische Figur, zu welcher es geworden ist, geschäftlich auszunutzen. In Nara nämlich formt man danach Krüge, die mit dem köstlichen Naraer Reisschnaps gefüllt werden. Der breite Hut dient dabei als Stöpsel, der, dem laternentragenden Wiesel aufgesetzt, das Gefäß schließt.

Der Fuchs dagegen bleibt bei allen Nachbildungen, der Schlange gleich, immer Fuchs, wiewohl man beim hieratischen Fuchs von einer Darstellung nach der Natur nur in beschränktem

Sinne reden kann. Es hat sich nämlich für den Jnarifuchs eine typische Form herausbildet, die in der Stellung, in der Paarigkeit, in den beigegebenen symbolischen Gegenständen, in der in eine Flamme auslaufenden Schwanzform ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat.

Die List, mit welcher der Fuchs seine Beute zu erhaschen und sich allen Nachstellungen des Jägers zu entziehen weiß, hat ihn wohl in der ganzen Welt in den Geruch eines überaus klugen Gesellen gebracht. Feiert der europäische Dichter seine Schliche in dem Heldenepos „Reinecke der Fuchs“, so glaubt der asiatische Bauer, daß er durch seine Klugheit sein Leben auf tausend Jahre bringen könne. Darüber hinausgehend aber sieht die japanische Volksvorstellung im Fuchs ein dämonisches Wesen. Dies zeigt sich in Nichts deutlicher als in dem den Arzt wie den Psychologen gleichermaßen interessierenden „Kitsum tsuki“, d. h. der Besessenheit durch einen Fuchs. Ein derartiger Zustand, welcher durchaus an den Werwolf der alten deutschen Sage erinnert, kommt in Japan sowohl sporadisch, als auch in Form von Epidemien vor. Die davon Befallenen wähnen sich von einem Fuchs besessen, der sie zwingt, sich ganz wie ein Fuchs zu benehmen: zu kratzen, zu beißen, rohe Nahrung zu verschlingen, auf allen Vieren herumzuhüpfen u. s. f.

Aus diesen und ähnlichen Zügen folgt, daß, wenn der Fuchs als Bote und Begleiter Jnaris gilt, er nicht als das erste beste Tier, sondern als ein mystisches, als ein heiliges Wesen gedacht ist.

Auch viele einzelne Gräber und mehrere Kirchhöfe, indes auch sehr willkommene Erfrischungshäuser gibt es in dem weiten Tempelbezirke. Denn die Anhöhen sind zum Teil sehr steil, die Aussichten von den Gipfeln aber auch überaus lohnend. Überall zur Seite der Pfade stößt man auf ins Erdreich gesteckte Gebetfähnchen und vor den zahllosen Altären auf so reichliche Opfergaben, daß sich hier Hunderte von Menschen völlig ungestört sattessen könnten. Aber auch der Ärmste würde es nicht wagen, etwas einem Gott Geweihtes zu berühren.

In diesem kaiserlichen Tempel zweiter Ordnung hatte ich Gelegenheit dem großen Tempelfest beizuwohnen. Es galt der Übertragung des Gottes in einen etwa eine Stunde entfernten Schrein, den er alljährlich einmal besucht. Fünf herrlich geschmückte Palankine, alle mit dem kaiserlichen Abzeichen versehen, standen dieserhalb bereits auf dem Podium der großen Tanzhalle. Bald nach 1 Uhr mittags begannen die Feierlichkeiten, zu denen sich ein endloses Publikum eingefunden hatte. Alle Welt hatte den kostbarsten Staat angelegt. Im Haupttempel saßen die Priester in schlichten Seidengewändern von roter, blauer, jedoch meist von weißer Farbe. Die Tempeldiener waren in rot und grün gekleidet. Zuerst segnete der Oberpriester seine Kollegen mit einem Papierwedel,

worauf diese sich teilten. Einige nahmen in der Musikhalle Platz und begannen ein Konzert mit unendlicher Melodie. Die anderen ordneten sich zum Zuge, um das Allerheiligste, den Gott oder das Symbol des Gottes, zu den Palankinen zu tragen. Zu jedem Palankin wurde ein besonderer Zug gebildet. Voran ging ein Priester, der ein in Seide gehülltes Schwert trug. Ihm folgte der Oberpriester mit dem gleichfalls verhüllten Allerheiligsten, von einem Baldachin, den 4 Priester trugen, überdeckt, genau wie bei der katholischen Frohnleichnamsprozession. Ich vermute, daß es sich um die beiden ferneren Symbole „Spiegel“ und „Kleinod“ handelte. Beim Vorübergehen der Prozession nahm alle Welt den Hut ab, nur ein Japaner tat es nicht, ohne aber dadurch Unwillen zu erregen. Allmählich begann sich nun der eigentliche Festzug zu ordnen. Es erschienen mehrere hundert Männer, alle im gleichen stahlblauen Kostüm mit Schärpen, offenbar das, was man bei uns eine Bruderschaft oder Kongregation nennen würde. Sie sollten die Spitze des Zuges bilden und trugen viele Fahnen und rote Truhen, auch einen mächtigen von Holz und Papier hergestellten grün und weißen Baum.

Erst um halb 2 Uhr waren genügend Träger für den ersten Palankin, deren etwa hundert für jeden nötig sind, erschienen. Diese Palankine sind äußerst kostbar, reich an vergoldetem Schnitzwerk, mit Emaille ausgelegt und mit prachtvoll gestickten Decken überhängt. Die Haltestangen tragen reiche Metallzierate, die bei der Bewegung lebhaft klappern und rasseln. Die Träger sind mit kurzen weißen Jacken und noch kürzeren weißen Hosen bekleidet und tragen um den Kopf ein weißes Tuch, wie die typischen japanischen Diebe. Zunächst liefen sie mit einem wahren Indianergeheul um die Tanzhalle herum, vielleicht um sich in eine Art Exstase zu versetzen, und hoben dann den ersten schweren Palankin von seinem Podest. Es begann nun ein wildes Herumtanzen mit diesem Palankin. Durch die langen Stangen setzte die sich nahe herandrängende Menschenmasse sich heftigen Stößen aus. Alles Volk aber verneigt sich vor dem Allerheiligsten, wie dieses heranschwankt, umgeben von Tempeldienern mit hochgeschwungenen Fächern, welche die rote Sonne im weißen Feld oder das kaiserliche Chrysanthemum zeigen. Ein grenzenloser Jubel bricht aus, und alles klatscht in die Hände. Langsam schwankt, klirrend und rasselnd, die Riesenbahre die Treppe des Tempelhofes hinab.

Noch viermal wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Schon vor meinen Augen aber begann zwischen zwei Trägern der Kampf um einen Platz an der Stange. Denn dieser Dienst gilt als ein gottgefälliges und sehr verdienstvolles Werk. Noch schlimmer aber ging es draußen zu, wo von der durch die fanatischen Träger hochgeschnellten Stange beim Herabfallen einem von ihnen der

Schädel zerschmettert wurde. Anderen Tags las ich in der Zeitung, daß 38 Träger — es waren im Ganzen wohl 500 — wegen schwerer Verletzungen in die Universitätsklinik aufgenommen worden seien.

Den Schluß des Zuges bildete der violettgekleidete Oberpriester mit zahlreichen Priestern im Gefolge und rotlackierten, von diesen getragenen Truhen. —

diesen getragene Truhen. —

In der Vorstadt Kitano, in prächtigem Park mit alten Bäumen, meist Pinien, liegt der Tempel Myo-shinji, welcher der vornehmen Zensekte (Rinzaisekte) gehört. Diese betreibt die reine Buddhalehre, lebt kontemplativ und hat wenig Fühlung mit dem Volk. Früher der Sitz eines resignierten Mikado ist dieser Tempel reich an Kunstschätzen. Die benachbarten Tempel Kitano Temmangu und Hirano-jinga sind shintoistisch. Sie gelten als beste Muster des reinen Shintostyls. Dort gibt es eine sehr schöne Bronzekuh und kunstvoll geschnitzte Affen zu sehen. Aber auch einen lebenden Affen, vor dem allerhand verlockende Dinge ausgebreitet liegen, auf die das heilige Tier sehnsüchtig hinschaut, die es aber nur erhält, wenn ein frommer Besuch dafür bezahlt. Der anschließende weltbekannte „goldene Pavillon“, malerisch am Rand eines Teiches und am Fuß bewaldeter Höhen gelegen, gehörte früher einem abgedankten Shogun, jetzt der Zensekte. Nur der Oberstock der dreigeschossigen Pagode zeigt noch einige Vergoldung. Das Innere zieren Altäre mit vergoldeten Statuen des Amida, der Kwanon, von Dämonen, Königen, Mönchen und dergleichen. Auch sonstige Kunstwerke, von berühmten Meistern gemalte Falt-schirme, Schiebetüren und Kakemonos beherbergt dieses Kloster. Besonders fesselte ein sehr schöner Bronzebuddha meine Aufmerksamkeit.

Daitokuji, nahe bei Kinkakuji gelegen, gilt als das an Kunstschätzen reichste Kloster in Japan. Durch die weite und prächtige Anlage hin liegen nicht weniger als achtzehn einzelne Klöster zerstreut.

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Magische und natürliche Deuteroskopie.)

Am 2. Oktober 1915 brachte die „Linzer Tagespost“ nachstehenden Bericht:

„(Fata Morgana.) Am Montag nach Sonnenuntergang nach 7 Uhr sah man, wie das ‚Prager Tagblatt‘ berichtet, über zehn Minuten lang in Zizkow in der Nähe der Gasanstalt eine Fata Morgana, die auf dem Zizkaberge noch viel klarer beobachtet wurde. Man sah über eine Brücke Militär marschieren; auch be-

merkte man, daß es eine Sumpfgegend ist. Dann sah man in einem Schützengraben Soldaten liegen, mit den Gewehren in der Hand, wie auf der Lauer. Die Luftspiegelung stand gerade über Prag, von der Gasanstalt aus gesehen. Das Auftreten von Wolken machte dem schönen Bilde ein Ende.“

Im Jahre 1830 war in dem Unterhaltungsblatte der „Bohemia“ (Nr. 20) vom 14. Februar eine Erscheinungsgeschichte veröffentlicht worden, über welche sich Georg Conrad Horst, der sie in seine „Deuteroskopie“ aufnahm, wie folgt äußert: „Ich verdanke diese Mitteilung, wie mehrere andere schätzbare briefliche Nachrichten aus dem Gebiete der Magie und des Aberglaubens überhaupt, der freundschaftlichen Güte und ungemeinen literarischen Gefälligkeit des S. T. Herrn J. H. Stratil (früherer Kreis-Distrikts-Förster zu Sittich, gegenwärtig im Ober-Forstamte zu Laibach), der in der weiten Literatur obiger dunkler Fächer einen Umfang von Kenntnissen besitzt, wie man solche vielleicht selten in jenem Geschäftskreise vereinigt antrifft.“

In der ‚Bohemia‘ wird diese höchst seltsame Begebenheit für eine Luftspiegelung und Art Fata morgana erklärt. Aber mit vollkommenem Recht setzt Herr Stratil am Schlusse derselben hinzu: „Diese Erklärung kommt mir außerordentlich gezwungen und unwahrscheinlich vor, womit jeder Leser gewiß übereinstimmen wird.“ —

Die Schilderung, welche die „Bohemia“ von diesem Phänomen damals brachte, lautete nach Horst wie folgt:

„Während der Nacht des 20. Julius 1571 beobachtete man in der Prager Neustadt eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche dem Grafen Slavata so wichtig schien, daß er sie seiner handschriftlichen Geschichte Böhmens einverleibte, und die auch in dem ‚sehenswürdigen Prag‘ von Redel und mehreren anderen Schriften nicht unbesprochen bleiben konnte. ‚Erstlich,‘ lesen wir hier, ‚entstunde ein großer Wind mitten in der Nacht ganz schnell und unvermutet; dieser weckte die Bürger durch sein grausames Brausen mit Schrecken auf, und als sie aus den Fenstern auf den Markt zu, wo dieser Sturm zu sein schien, sahen, wurden sie viel Reiter gewahr, deren Anfang und Ende sie nicht sehen konnten. Dieselben begaben sich von der weitesten Gasse, jetzo die Brand- oder die Brenntegasse genannt, zu der Kirche Corporis Christi, und darauf vor solcher vorbei zum Kloster Stovan; die Reiter führten ihre Wappen und Fahnen, als wenn sie gleich aufeinander losgehen wollten, und schienen sehr scharf gewaffnet zu sein; die Pferde und Rüstungen sahen rot aus, und gaben ein großes Geräusch von sich; die Reiter selbst aber waren ganz still. Als die Reiter vorbei gezogen, kam ein großer, bedeckter und mit Eisen wohl verwahrter Wagen, doch ohne Räder; dieser hatte eine solche Schwere, daß die benachbarten Häuser, ja die Erde selbst darunter

zitterte und sich zu bewegen schien. Den Wagen begleiteten acht Männer von ungeheurer Größe, mit Stiefeln und Sporen, aber ohne Köpfe, welche durch ihr Gehen ein größeres Trappen machten, als das vorhergehende ganze Kriegsheer. Als die Prozession über den Neustädter Markt war, sah man ein großes Feuer mitten auf dem Markte, in der Kirche Corporis Christi, und in solchem viele Kasten, gleich als Pulverkasten; es wurde aber alsobald ein Wagen herbeigeführt, in welchen diese Kasten und Schlagfässer geworfen wurden; dieser Wagen folgte den Reitern nicht, sondern ging zurück in die Stadt, nach dem Rathaus zu. Hierauf entstand von neuem ein starker Wind und verschwand alles in einem Augenblick, ausgenommen, daß in der Luft helle Dämpfe und ein glänzender Wagen bis an den lichten Tag zu sehen blieb.

Viele, so dieses Schauder-Spectakel sahen, erschracken so darüber, daß sie in Krankheit verfielen, auch starben Einige an solchen.

An der Wahrheit dieser Sache ist nicht zu zweifeln, weil zahlreiche Menschen, so sie gesehen und genau deshalb sind gefragt und examiniert worden, wie der Autor, Graf Slavata, bezeuget.“ —

Bisweilen waren mit dergleichen gespenstischen Darstellungen und Wolkengesichten auch symbolische Bilder und Erscheinungen verknüpft. „So sah man,“ sagt Horst in seiner „Deuteroskopie“, „zum Beispiel zu Kopenhagen einmal zwei Kriegsheere am Himmel gegeneinander ziehen und sich bekämpfen, deren jedem ein — Stern als Anführer oder — General-Feldmarschall voraus ging, und die Bewegung der Truppen leitete.“ — Im „Diarium europaeum, Continuatio“ XXXIV (Jg. 1677 pag. 215) wird dieser Fall wie folgt berichtet: „In voriger Nacht, als nämlich zwischen dem 22. und 23. hujus (Mai, 1677) haben mehr denn 1000 Personen allhier abermahlen zwei große Armeen am Himmel, die eine aus dem Süden, die andere aus dem Norden hervor kommende, gesehen, und daß vor jedweder Armee ein großer Stern als derselben General-Anführer vorausmarschieret, dem solche Armeen nachgezogen. Die aus dem Norden trieb die im Süden stehende Armee anfangs ziemlich weit zurück, zuletzt aber bekam diese die Oberhand, jagte die andere zurück usw.“ —

C. C r o w äußert sich in der „Nachseite der Natur“ über die in Rede stehenden Erscheinungen unter anderem wie folgt: „Diese Phänomene sind so wohl verbürgt, daß man sie als atmosphärische Reflexe von anderwärts wirklich in Bewegung befindlichen Heeren zu erklären suchte. Wie sollen wir uns aber die visionären Truppen deuten, die der Sehende nicht in der Luft, sondern auf demselben Boden wahrnimmt, auf welchem er steht, wie dies namentlich bei denen in Havarah-Park unfern Ripley im Jahre 1812 der Fall war? (Und bei der vorerwähnten im Jahre 1571 in Prag be-

obachteten Erscheinung.) — Diese Soldaten trugen weiße Kollerer, und in ihrer Mitte befand sich ein Mann mit scharlachfarbener Uniform. Nachdem sie mehrere Evolutionen ausgeführt hatten, begann die Gesamtmasse in vollkommener Ordnung nach der Spitze eines Hügels zu marschieren und kam dabei bis auf hundert Schritte an den Zuschauern vorüber. Sie beliefen sich auf mehrere Hundert und marschierten in einer vielgliederigen Kolonne dreißig Acker Feldwegs dahin; kaum waren sie vorbei, als ein anderer noch viel größerer Haufen dunkler Montur nachkam, ohne gegen die vorausgegangenen eine Feindseligkeit an den Tag zu legen. Nachdem beide Abteilungen die Anhöhe erreicht und sich daselbst in der Form eines lateinischen L aufgestellt hatten, verschwanden sie gegen die andere Seite hinunter und wurden nicht mehr gesehen; aber im selben Moment stieg eine Rauchsäule wie bei Lösung eines Artillerieparks auf, welche so dicht war, daß die Bauern auf dem Felde zwei bis drei Minuten lang ihr eigenes Vieh nicht mehr sehen konnten. Sie eilten nach Hause, um zu berichten, was ihnen vorgekommen war. Der Eindruck, welchen die Sache auf sie machte, war so erschütternd, daß sie nie ohne große Aufregung davon sprechen können. — Einer davon war ein 45jähriger Farmer, namens Jackson, der andere ein Bursche von 15 Jahren, welcher Turner hieß; sie hüteten zur Zeit dieser Erscheinung gerade Vieh in dem Park. Das Ganze scheint nahezu eine Viertelstunde gedauert zu haben, während welcher Zeit sie sich bei vollkommener Besinnung befanden, und gegenseitig über das, was sie sahen, Bemerkungen machten. Beide waren Personen von unanfechtbarem Charakter und der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe, so daß niemand, der sie kannte, in Zweifel zog, ihre Aussage sei wirklich so, wie sie die Dinge gesehen hätten oder doch zu sehen glaubten. Es muß noch bemerkt werden, daß die Gegend frei von Sümpfen und durchaus nicht mit Ausdünstungen behaftet ist.“ —

„Unmittelbar vor der Schlacht von Lützen,“ berichtet Horst in seiner „Deuteroskopie“, „erblickte man zu Stockholm über dem königlichen Schlosse eine Jungfrau von überirdischer Größe und Schönheit in der Luft, in der einen Hand eine brennende Fackel, in der anderen ein weißes Gewebe, wie ein Schnupftuch haltend. — Dies Gesicht war, wie die Schriftsteller jener Zeit versichern, nicht von einigen, sondern von einer Menge Menschen gesehen. Es ward gleich von Anfang an für vorbedeutend gehalten, und zog die größte Aufmerksamkeit auf sich. Nach der Schlacht von Lützen gab man ihm folgende Auslegung. Die brennende Fackel, welche die Jungfrau in der Hand schwang, habe bedeutet, daß die Fackel des Krieges nicht erlöschen, sondern mit dem Tode des Königs sich erst recht entzünden werde, und das weiße Gewebe, das die Erscheinung in den Händen hielt, sei ein Schnupftuch, um

Schwedens und der Menschheit Tränen damit aufzufangen und zu trocknen.“¹⁾ —

Gaffarelli, welcher über Wolkengesichte und Wolkenbilder ein eigenes Buch geschrieben hat, erzählt darin, daß einmal halb Mailand zusammenlief, um einen Engel zu sehen, der über der Stadt schwebte. Er selbst sah einen Augenblick mit Erstaunen, was die gaffende Menge sah — einen eigentlichen Engel mit Flügeln und mit einem Worte ganz so, wie die Engel von unseren Bildhauern und Malern gemacht werden. — Aber schon den zweiten Augenblick entdeckte er die natürliche Ursache der wunderbaren Erscheinung. Es war das Bild eines Engels, der sich ich weiß nicht auf welcher Kirche, oder auf welchem Turme befand (!), dessen Figur sich in der niederen Wolke brach und darstellte. — Dieser Gelehrte sucht auf ähnliche Art die meisten Wolkenbilder natürlich zu erklären, nämlich durch den Widerschein von wirklichen Gegenständen auf der Erde, wobei, wie man sich vorstellen kann, die Erklärung oft wunderbarer herauskommt, als die Sache selbst. (G. C. Horst „Deuteroskopie“.)

„Eine in allen Zeiten widerkehrende Erscheinung“, sagt Dr. Heinr. Bruno Schindler im ‚Magischen Geistesleben‘ (S. 38), „ist die Vision der göttlichen Hilfe im Kampfe.“ — Die Römer sahen Castor und Pollux im Vordertreffen; für die Makkabäer streiten fünf Männer, die vom Himmel kommen, gegen Timotheus den syrischen Feldherrn; die Kreuzfahrer sahen den heiligen Georg, die heidnischen Skandinavier die Schatten ihrer Geliebten, die Kriegsgefährten des Cortez den heiligen Jakob auf weißem Streitrosse als Vorkämpfer im Schlachtgewühl. Hierher gehören auch jene Fälle, wo das Öffnen des Himmels, das Herabfallen von Kreuzen von einer Menge von Menschen gesehen wurden, wie z. B. 1631 bei Leipzig, 1647 in der Voigtei Bankforst in Westphalen, 1652 in Meißen und in der Lausitz, 1660 in Schonen bei Grögnäs in Schweden. — Ein Gesicht dieser Art, welches Walter Scott nach Walker's Lives (Edinb. 1827) mitteilt, ist zu merkwürdig, als daß es nicht hier eine Stelle finden sollte. Im Jahre 1686, in den Monaten Juni und Juli, versammelten sich, wie noch mancher jetzt lebende Augenzeuge es bestätigen kann, zwei Meilen unterhalb Lanark an den Wassern des Clydefflusses mehrere und viele Leute zur Zeit der Nachmittagsstunden, wo dann zu sehen war, wie aus der Luft Mützen, Hüte, Schwerter und Gewehre herabschauerten und in die Bäume oder auf den Rasen

¹⁾ Die Verörtlichung der Erscheinung über dem Königsschlosse in Verbindung mit Versinnlichung von Krieg und Thränen durch Fackel und Taschentuch könnte auch als eine nur den Heldentod des Königs Gustav des II., Adolf, der am 16. November (6. Nov. alten Stils) 1632 in der Schlacht bei Lützen erfolgte, voranzeigende Allegorie aufgefaßt werden.

fielen: dann stellten an die Wasserseite sich Geharnischte in Reihen auf, Rotten gesellten sich zu Rotten, wogten dann durcheinander, stürzten zu Boden und verschwanden, worauf sofort andere Scharen erschienen, die desselben Weges wieder unsichtbar wurden. Drei Nachmittage nacheinander ging ich ebenfalls hin, erzählt der ehrliche Peter Walker, wo ich denn wahrnahm, daß zwei Dritteile der Anwesenden solches sahen, ein Drittel aber nichts sah und ich selbst auch nichts sehen konnte; doch war bei alledem unter den Sehenden solche Furcht und solches Zittern herrschend, daß alle diejenigen, die nichts sehen konnten, doch deutlich jene Furcht der Übrigen wahrnahmen. Ein Mann, der dicht neben mir stand, ein Mann, der eben so sprach, als viele andere sprachen, sagte: ‚Ein Rudel verdammter Hexen und Teufelkerle mögen hier was sehen, mich soll der Geier holen, wenn ich etwas der Art erblicke!‘ Allein kaum hatte er diese Worte ausgestoßen, so ward eine auffallende Gesichtsveränderung an ihm sichtbar, und mit ebenso großer Furcht, als irgend ein anwesendes Weib zeigte, rief er aus: ‚Alle, die ihr nichts sehet, saget kein Wort, denn es ist eine Tatsache, und es kann sie jeder unterscheiden, der nicht stockblind ist!‘ Und diejenigen, welche sie sahen, beschrieben nun die Schlösser der Gewehre und die Länge und Dicke derselben, und die Griffe der Schwerter und ob diese platt oder dreischneidig oder von hochländischer Arbeit waren usw. und sagten aus, was für Klunker an den Mützen baummelten, ob blaue oder schwarze, und alle, welche dergleichen in der Luft erblickten, sahen, wohin sie beim Weggehen sich wenden mochten, eine Mütze und ein Schwert in den Weg fallen.“ —

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Fortsetzung von Seite 534.)

Wie der hl. Einsiedler Antonius in der Wüste, der um 315 zur Zeit des Kaisers Constantin d. Gr. († 337) lebte, unzählige Versuchungen und Anfeindungen des Teufels, die schrecklichsten Spukerscheinungen und Qualen zu dulden hatte, so mußte, wie schon oben eingehend berichtet wurde, auch die fromme Tertianerin Anna Moes im Jahre 1860 die furchtbarsten Teufelsqualen und Spukverfolgungen ausstehen. Sie war damals 30 Jahre alt. Sie war von 1856—58 Haushälterin bei ihrem geistlichen Bruder, der plötzlich starb, und den sie wegen seiner Strenge gegen sie im Fegefeuer leiden sah, sodaß sie eigene strenge Bußübungen zu seiner baldigen Befreiung übernahm. In der Fastenzeit 1860 nun, wo sie ihre Übungen der Abtötung des Fleisches verdoppelte,

hub der Spuk an. Gegenstände verschwinden insgeheim. Schreckbilder von wandelnden Leichen, Gerippe mit Totenköpfen kommen einhergewackelt, Mäuse trippeln umher. Bestien fletschen die Zähne. Auf dem Kirchwege fühlt sie sich zurückgezogen; im Beichtstuhle wurde ihr die Zunge gelähmt; bei dem Gebete vernahm sie Gotteslästerungen; die Brust ward ihr zentnerschwer gepreßt. Ihr Beichtvater, der Redemptorist P. Romé, nimmt ein Privatexorzismus mit ihr vor. Alles hilft nichts.¹⁾ Steine kommen geflogen, so daß der Mörtel von der Mauer fällt und die Steine ihr Bett umsausen. Ein andermal wird unter Gepolter ein Haufen Steine vor ihr Bett ausgeschüttet. Ein Topf mit Wasser wird ihr über den Kopf gegossen, so daß sie vom durchnästen Bette aufstehen mußte.²⁾

Unglaublich dünken diese Schreckerscheinungen des Spuks. Doch Tausende von ähnlichen Spukphänomenen und Drangsalen sind im Leben der größten Heiligen verzeichnet, können heute noch allenthalben in Stadt und Land erlebt und beobachtet werden.

Im kleinen Großherzogtum Luxemburg kamen übrigens, so weit mir bekannt, sonst keine so auffallende schreckbare Haussteinigungen wie die oben beschriebenen vor, doch viele kleinere, unbedeutende Spukerscheinungen, die in Familien sich abspielten und nach bestem Vermögen vertuscht, geheimgehalten wurden. Man schrieb Nachbarn, angeblichen Hexen und Zauberkünstlern diese foppenden und nörgelnden Manipulationen zu. In Cleof hatte in der frommen Familie eines Gerbereibesitzers die Frau viel in den Jahren 1860 von solchem Spuk von Klopftönen, Porzellantanzen in der Abenddämmerung zu leiden, sodaß sie die Nachbarn zu Hilfe rufen mußte. In derselben Ortschaft waren in 2 verschiedenen Gässelchen dergleichen Phänomene zu verzeichnen. In der Stadt Luxemburg hatte ein angesehener Advokat und Deputierter um dieselbe Zeit ähnlichen Spuk erlebt, so daß er die Miete kündigen, ein anderes Haus beziehen mußte.

Im Sagenschatz des Luxemburger Landes ist man erstaunt, eine ungemein große Zahl von Erzählungen über verwunschene Häuser, Spukerscheinungen auf Kirchhöfen, Ruinen usw. zu lesen. Frei darf man behaupten, daß die Erzählungen auf wirklichen, aber verschieden erklärten Tatsachen beruhen, die sich forterzählten und in der Folge als „Folklore“ dem Sagenschatz des Volkes einverleibt wurden.

Auch aus dem benachbarten belgischen Städtchen Laroche berichteten um 1880 die belgischen Zeitungen einen Wochen lang

¹⁾ Immer so bei *hysteria maior!* — R e d.

²⁾ S. „Mutter Maria Dominika Klara vom hl. Kreuz und ihre Klostergründung,“ von J. P. Barthel, Rektor. Mit bischöfl. Approbation und Vorwort. Paulusges. Luxemburg, 1908.

andauernden Spuk, der die untersuchende Polizei, den Vikar belästigte, hin und her schleuderte, ihm die Kopfbedeckung weithin forttrug usw.

IV. Spukphänomene des Klopfens und Tischrückens bei modernen Spiritistensitzungen.

In unseren Tagen zeigt sich der Spuk am häufigsten und auffallendsten im Spiritismus, einer uralten bei den Griechen und Römern, wie auch bei den Ur- und Naturvölkern bekannten Art, Geister zu befragen, die Zukunft zu erforschen, Wahrsagerkünste zu betreiben.³⁾ Es gibt eben nichts neues unter der Sonne und dem wechselnden Monde. Nur erscheinen alte Wahrsagekünste im Modekleide des neuesten Fortschritts, je nach der Ausbildung des Volkes und des herrschenden Zeitgeistes. Im Leben der Einsiedler, Aszeten, der Heiligen, namentlich der Besessenen in allen Zeiten, Zonen, bei Nationen aller Zungen, wie unten dargetan wird, sind seltsame, wunderbare, unerklärliche Spukerscheinungen zu verzeichnen, welche der Sagenwelt und der Volkskunde (Folklore) vielfach angewiesen worden sind.

Bei den Geschwistern Fox in Hydesville in Amerika war es bekanntlich gerade Spuk, das geheimnisvolle Klopfen, welches das Neuerwachen, die Wiedereinführung des Spiritismus 1848 im Gefolge hatte, weshalb an erster Stelle auf diese Begebenheit hier wiederholt hingewiesen werden soll. Ein Mann war dauernd Nachts durch Klopfen geweckt worden, hatte um Mitternacht eine kalte Hand über sein Gesicht fahren gefühlt. Im Hause des Methodisten Fox begann dann am 18. Februar 1848 das Klopfen und eine der Töchter unterhielt sich eben durch Klopfen mit dem unsichtbaren Wesen, das sich als Geist eines ermordeten Krämers hinstellte. — In der Stadt Strathfort ereignete sich im Hause des Predigers Phelps gleichfalls solches Klopfen, das bald gewaltige Dimensionen bis zu Erschütterungen und Zerstörungen annahm. Allbekannt sind ja die Spukereignisse in Spiritistensitzungen. Der Schriftsteller Prémartin z. B. erzählt ausführlich in der „Revue du monde invisible“ (déc. 1905) einen Spuk in der Villa Daniel mit dem Phantom „Stella“ — ein ansprechender, aufregender Roman.

Die sonderbaren Spukphänomene bei den Spiritistensitzungen mit Medien in unseren Tagen schildert trefflich der Leibarzt des † Papstes Leo XIII., Dr. Laponi a. a. O. S. 102 wie folgt:

³⁾ Auch dieser Deutung des Begriffs „Spiritismus“ können wir nicht zustimmen. Bei einer wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes kommt es lediglich auf die Feststellung nicht normaler, scheinbar durch Geister („spirits“) veranlaßter Erscheinungen an. — Red.

„Nehmen wir an, die Kette sei aufgelöst. Plötzlich entstehen an verschiedenen Stellen des Tisches Geräusche, nach Art abgehackter Schläge. Die Schläge wiederholen sich oft und heftig, Darauf bewegt sich der Tisch, obwohl er von keinem der Anwesenden berührt wird, wendet sich, hebt sich vom Boden, macht kreisförmige Bewegungen, bald langsam, bald furchtbar schnell, zuerst einige Minuten rechts herum, dann einige Minuten links herum, wandelt von einer Stelle des Zimmers zur andern, schaukelt bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß. Nachher kehrt er plötzlich ohne fremde Hilfe an seine Stelle zurück und bleibt, wie ermüdet von der großen Arbeit, ruhig stehen. Unterdessen bewegen sich auch die andern Gegenstände des Zimmers, die Schemel springen herum, klettern an den Personen hinauf, die Lehnstühle schleichen schwer am Boden und neigen sich vor den etwa anwesenden Damen. Die Stühle hüpfen umher, neigen sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, stellen sich auf einen einzigen Fuß in horizontaler Lage ohne zu fallen, entgegen jedem Gesetz des Gleichgewichts. Die Porzellanstücke, die Gläser, die Leuchter, welche die Kamine, die Konsolen und die kleinen Tischchen schmücken, beginnen einen seltsamen Kreistanz.⁴⁾ Sie bewegen sich, stoßen sich, laufen durcheinander unter außerordentlichem Lärm, ohne zu zerbrechen, oder sonst Schaden zu nehmen. Wenn die Möbel, auf denen sie stehen, sich stark nach einer Seite neigen oder kopfüber umstürzen, so rühren sie sich nicht vom Platze, als ob sie festgemacht wären. Eine Pendule verläßt ihren Standort, um in den Schoß einer hierüber jäh erschreckten Dame zu fallen. Eine Vase aus Bronze bewegt sich nach verschiedenen Richtungen, ohne Schaden anzurichten oder sonstige Stücke, auch Glassachen, die auf dem Tische stehen, zu zerbrechen, um kreuz und quer durch das Zimmer einer Person nachzulaufen. Die schweren Möbel des Zimmers, Schränke und Kommoden bewegen sich, verändern ihren Platz, erheben sich in die Luft, wo sie einige Zeit bleiben. Während die oben beschriebenen wunderbaren Dinge vor sich gehen, verlieren einige Gegenstände des Zimmers einen sehr großen Teil ihres Gewichtes, so zwar, daß ein Kind diese umfangreichen und mit andern Gegenständen belasteten Möbel von einem Ort zum andern tragen kann, als ob sie aus Flaum wären. Andere Gegenstände hingegen bekommen, obwohl sehr klein, ein unsagbares Gewicht, und zwar so, daß drei oder vier starke Menschen sie nicht weiter als einige Zentimeter vom Boden heben können, Dinge, die unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Kind nach Belieben bewegen kann. Dieser Wechsel des Eigengewichts bei den

⁴⁾ Idealistisch-phantastisch ist diese Schilderung allerdings. Diese Spukphänomene kommen übrigens nie alle in einer Medien-Spiritisten-Sitzung vor, sondern sind zu einer Schilderung gesammelt aus allen bisher bekannten Sitzungen.

verschiedenen Körpern ist vorübergehend und dauert nur so lange, als es dem mysteriösen Wesen gefällt. Andere Dinge wechseln von einem Augenblick zum andern ihre Temperatur ohne sichtlichen Grund. Um das Schauspiel manigfaltiger zu gestalten, kommt zuweilen Musik dazwischen vor. Wenn in dem Zimmer ein Musikinstrument ist, so wird dieses ertönen, ohne daß jemand es berührt. Ist es ein Klavier oder Harmonium, so wird man höchstens die Tasten von sich selbst auf- und abgehen sehen in Übereinstimmung mit den Noten der Musik, die gespielt werden, ohne daß irgendwie die Kraft sichtbar wird, welche sie bewegt. Fehlt im Zimmer, im Haus, in der Umgebung das Instrument, so hindert das keinesfalls, daß Musik ertönt. Unsichtbare Instrumente werden sich hören lassen und zwar so, daß die Musik entweder nahe oder fern erschallt, wie das Medium will. Die Musik wird nach seinem Belieben ernst oder lustern, heiter oder traurig, weich oder kräftig, klassisch oder übermodern sein. Der Ton kommt aus der Luft, von einer Wand her, strömt von der Decke oder vom Fußboden des Zimmers oder von irgend einer Statue oder aus dem Innern einer Truhe. In der Hervorbringung dieses wunderbaren spiritistischen Vorgangs kommt den indischen Fakiren niemand gleich. Aber plötzlich hört die Musik auf; unter einem beständigen Lärm schwanken, wie bei Erdbeben, die Wände und die Decke des Zimmers, der Boden nimmt eine wellenförmige Bewegung an und scheint unter den Füßen verschwinden zu wollen, und ein heftiger Luftzug dringt frei ins Zimmer, während draußen die Luft vollständig ruhig ist. Die Lichter gehen aus und alles liegt in tiefstem Dunkel. Dieses dauert jedoch nicht lange; denn plötzlich zeigen sich Flämmchen, in den verschiedensten Richtungen zucken Lichter hin und her, deren Farben wechseln, bis schließlich ein gleichmäßiges Licht eintritt, das bald lebhaft und hell, bald ruhig und mild, bald beständig, bald abwechselnd ist, und das aus sich selbst zu entstehen scheint. Unterdessen wächst zum großen Erstaunen der Anwesenden die Person des Mediums zu kolossalen Dimensionen oder wird außerordentlich klein, aber stets so, daß die Proportionen gewahrt bleiben.

Nach verschiedenen Wandlungen, vom Giganten zum Zwerg und umgekehrt, zur gewöhnlichen Körpergröße zurückgekehrt, hebt sich das auf einem kleinen Sessel sitzende Medium langsam in die Höhe, bis es plötzlich an der Decke anlangt. Ein lichter Schein umgibt es, entweder am Kopfe allein oder um die ganze Gestalt. So bleibt es 8—10 Minuten in der Höhe schwebend. Nachher kommt es entweder langsam oder mit Heftigkeit gegen eines der Fenster im Zimmer. Das Fenster öffnet sich von selbst vor ihm, das Medium zieht hinaus, bewegt sich in der Luft herum, kehrt nachher unter den Augen aller durch ein anderes

gleichfalls von selbst sich öffnendes Fenster zur Wohnung zurück. Der Vorgang wiederholt sich mehr als einmal mit abwechselnden Einzelheiten. Während der Zuschauer voll Staunen diese Begebenheiten bewundert, entzünden sich die Lichter von selbst, wie sie von selbst ausgegangen waren, und ein kalter oder warmer Lufthauch wird von jedermann an dieser oder jener Stelle des Körpers wahrgenommen. Derselbe teilt sich den Kleidern mit, bläst bald die Ärmel, bald die Rocktaschen, bald die Hosen auf und scheint die ganze Person umhüllen zu wollen. Inzwischen huschen unsichtbare Hände umher, die an den Kleidern herumzerren; dem einen nehmen sie die Uhr, dem andern das Taschentuch, einem dritten das Notizbuch fort, und diese verschiedenen Gegenstände befinden sich nachher im Schoß oder in den Taschen anderer Zuschauer, die von den Leuten, denen sie abgenommen wurden, weit abstehen. Anderen Personen reichen wieder andere unsichtbare Hände die Hand, berühren deren Arme, Schultern, Schenkel, Knie. Den einen streicheln sie, den andern zupfen sie am Bart oder am Schnurrbart oder an den Haaren, einem dritten werfen sie den Hut auf den Boden, wieder einem andern geben sie Ohrfeigen, beschmutzen dessen Gesicht, Hände, Kleider mit allerhand Unrat. Denjenigen, für welche diese geheimnisvollen Wesen besondere Sympathien haben, fallen plötzlich Blumensträuße, Schachteln mit Süßigkeiten und andere Gaben in den Schoß. Woher diese Dinge kommen, ist nicht zu ermitteln. Einige feine mechanische Arbeiten, die von jenen eben begonnen waren, werden auf einmal ohne deren Zutun ganz vollendet,

Wenn unter den Zuschauern einer ist, welcher das Medium ersucht, diesem Getöse ein Ende zu machen und statt dessen mit den „Geistern“ eine Unterhaltung zu beginnen, so ist das Medium zu höflich, um nicht diesen Wunsch zu erfüllen.

Die Stimmen lassen sich alsbald vernehmen. Bald kommen sie von den Wänden, bald von der Decke, bald vom Boden, bald von diesem, bald von jenem Möbel des Zimmers, bald aus der Mitte der Kammer. Diese Stimmen sprechen einmal in gewöhnlicher Redeform, dann deklamieren sie in rednerischer Weise, oder erklingen in Weisen, die mehr oder weniger von einander abweichen. Die Mitteilungen der „Geister“ sind meist albern, geistlos, unklar, unzusammenhängend und widerspruchsvoll, sie zeigen wenig Spuren von einer höheren geistigen Intelligenz, sind vielmehr der getreue Spiegel von dem Bildungsstand der Anschauungs- und Sprechweise und der Religion des betreffenden Mediums. Katholische Medien reden katholisch, protestantische protestantisch usw. Die Spiritisten reden von „Foppgeistern“ und „Lügengeistern“, die sich leider in alles einmischen sollen.“

* * *

Krach- und Klopftöne, die als Beweise für die unsichtbare Anwesenheit von Geistern geltend gemacht werden, können freilich von manchen Personen beiderlei Geschlechts bei einiger Übung künstlich hervorgebracht werden, durch Bewegung der Mittelhandknochen und Stemmen der ganzen Hand gegen eine feste Fläche oder durch die Knie- bzw. Fußgelenke usw.

Nach Maxwell u. a. sind aber diese Raps in den verschiedensten Stellen und Gegenständen des Zimmers wahrzunehmen und sind eine Wirkung der psychischen Kraft, welche auch außerhalb des Körpers zu wirken imstande sein soll.

Prof. Hyslop konnte nur in einem einzigen Fall Klopfen beobachten. Er fand, daß die Töne immer aus allernächster Nähe der Hand eines der am Tische sitzenden Teilnehmer und zwar nicht des angeblichen Mediums herkamen. Wenn die Person, an deren Hand das Geräusch gebunden schien, den Platz wechselte, so wechselte auch die Stelle des Klopfens.

Lichterscheinungen werden häufig beobachtet auch unter guter Kontrolle. Am besten waren sie bei Dunkelheit, schwach auch bei Licht mitunter wahrzunehmen. Man bringt sie mit den Ausstrahlungen in Verbindung, die namentlich an den Fingerspitzen häufig vorkommen sollen. Auch hier ist Nachahmung und Täuschung leicht möglich. (Über medianime Lichter, s. Psych. Studien 1910. S. 185 ff.) Man bemerkt überdies Verschwinden und Wiedererscheinen von Gegenständen, die Durchdringung fester Materie, die sog. Knotenexperimente, Verkettung von Ringen usw.

So müßte man tatsächlich jene unkörperlichen Spuk-, Polter- und Lügengeister als Urheber der spiritistischen Erscheinungen ansehen. Solchen, Spuk-, Lügen- und Poltergeistern dürfte auch die Doppelgängerei wohl anstehen.

Wenn nun auch das Eingreifen von Lügengeistern in irdische Verhältnisse nicht als unmöglich bezeichnet werden kann, ja das meist wenig würdige Treiben der Spiritisten bei ihren Sitzungen nebst ihren unchristlichen Geisteroffenbarungen und verkehrten Religionsbestrebungen dem bösen Feinde einen recht günstigen Anhaltspunkt zur Einmischung zu bieten scheint, so muß doch so lange als möglich von der Wissenschaft eine rein natürliche Erklärung versucht, müssen natürliche Kräfte, seelische Fähigkeiten als Ursache der Erscheinungen angenommen werden. (Vergl. Walter, „Aberglaube und Seelsorge“ 1911). Denn es ist unseliger Aberglaube, bei allem, was man nicht ganz erklären kann, dämonischen Einfluß zu wittern. Auch dem Theologen steht in diesem Punkt die Skepsis besser an als die Neigung zur dämonischen Erklärung.

(Schluß folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Die Schrift „περὶ ἐνυπνίων“ des Synesios von Kyrene.

Von Professor Dr. A. Ludwig, Freising.*)

Die eigenartige Erscheinung eines neuplatonischen Philosophen im Bischofsgewande hat die Augen gar manchen Forschers von Nikephoros Gregoras bis Marsilio Ficino in älterer, von F. X. Kraus bis Grützmaker¹⁾ in neuerer Zeit auf sich gezogen. Kraus hat 1866 seine Studie über Synesios²⁾ mit der Bemerkung geschlossen, er hoffe, sein Aufsatz werde anregend wirken „und den Blick der gelehrten Welt auf den trefflichen Synesios und seine einst so herrliche Vaterstadt³⁾ wenden. Wo einst Apollons Tempel dicht neben den klaren, dem Fels entsprungenen Fluten seiner Geliebten, der minyischen Jungfrau Kyrene, im Angesichte des schluchtenreichen Unterlandes, im Angesichte des weiten Meeres, den herannahenden Fremdlingen und Kolonisten ein Leitstern und ein Heiligtum gewesen, da ist jetzt alles in Trümmern und Schweigen gesunken, und von einem ganzen reichen Kulturleben ist uns nichts geblieben als die wenigen Schriften einiger geistvollen Söhne der königlichen Kyrene. Auch diese Schriften der Vergessenheit anheimzugeben, wäre ein Unrecht gegen die Vergangenheit und gegen uns selbst; denn es ist der Wissenschaft nicht erlaubt, ungelesen irgendein Blatt der Entwicklungsgeschichte menschlicher Bildung umzuschlagen.“ Was der geistvolle Kraus sich ersehnte, das wird ja hoffentlich eine nahe Zukunft erfüllen. Durch die italienische

*) Mit gütiger Erlaubnis des hochwürdigen Herrn Verfassers entlehnt aus: „Theologie und Glaube“, Zeitschrift für den katholischen Klerus, herausgegeben von den Professoren der Bischöflichen philos. theolog. Fakultät in Paderborn. Jahrgang 7, 1915, Heft 7. (S. 547—558). Red.

¹⁾ Ich lege Wert darauf, zu betonen, daß ich bereits vor Erscheinen von Grützmakers trefflicher Studie die Absicht hatte, des Synesios Schrift über die Träume näher zu würdigen, und daß meine Uebersetzung, bezw. die Inhaltsangabe von dessen Schrift fertig war, bevor ich Einsicht in Volkmanns und Grützmakers Buch nehmen konnte. Da übrigens beide in keine sachliche Würdigung des Inhaltes der Traumschrift eintraten, so ist auch nach dem Erscheinen von Volkmanns und Grützmakers Schrift meine Untersuchung nicht überflüssig. Die beachtenswerte Studie über Synesios von Wilhelm Ludwig in dessen Schrift „Spaziergänge eines Wahrheitssuchers ins Reich der Mystik“ scheint Grützmaker entgangen zu sein.

²⁾ Tübinger Quartalschr. 1865—66. ³⁾ Kyrene.

Eroberung der Kyrenaika sind die Tore zum Einzug einer neuen Kultur geöffnet, die wissenschaftliche Durchforschung jener Stätten wird uns aber auch bald einen reichen Einblick in eine vergangene große Kultur gewähren, und ich glaube, gerade die moderne okkulte Forschung wird den Schriften eines Synesios erhöhtes Interesse zuwenden.

Seitdem die tieferen und schwierigen Probleme der Seelenforschung, wie Telepathie, Hellsehen, zweites Gesicht, Wahrtraum, Mediumismus, den Händen populärer Charlatane mehr und mehr entwunden und Gegenstand ernster Forschung von seiten bedeutender Vertreter der Wissenschaft geworden sind,⁴⁾ wird sich immer klarer zeigen, welche Bedeutung auf dem Gebiete der Seelenforschung⁵⁾ der neuplatonischen Philosophie zukommt, und ich möchte darauf hinweisen, wie einer der letzten Vertreter dieser Philosophie der Mystik, ein Schüler Hypatias und späterer christlicher Bischof, das Phänomen des Traumes und insbesondere des Wahrtraumes einer geistvollen Erörterung unterzogen hat in der Schrift περὶ ἐνυπνίων. Bereits Migne hat seine Wiedergabe der Schrift des Synesios⁶⁾ mit der Bemerkung eingeleitet, dieselbe sei „mirabilis acuminis et ingenii testis“, Petavius freilich, der 1633 eine lateinische Übersetzung besorgt hatte, hat sie keiner erklärenden Noten gewürdigt („nihil ad hunc librum adnotavit Petavius“ sagt Migne), weil der Inhalt ihm zu heidnisch war „liber de insomniis merum cultorem deorum redolet neque vel pilum christiani habet hominis“.⁷⁾ Heute im Zeitalter einer vertieften und vorurteilsfreien psychologischen Forschung würde er wohl anders urteilen.

Dagegen fand die Schrift zur Zeit der Renaissance in Italien hohe Schätzung in den Kreisen namentlich, die zu Florenz der platonischen Akademie angehörten, und es ist kein Zufall, daß gerade der mystisch gesinnte Marsilio Ficino diese Schrift als erste unter allen des Synesios 1489 zu Florenz ins Lateinische übertrug⁸⁾. War doch Ficino der Bannerträger des Neuplatonismus in Italien, übersetzte neben Plato noch Plotin und Porphyrius und wurde dadurch ebenso auf den Neuplatoniker Synesios geführt wie Jahr-

⁴⁾ Ich nenne nur Prof. Wallace, Crookes, Myers, Lodge und die Londoner Society for psychical research; Prof. Hyslop, Hodgson, Richet, Flammarion, Dr. Maxwell und Dr. Ochorowicz, Aksákov, Perty, Schiaparelli, Lombroso, Flournoy, Morselli, Lapponi (Leibarzt Leos XIII.), Kerner, Daumer, Zöllner, du Prel, Schrenck-Notzing, Zurbonsen, Schottelius, Bormann.

⁵⁾ Insbesondere der sog. supranormalen Kräfte der menschlichen Psyche. ⁶⁾ Migne, S. gr. 66 S. 1282. ⁷⁾ Migne, S. 1023.

⁸⁾ Wie groß in der Renaissance das Interesse gerade für diese Schrift des Synesios war, geht daraus hervor, daß sie 1516 und 1518 in Venedig, 1549 in Lyon und 1586 in Paris gedruckt wurde.

hunderte später Volkmann,⁹⁾ der bekennt, er habe sich bei seinen Studien über die neuplatonische Philosophie überzeugt, daß auch Synesios nicht unberücksichtigt bleiben dürfe, den die vorhandenen Darstellungen der Geschichte der griechischen Philosophie mit Still-schweigen übergehen. Sei er auch als Philosoph nicht originell (er lehnt sich ganz an Plotin und Jamblichus an), so gehöre er doch zu den für uns wichtigsten und interessantesten griechischen Schriftstellern des 5. Jahrhunderts, ja es kommt ihm auf literarischem Gebiete eine gewisse Bedeutung zu, auf welchem ihn seine Schriften nach Form und Inhalt als den letzten namhaften Vertreter der Sophistik und ihres geistreichen Wesens erscheinen lassen, sowenig auch Synesios willens war, sich mit den berufsmäßigen Sophisten auf gleiche Stufe zu stellen.¹⁰⁾ — Aber schon längst vor dem Erwachen des Humanismus muß man sich in griechischen Klöstern, insbesondere in Kreisen des Hesychasmus, wo die platonisierende Mystik eines Pseudodionysius stets ihre Anhänger hatte, auch viel mit des Synesios Traumschrift beschäftigt haben, weil im 14. Jahrhundert Nikephoros Gregoras, der heftige Gegner des Hesychastentums, einen Kommentar zu des Synesios Traumschrift verfaßte, wahrscheinlich, um vor den neuplatonischen Ideen der Schrift zu warnen. Sicher hat Synesios noch in seiner heidnischen Periode die Schrift verfaßt und zwar, wie Kraus meint, um 403. Synesios beginnt diese seine Abhandlung über die Träume als echter Grieche mit einem feinen Wortspiel. Wenn es prophetische Träume gibt, meint er, so zeigen diese den Menschen die Zukunft in dunklen Andeutungen, und er wird so zwar ein σοφός sein, ein Weiser, aber nicht σαφής, d. h. dieses höhere Wissen wird ein dunkles, rätselvolles sein. Mühelos zum Höchsten gelangen ist ausschließlich göttliches Vorrecht, zu den höchsten Gütern aber gehört die Kenntnis der Zukunft, und diese wird, wie schon der Seher Kalchas sagt, nur durch göttliche Gunst Sterblichen zuteil. Da nun die Divination mit Recht als ein kostbares Gut erachtet wird, so sucht man, weil in der Natur alles in gegenseitigem Zusammenhang steht, in derselben wie in einem Buche die Kenntnis der Zukunft aus vorbedeutenden Zeichen zu lesen, so der Astrologe aus den Sternen, der Opferpriester aus den Eingeweiden der Tiere, der Augur aus dem Vogelflug, der Chiromantiker aus den Linien der Hand. Freilich ist die Welt keine absolute Einheit (οὐ γὰρ ἔστιν ὁ κόσμος τὸ ἀπλῶς ἓν, ἀλλὰ τὸ ἐκ πολλῶν ἓν) wie auch die Leier ein System von harmonischen und disharmonischen Tönen ist, aber das Weltall ist beseelt,¹¹⁾ und seine Teile stehen in sympathischem Zusammenhang, gradeso wie auch im menschlichen

⁹⁾ „Synesios von Kyrene“, Berlin 1869. ¹⁰⁾ Vorrede S. IV.

¹¹⁾ Hier folgt Synesios der Lehre Platons und Plotins, daß es eine Weltseele gibt.

Organismus, wenn irgendein Glied, z. B. ein Finger erkrankt, der Schmerz hiervon selbst im Unterleib sich fühlbar macht. So hat also die Divination eine kosmologische Grundlage und ist durchaus nichts Tadelnswertes. Aber sie ist auch anthropologisch begründet. Die Fähigkeit einer Vorschau in die Zukunft schlummert in jedermanns Seele. Während nämlich der vernünftige Geist (*νοῦς*) die Formen des Seins enthält, schließt die Seele (*ψυχή*) die Formen des Werdens ein. Der Geist ist ein ewig seiendes, die Seele ein ewig werdendes Wesen. Die Seele enthält zwar sämtliche Formen des Werdens, die meisten jedoch in zeitlich latenter Weise. Nur die jeweils zuträglichen läßt sie dem Bewußtsein erscheinen. Der Spiegel aber, in dem sich die Bilder, die ihren Sitz in der Seele haben, zeigen, heißt Phantasie.

(Fortsetzung folgt.)

Okkultismus — Religion — Metaphysik.¹⁾

Von H. Hänig (Zwickau).

B. Niebuhr, der im Jahre 1850 seine römische Geschichte veröffentlicht hat, hat in der Vorrede den prophetischen Ausspruch getan, daß, wenn nicht Gott wunderbar helfe, seine Generation in eine bevorstehende Zerstörung blicke, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts erfahren habe. Dieses Ereignis ist jetzt eingetreten: wir stehen tatsächlich am Ende eines Zeitalters, das durch die höchste Ausbildung der Technik und die Entwicklung der exakten Wissenschaften wie kein anderes ausgezeichnet war, das aber andererseits durch sich selbst zugrunde gehen mußte, weil diejenigen Faktoren fehlten, die allein imstande sind, für eine gesunde und dauernde Entwicklung der Dinge Bürgschaft zu leisten. Die Entwicklung muß also in Zukunft durch andere Faktoren bestimmt werden als diejenigen sind, die bisher im Vordergrund unserer Kultur gestanden haben: nicht durch den Egoismus, wie ihn unsere Massenkultur in allen erdenklichen Formen hervorgebracht hat, sondern durch den guten Willen des Einzelmenschen, an seiner sittlichen Besserung zu arbeiten; nicht durch den Ausbau von Maschinen, die imstande sind, in einer einzigen Minute Hunderten von Menschen das Leben zu nehmen, sondern durch den sozialen Willen der Menschheit, ihr Wohl gegenseitig nach Kräften zu fördern und sich dadurch selbst auf eine höhere Stufe zu versetzen. Diese neue Entwicklung kann aber

¹⁾ Obiger Aufsatz bringt zwar den meisten Lesern der „Psych. Stud.“ wohl nichts Neues, bildet aber eine wissenschaftliche Ergänzung meiner früheren Arbeit über „Wandlungen und Wege auf dem Gebiete der sog. Geheimwissenschaft.“ (Vergl. Maiheft 1915, S. 171 ff.) H.

weder theoretisch noch praktisch auf die Metaphysik verzichten, und zu dem, was man aus dem vorhergegangenen Zeitalter in das neue übernehmen wird, wird auch die Frage gehören, wie wir künftig unsere Stellung als Menschen im Weltall, als Menschen im Verhältnis zu den treibenden Kräften, die es bewegen, bestimmen sollen.

Knüpft man an den letzten Gedanken an, so wird man sich in erster Linie natürlich an die Wissenschaft halten müssen, die im wahrsten Sinne des Wortes kosmisch ist: die Astronomie. Sie erzählt von dem Werdegang der Welten, die sich allmählich aus dem Urnebel entwickelt haben und im Laufe der Jahrtausende zu dem geworden sind, als was sie sich uns heute darstellen, aber sie gibt uns — wenigstens bis jetzt — keine einwandfreie Erklärung auf die Frage, wie sich denn Stoff und Form bei diesem Prozesse zueinander verhalten, sondern weist mit Recht darauf hin, daß wir erst die Begriffe Zeit und Raum genauer kennen lernen müssen, ehe eine exakte Lösung jener anderen Fragen möglich ist. Wenden wir uns daraufhin der Psychologie zu, der diese Seite des Denkens am nächsten liegt, so werden wir eine ähnliche Abweisung erhalten: die Entwicklung dieser Fragen seit Kants Kritik der reinen Vernunft weist nur ein paar dürftige Definitionen auf, die alle auf absoluten Wert keinen Anspruch machen können. Noch weniger werden uns natürlich die reinen Naturwissenschaften eine Antwort geben können. Die Naturwissenschaft und damit auch die Philosophie, die sich heute mehr als je an ihre Ergebnisse anlehnt, verzichtet absichtlich auf jede Form von Metaphysik und sieht daher die Dogmen der christlichen Kirche, die einen Versuch nach dieser Richtung darstellen, als etwas Überlebtes und Unwissenschaftliches an: gültig ist allein für sie das, was wir durch unsere fünf Sinne wahrnehmen können.

Damit hätten wir in der Tat auf unsere Frage, wie denn diese neue Metaphysik aussehen solle, eine kurze und bündige Antwort erhalten. Auf das Problem des Menschen selbst angewendet, würde das heißen: der Mensch entschwindet mit dem Tode unserer Wahrnehmung und ist daher dann ein Teil jener Metaphysik, die uns unzugänglich ist. Dabei ist jedoch zunächst eine große Einschränkung zu machen. Wir erkennen zwar nur soviel Kräfte von der Umwelt, wie uns unsere fünf Sinne erlauben, aber es ist damit natürlich nicht gesagt, daß es deshalb nicht noch unendlich viel mehr Kräfte geben könne, die uns erst dann zugänglich wären, wenn wir diejenigen Sinne hätten, welche auf jene Faktoren reagieren. So ist bekannt, daß die Retina unseres Auges nicht auf ultraviolette Reize reagiert: es wäre daher denkbar, daß um uns herum eine solche Welt bestände, die nur das Ultraviolett nicht absorbiert und daher unserer Wahrnehmung nicht sichtbar ist. Würde etwa ein denkender Faktor einer solchen

Welt die Absicht haben, sich unserer Sinnenwelt zu zeigen, so würde er jene Nichtabsorbierung auch auf eine andere Farbe übertragen müssen und uns daher auf diese Weise erscheinen, die uns jedoch keinen Schluß auf sein wahres Dasein gestatten würde. Etwas anderes wäre es, wenn wir selbst den ersten Schritt zu der Verbindung mit jener übersinnlichen Welt täten, indem wir etwa mit Hilfe eines optischen Prozesses unser Auge instand setzten, auf das Ultraviolett zu reagieren, so daß dann jene Welt in das Bereich unserer Erkenntnis fiele. Eine dritte Möglichkeit wird endlich durch die Tatsache nahegelegt, daß wir selbst mit der Möglichkeit rechnen müssen, nach dem Tode in jene übersinnliche Welt versetzt zu werden: ist es nicht möglich, aus den Voraussetzungen Schlüsse auf die Beschaffenheit jener anderen Welt zu machen, die in uns liegen müssen, solange wir noch in der physischen Welt verweilen?

Der Leser wird gefühlt haben, daß mit dem zuletzt Gesagten auf die dreifache Möglichkeit angespielt ist, durch die unsere heutige Erkenntnis von der Welt noch erweitert werden kann: auf den Spiritismus, der deswegen nur zu unsicheren Ergebnissen führt, auf die Theosophie, deren Methode zwar an sich denkbar ist, aber nichtsdestoweniger auch großen Bedenken unterliegt, und auf den experimentellen Okkultismus, der mit den Versuchen De Rochas' und Durvilles zur exakten Wissenschaft erhoben worden ist. Es ist schon in einer früheren Arbeit (Wandlungen und Wege auf dem Gebiete der sog. Geheimwissenschaften) ausgeführt worden, daß durch diesen neuen Wissenszweig geradezu diejenige Lücke ausgefüllt worden ist, die unsere exakten Wissenschaften, besonders die Psychologie noch gelassen haben, indem sie ohne jede Berechtigung an einem Punkte Halt gemacht haben, der durchaus noch nicht das Ende unserer Erkenntnismöglichkeit darstellt. Es ist ersichtlich, daß jene Verlängerungslinie auch den Punkt enthält, an dem auch die heutige moderne Theologie anknüpfen muß, wenn sie die so lange versäumte Frage nach der religiösen Metaphysik wieder aufnehmen und nachholen will. Es ist die einzige Möglichkeit, wenn sie dabei nicht auf den Standpunkt der Offenbarungsreligion zurückfallen und damit gerade das Beste aufgeben will, was sie vor anderen voraus hat, nämlich die Möglichkeit, daß auch der einzelne an der ihr gestellten Aufgabe mitarbeiten kann.

Ich habe in dem genannten Aufsätze schon erwähnt, daß dasjenige Organ, das uns am ehesten Schlüsse auf das Nachleben erlaubt, der Fluidalkörper ist, dessen Vorhandensein durch die Versuche Durvilles einwandfrei festgestellt ist. De Rochas gelang es, die Empfindungen des Menschen nach außen zu versetzen — Durville versetzte auch den Empfindungskörper selbst nach außen und lieferte so den Nachweis, daß schon bei Lebzeiten das empfindende Agens im Menschen unabhängig vom Körper be-

stehen kann und daß daher gar kein Grund zu der Annahme besteht, daß dieses Agens mit der Auflösung des physischen Körpers zugrunde geht. Dieser Körper, der somit bei dem Tode den physischen verläßt, schmeckt, fühlt, hört usw. wie der irdische, solange er, wie das bei den Durville'schen Versuchen der Fall ist, genötigt ist, sich vom irdischen Körper zu entfernen, aber er hat dazu noch andere Fähigkeiten: er geht durch Mauern und geschlossene Türen hindurch, nimmt andere Gegenstände, z. B. fremde Fluidale, die jedoch von andern Personen nicht gesehen werden, wahr, kurz, er reagiert auf Schwingungen der Materie, für welche unsere Sinnesorgane zwar unempfindlich sind, die er aber empfindet, weil seine Erkenntnisorgane eben andere sind wie diejenigen, die etwa unser Gehör usw. darstellen. Eben diese Empfindungserweiterung tritt nun aber auch bei Somnambulen ein, und Durville hat diese beiden Tatsachen geschickt in der Weise verbunden, daß er einem solchen Fluidalkörper den Befehl gab, in Verbindung mit einem in Tiefschlaf versetzten Medium zu treten, so daß dieses auf solche Weise tatsächlich auf Eindrücke reagierte, für die unsere Sinneswerkzeuge unempfindlich sind.

Denken wir diese Versuche zu Ende und wenden sie auf den physischen Tod an, so ergibt sich tatsächlich der erste Faktor, der für die Begründung einer neuen Metaphysik von grundlegender Bedeutung sein muß: wenn der Astralkörper, wie dieser Empfindungskörper genannt wird, den materiellen für immer verlassen hat, so muß er tatsächlich auf jene anderen Schwingungen reagieren, auf die alle seine Organe eingestellt sind, d. h. er befindet sich in einer andern Welt, die zunächst keinen anderen Ort, sondern nur ein anderes Bewußtsein darstellt.²⁾ Es muß also wahr sein und entspricht auch den Erfahrungen, die jeder tiefer angelegte Mensch gelegentlich macht, daß derjenige, welcher sich wie die christlichen Mystiker zeitweise ganz in sich selbst zurückzieht, tiefere Erfahrungen machen kann wie etwa einer, der auf einem Schiffe die ganze Welt bereist und eben nur das heimbringt, was ihm die irdische Welt darbietet, oder wie ein Astronom, der nach dem Sitze des Himmels die Planeten durchforscht und zu keinem Ergebnisse kommt, weil er sein eigenes Bewußtsein dabei ganz außer acht gelassen hat. Der Trennungsstrich zwischen Diesseits und Jenseits ist also, wie sich Du Prel ausdrückt (Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits³ S. 60) nicht räumlich gezogen, son-

²⁾ Interessant sind die Berichte, die uns Hellseher über den Prozeß der endgiltigen Trennung des Astralkörpers vom physischen Körper gegeben haben; die berühmteste aller dieser Schilderungen ist die, die der amerikanische Hellseher Davis von dem Tod einer alten Frau gegeben hat, welche er behandelt hatte und die auch in dem früher erwähnten Buche von R. Friese (Stimmen aus dem Reiche der Geister) abgedruckt ist.

dern nur durch unsere Empfindungsschwelle, und die Frage ist dabei ganz nebensächlich, ob dieses Jenseits, wie die Hellseher behaupten, räumlich mit unserem planetarischen Diesseits zusammenfällt, wie das bei uns der Astralkörper mit dem physischen tut, oder ob es noch weit über diesen hinaus- und in den Welt-raum hineinragt. Der Mensch ist eben im Jenseits, wenn sein Astralkörper sich endgültig von dem materiellen getrennt hat, und es ist daher sehr verständlich, wenn die Seherin von Prevorst einst zwei Phantome, von denen sie nichts wissen wollte, fragte: „Warum kommt ihr denn zu mir?“ und diese entgegneten: „Du bist ja bei uns“.

Sind wir auf diese Weise imstande, uns an der Hand dieser Versuche einen richtigen Begriff von dem Leben nach dem Tode zu machen, so sind doch diese Faktoren zunächst aus natürlichen Gründen nicht imstande, über das weitere Leben im Jenseits eine eingehende Auskunft zu geben. Nur die sog. magischen Fähigkeiten am lebenden, aber in Tiefschlaf versetzten Menschen können uns hier noch einmal Auskunft geben. Wer die Geschichte der Somnambulen und besonders diejenige der Seherin von Prevorst kennt, wird wissen, daß, je mehr der Tiefschlaf ausgeprägt ist, desto mehr alle jene Erscheinungen auftreten, die unter dem Namen des Hellsehens, Fernsehens, Fernwirkens usw. bekannt sind. So sah die Somnambule Kerners in diesem Zustande das, was eben in einem andern Dorfe sich ereignete, oder sie sah einen Unfall voraus, der einen Verwandten von ihr in einiger Zeit treffen sollte, und war daher durch rechtzeitige Warnung imstande, ein solches Unglück wenn nicht abzuhalten, so doch zu mildern und abzuschwächen. Ist also beim Menschen derjenige Tiefschlaf des Bewußtseins eingetreten, der zur völligen Loslösung des Astralkörpers vom irdischen führt, so müssen erst recht alle jene Erscheinungen eintreten, die dann zu jener Erweiterung des Bewußtseins zu rechnen sind. In welchem Grade dies bei den einzelnen geschieht, muß natürlich dahingestellt bleiben und dürfte wohl ganz von dem Grade der Sittlichkeit abhängen, den der Verstorbene bei seinem Tode erreicht hatte. Es ist durchaus glaublich, wie die Hellseher versichern, daß derjenige, der schon auf der Erde jedes höhere Moralbewußtsein in sich gänzlich erstickt hat, oder daß der Selbstmörder, der auf diese Weise versucht hat, der irdischen Vergeltung für ein begangenes Verbrechen zu entfliehen, um sich herum zunächst nichts sieht von einer höheren Welt, sondern nur ein unerträgliches Dunkel, das er selbst durch sein unmoralisches Denken und Handeln verursacht hat.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studien von E. W. Dobberkau.

In seiner „Sociologie d'après l'Ethnographie“ (Band 3, Kap. 17) schreibt Dr. Carl Letourneau:

„Die geistige Entwicklung, von welcher der Gottesdienst und das Priestertum ausgingen, war so übereinstimmend auf der ganzen Erde, daß sich der Inhalt dieses Abschnittes in wenigen Worten zusammenfassen läßt. Bei den niederen Rassen, bei den Bewohnern Feuerlands, den Tasmanen, den Bewohnern Australiens, den Hottentotten usw., findet man weder Tempel, noch Priester, noch Kirchengebäude. In dieser Urstufe der menschlichen Entwicklung besteht die Religion allerhöchstens in dem Glauben an das Dasein von menschen- oder tierähnlichen Geistern, die die Felsen, die Grotten, die Bäume usw. bewohnen, während der Gedanke eines Verkehrs mit jenen Wesen bei keiner dieser Völkerschaften zum Ausdruck kam.

Ein wenig später, als der Mensch an Verstand und Einsicht zunahm, kam man auf den Gedanken, vermittelt Geschenke, Kniebeugungen usw. einen Einfluß auf die Entscheidung dieser Götter auszuüben, die man sich in seiner Einbildung geschaffen hatte. Nunmehr wurde der Tempel gebaut und der Priester erschien. Anfangs niedrig, war der Tempel einer Hütte vergleichbar, genau wie die übrigen Hütten. Da man sich die Götter als umherirrende Wesen, ähnlich dem Menschen, vorstellte, so bot man ihnen ein Haus an, eine Freistätte, damit sie sich dort ausruhen könnten. Später setzte man in diese Behausung das Bild des Gottes, das häufig mit dem Gotte selbst verwechselt wurde, da man den Geist von dem Götzenbilde, das ihn zur Darstellung brachte, noch nicht zu unterscheiden wußte.

Mit dem Tempel und häufig auch vor diesem, erschien der Priester. Er ist zwar noch nicht die majestätische und amtliche Persönlichkeit der weiter fortgeschrittenen Gesittung; er ist einfach ein Mitglied des Volksstammes, der, wissentlich oder nicht, das Vorrecht zu besitzen meint, mit jenen Geistern Verkehr halten zu können, als Vermittler zwischen diesen und den Menschen zu dienen.“

Die Art, wie diese Vermittler sich zu ihrem Berufe vorbereiten, hat viel Ähnlichkeit mit der Ausbildung unserer Medien, wenn man das abergläubische Beiwerk außer Acht läßt, mit dem jene Zauberer auf ihre Stammesgenossen Eindruck machen und sich Achtung erzwingen wollen. Sie unterwerfen sich nämlich einer längeren Vorbereitung, in der sie streng enthaltsam leben, sich in die Einsamkeit zurückziehen und durch besondere Übungen das Gleichgewicht zu zerstören suchen, das zwischen Körper und Seele bestehen muß, „wenn alles wohl stehen soll“. Dadurch

machen sie sich fähig, sich jederzeit in Ekstase und Rauschzustände zu versetzen, in denen sie ihr Amt als „Zauberer und Geisterbeschwörer“ ausüben können. Sie bedienen sich dabei des Wahrtraumes, der Kristallgesichte, und ähnlicher Mittel, die wir in unserer Wissenschaft vom Übersinnlichen erforschten als Wege zum Unterbewußtsein des Menschen.

Auch die Skandinavier, Germanen und Kelten glaubten an Geister. Sie bedienten sich vorzugsweise weiser Frauen, um mit dem Übersinnlichen in Verbindung zu treten. Die Frau nahm daher als Priesterin und Seherin eine hohe Stellung ein, deren Wort unbedingt für das ganze Volk galt. In der Eyrbyggja-Sage ist uns ein Bericht überliefert über das Umgehen von Verstorbenen in einem Hause, so daß die Bewohner desselben flüchten mußten. Vom Gerichtshofe, den der Priester des Gottes Thor abhielt, wurden jene umgebenden Geister aufgerufen; sie kamen, murmelten Worte der Beschwerde über das Haus und verschwanden vor aller Augen. Sie wurden nie wieder gesehen.

Mutet dies nicht wie eine spiritistische Sitzung an? Die Gallier standen durch ihre Druiden und Seher mit den Geistern in Verbindung. Sie bedienten sich auch der schwingenden Steine, die man noch heute sehen kann, um Antworten von den Geistern zu erhalten. Sie kannten auch den Magnetismus und die Magie; Plinius nennt die Druiden „eine Art Ärzte und Weissager“. Man rühmte an ihnen, daß sie selbst unheilbare Krankheiten heilen und die Zukunft vorausschauen könnten. Dies bestätigen römische Schriftsteller. Cicero spricht mit hoher Achtung von einem Druiden, mit dem er befreundet war. Das „Totenfest“ ist keltischen Ursprungs. Am ersten Tage im November feierte man dieses Fest der Geister. In jeder Wohnung wurden die Seelen der Verstorbenen angerufen, von denen man glaubte, daß sie eine lange Reihe von Entwicklungsstufen zu durchlaufen hätten, um sich zum Himmel der Seligen zu erheben. —

Auch die Inkas, die im heutigen Peru vor der Entdeckung Amerikas wohnten, glaubten an das Fortleben der Seele nach dem Tode und waren überzeugt, daß während des Schlafes die Seele ihren irdischen Körper verläßt, um durch das Geisterreich zu wandern. So erklärten sie sich die Träume. Auch die Inkas riefen ihre Verstorbenen an und befragten sie. —

Die Azteken hatten zwei Arten magischer Priester: die einen lebten für sich in ihren Fetischhütten, wo sie den Verkehr mit den Geistern vermittelten, die anderen dienten als weltliche Zauberer besonders bei Diebstählen.

Solis erzählt eine merkwürdige Geschichte aus dem Jahre 1519 von einem Wahrsager, der dem Kaiser Montezuma von Mexiko erschien und ihm seinen Traum erzählte: er hatte den Kaiser in einer Höhle schlafen gesehen. Dort wurde der Seher

von einer unbekanntem fürchterlichen Stimme gezwungen, der Hand des Kaisers eine brennende Fackel zu entnehmen, um sie unter dessen Schenkel zu halten. Der Kaiser erwachte davon nicht. — Da sagte jene Stimme: „So schläft Dein Kaiser, berauscht durch allerlei Vergnügungen und Eitelkeiten, während über ihm der Zorn der Götter schwebt und ihn so viele Feinde bedrohen, die von einer anderen Seite der Welt herbeikommen, um sein Reich und seine Religion zu zerstören. Du sollst ihn aufwecken, damit er, wenn es noch möglich ist, das Elend und das Mißgeschick abzuwenden sucht, das ihn bedroht.“ Nach diesem Berichte schwieg der Wahrsager hartnäckig. Montezuma wollte ihn sofort töten lassen, allein er fühlte plötzlich einen Schmerz am Schenkel und er und alle Anwesenden erkannten dort ein Brandmal, wie es der Wahrsager im Traume gesehen haben wollte.

Die Geschichtsschreiber von Mexiko, die Mönche Clavijero und Dingo Duran erzählen eine Geschichte von der Schwester Montezumas. Sie erschien nach ihrem Tode einigen Frauen und berief durch sie ihren Bruder und den König von Texas, Nayahuapilli, nebst ihrem Hofstaate zu sich. Die Verstorbene erschien und erzählte ihnen, wie sie sich, kurz nachdem sie gestorben sei, auf dem Ufer eines breiten Flusses befunden und auf diesem einige große Schiffe gesehen hätte, dicht mit weißen bärtigen Männern besetzt, die, mit sonderbaren Gewändern bekleidet, in ihren Händen Standarten und auf ihren Häuptern Helme getragen hätten. — Allein beide Warnungen aus dem Reiche der Geister wurden von Montezuma nicht genügend beachtet, so daß sein Reich den Spaniern zum Opfer fiel. —

Gehen wir zu den Bekennern des Islams, so müssen wir feststellen, daß Mohammed ein Medium war. Ein „Geist“ gab ihm den Befehl zu seiner Mission und von einer inneren Stimme will er alle seine Offenbarungen erhalten haben. Als er einst von einem jüdischen Zauberer verzaubert war, sollen Mohammed zwei Engel erschienen sein, die ihm zwei Sprüche überbrachten, die den Zauber lösten. Vor Mohammed glaubten die Araber an Geister der Wüsten und Gebirge, die die Menschen zu quälen und zu belästigen suchten. Doch glaubten die Araber auch an gute Geister, die den Menschen zu helfen und sie zu schützen bemüht waren. Auch ihre Toten verehrten die Araber als Heilige und sie schrieben ihnen wunderbare Heilungen zu.

Über die magische Kraft des Fluches eines Marabuten-Scheichs in Tripolis berichtet Dr. Dickson als Augenzeuge. Ein Bevollmächtigter des Paschas sollte von den Marabuten eine Steuer erheben, die der Scheich verweigerte, weil sie nach alter Sitte den Reisenden und Armen gehöre. Als der Gesandte den Scheich wegen seiner Weigerung mit Todesstrafe bedrohte, richtete sich dieser auf, streckte seinen Arm gegen den Gesandten aus und

sagte würdevoll: „Nun wohl, da Du auf Deinem ruchlosen Verlangen bestehst und um jeden Preis das Gut der Armen an Dich reißen willst, so sei verflucht und Gott beraube Dich Deines Augenlichtes!“ Ein Schrei des Gesandten — er war völlig erblindet. Alle ärztliche Hilfe war vergebens; er starb bald darauf unter schrecklichen Schmerzen. —

Bekannt sind die Derwische durch ihre Selbstverstümmelungen. Manchen ihrer Scheichs ist es gegeben, ihre Adepten zu durchbohren und die Wunde rasch mit Speichel wieder zu heilen. Diese Derwische sind unempfindlich gegen Schmerzen, sie schlucken glühende Kohlen, zerkauen und verschlucken Glas, durchbohren sich mit einem Schwerte und doch ist darnach nichts von einer Wunde zu sehen. Nicht einmal eine Narbe bleibt zurück. Diese Derwische werfen sich nackt auf haarscharfe Säbelklingen, ohne irgend welche Wunden davon zu tragen. Glühende Eisen nehmen sie in den Mund, daß der Speichel zischend verdunstet und sie verbrennen sich nicht dabei. Glaubwürdige Zeugen verbürgten dies, nachdem sie sich von der grausen Wirklichkeit dieser „Wunder“ überzeugt hatten. Zu diesen „Wundern“ bereiten sich die Derwische durch langes Fasten und durch strenge Enthaltbarkeit vor. Sie schließen den angeblichen Bund mit Geistern, von denen sie magische Kräfte erhalten. In Wirklichkeit werden sie religiöse Auto-Somnambulen und Medien durch solche Zerstörung des Gleichgewichtes zwischen Körper und Seele. Auch das Schauen in magische Spiegel wenden sie an, um räumliches und zeitliches Fernsehen herbeizuführen. Sie lassen die Hellgesichte auch von einer Jungfrau oder von einem Knaben im Spiegel schauen, den sie vorher durch Räucherungen weihten, und nachdem sie selbst zuvor 7 Tage lang hungerten. De Laborde erzählt, daß ein arabischer Magier einen Knaben Shakespeare und Gradock schauen ließ, nachdem er den Knaben starr angesehen und ihm Tinte in die Hand gegossen hatte, in die der Knabe hinein sehen mußte. An seiner Beschreibung konnte man erkennen, daß er jene Gestalten wirklich sah; er war selbst sehr erstaunt über sie. Über einen anderen arabischen Seher berichtet derselbe Graf de Laborde; jener schloß nur die Augen und beschrieb langsam eine mörderische Schlacht, durch die das Schicksal eines mächtigen Herrschers entschieden wurde, der zu derselben Zeit im Sterben lag. Dieses Gesicht war richtig: der Seher hatte die Schlacht bei Nezib am Euphrat am 24. Juni 1839 gesehen und beschrieben, in der Ibrahim Pascha das Heer des Großveziers besiegte, dessen Herrscher Mohammed II. an demselben Tage und zur selben Stunde in Konstantinopel starb. Damit verloren die Osmanen den Thron des Padischahs. Und jener Seher, ein Araberjüngling, lebte in Syrien, wo ihn de Laborde besuchte und ihn bat, zu schauen, was gerade Bedeutsames in der Welt geschehe!

Das Schweben eines Kindes wird im „Budapesti-Hirlap“ vom 19. Februar 1886 berichtet: Durch Magnetisieren versenkte dies 10—12jährige Kind ein alter Derwisch in Tiefschlaf; er legte dann dessen Kopf auf seinen Stock, der senkrecht stehen blieb, wo ihn der Derwisch hinstellte, und erhob den Körper des Kindes in die wagerechte Lage, in der er starr und steif beharrte ohne jede Unterstützung. Als der Derwisch seinen Stock fortnahm, blieb das Kind in derselben Lage in der Luft schweben, ungefähr eine Viertelstunde lang, während derer der Derwisch sich ruhig auf den Boden gesetzt hatte, ohne sich um das schwebende Kind zu kümmern. Den Zeugen dieses Ereignisses war es nicht möglich, irgend einen Betrug oder eine Täuschung zu entdecken.

Darnach stellte der Derwisch seinen Stock wieder unter den Kopf des Kindes, ergriff dessen Körper und stellte ihn auf die Füße. Durch magnetische Striche und Anhauchen weckte er den Knaben auf und riß seinen Stock vom Boden los, wo er senkrecht stehen geblieben war; betend wandte dann der Derwisch seine Augen zum Himmel und verschwand hinter einem Vorhang des Zimmers, in dem vor 10—12 Personen dieser seltsame „Geisterzirkel“ in Rimili-Hassan, unweit von Konstantinopel, abgehalten wurde.*)

Das Rätsel des Zauberkreises und der siderische Pendel.

Von Prof. Oelenheinz (Coburg).

Aus unsern Märchen und Sagen ist genügend bekannt, daß die Zauberer bei der Beschwörung der Geister unter besonderen Gebräuchen und Sprüchen mit dem Zauberstab — woraus dieser besteht ist m. W. nirgends überliefert — einen Kreis um sich zogen. Er verhindert die Geister wohl, dem sie Rufenden gefährlich zu werden. An einem nach einer gewissen Himmelsrichtung liegenden Teil konnte der Kreis unterbrochen sein. An dieser Stelle wurde das verschlungene Zeichen des herbeizurufenden Geistes eingeschaltet. Dies Zeichen ist, wie man weiß, ein sogenanntes Siegel, also eine Abkürzung gewesen. Man kann solche Zeichen in allen alten Zauberbüchern finden. Sie gleichen den Unterschriften der Kaiser in frühmittelalterlichen Urkunden. Es sind, wie gesagt, abgekürzte Namen, wenn man will Monogramme, jedenfalls haben sie die mehr oder minder erkennbare Form von „Knoten“ (dazu gehört auch das Monogramm), denen man eine Zauber bindende Wirkung zuschrieb.

*) Schriftquelle: Caesar Baudi Ritter von Vesme, „Geschichte des Spiritismus“, 1. Band: „Das Altertum. Deutsch von Feilgenhauer. 548 S. Verlag von Oswald Mutze, Leipzig, 1898.“

Man ist in das Wesen dieser Dinge bis jetzt noch nicht tiefer wieder eingedrungen. Allgemein mißt man ihnen eine rein symbolische Gleichnisbedeutung zu. Oder man sieht in ihnen und den damit verbundenen Sprüchen und Gebräuchen einen großen „Hokus Pokus“, der nur darauf berechnet ist, die Gläubigen zu täuschen und sie um so eher von der geheimnisvollen Gewalt des Zauberes zu überzeugen. Der Zauberer und Hexenmeister könne vielleicht es ganz ehrlich gemeint haben und ganz ehrlich gewesen sein, aber — er sei einer „Autosuggestion unterlegen“ und habe so alles „unbewußt“ sich und anderen vorgetäuscht.

Aber ist dem wirklich nur so, wie die herrschende Anschauung glaubt? Es ist doch ausgemacht, daß die ganze Zauberei-kunst in fern zurückliegenden Zeiten aufgestellt wurde und eine Macht gewesen ist, wo die Menschen von der Kultur und der notwendigerweise damit verbundenen immer engeren Berührung mit Metallen aller Art und in großen Mengen angehäuften derartigen Stoffen noch weniger abgestumpft gegen feinere Ausstrahlungen waren. In der Neuzeit aber sind wir von den größten eisernen Maschinen, Kupferkabeln, Elektrizität und Magnetismus umgeben. Denken wir nur daran, welche Rolle ganz gewiß mit Recht in alten Zeiten in Glauben und Sitte die Wünschelrute spielte, deren wassergebende Kraft erst in den letzten Tagen neu ihr Licht ausgestrahlt hat. Sollte danach nicht auch den anderen genannten Dingen doch mehr als bloße Sinnbildeigenschaft innewohnen? Es wird nicht verlangt, daß man gleich soweit gehen soll zu glauben, Hera hätte wirklich durch die Kraft ihres Knotens die Geburt des Herakles um sieben Tage zu verschieben vermocht und dergleichen seltsame Dinge mehr, die niemand wörtlich nehmen wird. Aber es kann doch wirklich nicht nur auf der Macht der Suggestion beruhen, wenn z. B. dem Kreis und Zirkel in Redensarten, Gleichnis und Glauben eine so bedeutsame Rolle zugesprochen wird. Dann müßten wir schließlich den ganzen Glauben an all unser Wissen als größte Suggestion, Autosuggestion betrachten. Kreis und Zirkel sind etwas heiliges. Wir sprechen von geschlossenen Kreisen, Zirkeln — im Sinn von Gesellschaften — als von etwas von Unberufenen nicht betretbarem. Wir kennen die heiligen Steinkreise der Dolmen und die noch monumentaleren unserer Kirchen. Denn Kirche — mag es nun wirklich von griechisch Kyriake kommen oder nicht — geht zurück auf Kerk, Kreis, circul, Zirkel. Kirkkilisse, Fünfzigkirchen, spielte im türkisch-bulgarischen Krieg eine Rolle Und wenn wir von den heiligen Bezirken der Tempel reden, so spielt auch hier die Vorstellung eines mehr oder minder abgerundeten Gebietes um den Tempel eine Rolle. Man strebt danach die Grenzen eines weltlichen Bezirkes möglichst abzurunden, d. h. also der Kreisform zu nähern. Denn im Kreis ruht die natürliche Vorstellung und Eigenschaft der höchsten Vollendung. Ferner der

Name der größten Zauberin des klassischen Altertums, der Kirke oder Circe, bedeutet „Kreis-göttin“ oder „Göttin des Ringes“ oder „der Ringe“. Und der Zauberring, doch nichts anderes als ein Kreis, hat seine lange und berühmte Geschichte. Es sei nur der Andwiranaut genannt. Solches Ansehen, solche Meinung von Kreis, Zirkel und Ring kann nicht ganz ohne Grund sein. Es würde zu weit führen, noch mehr anzudeuten. Es ist ganz gewiß auch kein Zufall, daß die unter dem Namen „siderischer Pendel“ bekannte Erscheinung, die im Altertum schon zu Wahrsagezwecken diente, in ihrer ältesten bekanntesten Form ein goldener Ring ist, also wieder ein Kreis. Man ist versucht anzunehmen, daß Prof. Joh. Karl Bähr mit dem Titel seines Werkes „Der dynamische Kreis“ mehr als den bloßen Ring gemeint haben mag. In der Tat führt uns das auf ein Gebiet, das merkwürdiger Weise noch nicht behandelt wurde, und doch bedeutsame Fragen aufgibt. Die Frage ist noch nicht gestellt: wie verhält sich der siderische Pendel, zu deutsch Wünschelring, — denn siderisch ist = desiderisch, deutsch = wünschel . . . zu setzen¹⁾ — zum Kreis? Er bewegt sich nach Friedrich Kallenbergs bedeutsamer Feststellung über Schriften und anderen Tatspuren des Menschen. Wie verhält er sich zu den besonderen Formen der Linie²⁾, insbesondere dem Kreis? Es ist dies ein Gebiet für sich, aus dem ich folgende meiner neuen Ermittlungen herausgreife:

1. Ziehen wir freihändig ohne Zirkeleinsatz einen Kreis — zweckmäßig etwa eine Spanne im Durchmesser auf neutralem Papier und halten den Goldpendel über die gezogene Kreislinie, so muß der Pendel im Zeichen des Urhebers der Kreislinie schwingen, also unser eigenes Schwingungsbild zeigen. Das ist bekannt.

2. Halten wir aber den Pendel in die Kreismitte, so findet keine Bewegung statt.

3. Antwortet uns der Goldpendel über einem Silberstück in Strichen, und ziehen wir um das Silberstück dann einen Kreis, oder legen es (neutralisiert) in den eben gezogenen Kreis, so antwortet nun unser Wünschelring über dem Silber nicht mehr im Strich, sondern im Kreis.

4. Umgekehrt gibt uns Gold einen Kreisschwung, so wird es, im gezogenen Kreis, im Strichschwung antworten. Das Ziehen eines Kreises um einen Gegenstand (Wesen) kehrt also das Zeichen des Wesens um.

¹⁾ Wir würden die gewöhnliche Ableitung von lat. sidus (eris, n. Gestirn, wie schon die alten Mystiker von siderischem Leib = Astralkörper sprachen) bevorzugen, welcher eine astrologische Deutung auf Einflüsse aus der höheren Sternenwelt zu Grunde liegt. — Red.

²⁾ Kallenberg fand (Psych. Stud. 1914. 1. S. 18), daß jeder Buchstabe seine besondere Pendelfigur besitzt, wie mir erst bei Korrektur dieses bekannt wird.

5. Ziehen wir nun etwa mit Kreide auf den Fußboden, um uns selbst einen Kreis — es kann auch im Sande im Freien geschehen —, so erhalten wir bei Prüfung der Wesen mit unserm Wünschelring Ausschläge, die denen ohne Kreis entgegengesetzt sind. Also genau wie zuvor.

Das Ziehen eines Kreises hat also eine ganz bedeutsame Wirkung auf den Wünschelring und wir gehen nicht fehl, wenn wir diese Wirkung als einen Grund zur einstigen hohen Bedeutung, die man dem Kreis, namentlich dem Zauberkreis beigelegt hat, betrachten. Das Rätsel des Zauberkreises als Schutzkreis, beginnt sich nach diesen Feststellungen zu lichten. Welche Rolle die Geistersiegel dabei spielen, muß erst untersucht werden. Wir können nun eher begreifen, warum Kreise als heilige Zeichen gelten konnten und anderes mehr.

Mit meinen Beobachtungen decken sich gewissermaßen die meines verehrten Mitarbeiters Dr. Bär-Coburg, daß nämlich Zeigefinger und Daumen, die zwar entgegengesetzte Ladung haben, zusammen im Ring (O) geschlossen den in der Oeffnung darüber gehaltenen Pendel sofort zum Stillstand bringen.

Auch bei als Faust ineinandergelegten Fingern ist dieselbe Wirkung. Dies führt auf die Wirkung der Knoten. Zu diesen ist als einfachster der Kreis schon zu rechnen. Das Schließen der beiden Finger zum Kreis scheint die genannte Wirkung nicht nur zu üben, weil die Enden der Finger entgegengesetzt geladen sind, sich in ihrer Wirkung also aufheben.

Wir müssen hier noch einen weiteren Blick werfen auf die auch symbolisch verwendete Kette der Hände, die einen lebendigen Ring darstellt. Und ist etwa beim Tischrücken nicht auch eine Kette im Ring geschlossen dargestellt? Also auch eine Art Knoten? Wenn schon der einfache von der Hand beschriebene Ring und Kreis einen Einfluß auf die Strahlung der Wesen — soweit sie auf den Wünschelring wirkt — hervorruft, wieviel eher kann der von lebendigen Händen geschlossene Ring, der auf dem leichten Tischchen aufliegt, einen hervorragenden Einfluß auf das Tischchen haben? Sollte auf diesem Wege nicht nun auch das schon von den Römern geübte Tischrücken endlich seine wissenschaftliche Erklärung finden können?

Mit der Beobachtung der Kreiswirkung auf den Wünschelring rollt sich auch die Frage auf: wie werden Doppelkreis, Dreieck usw. auf die davon eingeschlossenen Wesen wirken? Wie wirkt ein Punkt im Kreis?

Es mag nun sein, daß wir erkennen können, daß die uralten Sinnbilder der Geometrie nicht nur bloße Sinnbilder sind, sondern daß ihre Anwendung von dem Hintergrund einer großen Erkenntnis

begabter Geister aus geschah, die ganz genau die Wirkung feinsten Strahlungen haben ermessen können, genauer als wir Epigonen.³⁾

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Ein Hellseher im Felde.

Auf unseren Aufruf zur Mitteilung übersinnlicher Erlebnisse (Fernwirkung, Anmeldungen Sterbender, zweites Gesicht u. dgl.) aus dem Krieg erhielten wir (dat. H. . . ., 27. Nov. 15) die nachfolgende Zuschrift eines Wehrmannes, die wohl die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nehmen darf: „S. g. H. Dr.! Seit mehreren Jahren beschäftige ich mich mit den Erscheinungen der Seele, die wenig verstanden werden und von denen ich bisher keine ausreichenden Erklärungen finden konnte, dem Hellsehen, der Telepathie etc. Gestatten Sie zunächst einige Mitteilungen über meine Person. Meine Heimat ist die Lüneburger Heide. Oft erzählten meine Eltern von hellseherischen Erscheinungen, die sie selbst, ihre Eltern oder bekannte Personen erlebt hatten. Schon als Kind dachte ich über das Wesen dieser Erscheinungen nach und von unwiderstehlichem Drange getrieben, suchte ich nach Erklärungen derartiger Erscheinungen, als ich meine Ausbildung als Volksschullehrer auf dem Seminar erhielt. Durch die psychologischen Kenntnisse, die uns hier vermittelt wurden, war es mir möglich, mit besserem Verständnis diese Lieblingsstudien zu betreiben, ich suchte an Hand guter Werke (wie Bernheim) den Hypnotismus und die Suggestionslehre zu verstehen, experimentierte und beobachtete. 1913 bestand ich die Abgangsprüfung, unterrichtete während eines halben Jahres und trat im Oktober selben Jahres in den Militärdienst ein. Nach Ausbruch des Krieges rückte ich mit meinem Regiment (Nr. . .) in Belgien ein, nahm an der Belagerung der Festungen Lüttich, Maubeuge, Namur, sowie an den Schlachten auf den Craonner-Höhen und an der Aisne teil, wurde durch Armschuß verwundet und

³⁾ Lesern, welche tiefer in diese Geheimnisse einzudringen wünschen, empfehlen wir dringend das oben zitierte, durch unsern Verlag zum Preis von nur 20 (st. 60) M. zu beziehende Prachtwerk: „Der dynamische Kreis“. Die natürliche Reihenfolge der Elemente und zusammengesetzten Körper als Resultat ihrer dynamischen Wirksamkeit. Von Joh. Karl Bähr, weil. Prof. an der Akademie der Künste in Dresden. VIII und 246 Seiten. Mit 83 rad. Tafeln und 113 Holzschnitten. Dresden 1861. Hierzu vier Supplementlieferungen, enthaltend Seite 247 bis 518 mit 17 rad. Tafeln und 32 Holzschnitten. — Zu beziehen von Oswald Mutze, Leipzig.

kehrte in die Heimat zurück. Bei Maubeuge begannen die hellseherischen Erscheinungen auch bei mir. Ich konnte durch Geruchswahrnehmungen fast immer angeben, wo wir Feuer erhielten. Eine eigentümliche Nervenspannung ging jeder Erscheinung voraus. Dann konnte ich vor Pulvergasen kaum atmen und deutlich unterscheiden, ob dieselben von Gewehr- oder Geschützfeuer herrührten. Nach 2—24 Stunden traten die wirklichen Erscheinungen genau so auf, wie die ersteren. Durch Befragen meiner Kameraden stellte ich stets fest, daß ich zuerst die Erscheinung allein hatte. Am 2. September morgens gegen 9 Uhr sah ich an der Grabenwand Nebelgebilde und darin unklar eine Totenmaske. Ich wußte gleich, daß der Kamerad S fallen würde, ich bat ihn, er möge doch auf dem Boden des Grabens liegen bleiben, er achtete nicht darauf. Zu gleicher Zeit verspürte ich den Geruch von Pulvergasen (Gewehrfeuer) und zu den anderen Kameraden wandte ich mich leise: „Der ist der erste der fällt!“ Am Nachmittag gegen 4 Uhr eröffneten wir Schützenfeuer, ein Schrapnell schlug ein und tötete S, bedeckte mich mit Erde und nach der Besinnung fiel mein erster Blick auf S’s Totengesicht. Bei den vielen Patrouillengängen, die ich als Unteroffizier machte, sagte mir eine innere Stimme stets wie weit ich gehen konnte; ich fühlte immer, wann ich in Gefahr stand und wurde mitunter gleichsam zu Boden gerissen. Es würde zu weit führen, wenn ich alle kleineren Erlebnisse anführen wollte. In der Heimat wurde ich in Düsseldorf einem Lazarett überwiesen. Die Erscheinungen verschwanden; aber ich wurde unruhiger. Eines Tages besuchten mich Verwandte eines gefallenen Kameraden. Ich erzählte von den Ereignissen bei Maubeuge. Am Abend sah ich das Totengesicht an der Decke meines Zimmers; bald mehrten sich die Erscheinungen und ratlos stand ich den Stimmen, Licht- und Personenerscheinungen gegenüber. Ich vermutete telepathische Beeinflussungen und namenlose Angst quälte mich Tag und Nacht. Jetzt griff ich zur Autosuggestion; bald übte ich Kritik an den Erscheinungen und fand, daß dieselben fast nur Halluzinationen waren. Ich bestellte Ihre „Psychischen Studien“ und fand darin das, was ich so lange gesucht hatte: Versuche zur Erklärung solcher Erscheinungen. Von den Herren Ärzten wurden meine Fragen nach Erklärung der hellseherischen Erscheinungen nie beantwortet. In entgegenkommender Weise beurlaubte mich die Militärbehörde und in der Heimat, in der Stille der Heide, fand ich Ruhe unter dauernder suggestiver Einwirkung nach den Regeln der Autosuggestion. Im Juli 1915 wurde ich entlassen. Auf vielfachen Rat nahm ich im September wieder eine Lehrerstelle an und die Beschäftigung in der Schule wirkt für mich befreiend. Nun stehe ich über den krankhaften Erscheinungen und, nachdem ich verschiedene Werke, (u. a. Dr. K. Goldstein: „Die Halluzi-

nation, ihre Entstehung“; Dr. C. Birnbaum: „Über psychopathische Persönlichkeiten“; Dr. N. Kotik: „Die Emanation der psychophysischen Energie“; Dr. M. Fuhrmann: „Diagnostik u. Prognostik der Geisteskrankheiten“) die ich mir selbst auswählte, eingehend durchgearbeitet habe, erkenne ich vollkommen meine Zustände, die ich durchmachte. Nur die frühere Unkenntnis vom Wesen der Erscheinungen, die ich durchlebte, sowie die körperliche und seelische Entkräftung bilden die Ursache zu den gehaltenen Verwirrungszuständen.

Von verschiedenen Ärzten und Kollegen wurde ich nun über meine Erlebnisse befragt, und stets konnte ich beobachten, daß man meistens mit größten Vorurteilen diesen wenig gekannten Phänomenen des Seelenlebens gegenübersteht. Man lacht sogar noch da und dort über den Hypnotismus, der ja längst wissenschaftlich begründet ist, man bezeichnet Spiritismus, Telepathie u. dgl. als ausgesprochenen Wahnsinn. Trotzdem ich bisher das Gesetz des Schweigens immer berücksichtigt habe, sehe ich mich jetzt gezwungen, für die Wirklichkeit der erlebten Erscheinungen persönlich einzutreten. Wenn ich von den krankhaften Äußerungen des Nervensystems absehe, bleibt doch immer noch ein Rest eigentümlicher hellseherischer Erscheinungen übrig, der mir einer genaueren Untersuchung wert zu sein scheint. Unter den vielen Büchern und Schriften, welche diese Erscheinung speziell behandeln, habe ich freilich bis jetzt noch keine streng wissenschaftlichen Arbeiten gefunden. Da ich aber beabsichtige in einem Lehrerverein Vorträge über Spiritismus, Todesahnungen, Telepathie, hellseherische Erscheinungen, sowie über die Wünschelrute zu halten und mich dabei zum größten Teil auf Ihre „Psychischen Studien“ stütze, so wäre ich erfahrenen Okkultisten für wissenschaftliche Quellenangaben herzlich dankbar, um mir zu einer sicheren wissenschaftlichen Grundlage zu verhelfen, besonders um Angabe von Werken, welche die genannten Erscheinungen vom psychiatrischen, psychologischen, physiologischen und zugleich vom metapsychischen Standpunkt aus behandeln. Ich möchte gerne für diese Ideen nach besten Kräften wirken und dieselben im Kreise von Kollegen empfehlen. Ergebenst E. G.“*)

† Gabriel Max.

Professor Gabriel von Max ist laut Privattelegramm (München, 25. November) im 76. Lebensjahre gestorben. Das „Hamburger Fremdenblatt“, eine parteilose Tageszeitung (1. Beilage zu Nr. 327 B vom 25. November 1915) widmet unserem um

*) Wir verweisen den Herrn Einsender auf die im Weihnachtskatalog unserer Verlagshandlung verzeichneten wissenschaftlichen Werke. O. M.

die Sache des Okkultismus in Deutschland hochverdienten früheren Mitarbeiter, dem genialen Künstler, den nachfolgenden schönen Nachruf:

„Nicht nur draußen auf den Schlachtfeldern, auch daheim hält der Tod reiche Ernte. Auf den lebenswürdigen Johannes Trojan ist unmittelbar der ernste Denker Gabriel Max gefolgt. Beide haben ein hohes Alter erreicht und hatten ihren Ruhm nicht überlebt. Gabriel Max ist der großen Öffentlichkeit als eigenartiger und außerordentlich fruchtbarer Maler bekannt. es gibt gewiß wenige, die nicht in irgend einer Galerie oder in einer Kunsthandlung seine ätherischen Frauenköpfe und seine mystischen, schwärmerischen Gestalten mit Verwunderung und seelischem Genuß angesehen hätten. In dem Münchener Professor verläßt aber ein Mensch die Stätte seines irdischen Wirkens, der viel mehr gewesen ist, als nur der Maler meisterhafter Werke, Gabriel Max war ein Genie, das sich nach vielen Seiten versprühte, ganz besonders nach der naturwissenschaftlichen. Man kann nicht behaupten, daß sein Wesen ein geklärtes gewesen sei, denn der Freund und Bewunderer Haeckels, der Sammler ethnologischer und anthropologischer Gegenstände, der Forscher, der seine Aufgaben mit Ernst betrieb, war zugleich in einem Abschnitt seines Lebens Spiritist und überhaupt dem Okkultismus sehr zugeneigt. Der Künstler war eben auch auf diesen Grenzgebieten des menschlichen Geistes Forscher. Was ihm die Wissenschaft gab, auch die geheimnisvolle, die sich mit jenseitigen Welten beschäftigt, floß wieder zurück in jene Kunst, der er vor allem untertan war, die Malerei. — Das Wesen des Künstlers wird nicht getroffen, wenn man von ihm sagt, wie es so häufig geschieht, daß er das Absonderliche und Bizarre liebe. Wahr ist, daß er alles das geliebt hat, was über den engen Kreis der Erde und des menschlichen Lebens hinausstrebe in die luftigen Höhen des Ahnens, des Glaubens, der wissenschaftlichen Spekulation. Aus dieser Quelle sind seine religiösen Gemälde entstiegen, seine Märtyrerbilder, seine Gestalten aus der Mystik, und alle die vom überirdischen Glanz erfüllten Frauenköpfe mit visionären Augen und verklärten Zügen. Gabriel Max hat in seinem langen Leben und bei einer unerschöpflichen Tätigkeit viel gemalt. In den letzten Jahrzehnten begegnete man Bildern von ihm in den Kunstausstellungen und -handlungen aller Grade. Der berühmte Name verklärte selbst solche Blätter, die nur ganz flüchtige Zeichnungen aufwiesen. Die großen Werke des Meisters sind aber fast alle allgemein bekannt und durch Nachbildungen weit verbreitet worden. Solche Gemälde sind „Die Nonne im Klostergarten“ (1869), „Der Anatom vor der Leiche eines Mädchens“ (1869), „Frühlingsmärchen“ (1873), „Katharina Emmerich“ in der Neuen Münchner Pinakothek, „Jesus heilt ein krankes Kind“ in der Berliner National-

galerie, „Ein Vaterunser“ in der Dresdner Gallerie, die Christusköpfe auf dem Schweißstuch der heiligen Veronika, die „Löwenbraut“ nach Chamisso, die in der Hamburger Kunsthalle befindliche „Kindesmörderin“ (1877), der „Geistesgruß“, jene Frauengestalt am Klavier, die von einer Geisterhand berührt wird, die verschiedenen Madonnen mit Kind, die „Seherin von Prevorst“, bekannt durch Justinus Kerner, schließlich — gleich einer Reaktion seiner zarten Kunst — die vielen Affenbilder, vielfach mit humoristischem Einschlag, die Gabriel Max gemalt hat. In Deutschland gibt es wohl keine bedeutendere Galerie, die nicht im Besitze von Gemälden des Künstlers ist. Ein großes technisches Können paarte sich mit dem Reichtum der Erfindung. Die Figuren in seinen Werken sind meist fein und zart modelliert, das Kolorit ist duftig und licht, die Köpfe erscheinen zuweilen wie hingehaucht. Ist das Stoffgebiet des Künstlers ein wahres Spiegelbild seines Denkens und Grübelns, so zeigt seine Technik den Widerschein seines reichen und zarten Gemüts.

Gabriel Max, am 23. August 1840 zu Prag geboren, ist also im 76. Jahre gestorben. Sein Vater war der Bildhauer Josef Max, der den Radetzki-Brunnen und das Temesvarer Friedensdenkmal geschaffen hat, und seine Mutter war eine Tochter des Bildhauers Schuchmann. Seine erste Unterweisung erhielt er von seinem Vater, besuchte 1854—58 als Schüler die Prager Akademie, studierte dann drei Jahre lang an der Akademie in Wien und eignete sich dort neben seinem Fachwissen eine gediegene literarische Bildung an. Schon 1861, als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, veröffentlichte er eine Reihe von zwölf leichtkolorierten Zeichnungen zu Kompositionen von Beethoven, Mendelssohn, Liszt u. a. Schon in diesen Zeichnungen des Jünglings begann sich die mystische Richtung zu offenbaren. In München, wohin er sich wandte, um hier eine zweite Heimat zu finden, wurde er neben Defregger und Makart der Schüler und Freund von Piloty. Schon um 1900 wurde Max durch den Prinzregenten von Bayern geadelt. Die Universität Jena verlieh ihm die Würde eines Ehrendoktors und sie zielte damit nicht auf seine erfolgreiche Tätigkeit als Maler ab, sondern auf seine wissenschaftlichen Arbeiten. Über der Türe seines Privatmuseums, in dem sich u. a. eine der vollständigsten Schädelansammlungen befindet, hatte der Künstler die Worte eingraben lassen: „Oblitus dolore“, womit er bezeichnen wollte, daß der Mensch im Forschen nach dem Unendlichen den Schmerz des endlichen Lebens zu vergessen vermöge. Nun schließt sich die Gruft über dem bedeutenden Menschen und Künstler, und das Wort vom Schmerzvergessen wird ganz wahr an ihm.“ *) —

*) Obige geistreiche Deutung der lateinischen Worte des Zitats ist philologisch nicht haltbar, da *oblitus* („vergessen habend“, mit

Stimmen und Geräusche in der Luft.

Ein Mysterium der drahtlosen Telegraphie¹⁾.

Nach dem „Message of Life“,²⁾ Neu Seeland, berichten Leiter von drahtlosen Stationen, daß sie gelegentlich Geräusche von Stimmen, Musik, Gehen von Leuten, Erschütterungen durch Geräusche hören, die sie sich nicht erklären können. Man nimmt an, daß irgendwie die Vibrationen der drahtlosen Telegraphie diese Geräusche aufnehmen. Die Operatoren sagen, daß die Luft nicht geringer wird, wie beim Draht, und daß sie glauben, daß die drahtlosen Stationen vielleicht fähig sein werden, Geräusche von irgend einer Entfernung aufzunehmen. Wenn das wahr ist, so dürften wir am Vorabend von überraschenden Entdeckungen stehen. Es mag möglich sein, daß in Zukunft Stimmen in der Vergangenheit gemacht, zu uns durch Luftwellen zurückgebracht werden. Die Theorie ist folgende:

Vibrationen von allen Geräuschen werden in die Luft geworfen und bleiben dort für einige Zeit. Dieses ist ja bekannt bei der Zeit, die ein Echo zum Zurückkommen braucht, bei der Länge auf Zeit, die ein drahtloser Ruf braucht zwischen dem Absender und dem Zurückhalter und bei der Tatsache, der kleinen Pause, wenn Geräusche zu uns kommen, die wir hören, die von einer Entfernung aus zu uns gesandt werden. Die Lufthülle um die Erde ist nur fünfzehn Meilen tief; außerhalb von diesem Radius können Vibrationen sich nicht vorwärts bewegen. Dies ist gezeigt worden durch die Versuchsballons, welche Wetterbüros schon seit Jahren benutzen, um das Voraussagen der Temperatur zu bewerkstelligen. Aus alledem können wir schließen, was ja die Wissenschaft längst lehrt, daß die Erde ein im Raum wirbelnder Ball ist, mit einer Lufthülle von fünfzehn Meilen, eine Hülle, die alle Geräusche absorbiert haben muß, seit die Erde ihren Lauf begann.

Die Frage ist nun, wo sind diese Geräusche? Sie müssen doch irgendwo sein. Irgendwo innerhalb eines Radius von fünfzehn Meilen, wofern nicht ihre Vibrationen schwächer geworden und zugrunde gegangen sind, und kürzlich angestellte Experimente

langem i) den Genitiv oder den Accusativ erfordern würde, so daß es also doloris oder dolorem oder vielleicht dolores (die Schmerzen) lauten müßte. Beim Ablativ dolore müßte oblitus (mit kurzem i) nicht von oblivisci (vergessen), sondern von oblinere (überschmieren, überfüllen) abgeleitet werden, so daß der Sinn herauskäme: „mit Schmerz überladen“. Welche Deutung die richtige ist und wie insbesondere der Verstorbene selbst das Zitat verstand, vermögen wir nicht zu entscheiden. Red.

¹⁾ Nach „Light“, London, vom 18. Sept. 1915 übersetzt von Prof. Willy Reichel (Pasadena).

²⁾ Den liebenswürdigen Schriftleiter dieses Journals lernte ich persönlich kennen bei meinem Aufenthalt in Wellington, Neu-Seeland, im April 1909. W. R.

haben die Wahrscheinlichkeit gezeigt, daß Vibration die wirkliche beständige Bewegung ist. Die Strecke der drahtlosen Telegraphie beträgt heute 3000 Meilen, so daß bei diesem verhältnismäßigen Umfang der elektrischen Wissenschaft es möglich sein mag, diese Vibrationen aufzulesen. Operatoren mit drahtloser Telegraphie beklagen sich immer über Unterbrechungen ihrer Übersendung durch seltsame, befremdliche Geräusche, die beinahe artikuliert zu sein scheinen und die nicht anders erklärt werden können, denn als eigentümliche Phänomene, verbunden mit den schleichenden Vibrationen vergangener Jahrhunderte. Das sind die Schlüsse von Wissenschaftlern!

Wenn die Geräusche von Musik, Stimmen und trampelnden Füßen in der Atmosphäre um und über uns registriert sind, so sind sie sicher auch in den Räumen, in denen wir leben, registriert. Was für Laute senden wir täglich aus! Wir lernten ja bereits durch die Psychometrie, daß die Geschichte unseres Lebens imprägniert ist in der Kleidung, die wir tragen, und daß die Felsen die Offenbarungen vergangener Zeitalter enthalten. Es ist daher keine grundlose Vermutung, daß die Atmosphäre protokolliert, was wir nicht verstehen können.“

Die Theosophen erzählen uns ebenso von den „Akashic Records und die Spiritualisten von einem „Book of Memory“, in denen jede Tat, jeder Gedanke enthalten sein soll, die der Mensch je gehabt hat, selbst wenn er ihn vergaß, und die ihm nach seinem Ableben im unbekanntem Jenseits werden vorgelegt werden³⁾ — Das wäre dann das biblische „Gericht“.

Kurze Notizen.

a) **K a n t - G e s e l l s c h a f t.** Der Ablieferungstermin für die siebente Preisaufgabe ist vom 15. April 1916 auf den 15. April 1917 verlegt worden. Das Thema dieser Preisaufgabe lautet: „Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit“. Es sind drei Preise von 1500 Mark, 1000 Mark und 500 Mark ausgesetzt. Preisrichter sind die Herren Professoren Max Lenz - Hamburg, Friedrich Meineck - Berlin, Eduard Sprenger - Leipzig. Einzelheiten teilt der stellvertretende Geschäftsführer, Hochschuldozent Dr. Artur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48, mit.

b) **E i n e K r i e g s - F a t a - M o r g a n a.** Man schreibt der „Frkf. Zeitung“ aus Dortmund: Wie aus Weidenau im Siegkreise berichtet wird, erzählten eine Anzahl Arbeiterinnen der

³⁾ Vergl. Swami Panchadasi „The Astral World“, Chicago 1915 und das sehr interessante Werk: „Hafed Prince of Persia“ London 1907, W. Foulsham & Co.)

Siegener Schrauben- und Mutterfabrik übereinstimmend von einer seltsamen Luftspiegelung, die sie am östlichen Himmel, vormittags zwischen 8 $\frac{1}{2}$ und 9 $\frac{1}{2}$ Uhr beobachtet haben. Es erschien zunächst eine Feuerrinne, die immer größer wurde und schließlich wie eine Granate platzte. Nachdem sich das öfter wiederholt hatte, kamen Berge zum Vorschein, in denen gegeneinander kämpfende Soldaten sichtbar wurden. Auch sah man eine Feuerlinie. Weiter erblickten die Beobachterinnen eine Anzahl Krankenschwestern, die einen Berg hinaufstiegen. Deren Hauben konnten sie ganz deutlich erkennen. Darauf zeigte sich ein freier Platz, auf dem sich einige Krieger befanden, die in ein kleines Haus marschierten. Deutlich war zu sehen, wie dann ein Fenster zugemacht wurde. Nun wurde wieder ein Berghügel sichtbar, auf dessen Spitze drei Soldaten schußbereit lagen. Zuletzt sahen die Beobachterinnen in einem Berg Laufgraben, durch die Soldaten hindurchliefen. Dann trat die Sonne stark hervor und die Erscheinung verschwand. Eine ähnliche Luftspiegelung ist kürzlich auch in Böhmen beobachtet worden.

(„Tagespost“ Nr. 290. Linz den 27. Nov. 1915.)

c) **B e s t r a f t e r W a h r s a g e r s c h w i n d e l.** Das Stuttgarter „Neue Tagblatt“ berichtet aus dem Gerichtssaal (Mitte November 1915) unter der Spitzmarke: „Das ‚Medium‘ und der totgeglaubte Soldat“ wie folgt: Ein grober Wahrsageschwindel führte ein Ehepaar von hier vor das Schöffengericht. Die angeklagte Ehefrau besitzt in weiteren Kreisen den Ruf eines „Mediums“, und hat einen großen Zulauf von Personen, die in der jetzigen Kriegszeit ihr Geld durchaus bei „Wahrsagerinnen“ loswerden wollen. So kam zu dem Ehepaar eine Wirtsfrau von Winnenden mit dem Auftrage, für eine Nachbarin Erkundigungen über deren Neffen einzuziehen. Nachdem der angeklagte Mann seine Ehefrau angeblich in Hypnosezustand versetzt hatte, gab diese an, daß der junge Mensch bereits vor zwei Monaten im Felde gefallen sei. Für die Auskunft hatte die Wirtsfrau 3 Mark gezahlt. Als der Auftraggeberin der Tod ihres Verwandten mitgeteilt wurde, war sie untröstlich. In diesem aufgelösten Zustande ging sie auch zu dem Geistlichen in Neckargröningen. Dieser hatte die größte Mühe, die Frau zu beruhigen. Wie sich bei den näheren Nachforschungen herausstellte, hatte der totgesagte Neffe überhaupt nicht im Felde gestanden und erfreute sich nach wie vor seines Lebens. Ein Brief des Pfarrers an das Stellvertretende Generalkommando, in dem um Einschreitung gegen den Schwindel gebeten wurde, führte zu der Erhebung der Betrugsanklage gegen das „Wahrsager“-Ehepaar. Das Schöffengericht war der Überzeugung, daß sich das ganze Gebaren der beiden Angeklagten als grober Schwindel darstelle und verurteilte die Angeklagten unter Berücksichtigung ihres getrüben Vorlebens zu je einem Monat

Gefängnis. — Auch der nachfolgende Fall mag zur Warnung vor Mißbrauch der „Wahrsagekunst“ dienen. Wir lesen ebendort: „Wegen Betrugs hatte sich die Musikersehefrau Rosine Schütt vor dem Schöffengericht zu verantworten. Die Angeklagte betrieb die Wahrsagerei gegen Entgelt. Sie hatte großen Zulauf, besonders von Kriegerfrauen. Mehrere Zeuginnen bekundeten, daß das, was die Angeklagte gesagt habe, auch eingetroffen sei. Vor dem Gericht die Karten zu legen, dazu war die „Prophetin“ nicht zu bewegen. Auf 100 Mark Geldstrafe lautete das Urteil.“ Vivat sequens!

d) Hat Dom Bosco über das Papsttum im Weltkrieg prophezeit? — Es ist in letzter Zeit mehrfach die Rede davon gewesen, daß der große Armen- und Waisenfrend Dom Bosco von Turin (gestorben 31. Januar 1888) über den Weltkrieg und besonders über das Schicksal des Papsttums in ihm prophezeit habe. Bekanntlich ist der außerordentliche Mann, dessen Seligsprechung im Gange ist, der Schöpfer riesenhafter Wohltätigkeitsanstalten in Turin, deren Segensfülle sich über ganz Italien und weit darüber hinaus ergießt, und sein Name ist volkstümlich in seinem Vaterlande wie kaum ein anderer unserer Zeit. Auch in Deutschland ist Dom Bosco vielgenannt. Die Kölnische Volkszeitung brachte zur Jahrhundertfeier seiner Geburt (geb. 16. August 1815 zu Castelnuovo in Piemont) aus der Feder eines deutschen Schulmannes einen prächtigen, vielbeachteten Artikel, worin auch von der seherischen Natur Dom Boscos die Rede war; „Über die obengenannte angebliche Prophezeiung ist aber bislang nichts Sicheres bekannt gewesen. Nun hat Professor zur Bonsen, der Verfasser des „Zweiten Gesichtes“, in seiner Schrift „Die Prophezeiungen zum Weltkrieg“ (4. bis 6. Tausend, Köln, Bachem, 1.80 Mark, geb. 2.40 Mark) festgestellt, daß sie tatsächlich existiert. Dom Boscos schriftlicher Nachlaß ruht im Vatikan. Dort ist im Frühsommer 1913 eine Abschrift von der Prophezeiung genommen und diese dann von einem italienischen Bischof vor einem Kreis von Zeugen verlesen worden. Einer dieser Zeugen hat, wie zur Bonsen mitteilt, über den Inhalt ihm eine Erklärung abgegeben mit dem Anheimstellen, von ihr Gebrauch zu machen. Die Prophezeiung stammt aus dem Jahre 1869 und beruht auf einer Vision. „Ich sitze auf meinem Zimmer,“ so beginnt Dom Bosco, „da scheint sich die Decke zu öffnen, und ich sehe Dinge, die getreu wiederzugeben einem Menschen unmöglich ist. Nichtsdestoweniger werde ich versuchen, sie zu beschreiben, soweit meine Kräfte es gestatten, weil es mir so im Gehorsam aufgetragen ist.“ Was Bosco zunächst erschaut, ist das Bild Frankreichs, wie es sich im Jahre 1870/71 verwirklicht hat. Die Angaben darüber sind verblüffend. Und nun erfaßt des großen Sehers Blick sein Vaterland Italien. Er schaut das Land in dem

„großen Kriege“ und besonders, was sich in Rom ereignet. Es mag hierbei erwähnt werden, daß man dort schon im Jahre 1913 den Eintritt des Krieges erwartet und gefürchtet hat. Auf die Bekanntgabe der symbolisch eingekleideten Vision selber verzichtet Prof. zur Bonsen. Doch teilt er soviel mit, daß vom Tode des Papstes während des Krieges und der Wahl eines neuen außerhalb Italiens entgegen den Behauptungen, die seinerzeit in der Presse erschienen sind, nicht die Rede sei. Ebenso hält er die Zeitangaben zurück, die in bezug auf Italiens Teilnahme an dem großen Kriege des weiteren von Dom Bosco gemacht worden sind. Das ist in gewissem Sinne eine Enttäuschung, aber die Gründe, die zur Bonsen für seine Zurückhaltung anführt, muß man billigerweise anerkennen. Auf Sensation kommt es gegenwärtig in der Tat nicht an.“ („Freisinger Tagblatt“ Nr. 280 v. 3. Dez. 15.)

g) Dr. Charles Richet, Prof. der Physiologie an der Sorbonne in Paris, weilt, wie uns Prof. hon. Willy Reichel aus Pasadena (Cal, dat. 11./XI. 15) nach einer Notiz des „Light“ vom 23. X, mitteilt, zur Zeit in England, um dort als hervorragender Gelehrter spiritualistische Erscheinungen näher zu erforschen („investigating the phenomena of Spiritualism“). Vielleicht hat seine Reise dorthin auch noch politische Nebenzwecke, nachdem er mit seinem Aushungerungsplan gegen Deutschland ein so gründliches Fiasco erlebt hat.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung:

Dr. O. Schnyder, Welt und Wirken. Versuch einer Grundlegung der Philosophie. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 429 Seiten. gr. 8^o Format. Preis 10 Fr. (8 M.).

Der Verfasser gibt in seinem vorliegenden ersten Hauptwerk eine neue Welt- und Lebensanschauung. An Hand seiner centrifugal-centripetalen, in einem „Ternar“ (Sein, Seinsollen, Sein und Seinsollen) fortschreitenden Methode und auf Grund der gesicherten Ergebnisse der Einzelwissenschaften entwickelt er eine Gesamtansicht von Welt und Mensch. Das Resultat seines Forschens ist im theoretischen Teil, der sich in eine immanente, eine transzendente und transzendente Betrachtung gliedert, eine Synthese von Positivismus, Agnostizismus und Mystizismus, im praktischen Teile, der der Begründung eines ethisch-ästhetischen Prinzips und seiner Anwendung auf die einzelnen Seinsgebiete gewidmet ist, ein Idealismus und ein Universalismus, und im theoretisch-praktischen Teile, der eine Universalkritik des Seienden durch das Seinsollende darstellt, eine Synthese von Pessimismus und Optimismus. Das Ganze, ein System der Philosophie im Grundriss, ist als Fundament von Einzeldarstellungen gedacht, die dem Ausbau des Systems dienen sollen.

Dr. —r.

Das Kulturchaos. Von E. de Waard. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 39 Seiten, gr. 8° Format. Fr. 1.50 (M. 1.20.)

Dieses gedankenreiche Buch sucht zu zeigen, wie die Entwicklung der Gesellschaft zu Übelständen geführt hat, welche durch die jetzigen Reformbestrebungen nicht beseitigt werden können. Es lehnt sich auf gegen eine evolutionistische bzw. einseitig „ökonomische“ Geschichtsauffassung, welche ohne bewußtes Einwirken der Menschen eine kulturelle Entwicklung der Gesellschaft erwartet. Es wird u. a. auch darauf hingewiesen, daß das jetzige Erziehungswesen fehlerhaft und durchaus ungenügend ist. Dr. —r.
Der Aufbau. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse, herausgegeben von Paul Eberhardt. Erste Folge. Preis M. 3.—. (Verlag Friedrich Andreas Perthes A-G. Gotha).

1.) Das religiöse Erlebnis. 2.) Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? 3.) Die Religion und der Krieg. 4.) Vom letzten Krieg. (1—4 schon früher besprochen.)

Das Böse. Von der Erfüllung. 5. u. 6. Heft des „Aufbau, Blätter für Suchende aller Bekenntnisse“. (ib.). — Preis M. —.75 und M. —.50.

Die Frage nach Gut und Böse und nach dem Uebel „an sich“, die, oft durch oberflächliche Probleme zurückgedrängt, doch immer wieder quälend wie ein Alpdruck emportaucht aus dem Wust der materiellen Dinge, in die wir verstrickt sind, beantwortet Eberhardt eigenartig und neu. Wie er in den früheren Heften die Religion „an sich“, rein und unbeengt durch geschichtliche Entwicklung oder konfessionelle Dogmen zu fassen versuchte, so hier das Böse. Gut und Böse, Heiligkeit und Sünde, beide sind ihm innerlichst verbunden, ohne einander nicht denkbar, untrennbare Funktionen des Lebens, das uns umschließt. Von dieser Wurzel aus faßt er auch die Stellung der reinen Religion unter Bösen, ihre innere Verbundenheit und ihren tragischen Kampf. — Heft 6 behandelt in prachtvoller, zum Teil rhythmisch gebundener Sprache „Von der Erfüllung“. Hier lösen sich alle Widersprüche und alle Zweifel. Nach dem schweren und mühsamen Wege durch das Böse hindurch, wird eine erste Höhe erklommen, ein lichter, strahlender Ausblick und Aufblick zu Gott selbst geöffnet. — Mit dem Hefte „Von der Erfüllung“ liegt der erste „Aufbau“-Band gesammelt vor. Die kunstvolle, symphonische Abfolge des Ganzen und Gottinnigkeit, die aus jeder Zeile spricht, treten nun noch klarer hervor, als in den Einzelheften. Der dichterischen Schönheit dieser machtvoll überzeugenden Sprache wird sich gerade in dieser Zeit jedes für den Gottesgedanken empfängliche Herz willig öffnen. Wer Frieden im Kampfe sucht, ohne doch bei Seite stehen zu wollen, findet ihn hier. Dr. —r.
Dr. W. Ohr, eine Feldandacht über den 26. Psalm vom 12. Sept. 1915, 16 S., München, Buchhandlung „National-Verein“. Mit Bild des Verfassers. Preis 25 Pfg.

Der als Oberleutnant und Kompagnieführer im Felde stehende Begründer des „National Vereins für das liberale Deutschland“ in München, früher Privadozent der Geschichte an der Universität in Tübingen, hielt diese durch tiefen Ernst und hohen Idealismus ausgezeichnete Ansprache an seine Landsturmlaute und zufällig hinzugekommene Kameraden bei einem improvisierten Feldgottesdienst in Feindesland; er zeigt darin, was „der Kriegsglaube des deutschen Soldaten“ ist: ein von deutschem Geist durchdrungenes neues Reich nicht der rohen Gewalt und der brutalen Macht, sondern der Freiheit, der Sittlichkeit und der Ordnung, wurzelnd in der Furchtlosigkeit und Gewissenhaftigkeit, als dauernder Gewinn des großen Weltringens. Dr. —r.

Inst. f. Grenzgeb.
der Psychologie

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Februar.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Zum Andenken an † Dr. Walter Bormann.

Unserer bei der Nachricht vom jähen Tod unseres am 16. Aug. 1914 in der Sommerfrische zu Oberdorf (bei Oberstdorf im Allgäu) plötzlich verschiedenen langjährigen Mitarbeiters ausgesprochenen Bitte um nähere Mitteilungen über seinen Lebensgang wurde erst jetzt (Ende 1915) durch gütige Vermittlung von Prof. hon. Willy Reichel entsprochen. Derselbe schickte uns (dat. Pasadena, Cal. 15. Nov. 15) die nachfolgende, ihm auf seine Anfrage bei der treubewährten Wirtschafterin des Verstorbenen, Frl. Bertha Bauer, zugekommene Mitteilung eines Herrn Hermann Schmid aus München, Georgenstr. 62 II l., der sich der sehr dankenswerten Mühe unterzogen hat, nachträglich nähere Erkundigungen an maßgebender Stelle einzuziehen. Derselbe schreibt: „Im Auftrage von Frl. Bertha Bauer in München gestatte ich mir Ihnen Vorliegendes zu übersenden. Die betreffende Dame leitete seit vielen Jahren den Haushalt des Verstorbenen. Da Sie seinerzeit den Wunsch äußerten, über das Leben und Wirken des edlen Mannes etwas mehr in Erfahrung zu bringen, was sich eventuell für einen Nachruf an ihn verwenden ließe, so habe ich mich bemüht, durch Nachfrage Ihrem Wunsche nach besten Kräften gerecht zu werden, und so konnte ich nachfolgende Einzelheiten ermitteln. Die lange Verzögerung bitte ich durch die widrigen Verhältnisse, wie sie eben dieser entsetzliche Weltkrieg gezeitigt, entschuldigen zu wollen.

Dr. phil. Ernst Walter Bormann war geb. am 18. Dezember 1844 in Potsdam, besuchte das dortige Gymnasium, sowie später die berühmte Anstalt Schulpforta bei Naumburg und studierte sodann in Göttingen und Bonn.

Von seinen späteren überaus zahlreichen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften verstreuten wissenschaftlichen Arbeiten seien nur die wichtigsten [außer den in den „Psych. Studien“ erschienenen] aufgeführt:

Untersuchungen über H. v. Kleists „Prinz v. Homburg“ („Dtsche. Monatsblätter“, Bremen 1879, März); Zur Biografie u. Kritik H. v. Kleists (Blge. z. „Allgem. Ztg.“ 1887, Nr. 37, 42, 43, 47); Schiller als Dichter der Braut v. Messina („Akadm. Blätter“, Braunschweig 1884, Nov.—Dez.); Über Schillers „Künstler“ (in den Michael Bernays von Schülern u. Freunden gewidmeten Studien, Hamburg 1893); Schillers Dramentechnik in seinen Jugendwerken im Vergleich mit der Dramentechnik Shakespeares (im Schillerheft der „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“, Berlin 1905); Zwei Hauptstücke von der Tragödie (in Stud. f. vglchd. Literaturgeschichte, 1899, 1900); Shakespeare der Dramatiker u. Shakespeare der Dichter (Beilg. z. „Allgem. Ztg.“ 1892, Nr. 57, 62, 63, 64); Shakespeares scenische Technik u. dramatische Kunst (Deutsches Shakespeare-Jahrbuch 1901); Die mystischen Elemente in Shakespeare's letzten Dramen („Übersinnliche Welt“, Berlin 1898, März—April); Ein falscher Wegweiser (über H. Ibsen, „Dtsche. Dramaturgie“, Leipzig 1894—95); Das geschichtliche Recht der Münchener Reformbühne (ebenda, 1895); Gustav Freytag u. d. deutsche Theater (ebenda, 1895); Kant'sche Ethik und Okkultismus (in den Karl du Pré von der Münchener Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zum 60. Geburtstage gewidmeten Beiträgen zur Grenzwissenschaft 1899); „Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht“, Erkenntnistheoretische Vorschule zur Psychologie („Übersinnliche Welt“, 1901, Sept.—Nov.); Gilt für den okkultistischen Monismus Geist und Materie das Gleiche? (ebenda, 1903, Juli); Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und das Gebiet des Geistigen (ebenda, 1904, Febr.—Mai); Der Okkultismus eine Wissenschaft (ebenda, 1905, Jan.—Juli).

Als besondere Schriften [außer seinem schon früher von uns besprochenen okkultistischen Hauptwerk: „Die Nornen“]: Anastasius Grün und sein „Pfaff vom Kahlenberg“, 1877; Kunst und Nachahmung, 1892; Der Schotte Home ein physiopsychischer Zeuge des Transscendenten im 19. Jahrhundert, 1899; endlich (vom „Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter“, Dresden, zu beziehen): Die Vivisektionsfrage in Betracht auf Wissenschaft, Opfermut, Menschlichkeit.

Von dem hochwürdigen Herrn Dr. theol. A. Ludwig, Prof. an der Hochschule in Freising, erhielt ich auf meine Bitte die folgenden wichtigen Mitteilungen: „Auf Dr. Bormann wurde ich aufmerksam durch seine literarischen Arbeiten in den „Psych. Studien“, der „Übersinnlichen Welt“ und besonders auch durch seine Monographie über Home. Ich suchte ihn etwa im Jahre 1909 in München auf und lernte in ihm einen Mann kennen, der im Gegensatz zu so manchen Okkultisten sich noch eine kritische Ader bewahrt hatte, wenn er auch m. E. nicht von einer gewissen Über-

spanntheit frei war, durch seinen unerschütterlichen Glauben, mit seiner verstorbenen Gattin in geistiger Kommunikation zu stehen. Jedenfalls verfügte er über ein achtenswertes philosophisches Wissen (er rechnete sich zur Schule Kants) und erwarb meine Sympathie rasch durch seinen edlen Charakter, seinen hohen Idealismus, seine religiöse Vertiefung, sein Freisein von Menschenfurcht, durch die Offenheit, Wahrheit, Liebenswürdigkeit seines Wesens. Zwar hat er mir nie sein religiöses Glaubensbekenntnis ex professo dargelegt, aber ich konnte wohl merken, daß er eine Art von undogmatischem Christentum mit dem Bekenntnis zum wissenschaftlichen Okkultismus zu einigen suchte. Eine seiner Grundanschauungen war die von der fortlaufenden Höherentwicklung des Menschen, die sich erst im Transzendenten vollendet. Gegenüber der theosophischen Strömung verhielt er sich mit Recht kritisch, ja ablehnend. Ein bekannter Münchener Spiritist klagte mir einmal über Bormanns „Rechthaberei“, vielleicht aber hätte dieser den Spieß umdrehen können. Bormann dürfte sich eben durch seine tiefgründende philosophische Bildung den meisten dortigen Spiritisten und Okkultisten doch geistig überlegen gefühlt haben. Er war ein Wahrheitssucher im besten Sinne des Wortes und ich bedauere nur, nicht öftere Gelegenheit gehabt zu haben, seines anregenden Umgangs mich zu erfreuen. Empört bin ich

1) Dr. Bormann, der echt deutsch empfindende Idealist, leitete bekanntlich als 1. Vorsitzender viele Jahre lang die von seinem Meister Dr. du Prel in München begründete „Ges. f. wiss. Psychologie“, der unsere ältesten und verdientesten Mitarbeiter angehörten und in welcher die gegensätzlichen, auch durch Temperament und Erfahrung bedingten Welt- und Lebensanschauungen der gläubigen Spiritualisten, der zahlreichen Theosophen, der praktischen Experimentalforscher und der noch nicht überzeugten Skeptiker häufig so scharf aufeinandergeprallt zu sein scheinen, daß es ihm trotz aller durch sein Herzleiden erschwerten Mühe und treuester Gewissenhaftigkeit auf die Dauer nicht mehr möglich erschien, dieses Lebenswerk seines verstorbenen Freundes in dessen wissenschaftlichem Sinn über Wasser zu halten, weshalb er dann seinen Rücktritt nahm. Unseres Wissens ist es auch seinem sehr erfahrenen und rührigen Nachfolger nicht gelungen, dieses Ziel zu erreichen. Auf diese un erfreulichen Vorgänge, bei welchen seine zunehmende Krankheit natürlich auch mit in Rechnung gezogen werden muß, bezieht sich offenbar die obige Anspielung. Andererseits setzte er seine erfolgreiche Wirksamkeit für Erforschung historisch und experimentell wichtiger okkultistischer Erscheinungen und Vorkommnisse um so energischer, namentlich durch eine weitreichende, äußerst fleißige Korrespondenz mit den bekanntesten Wortführern des Okkultismus und Spiritualismus aller Länder mit unermüdlichem Eifer fort und erwarb sich durch nachträgliche genaue Feststellung bestrittener oder fraglicher Tatsachen bleibende Verdienste. So entstand auch sein Briefwechsel mit Prof. hon. W. Reichel, dem seine ausgedehnten Weltreisen und seine reichen Geldmittel die wertvollste Unterstützung dieser Bestrebungen gestatteten. (Vergl. K. Not. d) im Dez.-Heft S. 571 über Reichel's Reise nach Costa Rica). — Red.

4*

über die pietätlose Art, daß man nach seinem Tode eine Menge von Briefen verbrannt hat, die, wie ich wußte, wertvolles Material für die okkulte Forschung enthielten und aus denen mir der Verstorbene mehrmals Einiges vorgelesen hatte.²⁾ Seine Schrift „Die Nornen“ hat Dr. Kemmerich nach dessen eigenem Geständnis (wie ich aus Bormanns Munde weiß) zur Abfassung seines Werkes „Über Prophetie“ sehr gute Dienste geleistet. Zweifellos gehört Bormann zu den bedeutendsten ernstesten deutschen Forschern auf okkultem Gebiete.“ —

Eine weitere Zuschrift konnte ich von Herrn Dr. med. Tischner in München erhalten. Er schreibt: „Meine Bekanntschaft mit Dr. Bormann geht nur bis in das Jahr 1912 zurück und ich habe leider, da ich bis vor kurzem nicht in München, sondern nur in der Nähe wohnte, nicht so viel von dem Umgange gehabt, wie ich wohl wünschen würde. Unsere Unterhaltungen bezogen sich vielfach auf nicht okkultistische Stoffe, besonders auf allgemein-philosophische und auch auf ganz andere Gebiete. Da war es bewundernswert, wie groß seine geistige Regsamkeit war und wie er trotz seiner fast 70 Jahre mit Vorliebe sich über die schwierigsten Probleme unterhielt. Was das okkultistische Gebiet betrifft, so versuchte er sicherlich möglichst besonnen und kritisch zu sein, und war bestrebt, der modernen Naturwissenschaft und ihren Forderungen Rechnung zu tragen. Besonders deutlich zeigte sich das einmal bei einer Diskussion über das Hellsehen mit mir, wo er den Standpunkt vertrat, daß man sich die Übertragung irgendwie durch die Sinne vermittelt zu denken habe, während ich, obwohl oder weil ich als Mediziner sinnesphysiologisch besser vorgebildet war, die Möglichkeit diskutierte, ob solch eine Wirkung nicht direkt zwischen dem Gegenstand und der Seele stattfinden könne, ohne Vermittlung der Sinne. (Es handelte sich speziell um Erkennung mikroskopisch kleinster Dinge, wie Bakterien, wo mir ein „optischer Sinn“ schwerlich in Frage zu kommen schien.) Daraus geht hervor, wie er bestrebt war, nicht uferlosen Phantasien sich hinzugeben, sondern im Anschluß an die Wirklichkeit und unsere Kenntnisse weiter zu kommen. Philosophisch bezeichnete er sich als Kantianer und bekannte sich im besonderen zur kantischen Dreieit von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Dem dogmatischen Christentum stand er fern, aber er nannte sich ausdrücklich „Christ“, und wollte es nicht Wort haben, als ich bemerkte, daß das noch kein Christentum sei und daß meiner Meinung nach, um sich Christ nennen zu können, mehr als diese Dreieit, eine hohe Meinung von Christus und Übereinstimmung mit dem Wesentlichen der christlichen Moralanschauungen ge-

²⁾ Auch wir bedauern diesen Verlust wertvoller Beiträge aufschmerzlichste. — Red.

fordert werden müsse. Dabei war er gegen andere Meinungen duldsam; besonders mir gegenüber, als dem viel Jüngeren, hätte vielleicht die Versuchung nahe gelegen, seinen Standpunkt besonders geltend zu machen. Wenn man aber seine eigene Meinung mit der gehörigen Achtung vor der seinigen vertrat, so ging er ruhig auf diese abweichende Meinung ein, ohne seine Meinung als die des Älteren und Erfahreneren als die einzig wahre hinstellen zu wollen. Ich verehrte in ihm einen edlen, reinen, von sachlichen Motiven getriebenen Charakter von schillerischem Gepräge, von schillerischem Schwunge und auch von schillerischem Pathos. Wie ich im Laufe des Verkehrs merkte, war Schiller ja auch sein Lieblingsdichter, den er sehr genau kannte und gern zitierte. Sein letztes unvollendetes Werk sollte ja Schillers Dramen gewidmet sein.“³⁾ —

Sollten Sie nun vorliegendes Material irgendwie zu einem Nachruf verwenden können, so wird es mich freuen, dem Andenken eines edlen Menschen dienen zu können. Vielleicht darf ich die herzliche Bitte beifügen, mir von der betreffenden Zeitschrift einige Exemplare zugehen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Hermann Schmid.“

Frl. Bertha Bauer selbst hatte schon zum Neujahr 1915 an Herrn Prof. Reichel (dat. München, Neureutherstr. 38) u. a. geschrieben: „Als Wirtschafterin des Herrn Dr. Bormann erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß derselbe als mein gütiger Herr am 16. Aug. d. J. ganz unerwartet an einer Herzlähmung sanft verschieden ist. Der Verstorbenen würde gewiß den schweren Schicksalsschlag, der Sie betroffen hat, aufs tiefste und schmerzlichste bedauern, denn er sprach oft und nur Gutes von Ihnen.“ — Wir verweisen auch noch auf unsern, dem unvergeßlichen Toten gewidmeten kurzen Nachruf im Sept.-Heft 1914, S. 534. [Red.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung und Schluß von S. 10.)

Einen mehr als flüchtigen Besuch verdient gleichfalls der sog. „silberne Pavillon“, der im Jahre 1483 von dem Shogun Ashikaga Yoshimasa, nachdem dieser seine Macht und Würde aus freiem Entschluß niedergelegt hatte, nach dem Muster des goldenen Pavillons erbaut wurde. Neun Jahre lebte der Ex-Shogun

³⁾ Wir erinnern an den wunderschönen poetischen Beitrag des Verstorbenen zu Schillers hundertjährigem Todestag (1905, Maiheft S. 257) der dem Schillermuseum in Marbach a. N. einverleibt wurde: „Schiller's Manen. Psyche vor dem Sarkophage und der Büste des Unsterblichen.“ — Red.

noch in diesem seinem Ben Retiro in mönchiger Stille. Wie vorteilhaft aber sticht seine Erscheinung von der eines Karls des Fünften ab, der doch in gleicher Weise freiwillig auf die höchste Macht Verzicht leistete und die Kutte erwählte. Während der fünfte Karl bald von Reueanfällen über seinen ungewöhnlichen*) Schritt gepackt, bald von religiösen Skrupeln hin- und hergezerrt, das Bild eines mit sich selbst nicht einigen Menschen bietet, sehen wir Ashikaga Yoshimasa den Rest seines Lebens stiller Beschaulichkeit und der Pflege der schönen Künste widmen. Er erfindet ein neues Ceremoniell für das kirchliche Weihrauchopfer, er gründet ein für die Folge maßgeblich gebliebenes Teezeremoniell, er baut den ersten diesem entsprechenden Teeraum, er sammelt die besten chinesischen und japanischen Kunstwerke, mit denen er seine „Ginkakuji“ oder „Jishoji“ genannte Eremitage schmückt, er schafft um dieselbe herum unter Zuhilfenahme des anstoßenden schönbewaldeten Berghanges einen Landschaftsgarten ersten Ranges usw. Die ganze Anlage vermachte er der Zensekte, die sie getreulich pflegt, so daß der Besucher alles so findet, wie es der Begründer verlassen hat. Besonders interessant ist das angebliche Selbstportrait des Shoguns im priesterlichen Ornat, ein Kunstwerk, welches die Regierung dem Staatsschatz einverleibt hat, so daß es also unveräußerlich geworden ist. Stadt und Staat zahlen einen gemeinsamen Beitrag zur dauernden Instandhaltung der als vorbildlich geltenden Gebäude und der Gartenanlage. —

Außer vielen heiligen Schreinen von Stein und Holz besitzt der Tempel Kenninji einen hübschen Bronzeeber, dessen Beine ganz in Papierstreifen stecken, mit Gebeten beschrieben. Nahebei liegt die mächtige Kirschblütentanzhalle, zurzeit leider geschlossen. Nicht geschlossen aber schienen die Herzen der schönen Tänzerinnen, die rundum in hübschen Häuschen wohnen und zum Teil hinter ihren Gittern freundlich winkten.

Starke Eindrücke erhielt ich von der Tempelanlage Nanjenji. Herrlich ist das dunkelgehaltene Tempeltor, herrlich der neue schöne Tempel, herrlicher noch sein dunkler Wald mit den lauschigen Pfaden an bemoosten Felsenwänden entlang. Der Weg führt höher und höher, stets von Steinlaternen und Andachtsstätten begleitet. Schließlich bieten die Felsenwände keinen Ausweg mehr. Hier nun stürzt ein Bach von einer Felsenklippe, im Grunde zu einer Art Bad gefaßt, von Holzplanken umgeben. Pilger und Pilgerinnen entkleiden sich hier und lassen sich den

*) In der japanischen Geschichte ist die freiwillige Abdankung eines Monarchen keineswegs so ungewöhnlich wie in der abendländischen. Auch der Vorgänger von Ashikaga Yoshimasa, Ashikaga Yoshimitsu z. B., der Erbauer des „goldenen Pavillons“, hatte freiwillig, wie oben bereits erwähnt, die höchste Macht niedergelegt und sich in klösterliche Stille zurückgezogen. —

kalten Strahl auf Kopf und Nacken rinnen. Daß eine sich ekstatisch gebärdende Frau dies nahezu drei Viertelstunden aushielt, muß man gesehen haben, um es zu glauben. Dabei deklamierte sie so theatralisch, bald lispelnd, bald unter Tränen laut aufkreischend oder Flüche donnernd, wie ich es nur bei Wahnsinnigen oder bei Trancezuständen gesehen habe. Viele warteten, um endlich an ihre Stelle zu treten. Dieselbe Frau sah ich später vor einem andern Altärchen, jetzt aber bekleidet, Kerzchen anzünden und ihr lautes Beten von Neuem beginnen. Mit noch lauterer Stimme jedoch betete an einem andern Waldaltar ein Mann in ihrer nächsten Nähe, so daß es geradezu ein Wettschreien wurde. —

Eine eigentümliche Furcht vor dem Vollmond zeigt sich bei den Japanern. Um die Mondgöttin zu versöhnen, stellt man alsdann Speiseopfer, meist Schälchen mit Reis, auf die Dächer und Fensterbrüstungen. Noch unheimlicher scheint ein Selbstmord auf die Nachbarschaft zu wirken. Das erlebte ich im Fall eines jungen Mädchens, das freiwillig aus dem Leben geschieden war. Da zündeten die Nachbarn abends Lichter auf den Fensterbänken an und stellten Opfergaben hin, wohl aus Furcht vor einer möglichen Rache des Geistes der Abgeschiedenen. Ganz in das Gebiet des Aberglaubens aber fiel es, daß niemand im Hotel einen Strauß von schönen roten Blumen dulden wollte, den ich aus einem üppigen Tal in der Nähe des Biwasees mitbrachte. „Fortwerfen!“, rief alles, vom Manager bis zur letzten Geisha. Es sei eine „Totenblume“, belehrte mich Herr Rosenörn.

Besonders idyllisch am Walde liegen Tempel und Kloster Kurodan, berühmt durch eine uralte Fichte, und der im Umbau begriffene Buddhatempel Shinniodo. Dort legt man auch einen Dreistrahl an. Im Garten stehen nebeneinander eine Buddha- und eine Amidastatue in Bronze, beide von schönster Ausführung, Buddha mit den einander genäherten Daumen, Amida mit erhobener rechter Hand. Nebenan liegt ein Shintotempel. Die hohe Stein-
treppe ist flankiert von zwei Löwenhunden aus Bronze von ganz besonderer Schrecklichkeit und seltsamer Stellung. Kopf und Vorderfüße ruhen auf dem Boden, Leib und Hinterbeine schweben hoch in der Luft. Von dort den Berg hinansteigend gelangt man zum buddhistischen Tempel Yoshida-jinsha der aber stark verschintot ist. Dort sah ich eine eigentümliche Zeremonie. Zuerst sangen die vier amtierenden Bonzen abwechselnd mit dem Publikum eine Litanei. Alsdann knieten sich vier Andächtige vor je einen der Priester, der ihnen nach vielen gegenseitigen Verbeugungen den Kimono hochhob und mit Gewalt in diesen hineinblies, so daß sich das Gewand an Brust und Leib aufbauchte. Auch bliesen die Bonzen in ihre eigenen Hände und strichen alsdann damit über Gesicht, Arme, Brust und Rücken der Gläubigen. Ob diese eigentümliche Pust- und Massagebehandlung lediglich religiösen oder

auch Heilzwecken diene, konnte ich nicht ermitteln. Herr Rosenörn sagte mir, daß die buddhistischen Priester keine Heilpraxis ausübten und auch die shintoistischen nicht im Tempel, sondern nur in den Privathäusern. Indes sind Ausnahmen immerhin möglich, und ist der Tempel, wie gesagt, stark verschintot. Alle im Tempel Anwesenden kamen der Reihe nach daran, die geschilderten Prozeduren an sich vollziehen zu lassen. Die Anzahl der Männer und Frauen war etwa die gleiche. Das Ganze erinnerte an gewisse heilmagnetische Verfahrungsweisen.

Oberhalb des kaiserlichen Sommerschlusses Shugakuin-rikyu liegt der mächtige, aber steile Hiyei-san, von dessen alpiner Höhe aus man eine gewaltige und herrliche Aussicht genießt. Dort liegen die alten, jetzt leider stark verfallenen Buddhistenklöster, die einst so mächtig waren und politisch so hervortraten, daß der Mikado Shirakawa sagte: „Dreierlei kann ich in meinem Reich nicht meistern, die Wildwässer des Kamogawa, die Spielleidenschaft meines Volkes und die Bergmönche.“ Heute ist es um ihre Macht getan.

Es folgt der Abstieg zu dem überaus schönen Biwasee mit der tausendjährigen heiligen Riesenkiefer von Karasaka, unter der Japans berühmteste Dichterin ihr Zelt aufschlug, und dem Kwannontempel Miidera mit prächtiger Aussicht über See und Gebirge. Hier fand ich eine Säule wieder, die ich schon einmal im Garten des Verbrennungstempels gesehen hatte. Der untere Teil ist wie bei einer Steinlaterne geformt, statt einer solchen folgen aber drei Schichten und auf diesen, sich rasch verjüngend, gleichfalls symbolisch, neun weitere Schichten. Diese Art von Steinpagoden stammt aus Birma. So haben die Japaner mancherlei aus dem Ausland bezogen, ohne viel nach dem Warum zu fragen. Auch den Glücksgott Hotei haben sie ohne weiteres aus China importiert, nebst verschiedenen andern Göttern, mit fix und fertigem Kultus.

Der am Ausfluß des Biwasees auf aussichtsreicher Höhe gelegene Tempel Ishiyama ist gleichfalls besuchenswert. Dort gibt es ein berühmtes Orakel. Im Tempel hängt ein Köcher mit einer großen Zahl von eisernen Pfeilen gefüllt, deren jeder eine Ziffer trägt. Diese Ziffer nennt, wer sie gezogen hat, den Priestern, die ein sibyllinisches Buch aufschlagend dem Fragesteller auf Grund der genannten Zahl die Zukunft enthüllen. Herr Rosenörn, der mich dorthin begleitete, erzählte mir beim Aufstieg, daß er bereits zweimal dort das Schicksal befragt und jedesmal dieselbe Nummer gezogen habe, nämlich 7. Und nun folgt das Merkwürdigste. Als er heute zum dritten Male in den Köcher griff, zog er vor meinen Augen wiederum eine Sieben heraus. Im übrigen gilt diese Zahl als eine verhältnismäßig glückliche.

Unmöglich kann ich den freundlichen Leser bitten, mir zu allen Tempeln Kyotos und der Umgegend zu folgen; nur nach Otokoyama zum Hachimanfest möchte ich ihn noch führen. Dieser Tempel, zu dem man auf mehreren hundert Stufen etwas mühsam emporsteigt, liegt zwar nicht wie die vorgenannten in einer heroischen Landschaft, dagegen in einer sehr lieblichen Gegend, die wenig seiner martialischen Bestimmung entspricht. Man glaubt sich nach Thüringen versetzt. Aber die mächtigen Kanonen, Broncepferde und ähnliche Weihgeschenke deuten energisch den Tempel des Kriegsgottes an. Eben hat dieser nun einen Besuch in der Nachbarschaft, wie alljährlich einmal, ausgeführt, und jetzt handelt es sich darum, die schon unten im Tal angelangten Palankine, in denen sein Geist wohnt, in feierlichem Zuge wieder hinauf in sein Heiligtum zu führen. Das ist das viel besuchte Hachimanfest von Otokoyama. Die schön mit Blumen geschmückten Palankine stehen am Fuß des Berges in einer Tempelhalle auf hohem Podest. Rundherum Kirchweihzelte. Berg und Tal wimmelt von Menschen. Den ganzen Nachmittag werden vor den Palankinen Rauch- und Speiseopfer dargebracht. Mehrere hundert Priester sind in Tätigkeit. Man sieht sie lebhaft mit Papierwedeln herumpfucheln. Endlich schlägt die siebente Stunde und es wird Nacht. Der ganze Weg auf den Berg wird freigemacht und der Zug setzt sich mit Fackeln und Lampions in Bewegung. Die Gewänder der Priester und Tempeldiener leuchten in allen Farben, Tanzmädchen mit aufgeblasenen Pluderhosen bewegen sich in einem schwebenden Schritt. Fahnen, rotlackierte Tempelladen, Zierbäume usw. beleben den Zug. Den heiligen Palankinen schreiten musizierende Priester voran mit unglaublich langen Flöten und Trommeln in Sanduhrform, so daß dieses Gemisch von schrillen und dumpfen Tönen, die sehr gemessen und unterbrochen erfolgen, eine eigenartige Melodie*) ergibt. Dieser priesterlichen Kapelle folgt eine Abteilung von Männern in Samuraitracht, die sehr martialisch ausschauen. Auch ein Korps von Bogenschützen

*) Gleich den Chinesen haben auch die Japaner die rein chromatische Tonleiter, so daß ihre Musik auf uns befremdend wirken muß, wie auch umgekehrt. Wer indes lange genug im Lande verweilt, um ein Verständnis für die von der abendländischen so ganz abweichende Musik der Japaner zu gewinnen, der mag auch in der Lage sein, ihre Vorzüge zu würdigen und sie schön zu finden. So macht ein im Japan-Magazin 1912, wahrscheinlich aus der Feder eines der deutschen Professoren an der kaiserl. Musikakademie in Tokyo, erschienener Artikel darauf aufmerksam, daß die Musik in Japan zu einer Zeit schon eine hochentwickelte Kunst war, als im Westen noch wilde Geräusche die Stelle derselben vertraten. Die japanische Musik, sagt jener pseudonyme Schreiber, kommt von der Seele und spricht zur Seele, Sie ist unmittelbar, spontan, und berührt das Ohr mit einem Reiz und einer Neuheit, welche die Seele des Hörers mit ihrer immateriellen Originalität erfüllen.

ist im Zuge und viel Militär und Polizei in Uniform. Lautlos läßt die dichtgedrängte Menge den stattlichen Zug an sich vorüberziehen, nur wie die Palankine erscheinen, erfolgt zur Begrüßung lebhaftes Händeklatschen. Der sich mit seinen zahllosen Lichtern schlangengleich den Berg hinaufwindende Zug bietet in der rabendunkeln Nacht einen hübschen Anblick. ') —

Wer sich für japanischen Kultus und japanische Kultur interessiert, darf dieses Land nicht verlassen, ohne Nara besucht zu haben.

Nara, inmitten einer lieblichen Landschaft gelegen, in der bewaldete Berge mit Reisfeldern und Teeplantagen*) abwechseln, war einstmals (709—784) die Hauptstadt Japans. Jetzt ist es zu einem stillen Städtchen herabgesunken, dessen altertümliche Häuschen meistens als Läden dienen, in denen Devotionalen und Reiseandenken feilgeboten werden. Denn der ganze weite Tempelbezirk, meist aus Bergwald bestehend, ist heiliges Land, das von den Japanern, namentlich zur Sommerzeit, sich eines großen Zuspruchs erfreut. Auch der Sake von Nara, der treffliche hier bereitete Reisschnaps, ist in ganz Japan beliebt. Das gesamte ausgedehnte Gebiet ist als ein großer Naturpark zu bezeichnen, in dem zahme Hirsche, hier als heilige Tiere verehrt, bald einzeln, bald in Rudeln den Besucher umschmeicheln und um eine Gabe bitten, die zu kaufen sich an vielen Stellen in der Nähe der Tempel sowohl, als auch im Walde Gelegenheit bietet.

Die zahlreichen und schönen Tempel Naras entstammen der ältesten Zeit des Buddhismus in Japan, die zugleich als dessen Blüteperiode bezeichnet werden darf. Daher macht sich hier in Architektur und Skulptur am ausgesprochensten der indische Einfluß geltend, zumal in der Dachkonstruktion, aber auch in zahlreichen Einzelheiten, z. B. dem Umstand, daß der Kopf des großen, 16 Meter hohen Daibutsu die Züge der indischen Göttin Vairochana (Roshana) trägt. Dieser schöne Daibutsu, der älteste seiner Art, steht in einer hohen, völlig geschlossenen Halle und bildet eine der Hauptsehenswürdigkeiten Naras. In seiner Nähe liegt eine hübsche Pagode, jüngeren Alters, und ein Doppeltor; das letztere, Niomon genannt, mit den beiden Tempelwächtern, den Nios, den Göttern oder Dämonenkönigen Indra und Brahma. Die Riesenfigur des Indra ist über und über mit Papierkügelchen gespickt; auch liegen zahllose solche um die Holzstatue herum, welche Kwaikai geschnitzt hat. Die Japaner und Japanerinnen speien nämlich den Gott mit gekautem Papier an, indem sie ihn bitten, ihnen einen Wunsch zu erfüllen. Bleibt das Papierkügelchen an dem Standbild kleben, so bedeutet das Aussicht auf Erfüllung ihres Wunsches, fällt es ab, so besteht keine Hoffnung. Die erwähnten

*) Auf der Fahrt von Kyoto nach Nara passiert man Uji mit den berühmtesten Teeplantagen Japans.

Tore leiten zum Museum hin, welches eine Fülle von interessanten Götterstatuen bietet, unter denen mich ein lieblicher Bronzebuddha besonders ansprach. Über die schrecklich ausschauenden Nios mit der abwehrenden Handbewegung möchte ich noch bemerken, daß mir dieselben nicht sowohl als ein Symbol in dem Sinne erschienen, daß kein Unreiner die heilige Schwelle betreten dürfe, als vielmehr als eine Abwehrmaßregel gegen fremde Dämonen. Solchen rufen sie zu: „Es sind schon Dämonen da! Nichts soll den Einfluß der Gottheit, der dieser Tempel gewidmet ist, stören!“

Im Kofukujitempel, welcher als der älteste Tempel Japans gilt (erbaut 607), wird auch ein Schimmel verehrt. Er bettelte lebhaft um Möhren, die dicht vor seiner Box standen, aber weit genug, um sie mit seinem Maule nicht erreichen zu können. Was hat das heilige Tier verbrochen, um zu solchen Tantalusqualen verurteilt zu werden? Im Sommer freilich bei zahlreichem Pilgerbesuch fließen die Möhrenspenden reichlich. Hat der Schimmel morgens eine feuchte Haut, so nimmt man an, daß er während der Nacht dem Gott als Reittier gedient habe und so in Schweiß geraten sei. Schimmel sah ich überhaupt in verschiedenen Städten in den Tempeln ausgestellt, so z. B. in Kyoto in Gips ausgeführt. Neben dem Hirsch, der hier in Nara gleichfalls als göttliches Reittier gilt, sind Schimmel, Eber, Kühe, Affen, Hähne, Schildkröten und Schlangen die am meisten in Tempeln teils nachgebildeten, teils lebend unterhaltenen heiligen Tiere. Von dem Einhorn und ähnlichen Fabelwesen, denen man häufig als figürlichem Schmuck begegnet, gilt die Annahme, daß solche in der Ära besonders tugendhafter Fürsten erschienen.

Die größte Anlage ist die des Kasugatempels, die im Schmuck ihrer feinen roten Lackierung durchaus nicht ihr hohes Alter ahnen läßt. Der Weg dahin führt durch eine waldige Schlucht. Noch höher liegt der sehenswerte Wakamiyatempel, von dessen Steintreppen und Holzbalustraden aus man eine prächtige Aussicht hat. Hier steht — eine echt japanische Spielerei — ein Wunderbaum mit 7 verschiedenen Laubarten. Schön ist auch der Kwannontempel, in dessen Hof zahllose Tauben umherflattern. Schön selbst noch im Verfall ist der Tamukiyama no Hachimantempel mit dem Spiegelemblem. Ihr mitgebrachtes Mahl verzehrte die kleine Gesellschaft, welche sich für diesen Ausflug zusammengetan hatte, im Tempelhof Todajji auf dem Podium der 37 Tonnen schweren Riesenglocke, die, von japanischen Besuchern und auch von uns angeschlagen, feierlich das Waldtal durchdröhnte. Dort kredenzte eine ebenso freundliche wie bescheidene Geisha würzigen Tee. Wie herzlich mutet hier in Nara alles den fremden Gast an, der dieses mit dem anspruchsvollen Nikko trotz seiner unerhörten Pracht nicht vertauschen möchte.

Das Allerschönste von Nara aber sind seine Wälder, die am Mikasaberg geradezu urwaldartigen Charakter tragen. Tausendjährige Baumriesen bilden hier „heilige Hallen“, die eine tief-andachtsvolle Stimmung erwecken. Und ihren kühlen Schatten durchziehen ganze Alleen von Steinlaternen, darunter eine, welche aus nicht weniger als 2000 Laternen besteht. Welch unvergleichlicher Anblick, wenn diese zu Ehren der Götter entflammt nächtlicherweile das Dunkel der Wälder erhellen! —

* * *

Schließen möchte ich nunmehr meinen Streifzug durch Japans Kultus- und Kulturstätten mit den schönen Worten unseres deutschen Landsmannes Max Müller:

„Es gibt falsche oder wenigstens unvollkommene Gottesnamen, niemals aber Namen von falschen oder unvollkommenen Göttern. Das Gefühl des Unvermögens, die ganze Fülle und Unendlichkeit des Göttlichen zum Ausdruck zu bringen, führte zum Aufsuchen immer neuer Namen, bis schließlich aus jedem Bereich der Natur, in welchem sich eine Annäherung an Göttliches entdecken ließ, dem Allmächtigen ein Name gegeben wurde.

Wurde die Gegenwart des göttlichen Wesens im Sturmwind gespürt, so wurde der Sturmwind sein Name. Verspürte man seine Anwesenheit im Erdbeben oder Feuer, so wurde Erdbeben und Feuer seine Benennung. —

Die Welt hat ihre Kindheit, und als sie ein Kind war, sprach sie wie ein Kind. Ihre Gedanken waren die eines Kindes. Und aus Kindermund kommend war ihre Sprache wahrhaftig und echt, und ihre kindlichen religiösen Vorstellungen waren gleicherweise wahrhaftig und echt. Der Fehler liegt nur bei uns, wenn wir darauf bestehen, die Sprache eines Kindes für die eines Mannes anzusehen, wenn wir versuchen, alte Sprache in moderne Sprache buchstäblich zu übertragen, Orientalisches in Okzidentalisches, Poesie in Prosa.

Wenn wir bedenken, daß sich Religion an die geistigen Fähigkeiten derer anpassen muß, welche sie beeinflussen soll, so wird es uns nicht überraschen, wenn wir da echte Religion finden, wo wir nur entartenden Aberglauben oder eine abgeschmackte Verehrung von Götzenbildern anzutreffen glaubten. Religiöse Regungen, wo immer wir solche gewahr werden, sind stets heilig. Mag eine Religion noch so unvollkommen, noch so kindisch sein, stets versetzt sie die menschliche Seele in die Gegenwart Gottes. Und wie unvollkommen und kindisch solch eine Vorstellung von Gott auch sein mag, so stellt sie doch immer das höchste Ideal von Vollkommenheit dar, welche der menschliche Geist zu seiner Zeit fassen und erreichen kann.

In unserer eigenen Religion und im neuen Testament gibt es mancherlei, dessen eigentliche Bedeutung nur denjenigen verständlich ist, welche die Sprache recht zu verstehen wissen, welche nicht nur Ohren zu hören haben, sondern auch ein Herz besitzen, um den tieferen Sinn der parabolischen Ausdrucksweise zu erfassen.“ —

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Magische und natürliche Deuteroskopie.)

(Fortsetzung von Seite 15.)

Den folgenden Fall entnehme ich Horst, der ihn aus dem „Diarium europaeum“ wörtlich anführt:

„König Carolus Gustavus (Karl X. Gustav 1654—1660), anjetzt regierender König in Schweden Herr Vater, hatte gar starke Kriegsrüstungen wider Pohlen vorgenommen, aber sein Absehen und Ziel noch bei sich behalten; also daß Wenigen wissend war, welcher Gegend solche, noch auff dem Amboss liegende Donnerkeile, die man so eifrig schmiedete, sollten einschlagen. Theilss riethen auf Pohlen, Theils auf Dennemarck; Theilss auff das heilige römische Reich, alss welches von solcher Armatur würde beschreckt und verunruhiget werden: und unterdessen konnte sich doch Niemand, ohne etwa ein- und der andere Geheime Rath der Gewissheit hierin versichern. Denn dieser Kriegsverständige König liess zwar Vielen seine zugerüstete Waffe, aber Niemanden sein Herz sehen, ohne Gott, dem Herrn alleine, dem die tiefste Geheimnisse derer hohen Potentaten lauter Klarheit und die dicksten Finsternisse ihrer Rathschläge Licht seynd. Aber diejenigen subtile Geister, welche auch die allerverdecktesten Rathschläge oft behorchen, müssen ohne Zweifel wohl gemercket, oder gewußt haben, was für einen Boden solche grosse Zurüstungen würden erschüttern, wie man aus den Vorstellungen und gegebenen Vorzeichen davon klärlich ersiehet.

Denn es begab sich im Hornung (Februar) desselbigen 1655-ten Jahrs auff einer grossen Wiesen-Pläne, in Uplande, bei hellem Tage, dass ein Soldat, alss er in die allernächst dabei stehende Kirche zur Predigt, wiewohl ein wenig spät, gehen wollte, unfern von selbiger Kirchen, eine vollkommene Schlachtordnung vieler gewaffneter Regimente erblickte. Weswegen er ganz erschrocken hinlieff, solches den Leuthen, so er am ersten erreichen konnte, anzuzeigen, welche wie er selbst annoch zur Predigt eilten, und es in der Kirche alsbalden vermeldeten. Darüber aber erhob sich in der Kirche selbst alsbald ein Gerücht und Rumor, alss etwan unverhofft ein Feind ins Land gebrochen, und allbereits hart in

der Nähe stünde. Dieweilen nun Jedweder, der etwas zu verlieren hatte, besorgen musste, es dürffte bey solch einem plötzlichen Überfall Haab, Gut und Bluth darauff gehen; lieff Alles, was Füsse hatte, in grösster Consternation eyligst zur Kirchen hinaus, und der Priester, sich nicht gesandt achtend für leere Stühle und Bänke, folgte der entweichenden Versammlung ebenfalls nicht ohne grossen Schrecken nach.

Da sie nun Alle kaum zur Kirchenthür hinausgetreten, kamen ihnen an der mittäg- und mitternächtlichen Seiten der Kirchen zwei vollkommene Armeen auf erstgedachtem Wiesengrund zu Augen, alss welche allbereits im vollen Schlagen gegeneinander begriffen waren, und gar hitziglich sich einander befochten. Ross und Mann, Zaum und Zügel, Karabiner, Pistolen Musketen, Kanonen, Picken, Helleparten, Partisanen, Degen und Schwerdter schaute man so augenscheinlich, dass die meisten Zuseher nicht anderst gedachten, denn es wäre ein rechter Ernst und ein wahres blutiges Feldtreffen. Man sahe gar eigentlich, wie Einer den Andern, entweder mit dem Degen, oder mit der Kugel aus dem Sattel brachte, und ihm einen Hieb an den Kopf, oder einen Schuss in den Leib versetzte. Hier gab Einer die Flucht für Jenem, der ihn verfolgte; und geschah solche Flucht und Verfolgung nicht bloss mit gantzen Truppen und Compagnieen, sondern auch einzelner weise, allso dass Einer dem Andern nachsetzte durch Gesträuch und Gepüsche, so sich hinter der Wiesen befande, biss er ihn entweder mit der Pistole oder Musketen, oder mit der Klinge erlegte.“

„Ohnweit von dannen sahe man zu gleicher Zeit auch zwei Schiff-Heere, so mit ihren Masten, Seilern, ausgespannten Segeln und spielenden Flaggen aller Dinges ausgerüstet waren. Auff selbigen stunde eine grosse Menge Schiff- und Kriegsvolks, deren sehr Viele inss Wasser herab fielen; weil sie entweder tödtlich verwundet, oder gar getödtet waren. Es erschien die geringste Unvollkommenheit nicht an dem, wodurch ein blutiges Seetreffen vollkömmlich und nach dem Leben vorgestellt werden mögte. Denn es waren auch Stücke und Musketen zu sehen, welche Feuer und Flamme speyeten, sammt einem dicken Rauch und Schmauch, wie beim Lossbrennen der Stücke und Musketen zu erfolgen pflegt. Jedoch blitzte es ohne Donner; denn das Knallen und Krachen, welches sonst in wirklichen Schlachten gehört wird, liess sich nicht dabey hören. Neben der Seiten spazierte ein Mann von mehr als männlicher Länge, in einem breiten Huth und langen Rock, der ihm biss auf die Füsse herunter hing: derselbe stellte sich als Einer, der zu zuschauen begehrete, wie es mit der Schlacht wohl mögte ablaufen. Eben dieser lange Mann ging über eine kleine Weile dem nächsten Dorfe zu: Und alss er dahin gelanget, verschwand er und alles Andere in einem Nu.

Etwas über ein Monat hernacher, seynd auff eben demselbigen Felde ein Hauffen schwartz bekleidete Leute in langen Leid- und Trauermäntel und sehr breiten umb und umb beflohrten Hüthen erblicket und gesehen worden, welche aber ohne Bewegung gantz müssig und stille gestanden, als ob sie zur Trauer um ein Grab versammelt gewest, und endlich verschwunden seynd.

Das erste Gesicht hat Zweifels ohne den hitzigen Krieg Carl Gustavs gegen Pohlen, Dennemarck und andere Potentaten vorbedeutet: Das Letzte aber des Königes höchst betrübliches frühzeitiges Absterben im Bildniss vorgestellt.“²⁾

Was nun die Erklärung dieser höchst seltsamen Phänomene anbetrifft, so bewegte sie sich bisher mit Vorliebe in Extremen: während der Rationalismus stets bemüht war, sie insgesamt der Physik einzuverleiben, indem er, ohne auf die Einzelheiten der komplizierteren Phänomene dieser Art näher einzugehen, sie in Bausch und Bogen optisch als bloße Luftspiegelungen auffaßte, hat die ältere und neuere Mystik sich für eine dämonologische oder spiritistische Erklärung derselben entschieden. Nach dieser wären solche divinatorische Gesichte, welche die Vergangenheit so häufig in den Wolken und zuweilen auch auf Erden sah, von den bösen Geistern unter dem Himmel, den Herren und Gewaltigen in den Elementen, welche in der Luft und der Finsternis dieser Welt herrschen, bewirkt und vorgestellt worden. Andere, welche den abgeschiedenen Menschenseelen die niederen Regionen unserer Atmosphäre zum Aufenthaltsorte anwiesen, brachten ihre Phantasien von Astral- und Sideralgeistern, welche darauf berechnet waren, manche natürliche Phänomene zu erklären, damit in Verbindung. Wieder andere fabelten von einer dem Menschen noch näher stehenden Geisterrace, den sogenannten Elementargeistern,

²⁾ Karl X. Gustav (geb. 1622 reg. v. 1649—1660), der unter Torstenson als Freiwilliger kämpfte, zeigte bald ein hervorragendes Feldherrntalent. Er wurde 1648 zum Generalissimus der Schwedenheere in Deutschland ernannt und 1654 zum Thronfolger erwählt. Im Verein mit dem Kurfürsten von Brandenburg bekriegte er Polen und brach dessen Macht durch die Einnahme von Warschau, welche nach dreitägiger Schlacht (28.—30. Juli) im Jahre 1656 erfolgte. Hierauf führte er einen erfolgreichen Krieg gegen Dänemark, der 1658 (18. Febr.) mit dem Frieden von Roeskilde endete. Da Dänemark die Friedensbedingungen nicht einhielt, eröffnete er den Krieg aufs neue, doch begann den König Karl sein Kriegsglück zu verlassen: der Sturm auf Kopenhagen mißlang und bei Nyborg, an der Ostküste von Fünen, holte er sich eine Schlappe. Auf dem Wege nach Gothenburg, wo er sich mit den Ständen über die Fortsetzung des Krieges beraten wollte, ereilte ihn am 13. Febr. 1660 plötzlich der Tod. — Yborg, das die Schweden i. J. 1658 erobert hatten, kapitulierte am 15. November 1659 unter Horn an die holländische Flotte unter Ruyter, nachdem tags zuvor die Dänen, Brandenburger, Polen u. Kaiserlichen einen Sieg über die Schweden erfochten.

welche ebenfalls, wenn sie sich nicht auf Erden herumtrieben, in der Luft, zunächst der Erde, ihre Wirkungssphäre erhielten. Dies waren unter anderen die Geister, welche Stürme und Ungewitter erregten, und die Luft in Aufruhr brachten, was freilich im siebenzehnten Jahrhundert jede gemeine Hexe auch konnte.

Diese verschiedenen Geistergattungen nun waren es denn, welche in den Wolken und bisweilen auf Wasser und Land allerhand Schauspiele darstellten; bald in der schadenfrohen Absicht, die unglücklichen Bewohner des ringsum mit übelwollenden Geistern umgebenen Planeten zu erschrecken und zu ängstigen, bald in ihren eigenen Angelegenheiten, und um ihre Geschäfte abzutun, bald endlich, wie's schien, zu ihrer Unterhaltung und Übung, etwan in militärischen Evolutionen, worin sie es weit gebracht hatten, wo nicht aus purer langer Weile, aus der sich wirklich manche ihrer aberwitzigen Repräsentationen und alle mehr als lächerlichen Narrenpossen,³⁾ welche man sie zu jener Zeit so häufig in den Lüften machen ließ, noch am besten erklären lassen. Die Luft, wenigstens die Elementar- und Astralgeister waren überdies nicht alle feindselig und bössartiger Natur. Diese machten auch wohl in guter Absicht nicht bloß in den Wolken, sondern auch auf Erden allerhand Vorstellungen, und gaben den Erdbewohnern durch Gesichte und Erscheinungen mancherlei Art bevorstehende Dinge zu erkennen, um sie auf allgemeine Trübsale vorzubereiten, sie zu warnen und zur Geduld, Vorsicht, Klugheit usw., ja zur Buße und Besserung zu erwecken, um womöglich den nahen Zorngerichten zu entgehen.“ — (Georg Conrad Horst, „Deuteroskopie“.)

Die Neigung des Menschengestes zu Extremen tritt auch in den heterogenen Erklärungen dieser Phänomene offen zutage. Wenn man übrigens die metaphysische Erklärung des Mystikers mit der physikalischen des Rationalisten vergleicht, so wird man unparteiischerweise einräumen müssen, daß sich jene von dieser insoferne noch vorteilhaft unterscheidet, als sie wenigstens das Bestreben zeigt, sich den Tatsachen anzupassen, nicht aber wie diese, sich durch Fälschung von Tatsachen zu behaupten, welches letztere Verfahren als jeder Wissenschaftlichkeit hohnsprechend nicht genug gebrandmarkt werden kann.

Wäre die Menschheit im allgemeinen nicht ein völlig gedankenloser Haufe, der das Naturwidrigste glaubt und das Natürlichste leugnet, sobald es ihr von autoritativer Seite suggeriert wird; so hätten sich jene extremen Theorien alsbald überleben müssen und Professor Daumers idolomagische Theorie, würde, anstatt völliger Vergessenheit anheimzufallen, als eine psychologische

³⁾ Dergleichen Narrenpossen erscheinen aber vollkommen vernünftig, wenn sie von Menschen auf Erden aufgeführt werden. — „Nosce te ipsum!“

Erklärung, die ihr gebührende Beachtung gefunden haben. Ihre Prüfung wäre um so mehr geboten gewesen, als Daumer darin von keiner neuen unbekanntem Potenz ausging, sondern von der bereits bekannten schöpferischen Kraft der Phantasie, welche, wenn sie im Zustand der Ekstase die Grenzen ihres normalen Wirkungsgebietes mehr oder weniger überschreitet und sich als ideoplastische Kraft äußerlich betätigt, seiner Ansicht nach alle die scheinbaren Wunder vollbringt, die einerseits zu hyperbolischen, andererseits zu unrichtigen Erklärungen oder selbst zur Leugnung von Tatsachen Veranlassung gaben.

Es ist keineswegs gering anzuschlagen, daß ein auf dem okkulten Erscheinungsgebiete so wohlorientierter Forscher wie Horst Daumers Theorie befürwortet, indem er gesteht, daß er unter allen möglichen natürlichen Erklärungsversuchen von dergleichen Deuteroskopien den von der Imagination hergenommenen noch immer die meiste Wichtigkeit einräume.

Da dies auch die Ansicht aller jener sein dürfte, welche sich weder von seichten noch von übertriebenen Erklärungen befriedigt fühlen, sondern in dieser Sache ein tieferes Verständnis zu gewinnen trachten, so erachte ich es für geboten, auf die diesbezüglichen Ideen Daumers hier näher einzugehen.

Vorerst sei bemerkt, daß Daumer hinter der Phantasie die durch die individuelle Organisation mehr oder minder beschränkte schöpferische Urkraft vermutet, welcher die Natur ihren unendlichen Formenreichtum verdankt.

„Es existiert in uns,“ sagt er, „eine gewisse wundersame Schöpferkraft, die man zur göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen rechnen kann und die zurzeit freilich im allgemeinen in tiefen Schlummer versenkt, doch nicht ganz und nicht ohne daß einzelne Reste und Spuren geblieben, verloren gegangen ist; eine Schöpferkraft, die sich zunächst bloß innerlich und in nach außen hin verdeckter Weise als produktives Vorstellungsvermögen, Einbildungskraft, Phantasie betätigt und nur in dieser Form als allgemein menschliche Eigenschaft erscheint, auf diese Form jedoch nicht absolut beschränkt ist, sondern unter gewissen Umständen auch darüber hinauszugehen vermag, wie es, weil nicht aus gemeiner Erfahrung bekannt, für unmöglich gilt. oder, wenn es sich tatsächlich ereignet und erweist, als etwas Wunderbares und Übernatürliches betrachtet und angestaunt wird.“ —

In den traumhaften Zuständen des Wach- und Schlaflebens, wo die Phantasie der Kontrolle des bewußten intellektuellen Lebens mehr oder weniger entrückt ist und infolgedessen eine freiere Tätigkeit entfaltet, tritt ihre innere Verwandtschaft mit der schöpferischen Urkraft der Natur schon deutlich zutage. Die Traumzustände des Wach- und Schlaflebens aber sind die Folge einer

sich normaler- oder abnormalerweise vollziehenden Lockerung der Verbindung zwischen der Psyche und ihrer leiblichen Organisation.

Die der Weltsubstanz immanente Schöpfungskraft involviert zugleich das Vermögen der Differentiierung; insoferne nun jedes Einzelwesen ein abgespaltener Teil der Weltsubstanz ist, müssen auch bei ihm diese ihr immanenten Qualitäten vorhanden sein und unter Umständen in Erscheinung treten können; der Psyche muß daher außer Schöpfungskraft auch Differentiierbarkeit immanent sein. Diese Deduktion deckt sich mit der durch die Erfahrung gewonnenen Induktion.

(Fortsetzung folgt.)

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Schluß von Seite 21.)

Eigenartiger Spuk sind die sog. „Dejekta“, d. h. hineingezauberte Gegenstände, die dann durch Erbrechen, Stuhlgang, Aus-eiterung (besonders bei hysterischen Mädchen) ausgeschieden werden. So werden Nadeln, Nägel, Scherben, Holzstücke, Knochen, Haare, Schnüre, Garnknäuel, Lumpen, Lederstücke, selbst Eidechsen, Frösche, Kröten, Mäuse, Raupen usw. ausgeworfen. Abenteuerlich, albern, unglaublich müßten freilich diese Auswürfe erscheinen, wenn nicht die Gelehrten, die Ärzte diese Tatsachen nicht etwa bloß bei Finnen, Lappen, Indiern, den sibirischen Schamanen, den Negervölkern, bei den Urbewohnern Amerikas, sondern auch bei zivilisierten Europäern, sogar bis auf unsere Tage herab, wie z. B. in einer Lehrersfamilie Schaustein aus Wangen, Württemberg noch 1886 gesehen, untersucht und als sicher festgestellt hätten. — Am 15. November 1886 erkrankte in Ulm eine 17½ Jahre alte Lehrerstochter, die dort das Nähen lernte. Verdrehen der Augen, stierer Blick, Zerkratzen des Gesichts, Zer-rauben und Ausraufen der Haare usw. boten einen so schrecklichen Anblick, daß drei Ärzte ratlos dastanden und ein Geistlicher bei den Konvulsionen mitleidsvoll weinte. Am 13. Dezember erbrach das Mädchen nach magnetischem Streichen unter heftigen Konvulsionen einige Büschel Haare, blonde, graue, Kinderhaare, auch andere in Knäuel geballte Haare. In Starrkrämpfen wie tot kündigte sie schließlich ihre Heilung auf Weihnachten den 25. Dezember an. Die jüngere 13jährige Tochter kam krank vom Institut Bonlanden nach Hause. Noch am selben Tage erbrach sie, wie ihre Schwester Maria Antonia Schaustein, Nägel, Draht, Glas, Nadeln. Am 24. Dezember erbrach sie wieder zwei Drähte, und neun Tage später die zwei letzten. Der Lehrerbericht ist von

acht Augenzeugen beglaubigt, von vier Ärzten untersucht, im „Ulmer Tageblatt“ Nr. 299 und im „Laupheimer Verkündiger“ Nr. 148 erschienen und bei Kiesewetter, „Geheimwissenschaften“ S. 615 eingehend besprochen worden. Letzterer erinnert dabei an das 1782 „behexte“ Töchterchen des Züricher Arztes Tschudi, an die von Wier berichteten Vorgänge in den Klöstern zu Werteln, Köln, Berg, an die Vorgänge zu Unterzell bei Würzburg 1749. — Auch Schindler schildert als Augenzeuge, wie 1847 der Knabe Paul in Oelse eine Menge roher Erbsen, eine Eichel, eine Zichorienwurzel in ähnlicher Weise von sich gab.

Im „Hexenhammer“ finden sich von drei Inquisitoren ähnliche Spukvorgänge erwähnt. „Und wirklich erschienen die Dämonen vor unsern Fenstern bei Tag und bei Nacht in Gestalt von Affen, Hunden und Ziegen und verführten einen Höllenlärm. Als eines Nachts einer von uns aufstand, empfing er vom Fenster her, ob schon dasselbe von der Erde aus nur mit einer sehr langen Leiter zu erreichen gewesen wäre, einen heftigen Wurf an den Kopf; als er nachsah, fand er in dem Tuch, das er um den Kopf geschlungen hatte, eine lange Nadel festgespießt, welche jedoch die Haut nicht verletzt hatte“

Nach Luther's Tischreden sind Spukerscheinungen und alles übersinnliche Wirken als Kraftäußerungen des Teufels aufzufassen und er glaubt, daß aus den von den Heiligen geschlagenen und überwundenen Teufeln Poltergeister und wilde Fopper würden. Im neuesten Werk des P. Grisar über Luther wird im III. Bande ein eigenes Kapitel über den Spuk im Leben Luthers vorkommen. Da aber dieser Band zur Zeit der Abfassung dieser Studie noch nicht erschienen war, konnte diese Quelle nicht ausgebeutet und verwertet werden. Die schon überreiche Lutherliteratur, welche in unseren Tagen durch die beiden Forscher Denifle und besonders durch das genannte dreibändige Werk des Jesuiten Grisar (1910—12), eine Art Enzyklopädie, ein unübertreffliches Quellenwerk ersten Ranges, eine sehr wertvolle Ergänzung erhalten hat, ermöglicht nun ein näheres kulturhistorisches Studium des großen Reformators und bietet gewissermaßen einen eigenen Abschnitt über den dämoniakalen Sektenstifter und seine Spukerlebnisse in die Geschichte des Okkultismus einzuschalten. —

In Romanen und anderen Erzählungen werden meist zur bloßen Unterhaltung sensationelle nervenerregende Tatsachen geschildert, welche offenbar lediglich im Gehirnkasten des betreffenden Autors entsprungen sind und mit Unrecht den Namen Spuk führen. Diese Schriftsteller haben größtenteils nur eine blasse Ahnung von wirklichem Spuk, sie würfeln alle seltsamen rätselhaften Ereignisse zusammen, Erscheinungen, Ahnungen, Warnungen u. dgl.

Einseitig bleibt aber jede Abhandlung über den Spuk, sein Wesen, seine Erscheinungen, wenn derselbe getrennt, für sich allein, studiert und erforscht wird. Wie man bei den Spiritistsitzungen, noch mehr bei den Besessenheitserscheinungen, bei seltsamen Krankheiten überhaupt, es bestätigen muß, gehört er ins Reich der Zauberei mit ihren zahlreichen Gattungen und Abarten (weiße und schwarze Magie usw.), in deren Zusammenhang er auch erforscht und wissenschaftlich behandelt werden muß. Dasselbe dürfte von den Visionen, dem zweiten Gesicht, den Prophezeiungen, dem Hell- und Fernsehen, den telepathischen Mitteilungen, Hypnotismus, Spiritismus, in einem Worte vom ganzen dunkeln Gebiete des Okkultismus, jenem Urwalde von giftigen Schlinggewächsen, gelten, die sich als Ranken des Aberglaubens, als Schatten und Krankheiten des Seelenlebens darstellen.

Der Kulturhistoriker, welcher den Zusammenhang der heutigen Phänomene des Spuks mit den Vorgängen in früheren Jahrhunderten zu erforschen hat, wird ähnlich wie beim Hexenwahn und beim Spiritismus bald zur Einsicht gelangen, daß derselbe das Modekleid eines jeden Menschenalters mit der darin herrschenden Zeit- und Geistesrichtung annimmt, daß man vielfach eine Prädisposition, eine krankhafte mediumistische Veranlagung bei den beteiligten Personen annehmen kann. Wie normale, gesundheitsstutzende Personen weniger empfänglich sind für Mikroben und andere Krankheitserreger, hingegen andere, hysterisch Veranlagte, ein fruchtbares Feld für Bazillen bieten, so dürften, wie Dr. Lombroso mutmaßt, auch einzelne Menschen trefflichere Medien für Spuk abgeben. Nach meinen persönlichen Studien, Ansichten und Erfahrungen bietet der Spuk von allen Zweigen und Gebieten des Okkultismus, noch mehr als Spiritismus und Hypnotismus, ja als Hexenwahn, dem Naturforscher die allergrößten Schwierigkeiten, mit rein natürlichen Kräften bzw. Fluiden denselben auf sog. natürliche Weise zu erklären. Ein löbliches Beginnen darf deshalb der Versuch genannt werden, den Männer der empirischen Psychologie, der Natur- und Arznei-Wissenschaften gerade diese auffallenden, die öffentliche Meinung tief aufregende Tatsachen zu näherem Studium und damit zur Aufklärung vorzuhalten.

Im Jahre 1910 hatte ich eine Sammlung von Spukerscheinungen, wie sie in der Pariser Tageszeitung „Matin“ 1908 besprochen worden, in einem Vereinsblättchen der Luxemburger Naturfreunde veröffentlicht. Hier die Einleitung: „Nach den neuen Statuten des Vereins soll die Gesellschaft der Lux. Naturfreunde nach ihrer Fusion aus der triebkräftigen Asche zweier Vereine die Liebe zum Naturstudium in allen Schichten des Volkes anfachen und unterhalten, da dies als Grundlage allen Wissens die Veredlung von Körper und Geist des Menschen anstrebt. Vorträge auf allen Ge-

bieten der Naturwissenschaften, namentlich der biologischen und empirischen Psychologie wurden in unsern Versammlungen gehalten und in unserm Vereinsorgane veröffentlicht.

Seit einigen Jahren habe ich nun, angeregt durch die wunderbaren Studien und Vorträge der Biologen und Psychologen über die Urzelle und das Protoplasma, mich mit dem Studium der Naturkräfte und ihren Rätseln, Problemen, Mysterien und seltsamen Phänomenen, abgegeben, einen Schülere Einblick in das Riesenslaboratorium des Universums mit seinen unbekanntem Kräften und Fluiden versucht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen, Vereinsgenossen, aus diesem Reich des Wunderbaren — ein Labyrinth, ein Urwald, worin der Menschegeist betäubt, verwirrt, sich gerne verliert und verirrt — heute nur ein Blättchen vom Riesenbaume vorhalte und Sie alle ersuche, mit Ihren Kenntnissen und Erfahrungen zu helfen, auf natürliche Weise, mit Naturgesetzen, Naturkräften, die seltsamen Erscheinungen, die sich tagtäglich ereignen, und der menschlichen Wissenschaft der Naturgelehrten, Physiker, Chemiker, Biologen, Psychologen, Hypnotisten, Spiritisten zu spotten scheinen, zu erklären. Ich meine den „Spuk“, die seltsamen Phänomene, die seit Weltanfang, wo immer es Menschen gab, bis auf unsere Tage herab, berichtet werden und welche die heutige Naturwissenschaft in die Schranken fordert.“

Sollte man es für möglich halten, daß einige Mitglieder nach Versendung des betreffenden Monatshefts mit diesem Aufruf baten, die Nummer neu zu drucken und versandte Hefte als nicht vorhanden zu betrachten? In einer Freidenkerzeitung wurde der Verfasser bespöttelt und ein wohlbestallter Professor beorderte den Autor wie einen Schulbuben zu sich in sein Haus, worauf letzterer vorzog, aus solcher Gesellschaft auszuscheiden. Seinem Beispiele folgten die meisten Mitglieder der früheren botanischen Gesellschaft.

Das ist also die Wunderscheu und Angst vor allem Übernatürlichen unserer modernen Naturforscher, die meist nur durch einige Museen gelaufen sind oder vielleicht eine Schmetterlingsammlung besitzen, und das ist die vielgerühmte Duldung der „Freidenker“, daß sie stolz und verächtlich, ohne ihrerseits auch nur eine Widerlegung oder Erklärung zu versuchen, weil sie dazu nicht im Stande sind, zu solchen Mittelchen der Verdächtigung ihre Zuflucht nehmen. Dr. Max Kemmerich in München erhielt von einer ja auch „liberalen“ Redaktion den Bescheid, weil er sich mit Prophezeiungen und Metapsychik abgebe, könne sie keine Abhandlung aus seiner Feder aufnehmen. Der moderne „Liberalismus“ ist offenbar vom materialistischen „Monismus“ bereits ganz durchseucht. Anders lauten die Aussprüche eines Shakespeare, eines Goethe, eines Arago, eines Victor Hugo über jene wunderbaren Tatsachen, wie auch die

Untersuchungen der „Society for psychical Researches“ in London, die Schriften eines Myers, Schrenck-Notzing und so vieler anderer Forscher streng wissenschaftlicher Richtung.

* * *

Zum Schluß dieser Ausführungen wollten wir noch einen kurzen Blick auf den Koboldspuk bei den Ur- und bei Kulturvölkern, besonders bei den Römern und bei den Franken*), im Mittelalter speziell bei Luther, ferner auf den Spuk im Leben der Aszeten und Heiligen sowie bei Teufelsbesessenheiten werfen, wie solche Fälle aus allen Jahrhunderten, besonders dem 18. und 19. berichtet werden. Da uns aber die Schriftleitung den dazu erforderlichen Raum nicht mehr zur Verfügung stellen zu können erklärte, so beschränken wir uns hier auf den Hinweis auf ein einschlägiges Sammelwerk über den Koboldspuk in der Sagensammlung von Gredt (1885). Wie noch heutzutage auffallende Spukereignisse Wochen und Monate lang eine Ortschaft, eine Gegend, ein Land in Aufrregung versetzen, die Polizei mit samt Gendarmerie, die Tagespresse, die Gelehrtenschulen beschäftigen, wie man vorgebliche Verüber oder auch natürliche Erklärungen erdenken, erklügeln zu können glaubt, so sind ähnliche Erscheinungen, seitdem es Menschen gibt, in allen Zeiten und Zonen aus Ansiedlungen an „unsichern“ Orten zu verzeichnen. Während heute die Boulevardpresse der Weltstädte die erwähnten Spukvorgänge in Marcinelle, in Cherbourg bespricht, Gesellschaften für „Metapsychik“, wie die englisch-amerikanische „Society for Psychical Researches“ in ihren „Proceedings“ erörtern und weltberühmte Ärzte wie Lombroso, Richet, Schrenck-Notzing und hundert andere sie wissenschaftlich untersuchen, so haben schon im Altertum Schriftsteller wie Tacitus, Ammianus Marcellinus, später die mittelalterlichen Chronikenschreiber die Verfasser der Heiligenleben das Vorhandensein foppender, böswilliger Klopf- und Plagegeister, die sog. Kobolde bzw. Dämonen nachgewiesen. Der große Kirchenvater Athanasius hat um 338 uns ein schauriges Verfolgungsgemälde im Leben des Einsiedlers Antonius hinterlassen. Alle hl. Büsser, gottbegnadeten Seher und Heilige bis auf unsere Tage herab erleben dergleichen Plagen und Verfolgungen. Selbst bei den modernen Spiritistsitzungen kann man Spukvorgänge bei angeblichem Geisterbann antreffen.

Daß die Volkssage nun solch unerklärliche, wunderbare Vorgänge in den Schatz ihrer abendlichen Unterhaltungen aufnehmen und mit poetischem Schmuck behing, ist leicht begreiflich. Der sachkundige Psycholog und Metapsychiker erkennt in solchen forni-

*) Man lese nur die Frankengeschichte des Bischofs Gregor von Tours (540—594) jenes Tagebuch, worin er als Augen- und Ohrenzeuge alle auffallenden Ereignisse niederschrieb.

losen, vielfach entstellten Spuksagen, wozu die Legenden von Teufeln, Gespenstern, verwunschenen Häusern, weißen Frauen und dergl. zu rechnen sind, immerdar einen Bodensatz wahrer Begebenheiten, die sich auf Generationen und Jahrhunderte in Varianten mit neuen Zusätzen bzw. Entstellungen fortpflanzen.

In der genannten Sammlung Gredt nehmen nun die Spuksagen einen großen Raum ein, sie sind leider von wenig geschulten Schreibern, Studenten, Grenzaufsehern, Lehrern u. a. ohne gehörige Vorbildung und Kenntnis niedergeschrieben, subjektiv abgefaßt oder dargestellt, von ordnenden Sammlern ohne alle Kritik und wissenschaftliche Einteilung, wie eine „rudis indigestaque moles“, eine Schuttmasse, mitgeteilt worden. Ganz anders wird der psychologische Kulturhistoriker diese Bausteine des Sagenschatzes verwerten und benutzen müssen. Sogar die Aufschriften vieler Sagen bekunden schon, daß die Schreiber nicht eine blasse Ahnung von der tieferen Bedeutung des „Spuks“, wie solche in verwunschenen Häusern, bei Verhexung, Bezauberung, spukenden Tieren usw. hervortritt, hatten. Entschuldbar sind sie, da ja selbst in unseren Tagen hochberühmte Volksschriftsteller für ihre Erzählungen vielfach Titel von Spuk und Gespenstern wählen, wenn auch nicht ein Scheingrund vorliegt und sie ihre Unkenntnis handgreiflich verraten, ja sich brandmarken.*)

Das Gleiche muß man von den vielen hundert Zauber- und Hexensagen erklären. Das Volk ist vom Wunderglauben beherrscht, mit Zauber- und Hexenglauben gleichsam erblich belastet, da aus der fränkischen Ahnenzeit her vielgestaltiger Aberglaube mit den tausend Abarten und Wahrsagerkünsten ihm als Erbgut der Hang zur mystischen Naturauffassung übermacht wurde. Nun grassierte bis zur völligen Erkrankung der Volksseele über 250 Jahre lang seit 1488 der Hexen- und Zauberwahn gleich einer Geistesseuche in Europa, hatte zahllose Hexenprozesse mit Scheiterhaufen überall zur Strafe für die Sabbatsfahrten mit Bock- und Besenritten zu verzeichnen. Notwendigerweise sind so die Volkssagen über die

*) Man vergleiche in dem genannten Werke Nr. 231 über den Spuk auf dem Weidertshof bei Sulz, der von dem sog. Nestelknüpfen, dem Verwickeln von Pferden und Kühen an Schwänzen und Ketten berichtet; Nr. 743, der Spukgeist bei Obereisenbach, eine gespensterhafte Erscheinung, Nr. 756, der Spukgeist zu Vianden und 759 (nichts von Spuk), 733 Stadtbredimus, 774 zu Straßen, 788 zu Gosdorf und Bochholz, 790 zu Esch (wahrer Spuk), ebenso Nr. 807, der Poltergeist zu Götzingen (S. 644), welche wirklichen Koboldspuk erzählen, sowie Nr. 808 in Kopstal, auch 809, wo aus Remich mehrere sichere Fakta eines verwünschten Hauses berichtet sind, teilweise auch Nr. 848 vom Jasmännchen als Plagegeist. Dagegen die spukenden Tiere Nr. 1094—1133, die umgehenden Seelen 1134—1164 sind wieder unrichtige und haltlose Spukerzählungen.

Hexen wohl die zahlreichsten von allen und haben zumeist einen historischen Untergrund. *)

Wir schließen mit einer Übersicht über unsere Sammlung merkwürdiger Erscheinungen aus dem Reich des Wunderbaren und Geheimnisvollen, die wir unter diesem Titel in einem größeren Werk noch ausführlicher zu behandeln gedenken. Das Inhaltsverzeichnis würde etwa lauten: I. Die Spukphänomene im allgemeinen: 1. Kapitel: Das Weltall mit seinen Geheimnissen und Wundern. Der Mensch als Mikrokosmos ist Bindeglied zwischen Körper- und Geisterwelt. Das magische Seelenleben mit seinen Mysterien und Wundern, Deutungen. (Shakespeare, Zöllner, Professor Lombroso † 1911, Max Kemmerich). — II. Was ist Spuk? Begleitende Erscheinungen. (Paracelsus † 1541). Plagegeister bei Römern und Germanen; die familiären Schutzgeister und die Lemuren der Römer. — III. Spuk in unseren Tagen: 1. Ancona 1908 und S. Michel de Maurienne 1912. 2. Cherbourg 1907. 3. Béthune 1906. 4. Vielsbek 1906. 5. Küps (Oberfranken). 6. Schweiz (Prémartin). 7. Clery. 8. Laroche. 9. Neuville 1908. 10. Mon Davezan 1897. 11. Tilly. 12. Vols 1886. 13. S. Spiritu 1905. 14. Die Kinder Perusini in Italien 1905. 15—17. Turin. drei verschiedene von Lombroso untersuchte Fälle. 18. Irland. 19. Schottland 1880. 20. Annecy. 21. Bolbek 1880. 22. Florenz 1867. 23. Neapel. 24. Verschiedenes. — IV. Spuk bei Spiritistensitzungen (Hydesville-Fox usw. (s. das Buch von Dr. Lapponi). — V, Spuk bei den Urvölkern und Kulturvölkern im heidnischen Altertum. — VI. Spuk im christlichen Mittelalter: 1. Willibrod vertreibt einen Kobold. 2. Ravenna. 3. Augustin. 4. Gregor von Tours † 594. 5. P. Gregor † 606. 6. Der Mönch von St. Gallen. 7. Die Jahrbücher von Fulda. 8. Schildach 1583. 9. Riga 1580 usw. — VII. Spuk im Leben der Heiligen. — VIII. Spuk bei Besessenheiten. — IX. Wie lassen sich die Spukphänomene erklären?

*) Ein Drittel der Sammlung Gredt, über 400, rühren von dem Zauber- und Hexenglauben her, sind leider wieder kritiklos in subjektiver Auffassung von ungeeigneten, nicht gehörig vorgebildeten Schreibern verfaßt, wertlos für die Kulturgeschichte. Der Sammler und Herausgeber hätte in den XIV Abteilungen vor jedem Abschnitt zur Belehrung des Volkes Winke und Erklärungen geben müssen.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Die Schrift „περὶ ἐνυπνίων“ des Synesios von Kyrene.

Von Professor Dr. A. Ludwig, Freising.

(Fortsetzung von Seite 25)

Die Phantasie ist der vorzüglichste Sinn, das *εὐμὴ* *πρῶτον ψυχῆς*. Sie ist das vermittelnde Organ der Seele sowohl nach außen hin, denn sie bildet den Sitz der Sinnlichkeit, und wir können Farben sehen, Töne hören, auch wenn die dafür geschaffenen körperlichen Organe untätig sind, als auch nach innen, indem sie den Verkehr der Seele mit dem Göttlichen vermittelt, Mahnungen, Warnungen, Ratschläge der Götter erhält. Denn mit dieser innerweltlichen Gottheit, der *θεῖα μὲν ἐν ζώσῳ* oder dem *θεῷ ἐγκόσῳ*, kann die Seele wegen einer gewissen Gleichförmigkeit ihrer Natur im Traume verkehren. Nun hat freilich Synesios nichts gewußt von der modernen Lehre vom Unterbewußtsein, die der englische Psychologe Myers so wohl zu begründen wußte,¹²⁾ aber er hatte Kenntnis davon, daß unter der Schwelle des Tagesbewußtseins Kräfte und Fähigkeiten in der Seele schlummern können, die plötzlich in anormalen Seelenzuständen (oder auch im Traume) sich äußern. Darum steht es für Synesios fest,¹³⁾ daß gar mancher, im Traume von den Musen belehrt, plötzlich zum Dichter wurde. Gerade über diese ans Wunderbare grenzende Erscheinung ist jüngst eine Arbeit erschienen,¹⁴⁾ in der darauf hingewiesen wird,¹⁵⁾ daß sich in der französischen und deutschen magnetistischen Literatur zahlreiche Berichte über künstlerische Befähigung von Somnambulen finden, die sich in deren Schlafzuständen äußern, und daß sich dieselbe vorwiegend auf Dichtung und Musik beschränke, wozu noch neustens bei den sog. Malmedien die Kunst des Malens kommt. Eine analoge Erscheinung bieten aber auch die sog. Inspirationen, die aus dem Unterbewußtsein kommen in der Weise, daß z. B. manche weltberühmte Künstler, deren seelische Triebkräfte sonst regelmäßig unter der Herrschaft des Bewußtseins standen, doch zuweilen von dem inneren „Dämon“ überwältigt, in einem traumartigen, nur

¹²⁾ In seinem Werk „The human personality“ 1903. Vgl. dazu Löwenfeld, „Bewußtsein und psych. Geschehen“. Wiesbaden 1913.

¹³⁾ Kap. 3 am Schluß.

¹⁴⁾ Hans Freimark, „Mediumistische Kunst“. Leipzig 1914.

¹⁵⁾ S. 40 ff.

halb bewußten Zustände schafften, wie Goethe, Beethoven, Chopin, Schumann u. a. Ich könnte auch aus der Kirchengeschichte Englands, die Beda venerabilis verfaßt hat, die anmutende Erzählung von dem Klosterknecht Cädmon hier anführen, von dem Beda schreibt:¹⁶⁾ „Er hatte nicht durch Menschen und den Unterricht die Kunst des Gesanges gelernt, sondern durch die göttliche Gnade diese Gabe erlangt.“ Er fühlte plötzlich nach einer Traumvision, in der ihm Maria erschienen war, die Gabe der Dichtkunst in sich. Ja Synesios hat an sich selbst Ähnliches erfahren gerade bei der Abfassung seines Traumbuches. Berichtet er doch seiner verehrten Lehrerin Hypatia,¹⁷⁾ er habe diese Schrift auf Gottes Geheiß verfaßt und sich da mit einer Untersuchung über die Phantasie beschäftigt, worüber noch kein Grieche etwas geschrieben habe. Die ganze Schrift habe er in einer einzigen Nacht ausgearbeitet (*ἔξειργασται μὲν ἐπὶ μιᾷς ἡπαι νυκτός*), oder vielmehr in einem Teil der Nacht, die ihm die geistige Anschauung über die Abfassung des Buches brachte, und so sei er sich zwei- bis dreimal ganz wie ein anderer dabei vorgekommen, der sein eigener Zuhörer geworden sei. Gerade dieser Nachsatz ist das Charakteristische für das teilweise unterbewußte oder somnambule Arbeiten des Synesios. Damit erledigt sich auch die Bemerkung Kieffners im Kirchenlexikon,¹⁸⁾ als sei die Abhandlung „angeblich“ in einer Nacht geschrieben. Synesios ist durchaus wahrhaftig und zuverlässig. Es ist das übrigens eine Erfahrung, die so mancher geistig Schaffende an sich gemacht hat und die z. B. bei den sog. Schreibmedien eine häufige Erscheinung ist. So sagt auch die bekannte Volksdichterin Johanna Ambrosius von sich:¹⁹⁾ „wenn ich ein Lied schreibe, bin ich so erregt, so weltentrückt, daß ich mir wie eine Fremde vorkomme“.

Außer diesen künstlerischen Inspirationsträumen, so belehrt uns Synesios weiter Kapitel 3, gibt es auch Warnungsträume und eine Art Heilschlaf. Er hat sich über den letzteren nicht näher ausgesprochen, aber ich verweise diesbezüglich auf die sehr beachtenswerten Ausführungen Du Prels in seiner Experimentalpsychologie²⁰⁾ und in der „Magie als Naturwissenschaft“,²¹⁾ wonach eine Art von Autodiagnose oder Heilmittelinstinkt sich im Schlafe, in dem oft die feinsten inneren Regungen des Organismus zur Wahrnehmung gelangen, zur mehr oder minder klaren Vorstellung des Heilmittels steigern kann, woraus sich dann die bekannten Selbstverordnungen von Somnambulen erklären, die

16) Buch 4, Kap. 24.

17) Epist. 155, Migne, S. gr. 66 S. 1558 18) s. v. Synesios S. 1116.

19) Gedichte. 40 Aufl. Königsberg 1902. Vorrede.

20) Leipzig, Friedrich 1891, im Kapitel: Moderner Tempelschlaf.

21) Jena, Costenoble 1899, Bd. 2 S. 274.

oft die behandelnden Ärzte in Staunen setzten und, was die Hauptsache ist, wirksam waren.

Die Phantasie, so legt Synesios weiter dar (Kapitel 4), ist eigentlich der Sinn aller Sinne, das allgemeinste Sensorium, gewissermaßen der erste Seelenleib (σῶμα πρῶτον ψυχῆς). Gehör und Gesicht aber sind eigentlich keine Sinne, sondern Instrumente des Sinnes, gleichsam Türsteher, die der Herrin melden, was außen vorgeht. Wie gerade Linien gehen die Einzelsinne vom inneren Zentrum, der Phantasie, aus, in der sie ihre Zusammenfassung finden. Zwar glaubt man allgemein, den äußeren Sinnen mehr trauen zu dürfen als der Phantasie, die doch dem Kern der Seele viel näher steht, allein man übersieht, daß auch die äußeren Sinne nicht selten täuschen, z. B. das Auge je nach der Distanz eines Gegenstandes oder, wie beim Ruder im Wasser, infolge der Strahlenbrechung. Die Phantasie, dieses vehiculum animae, ist nun je nach der Lebensführung einer Verfeinerung und Erhöhung oder einer Vergröberung fähig. Gleich Plotin lehrt auch Synesios,²²⁾ daß die Seelen durch eine natürliche Anziehungskraft entweder infolge ihrer Wärme und Trockenheit nach oben hin gezogen werden wie auf Flügeln, und so sei auch der Ausspruch Heraklits von der trockenen Seele als der weisen zu verstehen. Oder sie sind feucht und sinken darum durch eine natürliche Neigung in die irdischen Abgründe. Hier führt eine solche Seele ein unglückliches Bußleben, kann sich aber nach langen Mühen und wenn sie in anderen Leben gereinigt ist (βίους ἄλλοις καθηραμένην) wieder erheben. Mit diesen „anderen Leben“ ist zweifellos die Reinkarnation gemeint, die eine Hauptlehre des Neuplatonismus bildete. Nun war aber nach neuplatonischer Lehre die Präexistenz das Korrelat zur Reinkarnation. Und Hugo Koch hat vollkommen richtig gesehen, wenn er gegen Kleffner behauptet,²³⁾ daß Synesios auch Anhänger der Präexistenzlehre war. Den Beweis hierfür erbringt ja das 5. Kapitel der Traumschrift.²⁴⁾ Hier wird die Phantasie als jenes vermittelnde Organ bezeichnet, dessen sich das rein Geistige (die πρώτη ψυχή) bedient, um mit der körperlichen Welt in Verbindung zu treten. Diese πρώτη ψυχή nämlich läßt sich aus der Sphärenwelt hinab (ἀπὸ τῶν σφαιρῶν κατιούσα) und bedient sich dabei der Phantasie wie eines Fahrzeuges (σκάφος). Und nun beginnt der Kampf des irdischen Lebens, in dessen Verlauf die Seele entweder die Phantasie, die bereits

²²⁾ Kapitel 5. ²³⁾ Histor. Jahrbuch 1902, S. 763 ff.

²⁴⁾ Gerade diese Stelle bietet dem Verständnis manche Schwierigkeiten. Koch übersetzte: Die πρώτη ψυχή entlehnt eine andere geringere (zu ergänzen ist offenbar ψυχή). Allein ἐκείνης bezieht sich auf die Phantasie „νοῦ φαντασία χρωμένον“.

etwas Hylisches an sich hat, mehr und mehr läutert und schließlich mit emporführt zu den Höhen, von denen sie gekommen *μέχρι τῆς ὀθρῆς ἦλθεν ἐπαρόδου*), oder sie läßt sich von ihr forttragen und in immer tiefere Regionen hinabziehen. Dabei ist es noch ein Glück für eine solche Seele, wenn sie durch Unglück und Leiden von ihrer ungeordneten Anhänglichkeit an die Daseinsfreuden losgerissen wird; denn es ist fast unmöglich, daß eine Seele, die nie Widriges erfahren hat, vom Materiellen sich losreißt. Nicht beim Sterben trinkt übrigens die Seele die Vergessenheit ihres Vorlebens, sondern beim Eintritt ins Leben, und ihres früheren Lebens vergessend verkauft sie sich in die Sklaverei und bleibt freiwillig in ihr, gereizt und gefesselt durch die Schönheit eines Mitsklaven. Wenn nun der Geist sich wieder nach oben hebt, so kann ihm auch das Seelische (samt der Phantasie) folgen; denn aus Feuer und Luft bestehend, wird es in eine ätherische Natur (eine Art Äther- oder Astralleib!) übergehen, und es ist nur naturgemäß, daß das, was im irdischen Leben so eng mit dem Geiste verknüpft war, auch dauernd ihm verbunden bleibe und glückseliges Dasein genieße, wie dies in der heiligen Dichtung zum Ausdruck komme:

„Iaß nicht den Mächten der Tiefe zur Beute die Blume des Stoffes; Hoch in den Strahlen des Lichts soll die ätherische blühen!“

Unter dieser „Blume des Stoffes“ versteht Synesios zweifellos die phantasiebegabte Psyche, die wie ein Äther- oder Astralleib den *νοῦς* umgibt. Es ist dies eine Anschauung, die wieder vielfach von modernen Forschern auf dem Gebiete der Psychophysik geteilt wird und die man experimentell zu beweisen sucht, wie namentlich de Rochas in seinem Werk: „L'extériorisation de la motricité!“²⁵⁾ Ja selbst der jüngere Fichte scheint sie geteilt zu haben; denn ihm ist²⁶⁾ die Phantasie die eigentliche vorstellende und gestaltende Triebkraft der Seele, der Urleib oder Ätherleib des Menschen. Die Seele ist imstande, in ihrer Verbindung mit dem Geiste (*μετὰ τὸν πνεύματος*) den ganzen Weltraum zu durchschweben, indem sie je nach den Orten und Zuständen ihre Lebensweise ändert.²⁷⁾ Hat sie ihren ursprünglichen Adel wiedererlangt, so wird sie rein, durchsichtig, hellsehend (*προφῆτις*) und gottähnlich. Wie die Lüge das Kriterium für eine tiefstehende Seele ist, so die Wahrheit für einen gereinigten Geist. Ist die Phantasie gereinigt, dann wird die

²⁵⁾ Rochas versteht unter „motricité“ den fluidischen Astralleib, unter „extériorisation“ ein teilweises Austreten dieses Astralleibes aus dem grobstofflichen Körper während des magnetischen Schlafes seiner Versuchspersonen in der Weise, daß auch die Empfindung nach außen verlegt wird. Könnte ein solches Phänomen streng nachgewiesen werden, so würde dadurch auch auf die sog. Bilokation der christlichen Mystik ein neues, klärendes Licht fallen. Die Schrift erschien 1906 in 4. Auflage.

²⁶⁾ Psychologie Kap. 3 ff. ²⁷⁾ Kap. 6.

Seele im Wachen wie im Traume das Wahre erkennen. Dies ist ein heiliger Gewinn,²⁸⁾ und das Bestreben, Kenntniss der Zukunft zu erlangen, ist geradezu eine Art Religionsübung. Wer sein Schlafzimmer wie einen Dreifuß der Pythia gebraucht, der wird sich hüten vor nächtlichen Ausschweifungen, er wird keusch und nüchtern leben und im Gebet mit Gott verkehren, dadurch aber zur Liebe und Vereinigung mit ihm gelangen. Man soll aber ja nicht glauben, daß eine so mit Gott verbundene Seele nun fürs Leben unpraktisch wird. Sie gibt vielmehr nicht nur die Sorge fürs Irdische nicht auf, sondern wird von ihrem höheren Standpunkte aus weit klarer die Dinge da drunten betrachten, als wenn sie an ihnen kleben bliebe. Deshalb wünscht auch Synesios die Kunst der Divination sich selber wie seinen Kindern. Es braucht dazu keine weite Reise nach Delphi oder zum Tempel des Ammon, man wäscht sich einfach die Hände, verrichtet sein Gebet und geht schlafen. So braucht man also auch zur Divination kein Kraut aus Kreta, keinen Vogel aus Ägypten, keinen Knochen aus Iberien, noch sonst ein geheimnisvolles Objekt aus dem Meeresgrunde oder der Erde Schoß.²⁹⁾ Auch gibt es hier keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen Freien und Sklaven. Und nun kommt Synesios mit einer beachtenswerten Erklärung, die zweifellos auf ein Gesetz des Kaisers Theodosius anspielt, ohne es zu nennen.³⁰⁾ Es sei Gott verhaßt, meint er, anstatt auf eine göttliche Offenbarung zu warten, Gott gleichsam Gewalt anzutun (durch Magie), und dies habe der Gesetzgeber mit Recht mit Strafe belegt. Im Schläfe dagegen könne man kein Verbrechen begehen, und kein Tyrann habe das Träumen verboten. Für so viele Unglückliche sei der Traum ein Glück und oft der einzige Trost. Mit beredten Worten weiß er (gegen Schluß des 8. Kapitels) die heilsamen Einwirkungen des Traumes zu preisen. Er selbst hat wiederholt den Träumen vieles zu verdanken gehabt.³¹⁾ So haben sich ihm im Traume sprachliche Schwierigkeiten gelöst, er zeigte ihm so manchmal die rechten Mittel und Wege, das Jagdwild zu fangen (denn, so fügt er scherzend bei, sein Lebensglück seien Bücher und die Jagd, und er verwünscht jene Reise nach Konstantinopel, die ihm drei Jahre seines Lebens vergällt hat!), Träume sagten ihm für einen bestimmten Tag sein Jagdglück voraus, was dann auch pünktlich eintraf; selbst gewisse Nachstellungen seiner Gegner wurden ihm da schon enthüllt, ihm gezeigt, wie er den Fallstricken der Magier entgehen könne³²⁾ und am vorteilhaftesten seine Angelegenheiten betreibe. Auch zu seinem Auftreten vor dem Kaiser haben sie ihn ermutigt.

²⁸⁾ Kap. 7. ²⁹⁾ Kap. 8. ³⁰⁾ Kodex Theodos. XVI, 10, 12. Hier war die Theurgie als Majestätsverbrechen verboten. ³¹⁾ Kap. 9

³²⁾ Synesios meint hier seinen dreijährigen Aufenthalt in Konstantinopel, wo er für die Interessen seines Heimatlandes tätig war.

Da aber in den prophetischen Träumen gewissermaßen die ersten Regungen und Keime zukünftiger Dinge sich offenbaren,³³⁾ so sind sie meist von dunkler Symbolik, und es bedarf der Kunst der Traumdeutung. Diese Kunst erwirbt man sich durch ein philosophisches Leben, das die Seele leidenschaftslos macht, auch durch eine frugale, mäßige Lebensführung, außerdem aber dadurch, daß man die einzelnen Wahrträume in ihren näheren Umständen sich merkt, sie miteinander vergleicht und seine Folgerungen daraus zieht.³⁴⁾ Wie der Schiffer aus gewissen Merkzeichen die Beschaffenheit des Fahrwassers folgert, wie dem Heere Patrouillen vorausgehen, wie man nach dem Hofe um den Mond das Wetter voraussagen kann, so kann man aus bestimmten Symbolen des Traumes künftige Ereignisse erraten. Zwar fehlt es nicht an Traumbüchern, aber Synesios lacht über sie und hält sie für wertlos, weil Geist von Geist und Seele von Seele verschieden ist. „Wenn eine Phemonoe oder ein Melampus oder sonst ein Wahrsager allgemeine Regeln der Traumdeutung aufzustellen wagt, so möchte ich sie fragen, ob es denn natürlich möglich ist, daß Spiegel aus verschiedenem Stoff ein Bild in gleicher Weise widerspiegeln.“ Darum gibt es keine allgemeinen Traumgesetze, sondern jeder muß aus seinen eigenen Erfahrungen lernen.³⁵⁾ Schimpflich wäre es für einen, der das 25. Lebensjahr erreicht hat, wenn er eines anderen Sehers bedürfte und nicht vielmehr aus seiner Erfahrung die Gesetze dieser Kunst zusammenstellte. Deshalb soll man ein Tagebuch führen, in dem man die Ereignisse sowohl des Wach- wie des Traumlebens verzeichnet. Wir haben dann ein wertvolles Dokument unseres Doppellebens.

Dies ist im wesentlichen der Gedankengang der Traumschrift des Synesios. Volkmann glaubte, auf Grund derselben ihn einen Träumer nennen zu dürfen.³⁶⁾ Diese Bezeichnung ist durchaus irreführend; denn man pflegt unter einem Träumer einen Menschen zu verstehen, der seinen ungesunden Phantasien nachhängend für das praktische Leben mehr oder weniger unbrauchbar sich erweist. Jeder Kenner des Lebens des Synesios weiß, daß bei ihm das Gegenteil der Fall war. Kaum einer seiner Zeitgenossen war auf den verschiedensten Gebieten, dem pastorellen, literarischen, politischen und sozialen, so tätig wie er. Auch Volkmann hatte eben keine Kenntnis der sog. okkulten Tatsachen. (Schluß folgt.)

Okkultismus — Religion — Metaphysik.

Von H. Hä nig (Zwickau).

(Schluß von S. 29.)

Wir wären hier am Ende unserer Metaphysik angelangt, wenn uns nicht bei der Frage, wie sich das Schicksal des Menschen

³³⁾ Kap. 10. ³⁴⁾ Kap. 11. ³⁵⁾ Kap. 12. ³⁶⁾ S. 142.

weiter gestaltet, mehrere andere Faktoren zu Hilfe kämen, die zwar scheinbar nichts mit dem hier besprochenen Gebiete zu tun haben, die uns aber gerade wieder darauf zurückführen werden. Es ist das Entwicklungsgesetz und das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die zu den größten Errungenschaften des letzten Jahrhunderts gehören. Schon H. Spencer hat in einer Schrift darauf aufmerksam gemacht, daß jenes zweite Gesetz keineswegs auf unsere kleine Erde beschränkt sein kann, sondern für das ganze Weltall Geltung haben muß. Dasselbe gilt für die Entwicklungslehre, wenn wir nicht unseren Planeten gänzlich aus seiner Umgebung herausreißen und damit in den alten Standpunkt zurückverfallen wollen, den die geozentrische Weltanschauung dem Menschen des Mittelalters vorgeschrieben hat. Unsere heutige Entwicklungslehre ist zwar außerstande, die Faktoren anzugeben, welche die Entwicklung der Organismen in ihrem Aufstiege vom Niederen zum Höheren bestimmen, da die Anpassung allein noch nicht dazu ausreicht, aber sie muß doch zugeben, daß diese Entwicklung tatsächlich vorhanden ist und daß sie sich niemals umkehren läßt, sondern ungeachtet aller Erklärungsversuche ihren ehernen Gang geht, weil sie eben untrennbar mit dem Weltganzen verbunden ist.

Wenden wir das auf unser Gebiet an, so ergibt sich zunächst die Tatsache, daß weder die Erinnerung an das irdische Leben noch der Charakter des Menschen, der ja nichts weiter ist als die Stufe der Sittlichkeit, die er bei seinem Tode erreicht hat, mit dem Tode verloren gehen kann. Die Anschauung der christlichen Kirche, daß der Mensch nach dem Tode sofort entweder den höchsten Grad von Sittlichkeit oder von Unsittlichkeit erreicht, widerspricht so sehr allen Erfahrungen, die der Mensch als Individuum oder als Teil der Geschichte macht, daß sie überhaupt nicht mehr diskutabel ist, ganz abgesehen davon, daß wir ihre Entstehung genügend verfolgen können, um die rein egoistischen Motive zu erkennen, aus denen heraus sie entstanden ist. Verbinden wir mit diesem Faktor noch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, so ergibt sich, daß dabei auch das Gewicht des Unmoralischen, das die meisten Menschen bei ihrem Eintritt in die jenseitige Welt mit sich bringen, nicht ohne Einfluß auf die Weiterentwicklung sein kann. Eine höhere sittliche Stufe kann natürlich nur erreicht werden, wenn die hemmenden Faktoren, welche den Unterschied zwischen einer solchen und der nächstniedrigen ausmachen, beseitigt sind. Bleibt das Ich erhalten, das während des irdischen Lebens des Menschen sein dortiges Bewußtsein ausmachte, so muß auch das Bewußtsein der guten und schlechten Handlungen, die jenes Ich kennzeichneten, erhalten bleiben, und dann ist es eben undenkbar, daß eine sittliche Weiterentwicklung stattfindet, wenn das Gewicht des Unmoralischen, das aus dem

irdischen in das astrale Leben übertragen worden ist, nicht vorher auf irgend eine Weise beseitigt worden ist.

Allerdings sind bei dieser Annahme mehrere Fragen übergegangen worden: Worin liegt der Beweis dafür, daß diese Fortentwicklung des Menschen nach dem Tode eine sittliche ist und sich nicht vielmehr auf andere Prinzipien erstreckt? Und die weitere: Ist der Fluidalkörper, von dem früher geredet worden ist, wirklich die Seele des Menschen, oder stellt er ebenfalls nur eine Hülle dar, in die sie sich gehüllt hat, als sie auf die irdische Ebene niederstieg? Die erste Frage läßt sich kurz dahin beantworten, daß nach der Anordnung des Okkultismus die Entwicklung der okkulten Fähigkeiten beim Menschen schon während seines Lebens ganz von dem sittlichen Fortschritt abhängt, den er macht, und daß es daher in dem jenseitigen Leben auch nicht anders sein kann. Wir wären also dann in der Lage, den experimentellen Beweis dafür zu bringen, daß die Sittlichkeit im Menschen liegt und höchstens insofern entwicklungsfähig ist, als der Mensch erst mit der fortschreitenden Entwicklung das Gute erkennt, während es an sich schon vorhanden ist und sogar mit seinem höheren Leben eng zusammenhängt. Wir können also auch die Stimme des Gewissens, wie schon Du Prel mit Recht bemerkt hat, hiernach kaum anders deuten, als die Äußerung jenes höheren Ichs, dem wir schon bei der Erwähnung der Durvilleschen Experimente begegnet sind. Ist jener Körper, den wir als Sitz der Empfindung kennen gelernt haben, schon bei Lebzeiten des Menschen von dem irdischen trennbar, so kann das Astralbewußtsein, das er enthält, auch nicht bei seiner Geburt entstanden sein, sondern es kann sich nur mit physischer Materie umkleidet, d. h. nach dem früher Gesagten soviel von dieser Materie an sich genommen haben, daß es auf die Schwingungen unserer Sinnenwelt reagiert, — dann erscheint es aber auch nicht mehr wunderbar, daß jenes höhere Bewußtsein, welches auch während des irdischen Lebens als Astralbewußtsein im Menschen vorhanden ist, dagegen reagiert, daß der Mensch Handlungen begeht, die mit den Sittengesetzen in Widerspruch stehen.

Ist diese Deutung des Gewissens richtig, so wird auch eine andere Erscheinung des religiösen Seelenlebens nicht außer acht gelassen werden können, die von der protestantischen Kirche leider sehr vernachlässigt worden ist, nämlich die Mystik oder die Gemeinschaft mit Gott, wie diese Erscheinungen öfters genannt worden sind. Nach allem dem, was der Okkultismus an Tatsachenmaterial herbeigebracht hat, kann sie nicht auf der Verbindung der menschlichen Seele mit einem persönlich gedachten Gott beruhen, sondern sie muß zu den Erscheinungen gehören, welche dadurch entstehen, daß das menschliche Bewußtsein, wenn auch vorübergehend, einer höheren Bewußtseinsform inne wird, die

aber eben nicht der Sinneswelt angehört, sondern einer anderen, welche auf weit feinere Schwingungen wie die unsere reagiert. Kämen, wie wohl öfter angenommen wird und wie auch der Name besagt, zwei Faktoren bei diesem Vorgange in Betracht, so könnte es sich höchstens um einen suggestiven Prozeß handeln, der von der Gottheit auf den Menschen ausgeführt wird, aber jeder, der den Hypnotismus kennt, wird wissen, daß es sich dabei nur um eine Hervorrufung von höchstens latenten Zuständen im Menschen handelt, so daß wir also auch bei dieser Annahme auf jene Deutung zurückkämen. Die Mystik ist gewissermaßen der höchste sittliche Zustand, dessen der Mensch auf dieser Welt teilhaftig werden kann, sie führt also nach dem früher Gesagten von selbst aus dem Bewußtseinsreich, das wir Erde nennen, und wir erhalten auf diese Weise eine viel bessere Erklärung davon, als wenn wir einen unbekanntem Faktor zu Hilfe nehmen würden.

Freilich ist das Problem der Seele, wenn wir ihm auf diese Weise auch ein paar dürftige Erklärungsversuche entlockt haben, auf der anderen Seite nur um so schwieriger geworden: eine ganze Menge anderer Fragen tauchten auf, von denen wir, wenigstens vorläufig, auch nicht eine einzige mit Sicherheit lösen können. Die Seele entwickelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch nach dem physischen Tode, ja unser ganzes Leben bildet nur einen Teil ihrer Entwicklung, aber was ist die Seele überhaupt? Wo kommt sie her und wo geht sie schließlich hin? Was ist Gott und wie verhält er sich zu ihr? Wo hat die Seele gelebt, ehe sie sich soweit mit Materie unkleidete, daß sie auf die Schwingungen unserer Sinneswelt reagiert und was tut sie während dieser Zeit?

Das einzige, was wir auf alle diese Fragen zunächst mit Sicherheit antworten können, ist dasjenige, was schon früher erwähnt wurde: unser irdisches Bewußtsein ist nicht die Seele, und jenes höhere Bewußtsein, das sich gewissermaßen bei unserer Menschwerdung auf unsere Körperwelt eingestellt hat, war auch schon vorher vorhanden und wird voraussichtlich auch nach unserem Tode irgend einmal eine Rolle spielen. Es hat also, wie sich ein Hellseher ausdrückt (Leadbeater: die Devachan-Ebene² p. 164 ff.) eine Verschleierung des Geistes stattgefunden, und es wird voraussichtlich schon nach dem Tode wieder eine Entschleierung unseres sinnlichen Bewußtseins stattfinden, aber wir kennen weder die einzelnen Zonen, nach denen sie stattfindet, noch wissen wir über den Anfang und das Ende dieses Prozesses etwas Sicheres auszusagen. Ist die Astralwelt die letzte große Entwicklungsstufe der Seele oder gibt es deren noch mehrere? Astral- und Sinnenwelt unterscheiden sich zunächst nur durch die Art der Schwingungen, auf die das jeweilige geistige Agens reagiert — muß dieses Agens, wenn es sich wirklich weiter entwickelt, nicht auch auf Schwingungen reagieren, die noch feiner sind als die

Schwingungen der Astralwelt? M. Maeterlinck, der neuerdings wieder vielgenannte belgische Dichter und Philosoph, führt in dem Buche, in welchem er unseren Problemen auf etwas andere Weise beizukommen sucht (Vom Tode, Verlag von E. Diederichs, Jena) aus, daß der Mensch, wenn er nach seinem Tode nur das irdische Bewußtsein hätte, ja gar nichts von der höheren Welt empfinden könne, zu der ihn seine Entwicklung führen würde; — ließe sich dasselbe nicht auch von der Seele in der Astralwelt sagen?

Ich will den Leser nicht weiter in das Labyrinth dieser Rätsel führen, um so mehr da es sich hier nur um Aussichten handelt, die dem noch übrig bleiben, welcher wie wir an der Hand des experimentellen Okkultismus bis an die äußerste Grenze der Erfahrung vorgedrungen ist. Es mag nur erwähnt werden, daß die Theosophie, der auch die Existenz des Astralkörpers lange vorher bekannt war, ehe er experimentell erwiesen wurde, diese Entwicklung tatsächlich kennt und annimmt, daß das Problem der Menschenseele dadurch entstanden ist, daß das Allbewußtsein der Gottheit sich nacheinander in sieben Körper gekleidet hat, so daß immer der nächstfolgende eine Hülle des vorhergehenden darstellt, wie wir das schon bei der Besprechung des Verhältnisses von vorirdischem und irdischem Bewußtsein des Menschen kennen gelernt haben. Der Mensch trägt also nicht nur einen physischen und einen Astralkörper, sondern noch vier andere, aus denen er sich im Laufe der Entwicklung erst herausarbeiten muß, indem sich das Bewußtsein des niederen Körpers immer in das des nächsthöheren zieht, ehe jener abgeworfen wird, ebenso wie beim Tode des Menschen der physische (und der nächsthöhere) abgestoßen wird, während die Erinnerungen an das irdische Leben, die bis dahin im Unterbewußtsein aufgespeichert waren, mit hinübergenommen werden ins Astralreich. Nur der siebente dieser Körper ist unsterblich, d. h. er ist die eigentliche Seele oder ein Teil des Allbewußtseins, das auf diese Weise in Erscheinung getreten ist.

Es verdient erwähnt zu werden, daß die Versuche, die zur Feststellung des Astralkörpers im Menschen geführt haben, auch vor diesen Problemen nicht stehen geblieben sind: der erwähnte französische Gelehrte Durville behauptet, noch eine weitere Teilung des Fluidalkörpers wahrgenommen zu haben, die ganz den Ansichten der Theosophie über die menschliche Seele entsprechen würde (Durville: der Fluidalkörper des Menschen, dtsh. Ausg. p. 246 ff.). Es handelt sich hier um Farbenverschiedenheiten, die natürlich noch weitere Untersuchungen nötig machen. Entspricht der Astralkörper der Astralwelt, so entspricht nach Durville der nächsthöhere, der Mentalkörper (von mens, also der Sitz des reinen Denkens) eben der Mentalwelt usw, d. h. wir könnten also auch hier an der Hand dieser Versuche Schlüsse auf das Leben

nach dem Tode machen, die noch weit hinter denen liegen, welche sich unmittelbar aus diesen Versuchen ergeben. Allerdings geht diese Entwicklung nach der theosophischen Anschauung nicht ins Unendliche, sondern die Seele muß, nachdem sie die Mentalwelt durchlaufen hat, wieder zurück auf die Erde, d. h. der siebente Seelenteil mit dem sechsten und fünften als Umhüllung, müssen sich wieder auf die Schwingungen unserer Sinneswelt einstellen, bis unser irdisches Bewußtsein schon bei Lebzeiten des Menschen die höchste moralische Stufe erreicht hat, die hier möglich ist. Wir begegnen also hier der Lehre von der Seelenwanderung, die wir schon in der Bibel antreffen, die aber durch die christliche Kirche, wenn auch, wie es scheint, vorübergehend verdrängt worden ist. *) Der experimentelle Okkultismus hat auch hier versucht einzugreifen: Oberst de Rochas, der erwähnte Vorgänger Durvilles, versetzte mehrere Medien in Tiefschlaf, und diese gaben nun in lückenloser Unterbrechung ihre verschiedenen Leben und deren Inhalt an, die sie vor ihrer jetzigen Verkörperung auf der Erde geführt hatten.

Natürlich haben sich diese Versuche, die jetzt in dem Buche: Die aufeinanderfolgenden Leben (Übers. v. H. Kordon, Leipzig 1914, Verlag von M. Altmann) zusammengefaßt sind, eine eingehende Kritik gefallen lassen müssen, und es sind eine Menge Einwände dagegen vorgebracht worden, die den Wert dieser Versuche bedenklich abschwächen können. Schon der Einwand, daß etwa hier Gedankenübertragung vorliegen könne, ist ebensowenig abzuweisen wie der andere, daß es sich hier um ein unbewußt entstandenes Gedankenspiel der im gewöhnlichen Leben aufrichtigen Mädchen handle oder der dritte, daß wir hier einen tiefen Blick in die Übertragung von atavistischen Vorstellungen von seiten der Eltern auf die Nachkommen haben. Aber alles das sind selbst sehr dunkle Gebiete, die zur Erklärung selbst wenig beitragen — die Frage bleibt offen wie so viele, die uns die Umwelt und die in uns selbst liegende Welt stellen.

*) Das einzige, was wir vorläufig von unserem Standpunkte aus damit anfangen können, ist die Erwägung, ob gegen diesen Glauben irgendwelche Bedenken wissenschaftlicher oder sittlicher Art sprechen, eine Frage, die entschieden verneint werden muß. Mit einem „christlichen Empfinden“ als Kriterium, wie es ein neuerer theologischer Kritiker tut, ist hier nichts anzufangen, da dieses Empfinden auch vor den Tatsachen des Okkultismus völlig versagt hat, es dürfte sich dabei nur um Äußerungen von Anschauungen handeln, die dem Menschen durch die Erziehung eingeprägt sind. Die ganze Frage läuft im Grunde, wie Du Prel bemerkt, auf die weitere hinaus, ob sich nicht auch im Jenseits genügend Möglichkeiten für die Fortbildung der Seele finden. Natürlich wäre auch dann eine Rückkehr der Seele zu dem Erdenleben nicht ausgeschlossen, zumal da ja unser irdisches Leben auch nichts anderes als eine solche Einkörperung ist; vielleicht suchen wir hier Gesetze, wo gar keine Gesetze vorhanden sind.

Die Versuche, hier weiterzukommen, sind also auch auf dem Gebiete des experimentellen Okkultismus gescheitert, obgleich hier natürlich die einzige Möglichkeit eines Fortschrittes liegt — aber alle diese Fragen sind natürlich noch nicht abgeschlossen, sondern die Wissenschaft steht hier noch ganz am Anfang, und sie muß erst das Einfache lösen, ehe sie zu dem Zusammengesetzten und Schwierigeren vordringen kann. Der Entwicklungsgedanke, auf das Weltall ausgedehnt, führt allerdings zu jener Vorstellung von dem Eingehen der Seele in das göttliche Allselbstbewußtsein, nur daß man eben Persönlichkeit nicht mit irdischem Bewußtsein oder irdisches Bewußtsein mit Seele verwechseln darf; — alle großen Denker von Goethe bis zu Trine und Maeterlinck sind daher immer wieder zu jener Anschauung gekommen, die sich zwar nicht mit irdischen Mitteln beweisen läßt, zu der aber doch alle Wege hinführen scheinen und die für uns die beste Lösung des Welt- und Seelenproblems darstellt, soweit überhaupt in dieser Welt des Scheines von einer Lösung die Rede sein kann. Die Generationen nach jener großen Umwälzung, in der wir stehen, werden, um wieder auf das zuerst Gesagte zurückzukommen, für die okkultistische Forschung ein viel größeres Interesse haben als die früheren, — auch die Theologie wird, wenn sie nicht zurückbleiben will, sich mit diesen Problemen beschäftigen und diesen Weg gehen müssen, wenn sie der Metaphysik wieder den gebührenden Platz in ihrem System einräumen will. Nur daß dann die Metaphysik nicht mehr dasjenige sein wird, das mit unzulänglichen, irdischen Mitteln Überirdisches zu beweisen sucht, sondern dasjenige, das wie kein anderes Wissensgebiet beweist, daß jene beiden Gebiete des Daseins nicht voneinander getrennt sind, sondern daß sie gerade in der Persönlichkeit des Menschen und nicht zum wenigsten des religiösen zusammen fallen.

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studien von E. W. D o b b e r k a u.

II.

Indien ist seit dem Altertum das Land der Wunder. Schon Quintus Curtius erzählt, daß ein indischer Wahrsager Alexander dem Großen seine Verwundung voraus sagte, als dieser sich anschickte, die Stadt Oxydrache anzugreifen. Philostrat berichtet, daß Apollonius von Tyana in Indien Brahmanen traf, die wunderbarerweise seinen Namen und sein Leben kannten und auf einen Schreibfehler in seinem Empfehlungsbriefe hinwiesen, den er in der Tasche trug. Bei einem Essen kamen 4 Dreifüße von selbst herbei. Auch wunderbare Heilungen wurden durch einfache Streichungen vollzogen: einem Löwenkämpfer wurde ein Schenkelbruch sofort geheilt, durch den sein Bein kürzer geworden war.

Ein Blinder wurde wieder sehend, ein lahmer Arm wurde gesund und kräftig. Ein Brahmane erhob sich schwebend in die Luft.

Zu diesen Wunderheilungen werden die Brahmanen durch jahrelange Übungen befähigt, die in strenger Enthaltbarkeit, Fasten und Verinnerlichung bestehen. Ihre Wunderkräfte erhalten sie jedoch von den Geistern Verstorbener, die sie anrufen und die durch sie als Medien wirken.

Einige bedienen sich auch der Suggestion zu diesen Zwecken. So berichtete der „Glaneur indou-chinas“ vom 2. Juli 1820 aus der Gegend von Malakka, daß dort eine Diebesbande Kinder stahl und sie hypnotisierte, so daß sie ihr Gedächtnis völlig verloren. Erst den buddhistischen Priestern gelang es durch ihre Beschwörungen, die Kinder vom hypnotischen Bann wieder zu befreien.

Es unternahmen zuweilen Zauberer „Zweikämpfe“. Sie lassen einen kleinen Gegenstand vor sich hinlegen und jeder Zauberer bemüht sich durch seine Beschwörungen, den anderen zu verhindern, sich in den Besitz des Gegenstandes zu setzen. Unter Krämpfen und Bewußtseinsstörungen bricht schließlich einer der Zauberer zusammen als Besiegter. Längere Entkräftungszustände sind die Folge solcher „Zweikämpfe“, die nichts weiter sind, als in der Ekstase ausgeübte gegenseitige Hypnotisierungen in bösem Sinne.

Eigenartige Erscheinungen des spiritistischen „Möbelrückens“ sind die Kämpfe von Geistern, wie sie aus Cochinchina berichtet werden: Eine schwere Barke wird aufs Land gezogen und auf einen freien Berg gestellt, den Zuschauer aus allen umliegenden Dörfern umgeben. Dann werden die Schutzgeister der Flecken und Städte des Reiches angerufen, damit sie die Barke in Bewegung bringen. Einigen gelang es nur ein wenig, andere brachten alle Ruder in Bewegung. Doch der Stärkste von allen, so berichtet F. Renouard de Sainte-Croix, war der Schutzgeist des Seedorfes Ke-Chan. Er ließ die Barke flink hin- und herlaufen.

Durchaus glaubwürdige Berichte über die Wunderkräfte des indischen Fakirs Cowindasamy lieferte der französische Konsul zu Benares, Louis Jacolliot.

Mit der flachen ausgestreckten Hand auf einen Stock gestützt, erhob sich Cowindasamy 20 Minuten lang schwebend in die Luft, die Stellung der Bildsäule Buddhas dabei annehmend. Als er ging, kündigte er Jacolliot an, daß zur Mitternachtsstunde die Geister in dessen Schlafzimmer sich durch Klopflaute kundgeben würden, was auch geschah, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, Betrug zu verhindern.

Auf den Rand einer ziemlich schweren Blumenvase legte Cowindasamy seine Fingerspitzen; sogleich setzte sie sich in pendelnde Bewegungen, erhob sich in die Luft, wo sie hin- und her-

schwung und den Bewegungen der Hand des Fakirs folgte. Auf ein kleines Holztischchen legte dieser kurze Zeit seine Hände. Als er sie wegnahm, war das Tischchen derartig am Fußboden angeheftet, daß es Jacolliot selbst mit größter Kraftanstrengung nicht entfernen konnte. Er zerbrach dabei nur die Tischplatte. Erst als der Fakir sich an die äußerste Ecke der Plattform begab, wurde das Tischchen wieder leicht beweglich. „Die Geister sind fortgegangen, weil ihr irdisches Verkehrsband unterbrochen war,“ erklärte der Fakir diese Erscheinung. Auf der Plattform hing eine Harmonika an einer längeren Schnur. Wie diese der Fakir zwischen Daumen und Zeigefinger faßte, begann die Harmonika von selbst zu spielen. Als der Fakir auf Wunsch des Konsuls den Geist eines Musikers anrief, spielte die Harmonika herrliche Akkorde und nach einem Vorspiel ein Volkslied der malabarischen Küste. Jacolliot kniete nieder und beobachtete, wie die Harmonika von selbst spielte: er sah den Blasebalg sich von selbst auseinander- und zusammenziehen und die Tasten sich von selbst heben und senken. Irgendein Betrug war völlig ausgeschlossen dabei.

Der Fakir legte einen Federhalter auf den Sand, streckte die Hände aus und murmelte seine Beschwörungen. Da richtete sich der Federhalter hinter seinem Rücken auf und zeichnete und schrieb alles von selbst nach, was Jacolliot mit einem Bleistift auf Papier zeichnete und schrieb; auch ein nur gedachtes Sanskritwort schrieb der Federhalter von selbst nieder, ebenso ein Wort, das Jacolliot nicht kannte, dessen Stelle er aber in einem Rig-Veda-Auszuge genau angab. Dann erhob sich der Fakir auf die Dauer von 8 Minuten schwebend in die Luft in der Höhe von 25—30 Zentimetern, wie Jacolliot genau feststellen konnte.

Aus der Erde eines Ameisenhügels, die er in Wasser auflöste, ließ der Fakir ein gekennzeichnetes Samenkorn in 2 Stunden zu einer 20 Zentimeter großen frischen Pflanze auswachsen. Währenddem saß er starr mit ausgestreckten Händen auf der Plattform und schlief den „Schlaf der Geister“, wie er erklärte, in dem ihn niemand berühren durfte. Das Pflänzchen, das unter einem Musselinvorhang so zauberhaft in einer Blumenvase gewachsen war, trug in den Samenhäutchen der Wurzel noch die eingeritzten Kennzeichen des Konsuls. Die Pflanze war durch das reine, direkte Fluid der Geister zum beschleunigten Wachstum gebracht worden, wie der Fakir sagte.

In der letzten Sitzung vollzog sich das Wunder der Geisterverkörperung. Der Fakir ließ sich am Kohlenfeuer nieder, in das er Räucherpulver streute, kreuzte die Arme über die Brust und sang seine Beschwörungen. Dann blieb er unbeweglich, die linke Hand aufs Herz gelegt, mit der rechten sich auf seinen Stab stützend. Zuweilen nur legte er die Hand an die Stirne, als wolle er sie frei halten vom Geisterschlaf. Plötzlich bildete sich eine

leuchtende Wolke im Zimmer, aus der Menschenhände herausgriffen und in ihr wieder verschwanden. Diese Hände wurden bald lebendiger. Einige waren undurchsichtig und warfen Schatten, während andere durchsichtig und heller wurden und verschwanden. Bis zu 6 Händen bildeten sich so. Jacolliot bat, sie berühren zu dürfen. Da kam eine kleine, weiche und feuchte Mädchenhand herangeschwebt und berührte seine Hand. „Der Geist ist da, obwohl nur eine seiner Hände sichtbar ist,“ sprach der Fakir. Auf Jacolliots Bitte pflückte diese Hand eine Rosenknospe und warf sie ihm zu. Dann verschwand sie, wie auch bald darnach alle anderen Hände. Auch die Wolke löste sich auf, aus der sie entstanden waren.

Der Fakir setzte seine Anrufungen fort. Da bildete sich eine neue Wolke, von anderer Färbung und Undurchsichtigkeit. Über dem Kohlenfeuer nahm sie menschliche Gestalt an und wurde das Gespenst eines brahmanischen Priesters, der am Kohlenbecken kniete. Er trug die dem Wischnu geweihten Zeichen und das dreifache Band der Einweihung. Seine Hände hielt er wie beim Opfer über dem Haupte und seine Lippen flüsterten lautlos.

Da warf er Räucherpulver in die Flamme, so daß sich dichter Rauch bildete und das Zimmer füllte. Als dieser verschwunden war, erhob sich der Brahmane, ging zu Jacolliot und reichte ihm seine hagere Hand, die knochig, hart, aber warm und lebend war.

Auch dies Gespenst verschwand. Da ertönte die Harmonika, die in einem anderen verschlossenen Zimmer sich befand und längs der Mauer schwebte die Gestalt eines Tempelmusikers vorüber, der auf der Harmonika klagende Lieder spielte. Wo er verschwand, lag die Harmonika am Boden, die demnach durch verschlossene Türen hereingebracht wurde, deren Schlüssel Jacolliot in der Tasche trug.

Alle diese wunderbaren Erscheinungen erklärte der Fakir als Taten von ihm herbeigerufener Geister. „Es ist keine gewöhnliche, natürliche Kraft, die dies bewirkt. Ich bin nur ein Werkzeug; ich rufe die Seelen der Vorfahren, und sie sind es, die ihre Kraft offenbaren,“ sagte er. „Doch keiner kann den Geistern befehlen. Der Fakir sagt nur die Zaubersprüche her und die Geister schenken ihm Gehör.“ —

Wie ein lebendig begrabener Fakir wieder zum Leben erwacht, stellt Tessier dar.

Am 100. Tage des Begräbnisses fand man im Grabe eine zusammengeschrumpfte Mumie von graugelber Färbung. Sie wurde 38 Stunden lang mit Öl eingerieben, es wurden dem Fakir herzanregende Getränke eingeflößt, bis er wieder zu atmen begann. Nach wenigen Augenblicken konnte er schon wieder sprechen.

Osborne berichtet, wie ein Fakir sich mit Wachs alle Körperöffnungen verschloß, als er sich auf sein Lebendigbegrabenwerden

vorbereitete. Dann legte er seine Kleider ab, ließ sich in einen Sack stecken und seine Zunge in den Schlund zurückbiegen, so daß sie ihn verschloß. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf. Man legte ihn in eine Holzkiste, verschloß und versiegelte sie, legte sie ins Grab, schloß es und säte Gerste darauf. Tag und Nacht wurde das Grab von Schildwachen 10 Monate lang bewacht. Zweimal ließ während dieser Zeit der argwöhnische Fürst das Grab öffnen. Der Fakir lag in seinem Sacke, wie er begraben wurde, kalt und leblos.

Nach 10 Monaten nahm man die Ausgrabung vor in Gegenwart von General Ventura und Hauptmann Wade. Man entnahm den Fakir seinem Sacke und einer brachte seine Zunge wieder in ihre natürliche Lage. Nur auf dem Scheitel konnte man eine fühlbare Wärme feststellen, sonst war der Fakir ohne Atmung, ohne Herz- und Pulsschlag. Als man langsam warmes Wasser auf seinen Kopf goß, erwachte er nach und nach wieder zum Leben, so daß er nach 2 Stunden sich erheben und lächelnd davongehen konnte. Dieser Fakir erzählte, daß er entzückende Träume während seines Begrabenseins habe, nur im Augenblicke des Erwachens litte er an heftigem Schwindel, bis er sich seiner wieder ganz bewußt würde. Dieser tiefe Schlafzustand der Fakire, in dem sie lebendig begraben werden können, ist wesensgleich dem Winterschlaf vieler Tiere, in dem z. B. Frösche und Fische im Eise einfrieren und Molche sich im Schlamm vergraben.

Daß die Fakire zum Winterschlaf niederer Lebewesen zurückkehren können, beruht wohl auf starker Selbsthypnose.

Auch durch Fremd-Hypnose kann der tiefe Winterschlafzustand bei Menschen herbeigeführt werden, wie Seymour auf der Weltausstellung zu Chicago 1893 vorführte, wie auch Wrotten im kgl. Aquarium zu London im Jahre 1896. —

Ähnlich dieser Erscheinung ist die lange Fastenzeit verschiedener Hungerkünstler, die allerdings bei Bewußtsein bleiben. Auch sie ist durch Selbsthypnose zu erklären.

Die Bedingungen, unter denen die indischen Fakire ihre Vorführungen darbieten, kennzeichnet Jacolliot in folgender Weise:

1. Sie geben keine öffentlichen Vorstellungen an Orten, an denen die Anwesenheit von mehreren hundert Personen jede Überwachung unmöglich macht.
2. Sie werden von keinem Gehilfen oder sogenanntem Helfers-helfer begleitet, noch unterstützt.
3. Sie zeigen sich im Innern der Häuser vollkommen nackt, außer einem Leinwandgürtel von Handbreite.
4. Sie kennen weder Würfelbecher, noch Zaubertaschen oder Büchsen mit doppeltem Boden, vorbereitete Tafeln oder

irgend eines der tausenderlei notwendigen Gegenstände unserer europäischen „Taschenspieler“.

5. Sie haben nichts anderes in ihrem Besitz, als ein Stäbchen von jungem Bambusrohr mit sieben Ästen, von der Dicke eines Federhalters, das sie in ihrer rechten Hand halten, sowie ein kleines, ungefähr drei Zoll langes Pfeifchen, das an einen Büschel ihrer langen Haare gebunden ist, damit sie nicht gezwungen sind, es immer in der Hand zu halten, da sie nicht bekleidet sind und daher keine Tasche haben.

6. Sie wirken auf Wunsch der Anwesenden in dem Hause, in das sie gebracht werden; sie sitzen oder stehen auf einer Rohrmatte des Hauses, auf dem Zement der Halle oder auf der nackten Erde des Gartens.

7. Wenn sie jemand nötig haben, um ihre Erscheinungen der Mediumschaft zu entwickeln, so rufen sie irgendeinen Diener des betreffenden Hauses herbei, den man ihnen angibt; sie führen ihre Versuche mit derselben Leichtigkeit auch mit jedem Europäer aus, wenn ein solcher zur Stelle ist.

8. Wenn sie irgend eines Gegenstandes bedürfen, eines Musikinstrumentes, eines Stockes, Steines, einer Karte usw., so bitten sie darum.

9. Sie fangen auch ihre Versuche wieder von neuem an, wenn es verlangt wird und gestatten, daß man sie genau beobachte und alles strengster Prüfung unterziehe.

10. Schließlich fordern sie niemals einen Lohn, indem sie sich damit begnügen, das Almosen anzunehmen, das man ihnen darbietet, indes dies auch nur für den Tempel, von dem sie in Abhängigkeit stehen. —

Hieraus ergibt sich, daß von Betrug, Täuschung und Fingerfertigkeit nicht gesprochen werden kann bei der Erklärung des von Jacolliot Berichteten.

Das Schweben des Fakirs dürfte eine Aufhebung der Schwerkraft sein, die bekanntlich die Wissenschaft noch immer nicht erklären kann. Ebenso das Schweben der Blumenvasen. Das Festhaften des Tischchens auf dem Boden ist umgekehrt eine Verstärkung der Schwerkraft, wenn nicht Geisterhände im Spiele waren, was wohl anzunehmen ist. Das Klopfen im Zimmer ist eine allbekannte spiritistische Erscheinung, die allerdings physikalisch noch nicht erklärt ist. Das Selbstspielen der Harmonika wurde auch bei D. D. Home von Prof. W. Crookes einwandfrei festgestellt; es ist wohl nur spiritistisch zu erklären. Das Vonselbstschreiben eines Federhalters ist eine Erscheinung, die als direkte Geisterschrift in verschlossenen und versiegelten Kästen in neuerer Zeit einwandfrei wiederholt beobachtet wurde, sogar von gelehrten Untersuchungsausschüssen. Ebenso konnten sie feststellen, daß

die Geister in verschlossenen Büchern lesen und nur gedachte Worte niederschreiben können.

Das beschleunigte Wachstum von Pflanzen wurde auch in neuerer Zeit von verkörperten Geistern vorgeführt. Auch durch einfache magische Streichungen von Medien oder Somnambulen wurde es hervorgerufen. Das Erscheinen von verkörperten Geisterhänden oder ganzen Gestalten ist eine einwandfrei festgestellte Erscheinung des Mediumismus. Für ihre Tatsächlichkeit verbürgte sich nach langjährigen eingehenden Untersuchungen Prof. W. Crookes und viele andere Gelehrten von Weltruf; auch das Bringen von Gegenständen durch verschlossene Türen hindurch wurde einwandfrei von ihnen festgestellt.

So dürfen wir in jenem Fakir Cowindasamy ein starkes spiritistisches Medium sehen, dem vieles auszuführen möglich war, was unseren europäischen Medien nur ausnahmsweise oder nur ganz wenigen derselben ausführbar ist. Wir können das damit erklären, daß jener Fakir sein ganzes Leben der Ausführung seiner spiritistischen Versuche widmete und er durch strenge enthaltsame Lebensweise und Übungen sich ständig auf jene Versuche vorbereitete. Er befand sich gewissermaßen in einem immerwährenden medialen Bewußtseinszustande, durch den es den jenseitigen und unterbewußten Kräften jederzeit zu wirken möglich war.

Ist es wirklich Blödsinn, an Reinkarnation zu glauben?

Von Ludwig Deinhard.

Fast möchte man dies meinen. Denn auf S. 563 des Dezemberhefts steht es ja. Dort schreibt der Universitäts-Professor der Philosophie Dr. med. phil. scient. et lit. Eduard Reich: „Die ganze Lehre der Reinkarnation ist ganzer Irrtum, ganzer Blödsinn.“ Es ist recht betrüblich für die heutigen Anhänger dieser Reinkarnationslehre, was sie hier aus der Feder eines Gelehrten von solcher Autorität wie Prof. Dr. Ed. Reich staunend zu lesen bekommen, sie seien damit einem Irrtum, einem Blödsinn, einer Modetorheit zum Opfer gefallen. — Ob sie aber infolge dieser wohl gemeinten Belehrung ihren bisherigen Standpunkt in dieser wichtigen Frage sofort aufgeben, ob sie nun auch das Irrtümliche, Blödsinnige, Törichte einsehen werden, das an ihrem bisherigen Standpunkte haften soll, das möchte ich ehrlich gestanden doch etwas bezweifeln.

Sicher wird dies z. B. der berühmte Landsmann von Professor Reich, der — wenn ich mich nicht täusche — durch die Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnete, steierische Dichter Peter Rosegger nicht tun. Denn es findet sich bei Rosegger der Ausspruch, der mit dürren Worten genau das Gegenteil von dem

Deinhard: Ist es wirklich Blödsinn an Reinkarnation zu glauben? 91

besagt, was Professor Reich meint — ebenso kurz und klar ausgedrückt, wie dies Prof. Reich im gegenteiligen Sinne für Jedermann deutlich ausgesprochen hat. Die betreffende Stelle steht im „Onkel Sonnenschein, ein Tagebuch“ (Westermanns Monatshefte, Sept. 1900, S. 722) und lautet: „Unser Leben wird sich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir just und eben jetzt ein Eintagsleben hätten, ist zu dumm. — Ich bin und das ist mir der allersicherste Beweis, daß ich war und sein werde.“

Dieser Ausspruch Roseggers ist freilich nicht eine Schlußfolgerung aus irgendeinem wissenschaftlich absolut sichergestellten Tatbestand, wie sie Professor Reich von seinem Standpunkt aus mit Recht verlangen wird, wenn er seine Meinung ändern soll, sondern es ist eine intuitive Erkenntnis, oder wie Goethe sagen würde, „eine aus dem inneren Menschen sich entwickelnde Offenbarung“, die Rosegger hier kundgibt. Und so machen wir denn auch die Erfahrung, wenn wir die schon öfter zusammengestellte Reihe von hervorragenden Zeugen für die Berechtigung des Reinkarnations-Glaubens durchmustern, daß dies nicht etwa Menschen sind, bei denen der Intellekt die Hauptrolle spielt, sondern Menschen von starker intuitiver Begabung, Menschen, die oft wie aus einer inneren Offenbarung herausreden und handeln, von denen man oft sagen möchte: es denkt in ihnen. Also Dichter- und Künstler-Naturen.

Bekanntlich gehören zu diesen Anhängern des Reinkarnationsgedankens — wenn wir bloß die letzten 150 Jahre ins Auge fassen — Männer wie Voltaire, Lessing, Lichtenberg, Goethe, Schiller, Jean Paul, Rückert, Novalis, Zschokke, Schopenhauer, Richard Wagner, Hebbel, der ungarische Politiker Lazarus Baron Hellenbach, der berühmte Sprachforscher Max Müller, der schwedische Dichter August Strindberg usw. Was diese Männer zum Reinkarnations-Gedanken zustimmend geäußert haben, findet der Leser in Max Seilings jüngster Schrift: „Wer war Christus“ (München 1915, Karl Kuhn). Ebenso auch — und zwar in langen Zitaten — in meiner Schrift: „Das Mysterium des Menschen im Lichte der psychischen Forschung“ (Berlin 1910 Reichl & Go.), worin außer den hier genannten Dichtern und Künstlern und besonders intuitiven Naturen auch drei an Hochschulen wirkende Professoren der Philosophie zum Wort gelangen, die sich ebenfalls mit tiefster Überzeugung, größter Bestimmtheit und wirklicher Begeisterung für die Idee der wiederholten Verkörperung ausgesprochen haben. „Erst durch sie — schreibt einer von diesen drei, der 1908 verstorbene Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Dresden Dr. Fritz Schultze — löst sich uns das Rätsel des Daseins, erst durch sie gewinnt das Leben seinen Zweck und verliert der

Tod seinen Schrecken, erst durch sie weiß ich, warum ich lebe und wozu ich sterbe“. Die hier angeführte Stelle findet sich in Schultzes „vergleichender Seelenkunde“ (Leipzig 1892 E. Günther S. 205), einem Buch, aus dem klar zu ersehen ist, daß dessen Verfasser über eine sehr gründliche naturwissenschaftliche Bildung verfügt.

Selbstverständlich möchte ich aber mit diesem Hinweis auf Ansichten, die denen verdienstvoller längerjähriger Mitarbeiter der „Psych. Studien“, wie den von Prof. Reich diametral entgegengesetzt sind — den so wünschenswerten Burgfrieden in den Spalten dieser Zeitschrift nicht stören. Nichts würde ich mehr bedauern. Aber ich glaubte doch dieser — nicht, wie Prof. Reich meint, zur „Modetorheit“ gewordenen, sondern im Gegenteil sich nur langsam und mühevoll Bahn brechenden Idee der wiederholten Erdenleben hier einmal zur Hilfe kommen zu müssen, wo sie so häufig einem wahren Trommelfeuer von mentalen Projektilen ausgesetzt wird, die sie ad absurdum führen möchten. Darum also, weil diese Reinkarnations-Idee weder aus psychophysischen noch aus psychoanalytischen Untersuchungen logisch herauszufolgern ist, wohl aber aus metaphysischen Betrachtungen intuitiver Art sozusagen von selbst herauswächst (abgesehen von der eigentlichen okkulten Forschung, die wir hier aus naheliegenden Gründen ganz beiseite lassen), — darum eben findet sie so viele Gegner, die es beständig verhindern, daß sie sich rascher ausbreitet, und zu einer „Modetorheit“ wird, wie Prof. Reich befürchtet. Weil dem so ist, könnte man wahrhaftig in Versuchung geraten, auf diese vielgeschmähte Reinkarnations-Idee ein paar — wie mir scheint — wenig beachtete Verse Goethes anzuwenden, die so lauten:

Ja das ist das rechte Gleis, / Daß man nicht weiß / Was man denkt, /
Wenn man denkt: / Alles ist wie geschenkt.

Auch die Reinkarnations-Idee ist dem, der sie besitzt, „wie geschenkt“. Daß ich mich hier nicht damit befaßt habe, die Ansicht Dr. Reichs zu widerlegen, es könne sich bei Entstehung eines neuen menschlichen Individuums doch nur um ancestrale Vererbung, nicht aber um Reinkarnation handeln — dies hat seinen Grund darin, weil die für Reinkarnation sprechenden Argumente die Heranziehung okkultur Begriffe nötig machen würden, also von Begriffen, die für Dr. Reich und alle Gegner des Reinkarnations-Gedankens auch nicht die allergeringste Bedeutung besitzen. Ich begnüge mich hier deshalb damit, alle diese Gegner auf die kleine Schrift von Dr. Rud. Steiner: „Reinkarnation und Karma“ (Philosophisch-Anthroposophischer Verlag Berlin W. Motzstraße 17. Preis M. — 50) zu verweisen. Steiner verfährt dort mit dem Gedanken der wiederholten Erdenleben genau wie der Naturforscher auf dem Feld der äußeren Tatsachen verfährt.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Sir Oliver Lodge über den Krieg und ein Weiterleben.

Von L. V. H. Witbey.¹⁾

Während meines kürzlichen Besuches in Birmingham hatte ich die Ehre, eine sehr interessante Unterhaltung mit dem Direktor der Universität, Sir Oliver Lodge, in seinem Hause Mariemont, Edgbaston zu haben. Sir Oliver erhielt soeben den Korrekturbogen einer revidierten und populären Ausgabe seines Buches „The Survival of Man“ und beschäftigte sich schon mit einem neuen Werk, das eine Folge des ersteren ist.

Sir Olivers Überzeugung eines Weiterlebens ist ständig wachsend. Seine ersten Erfahrungen hatte er ja in den achtziger Jahren, doch, obwohl seine Untersuchungen weitreichend und gewichtig waren, war er langsam in seinen Veröffentlichungen. Als erstes Resultat seiner eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung bezeichnete er mir seine jetzt volle Überzeugung von einem Weiterleben der Seele nach der Entkörperung der Seele und neuerdings auch von der Möglichkeit eines Verkehrs mit den Entkörpererten. Es ist kaum nötig zu erwähnen, daß er neben seinen eigenen Untersuchungen auch von anderen Personen viele Beweise und verlässliche Quellenangaben solcher erhielt.

Maurice Maeterlinck [der bekannte belgische Dichter-Philosoph und Deutschenhasser! — Red.] hat behauptet, daß der gegenwärtige Krieg der sichtbare Ausdruck eines ungeheueren jenseitigen Konfliktes sei und daß die unsichtbaren Kräfte von Gut und Böse im Universum Menschen als Werkzeuge für ihren Hader benutzen und daß das Schicksal der Menschen auf diesem Planeten vom Resultat dieses Kampfes abhängt. Man kann Sir

¹⁾ Uebersetzt von Prof. hon. Willy Reichel aus „Light“, London, vom 6. Nov. 1915.

²⁾ Ueber solche Geisterkämpfe berichtet William Stainton Moses (M. A. Oxon) in „Spirit Teachings“, London 1912 und Dr. J. M. Peebles in „Immortality“ Los Angeles 1907 und A. Wanderer in the „Spirit Lands“ by Franchezzo, Chicago 1910 und in „Ghost Land“ von Emma Hardinge Britten, Chicago 1897 etc. — Mrs. Mary T. Longley, Washington, D. C., wohl das beste amerikanische Medium in ihrer Phase, schrieb mir kürzlich: „Der europäische Krieg hat auch hier die Interessen und Geschäfte von sehr vielen untergraben und Unruhe und Kummer hervorgebracht. Die Sensitiven sind beunruhigt überall durch den Tumult in der Luft (Telepathie). Krankheit, finanzielle Unruhe sind über die ganze Welt verbreitet, denn die psychische Astral-Atmosphäre ist ein ungeheures Meer von Aufruhr und sich streitender Einflüsse“ usw. (W. R.)

Oliver Logde kaum einen Mystiker nennen — jedenfalls nicht in demselben Umfange als Maeterlinck — doch wer Sir Oliver Lodge's meisterhaftes kleines Buch „The War and After“ gelesen hat, wird sehen, daß er mit Maeterlinck's Behauptungen in vieler Beziehung übereinstimmt. Sir Oliver ist überzeugt, so versicherte er mir, daß das Universum, in dem wir leben, viel größer ist, als allgemein angenommen wird, und er glaubt, daß noch viele und größere Dinge zu entdecken sind und erklärt werden müssen, als die Wissenschaft ahnt.

Ich machte Sir Oliver speziell auf eine Stelle in „The War and After“ aufmerksam, wo er behauptet, daß der gegenwärtige Krieg ein Krieg mit „Fürsten und Gewaltigen“, mit den „Herren der Welt, die in der geistigen Finsternis dieser Welt herrschen“, sei³⁾, und, so fuhr er fort: „Ich selbst glaube an Hilfe von oben, und wir Unwürdigen sind Agenten von höheren Gewalten in diesem schweren Konflikt.“ Ich bat ihn, mir zu erklären, was er damit meine. Er antwortete:

„Ich bin getadelt worden, daß ich annehme, daß höhere Kräfte auf unserer Seite kämpfen, und doch, wenn wir das nicht glauben würden, so würden wir in einer sehr schwachen Stellung sein. Die Mehrzahl der großen historischen Ereignisse sind mit voller Kraft dieser Überzeugung geleitet worden — solche z. B., die ihre Inspiration einem Cromwell, Abraham Lincoln und ähnlichen Führern verdanken. Solche Überzeugung ist tatsächlich unbedingt notwendig für einen endlichen Sieg. Insofern als wir fähig sind zu urteilen zwischen recht und unrecht, ist das Recht auf unserer Seite. [Die Urteilsfähigkeit scheint dem berühmten Physik-Professor in der Politik leider vollkommen zu fehlen! — Red.]

Ferner, insofern als Ereignisse in der menschlichen Geschichte durch Menschen herbeigeführt worden sind, so ist der einzige Weg, auf dem höhere Kräfte wirken können, glaube ich, Anspornung und Inspiration von menschlichen Agenten, ihre Arbeit zu tun. Wir haben diesen Konflikt nicht gesucht, sondern er war uns aufgedrängt. [Aha! Tatsächlich verdankt die Welt all dieses entsetzliche Elend lediglich dem schmutzigen Konkurrenzneid und den teuflischen Verhetzungen englischer Großmachtspolitiker. — Red.] Wir gewinnen nichts dabei; er nötigte uns zu unermeßlichen Opfern, doch alle besten Errungenschaften in der menschlichen Geschichte sind nur auf Kosten von Opfern gemacht worden. Ohne Opfer kann nichts Großes geschehen. Der Geist der Nation war wundervoll — das schon scheint mir zu zeigen, daß wir Recht haben, und wenn wir Recht haben, müssen wir die Kraft Gottes mit uns haben. Der Geist der deutschen Nation war bemerkenswert, doch wir müssen die Verhältnisse beurteilen nach ihren Früchten und alle

³⁾ Vergl. Paulus an die Epheser 6, 12. (W. R.)

Gräßlichkeiten in Belgien müssen von bösen Kräften inspiriert worden sein, die zeitweise eine ganze Nation geisteskrank [welche Verblendung! — Red.] gemacht hat, und nicht eher als sie besiegt und gebrochen ist, wird sie den Irrtum ihrer Wege begreifen. Die einzige Hoffnung für sie für die Zukunft ist, daß sie jetzt besiegt wird. Denn ich bin überzeugt, später, wenn die preußische Tyrannei zu Ende ist und sie von ihrer Geisteskrankheit genesen ist, werden wir wieder Freunde sein.“ — Nachwort des Übersetzers: Gut gebrüllt Löwe! Es ist ganz unverständlich, wie der Direktor der Birminghamer Universität Sir Oliver J. Lodge, F. R. S., Dr. Sc., L. L. B., Professor der Physik, Autor of „Modern Views of Electricity“ und einer der grössten Gelehrten der Jetztzeit alle philosophische Besonnenheit so vollständig verlieren und sich zu solch wahnwitzigen Äußerungen hinreißen lassen kann. Die Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgem. Zeitung“ v. 25. Nov. 14 hat klar erwiesen, daß Belgien schon lange nicht mehr neutral war, und wenn der Krieg strenge Maßregeln dort benötigt hatte, so war die Schuld nicht auf unserer Seite. Ich selbst lebe zwar schon über 13 Jahre in den United States, bin aber Deutscher geblieben und bin stolz darauf. W. R.“¹⁾

Kurze Notizen.

a) Über eine unheilswangere Prophezeiung für den nun enthronten ehrgeizigen Königsmörder Peter von Serbien berichtet Ludwig Ganghofer in einem seiner geistvollen Kriegsberichte „aus der grauen Hölle von Vuckovica“ in der „Vossischen Zeitung“ (laut

⁴⁾ Nachdem wir uns bereits im Nov.-Heft v. J. (S. 511ff.) mit den albernen Ergüssen des Oxforder Gelehrten eingehend befaßt haben, wären wir gerne von der Zumutung solch thörichtes Gerede noch weiter abzudrucken verschont geblieben. Andererseits legen wir einigen Wert darauf, durch die Güte des Herrn Einsenders in die Lage versetzt zu werden, unsere Leser über die wichtigsten Äußerungen der internationalen Okkultistenpresse, auch im feindlichen Ausland, auf dem Laufenden zu erhalten. Immerhin gehört es zu den schmerzlichsten Enttäuschungen, die wir Friedensfreunde erleben mußten, daß sogar die geistigen Führer im Spiritualistenlager des Auslandes, Männer wie Richet, Flammarion, Lodge usw. sich von politischer Leidenschaft, bezw. nationalen, auf Massensuggestion beruhenden Vorurteilen so völlig verblenden lassen, daß sie gänzlich versagten. Die Schuldigen sind auch hier jene gewissenlosen Lügner und Verläumder, die unter der lächerlichen Phrase von der Notwendigkeit der „Vernichtung des preußischen Militarismus“ die Presse und die ganze öffentliche Meinung in den feindlichen und neutralen Ländern systematisch (vielfach auf Bezahlung!) vergiftet haben. Wir wären aber dem Herrn Einsender, schon in Rücksicht auf unsern beschränkten Raum, dankbar, wenn jetzt damit Schluß gemacht würde. — Red.

„Tüb. Chronik“ Nr. 298 vom 21. Dez. 1915) wie folgt: „Im russischen Konsulat zu Mitrowitza wurde eine Schachtel mit König Peters Briefpapier gefunden. Jeder Bogen trägt in schwarzem Aufdruck das serbische Wappen und darunter die Inschrift: ‚S. M. le Roi de Serbie‘. Das wäre unverfänglich. Aber es hat mit diesem Briefpapier noch eine sonderbare Bewandnis. Es steckt in ihm ein durchsichtiges Geheimnis, das sich enthüllt, so bald man den Briefbogen gegen das Licht hält. Der Bogen hat zwei Wasserzeichen: auf dem einen Blatt das Sehnsuchtswort ‚Großserbien‘, auf dem anderen Blatt das großserbische Zukunftswappen, das, wesentlich pompöser als König Peters Wappen von heute, die Devise trägt: ‚Tempus et meum j s, ‚(Die Zeit und mein Recht‘). Von diesen beiden Kräften erhoffte König Peter die Zertrümmerung Österreichs und die Geburt des erträumten Großserbiens. Jede dieser beiden Kräfte hat sich als unzuverlässig erwiesen. König Peters ‚Recht‘? Sein durch Wasserdruck verewigtes Sehnsuchtswappen läßt kleine Zierarten erkennen, die wie Lilienknospen oder wie Hermelinschwänzchen aussehen — aber auch wie Blutstropfen und Tränen. König Peter hat Tränen und Blut über Serbien gebracht. Der Hermelinschwänzchen wird er sich entwöhnen müssen, seine Lilien werden nicht mehr blühen. Und die ‚Zeit‘, von der er so viel erwartete, hat er durch Ungeduld beleidigt und zu seiner Feindin gemacht. — Man muß sich dabei eines prophetischen Vorfalles erinnern, der sich bei König Peters feierlicher Salbung abspielte. Nicht weit von Kraljevo liegt das alte Kloster Schiza, in dem sich sieben serbische Könige salben ließen. König Peter als der letzte. Jeder König, der da gesalbt wurde, baute für sich eine neue Kirchentür. König Peter die siebente. Und als er durch diese funkelnagelneue Türe festlich zur Salbung schritt, strauchelte er und verlor die Krönungskette. Um das böse Omen zu beschwichtigen, soll er viele Stunden betend mit dem Gesicht auf den Kirchenfliesen gelegen haben. Aber wie viele Stunden er auch gebetet haben mag, es ist augenscheinlich, daß er ungeduldig wurde und sich zu früh erhob, noch ehe die ihm feindseligen Geister versöhnt waren. Und als er, beharrlich im Nicht-erwarten-können, mit seinem kleinserbischen Königsmantel die Bluttat eines politischen Narren deckte, war es wiederum seine Ungeduld, die ihm den Hermelin entriß, den Thron zersplitterte und die Krone in Scherben schlug.* Die Weltgeschichte dieser Tage ist eine Richterin von künstlerischen Qualitäten. Unfern vom Salbungskloster Schiza liegt das hohe Studenizagebirge, über dessen Grate König Peter bei Schneegestöber entfliehen mußte. Und nun wird dieser König a. D. ein neues Pensionswappen für sich ersinnen müssen, vielleicht mit dem Wahlspruch: ‚Impatientia et meum crimen‘ (Meine Blutschuld, und weil ich nicht warten konnte).“ — Ein ähnliches, zu verhängnisvoller Deutung heraus-

forderndes Mißgeschick passierte ja bekanntlich einem anderen unserer Hauptfeinde, dem persönlich ganz unbedeutenden „King“ Georg von England vor der großen Truppenschau im Frühsommer v. J. auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der dort, wie weiland der unbesonnene römische Konsul C. Flaminius vor der schweren Niederlage der Römer durch Hannibal am Trasimenersee i. J. 217 v. Chr. in dem Augenblick schwer mit dem Pferde stürzte, als er das Kommando übernehmen wollte. Ein allerdings ganz böses „Omen“!

b) Einige Neuigkeiten aus okkultistischen Kreisen im feindlichen Ausland teilt uns Prof. hon. W. Reichel (dat. Pasadena 29. Dez. 15), wie folgt, mit: Die in Paris erscheinenden „Annales des Sciences Psychiques“ berichten (nach „Light“ vom 4. Dez. 15), daß Madame d'Espérance als Rote Kreuz-Krankenpflegerin tätig ist. Ebendort liest man, daß Prof. Charles Richet den von der französischen Akademie für Poesie ausgesetzten Preis von 4000 Francs für seine Ode „Gloire à Pasteur“ erhalten hat! Endlich erfahren wir, daß Oberstabsarzt Dr. Encausse (Papus), nachdem er während des ersten Teiles des Krieges an der Front war, nun in einem militärischen Hospital in Paris angestellt wurde.

c) Napoleon's I. fatalistischer „Aberglauben“. — Napoleon I. hatte eine besondere Vorliebe für den 14. eines jeden Monats. Er sah ihn als einen Glückstag an, weil ihm am 14. öfter in seinem häuslichen und in seinem öffentlichen Leben Günstiges begegnete. So war am 14. Oktober 1805 die Schlacht bei Ulm, am 14. Oktober 1800 die Schlacht bei Marengo, am 14. Juni 1807 die Schlacht bei Friedland. Unangenehm aber war ihm die Zahl 18, insbesondere der 18. Monats-tag. Am 18. Oktober 1813 war die Schlacht bei Leipzig, am 18. Juni 1815 die Schlacht bei Waterloo. Am 18. Oktober endlich verdrängte ihn Ludwig XVIII. vom Thron. Unter den Buchstaben war dem abergläubischen Napoleon der Buchstabe M der liebste. Er spielt in des großen Mannes Leben eine bedeutende Rolle. Sechs seiner Marschälle, denen er sehr gewogen war, fingen ihren Namen mit M an: Murat, Moncey, Massena, Mortier, Macdonald, Marmont. Ebenso schrieben sich 28 seiner Divisionsgenerale mit M. Seine erste Schlacht war bei Montenotte, seine letzte bei Mont St. Jean. Außerdem gewann er die Schlachten bei Millesimo, Mondovi, Marengo, an der Moskwa, bei Montmirail und Montereau. Mailand war die erste, Moskau die letzte feindliche Hauptstadt, die er als Triumphator betrat. In Mailand zog er siegreich ein, Malmaison war sein Lieblingsaufenthalt, sein letztes Asyl in Frankreich.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mütze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Die Seele des Tieres. Berichte über die neuen Beobachtungen an Pferden und Hunden. Herausgegeben von der Gesellschaft für Tier-Psychologie. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. H. Ziegler-Stuttgart. 115 S. W. Jung (Berlin W. 15), Verlag für Naturwissenschaften.

Dieses allgemeinverständlich geschriebene und mit zahlreichen Abbildungen versehene Werk will in die weitesten Volkskreise Aufklärung tragen über die in den letzten Jahren gemachten schier unglaublichen Entdeckungen auf dem Gebiet der Seelenkunde der Tiere, speziell der Pferde und Hunde. „Wenn man (schreibt Dr. H. E. Ziegler, Professor der Zoologie an der Techn. Hochschule und an der Landwirtsch. Hochschule Hohenheim-Stuttgart in seinem gedankenvollen Vorwort) in der jetzigen Kriegszeit die Herausgabe einer Schrift wagt, welche zu dem Krieg keine Beziehung hat, so kann nur die Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes das Unternehmen rechtfertigen. In der Tat bringt die neue Tierpsychologie einen so großen Fortschritt in der Erkenntnis der Tierseele, einen so ungeahnten Einblick in das Denken der Tiere, daß die wissenschaftliche Bedeutung und Tragweite der Entdeckung noch garnicht zu übersehen ist. Schon der ungemein mächtige Widerspruch, welcher von gegnerischer Seite erhoben wurde, läßt die Wichtigkeit der neuen Lehre erkennen. Der Streit um die Tierseele, dessen Vorgeschichte mehr als 2000 Jahre zurückgeht, wird durch die neuen Entdeckungen klar entschieden.“ Ziegler verbreitet sich dann in überaus lichtvollen Ausführungen im theoretischen Teil über die Stufen der psychischen Entwicklung, die Grundbegriffe der Tierpsychologie, das begriffliche Denken beim Menschen und bei den Tieren, das Angeben der Grundzahlen zu Potenzzahlen, das Gedächtnis und die Rechenfähigkeit, sowie die Hypothese der absichtlichen oder unabsichtlichen Zeichen. Es ist ja nicht schwer in solchen Fragen den Skeptiker zu spielen, von Betrug, bezw. unabsichtlicher Zeichengebung, Suggestion Leichtgläubigkeit und dergl. zu sprechen. Wer sich aber ein selbständiges Urteil bilden will, der lese dieses Buch mit den wissenschaftlich exakten Gutachten hervorragender Hochschulprofessoren und praktischer Tierzüchter über die Elberfelder Pferde des Herrn Karl Krall und über den Mannheimer Hund Rolf der Frau Dr. Moekel. Er wird sich überzeugen, welche Vorsichtsmaßregeln von sachkundigen Experimentatoren getroffen wurden, um jede Täuschung, jeden vielleicht unbewußten Irrtum auszuschließen. Wir erleben hier eine Art Wunder: Pferde, die schwere mathematische Aufgaben lösen, Hunde, die Briefe schreiben, und das alles keineswegs bloß durch schlaue Dressurkünste, sondern auf Grund liebevollster Pflege, seelischer Beeinflussung und praktisch psychologischem Studium. Gerade zur Zeit der Übersättigung an Kriegslitteratur muß ein solches eine ganz neue Weltanschauung vorbereitendes Werk jedem Tier- und Menschenfreund doppelt willkommen erscheinen.

Fritz Freimar.

Rosenkreuzerische Unterrichtsbriefe. Die Weltanschauung der Rosenkreuzer oder Mystisches Christentum. Von Max Heindel Autoris. Übers. v. S. v. d. Wiesen. Leipzig, Theosoph. Verlagshaus. 10 Briefe, einzeln 1,50 M., zusammen in schöner Sammelmappe 15 M.

Es gibt nicht wenig Leser, die gegen derartige Schriften mißtrauisch geworden sind, weil so viele gar so geheimnisvoll und anmaßend als Enthüller der tiefsten Wunder auftreten und jeden mitleidig geringschätzend ansehen, der ihren Offenbarungen nicht blindlings glaubt. Da berührt ein ehrliches Bekenntnis wie das vorliegende doppelt angenehm. Gesteht doch der Verf., daß er nur bieten will, was er unter den Lehren der Rosenkreuzer, das Weltmysterium betreffend, versteht, und ausdrücklich das Mißverständnis zurückweist, als wolle er sich unterfangen, die Rosenkreuzer-Lehre oder gar die Wahrheit restlos zu enthüllen. Er stellt sich als ein eifriger und ehrlicher Wahrheitssucher dar, der sich innerlich verpflichtet fühlt, das zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, was er gefunden hat. Mag er dabei im einzelnen auch geirrt haben, so bieten doch die zweifellos in seinen Mitteilungen enthaltenen Wahrheits- und Weisheitskörnchen Anregung genug, um von jedem ebenfalls ehrlichen Forscher dankbar angenommen werden zu können. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelheiten des Inhalts eingehen, oder gar hier und da kritische Streiflichter zu werfen. Das Ganze ist derart gehalten, daß einzelne strittige Teilchen nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. So will ich wenigstens die Hauptgedanken der in 19 Kapiteln eingehend und anschaulich dargestellten individuellen, generellen und kosmischen Entwicklung, wie der Verf. sie als Frucht umfassender okkultistischer Studien erkannte, andeuten: die gegenwärtige Zusammensetzung des Menschen und die Methode der Entwicklung. (Sichtbare und unsichtbare Welten, vier Naturreiche, der Mensch und die Methode der Entwicklung, Wiedergeburt und das Gesetz der Entwicklung.) Kosmogonie und Anthropogonie (Mensch und Gott, Entwicklungsplan, Weg und Arbeit der Entwicklung, Erdperioden, Sonnensystem, okk. Analysis d. Genesis). Die künftige Entwicklung des Menschen und Initiation (Christus u. seine Sendung. Wie man Kenntnisse aus erster Hand erlangen kann. Zusammensetzung der Erde und vulkanische Ausbrüche. Christian Rosenkreuz und die Ideen der Rosenkreuzer.). Da das durch ein sorgfältig gearbeitetes Wort- und Sachregister, aber auch durch zahlreiche bildliche Darstellungen veranschaulichte Werk eine gründliche, verständnisvolle Durcharbeitung der wichtigsten okkultistischen Schriften verschiedener Richtungen verrät, kann es jedem strebenden Freunde okkultistischer Wissenschaft wärmstens empfohlen werden; es wiegt ganze Dutzende marktschreierischer „Aufklärungsschriften“ auf. — A. Grobe-Wutischky.

Der Begriff des Instinktes einst und jetzt. Eine Studie über die Geschichte und die Grundlagen der Tierpsychologie. Von Dr. Heinrich Ernst Ziegler, Professor der Zoologie in Stuttgart. 2. Aufl. Mit einem Anhang: Die Gehirne der Bienen und Ameisen. Mit 16 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 1910. Verlag von Gustav Fischer in Jena. Preis 3 M. —

Der Verf. zeigt zunächst wie im Wandel der Zeiten sich die Anschauungen über den Instinkt gestaltet haben und gibt dann in breiter Ausführung ein Bild von der neueren Tierpsychologie, wobei er die Unterschiede der Tierseele und der Menschenseele zeichnet. Gemäß seinem strengwissenschaftlichen entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt betrachtet er die Tierseele als die Unterstufe der Menschenseele und folgert daraus, daß die Tierpsychologie den Schlüssel zur menschlichen Psychologie bildet.

Die Spiele der Tiere. Von Dr. Karl Groos, Professor der Philosophie in Gießen. 2. Auflage. VII, 341 S. 8°. Verlag von Gustav Fischer in Jena. Preis 5 M., geb. 6 M. —

7*

Zur Empfehlung dieses für Naturforscher wie für Pädagogen gleich bedeutsamen Werkes eines selbständigen Denkers und scharfen Beobachters natürlicher Vorgänge genüge hier der Hinweis auf den fesselnden Inhalt: 1. Die Erklärung des Spiels durch Kraftüberschuß. 2. Das Spiel und die ererbten Dispositionen. 3. Die Spiele der Tiere: Das Experimentieren. Spiele der Ortsveränderung. (a. mit der lebenden wirklichen Beute, b. mit der lebenden Scheinbeute, c. mit der leblosen Scheinbeute). Kampfspiele: a. Neckerei, b. Balgerei unter jungen Tieren, c. spielende Kämpfe unter erwachsenen Tieren. Baukünste, Pflegespiele. Nachahmungsspiele und soziale Spiele. Neugier. 4. Die Liebesspiele: Liebesspiele unter jungen Tieren. Bewerbung durch Bewegungskünste. Bewerbung durch das Zeigen auffallender oder schöner Farben und Formen. Bewerbung durch Geräusche und Töne. Das Kokettieren der Weibchen. Schlußbetrachtungen. Dr. —r.

Die Unsterblichkeitsfrage. Drei Vorträge von Julius Hans (Augsburg 1915, Gebr. Reichel) 46 Seiten.

Diese drei Vorträge behandeln 1. Die Verbreitung und Form des Unsterblichkeitsglaubens. 2. Sein Wesen und Inhalt. 3. Sein Grund und Wert. Der Verfasser verspricht seinen Lesern von vornherein nur wenig. Aber das Wenige, was er verspricht, hält er gründlich und der Leser merkt sehr bald, daß er es hier mit einem gut geschulten Denker zu tun hat, der seinen Gegenstand reiflich durchdacht hat, sich aber den Zwang auflegt, möglichst allgemeinverständlich zu bleiben. Dhd.

Vom Wiedersehen nach dem Tode. Trostgedanken am Grabe eines gefallenen Sohnes. (Dülmen i. Westf. Verl. v. A. Laumann, 63 Seiten, M. 1.)

Diese Schrift handelt vom Tod fürs Vaterland, von der Unsterblichkeit der Seele, vom natürlichen Verlangen nach Wiedersehen im Jenseits, vom Bewußtsein und der Erinnerung nach dem Tode und von der Wiedervereinigung im Lichte Gottes (Sätze nach Bischof Schneider). Die Trostgedanken, die dem Verfasser im Schmerz um seinen gefallenen Sohn zur Verfügung stehen, sind in der Hauptsache die der Katholischen Kirche. Gelegentlich werden auch Schelling und Fechner zitiert. Dhd.

Geheimnisse der Völkerkatastrophen von Friedrich Jaskowski † (Bühl, Baden. Verl. der Konkordia A. G. 1915, 64 Seiten).

Eine sehr merkwürdige Schrift, deren Verfasser — wie es im Vorwort von Karl J. Friedrich heißt — „Dichter und im Sinne von Novalis zugleich Seher, Magier und Gottmensch“ war. Er ist am 6. 12. 1914 in Polen gefallen. Es sind dies sozusagen Visionen, die diesem Metaphysiker vor das innere Auge traten, als er am Ende des Jahres 1908 die Nachricht von der gewaltigen Erdbeben Katastrophe von Messina erhielt, bei der etwa 200000 Menschen ums Leben gekommen sein sollen. Wie der Okkultismus lehrt, sind es in der Evolution zurückgebliebene übersinnliche Wesenheiten — die Scharen Abrimans — die derartige Katastrophen verursachen. So schrecklich diese Katastrophen, vom Standpunkt des Menschen aus betrachtet, auch erscheinen mögen, so haben sie doch in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einen ganz bestimmten weisen Zweck zu erfüllen. — Die Schrift Jaskowskis bildet, wie das Hamburger Fremdenblatt sehr richtig bemerkt, eine anregende Lektüre, auch wenn man sich nicht auf den Standpunkt des Verfassers zu stellen vermag, der eben der des Metaphysikers ist, und zwar eines solchen, der, was ich ganz besonders hervorheben möchte, fest an Reinkarnation glaubt. Dhd.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

März.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Weltkrieg und Telepathie.

Von Dr. J. Clericus.

Wiederholt ist in den „Psychischen Studien“, in der „Übersinnl. Welt“ und selbst da und dort in der Tagespresse der Wunsch ausgesprochen worden, es möchten Erlebnisse okkulter und insbesondere telepathischer Natur, wie sie wohl während des Weltkrieges häufiger als sonst auftreten, gesammelt werden.

Einige derartige Fälle sind denn auch bereits durch die Presse veröffentlicht worden. Ich bin heute in der Lage, die Berichte von drei durchaus einwandfreien Zeugen mitzuteilen, deren Namen ich der Redaktion der „Psych. Studien“ nenne.

1. Die Witwe eines im Kriege gefallenen Hauptmanns,¹⁾ der mir persönlich befreundet, in religiöser Beziehung aber durchaus Skeptiker war, schreibt mir: „Zuvor möchte ich daran erinnern, daß mein geliebter Mann am 8. August 1914 an der Spitze seiner Kompagnie München verließ, um in den Krieg zu ziehen. Ich war, obgleich ich unsagbar an meinem Manne hing, bis zum letzten Augenblick recht tapfer und hatte durchaus nicht das Gefühl, meinen Mann nie wiedersehen zu können! Natürlich wartete ich, wie es ja selbstverständlich ist, täglich auf Nachricht, die ich ja auch immer so erhielt, daß ich nie in besondere Angst zu geraten brauchte. So kam der 28. August 1914 heran. Ich betone, daß ich an jenem Tage ganz harmlos und nicht übertrieben ängstlich war. Während des Tages war ich fort und kam erst abends nach Hause. Die Frau des Hausbesizers brachte mir Tee und das Abendessen und leistete mir an diesem Abend Gesellschaft. Wir unterhielten uns, während ich strickte, über ganz nebensächliche Dinge. Plötzlich schlug die Uhr 11 und die Hausfrau sagte, ich möge doch auch zu Bette gehen, sie sei so müde.“

¹⁾ Die Trauung war nach der Kriegserklärung vollzogen worden.

Ich verspürte indessen absolut keine Müdigkeit, sondern fühlte mich so frisch, als wäre ich eben erst aufgestanden. Und so blieb ich, während die Hauswirtin schon gegangen war, auf meines Mannes Platz sitzen und strickte weiter. Ich mußte denken, was wohl mein Mann sagen würde, wenn er mich so fleißig stricken sähe; er würde wohl lachen. So lächelte ich im Gedanken an ihn still vor mich hin, bis mir einfiel, daß ich im nebenanliegenden Schlafzimmer, dessen Türe offen stand, an diesem Abend das Licht hatte brennen lassen. Nun waren beide Zimmer festlich beleuchtet. Ich wollte immer aufstehen und das Licht im Schlafzimmer ausmachen, aber es hielt mich wie mit Ketten auf dem Stuhl fest. So strickte ich weiter und wunderte mich über meine Frische, daß so gar keine Müdigkeit kommen wollte. Da schlug die Uhr 12. Ich sah auf und dachte: schon 12 Uhr. Das ist ja die Geisterstunde. Indessen war ich nie abergläubisch, glaubte nie an Geister; ich war frei von jeder Angst, mir war auch jetzt nicht unheimlich zu Mute. Kaum hatte es 12 geschlagen, so knarrte es plötzlich im erleuchteten Schlafzimmer, dessen offener Tür ich den Rücken zudrehte. Ich vernahm das Knarren, doch drehte ich mich gar nicht um, sondern strickte weiter. Nach ungefähr 3 Minuten knarrte es wieder. Ich gab abermals nichts darauf und strickte weiter. Als es des öfteren — immer in kurzen Zwischenräumen — knarrte, stand ich noch nicht auf, sondern drehte mich etwas unangenehm berührt so über die Schulter weg um und sah ins Schlafzimmer, dabei dachte ich: „Wo kommt nur dieses Knarren her? Im Haus schläft alles, geheizt ist nicht, so daß die Möbel nicht krachen können.“ Dann strickte ich wieder weiter. Da aber das laute Knistern nicht aufhörte, stand ich auf, ging in's Schlafzimmer, schloß das Fenster, ließ die Jalousie herunter und stellte mich mitten in's Zimmer, um feststellen zu können, wo das Geräusch herkam, ob aus dem Schrank, dem Fußboden usw. Es knarrte wieder und doch konnte ich nicht sagen, aus welcher Ecke, von welcher Stelle das Geräusch herkam. So ging ich wieder in's andere Zimmer, sah in ein Buch, las einige Zeilen und hörte immer noch jenes Knarren. Die Uhr schlug $1\frac{1}{2}$ 2 und kaum war der Schlag verklungen, da höre ich deutlich einen dumpfen Knall und dann einen dumpfen Fall! Es war, als ob dies im Schlafzimmer durchs Fenster gekommen wäre. Dann war es grabesstill. Ich fühlte sofort, daß es kein reäles Geräusch gewesen war und sah daher gar nicht nach. Mir war eiskalt und ich wußte nun, daß etwas passiert sein müsse. Sogleich drehte ich im Wohnzimmer das Gas aus und beinahe resigniert begab ich mich ins Schlafzimmer. Als ich in den Spiegel sah, war mein Gesicht wie aus Stein. Kein Zug regte sich mehr, starr blickte ich und wußte es selber nicht. Wie benommen stand ich vor dem Waschtisch und begann, mich auszukleiden. Da wurde die

Luft um mich herum eisig kalt, vom Fußboden kam's herauf gezogen und umhüllte mich. — Da brach der Schmerz sich Bahn. Es mußte etwas passiert sein und ich begann zu weinen. Auf dem Nachttisch stand die Photographie meines Mannes. Ich bedeckte sie mit Küssen und sprach zu ihm, rief flehentlich seinen Namen, betete und bat Gott, meinem geliebten Manne gnädig zu sein, ihn nicht zu verlassen, ihn zu behüten. Das Licht war ausgelöscht, draußen auf der Straße war es schon hell. Ich hörte, daß die Straße gekehrt wurde, daß die Vöglein sangen und meine Tränen rannen immer noch. — Gleich morgens erzählte ich alles der Hauswirtin und nachmittags meiner Schwägerin, die nach München gekommen war. Am Montag Abend, den 31. August, erfuhr ich, daß mein armer Mann am Freitag, den 28. August, gefallen war! Wann er gestorben ist? Keiner weiß es, vielleicht erst nachts, als ich diese Erscheinung hatte. Getroffen wurde er von einem Granatstück bei Conthil am Freitag Nachmittag zwischen 4 und $\frac{1}{2}$ 5 Uhr. Ich kenne sein Grab nicht, habe nichts zurück-erhalten, weiß nicht, wann er begraben wurde und wer ihn be-graben hat. Ob ich es je noch erfahren werde?“ —

2. Den zweiten Fall habe ich aus dem Munde der Gattin eines höheren Beamten, die ich seit Jahren kenne und wegen ihrer ungewöhnlichen Klugheit und Bildung schätze, und aus dem ihres erwachsenen Sohnes, der an der Münchener Universität studiert. Darnach saß am Abend des 20. August 1914 um 9 Uhr die Dame am Bett ihrer leicht erkrankten Tochter, die mit Leutnant R. B. verlobt war, der zu Beginn des Krieges gegen Frankreich gezogen war. Auf dem Nachtkästchen neben dem Bett stand des Leutnants Bild. Die beiden Frauen sprachen natürlich vom Krieg und als einmal unwillkürlich der Blick der Mutter auf das Bild fällt, sieht sie deutlich ein Kreuz auf der Brust des künftigen Schwiegersohnes. Alle drei Personen, auch die Tochter und der Sohn, sehen es, denken aber an nichts Schlimmes; denn obwohl der Mutter anfangs etwas unheimlich zu Mute war, wollte sie sich überreden, es könne sich ja zufällig Staub auf der Photographie in Kreuzform zusammengeschoben haben.²⁾ Ihr Sohn sagte noch scherzend, vielleicht verdiene sich R. B. noch an diesem Abend das Eiserne Kreuz. Aber später mußten sie erfahren, daß es R. B.'s letzte Lebensstunden waren; denn am 21. August nachts um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr ward durch ein unglückliches Versehen der tapfere

²⁾ Es ist bemerkenswert, daß der Münchner Arzt Dr. H. Bock der mit dem sog. Vorgesicht begabt ist, einmal eine ganz ähnliche Erscheinung hatte. Er sah deutlich über seinem Bett ein Kreuz; er stand auf, um wo möglich die Illusion loszuwerden, allein das schwarze Kreuz blieb deutlich sichtbar und des morgens kam denn auch eine ihn sehr nahe berührende Trauernachricht. Vergl. Süddeutsche Monatshefte 1913, Heft 8. S. 121 ff. „Einiges über Fernsehen usw.“

Offizier von einem deutschen Posten erschossen. Bis zum 22. August waren von ihm immer regelmäßig Nachrichten eingetroffen. Als aber die folgenden drei Tage vergingen, ohne daß ein Lebenszeichen von ihm eintraf, wurde die Braut unruhig. Jeden Tag erwartete sie mit qualvoller Ungeduld die Post, die ihr aber immer wieder eine Enttäuschung bereitete. So kam der 26. August heran und mit ihm wieder das sehnsüchtige Warten auf Nachricht aus dem Felde. Am Nachmittag dieses Tages beschäftigte sich der Bruder der Braut damit, die Blumen auf dem Vorplatz zu gießen und zu reinigen. Vom Tische aus konnte man den ganzen Vorplatz und das Stiegenhaus übersehen. Das Dienstmädchen stand daneben und hatte denselben Überblick. Auf einmal hören sie, wie die Haustüre geöffnet wird. Der Sohn freute sich und rief: „Jetzt kommt der Postbote!“ Dann war es, wie wenn jemand in großen Sprüngen hastig die Stiege heraufeilte und zwar waren die Schritte so, wie der junge Offizier immer die Treppe heraufkam. Auf dem Vorplatz aber war plötzlich alles wie abgeschnitten. Da sagt der Sohn zu dem Dienstmädchen, das ebenfalls die Schritte gehört hatte und gleich jenem gespannt nach dem Fenster sah: „Das war R.“ „Mir war es,“ berichtete er mir, „wie eine Eingebung und von diesem Augenblick an wußte ich, daß R. tot war.“ Ich eilte sofort hinaus und sah nach, ob jemand da sei, aber ich konnte niemand sehen. Mir fiel jetzt auf, daß eine Stille im Hause herrschte wie noch nie, beinahe unheimlich, obwohl es vormittags 11 Uhr war. Mein Vater, meine Mutter und meine Schwester hatten ebenfalls das Öffnen der Haustüre gehört und auch gehofft, es wäre die Post mit guter Nachricht. Das eilige Heraufspringen über die Treppe vernahmen nur ich und unser Mädchen, da wir derselben am nächsten waren. Zwei Stunden später bekamen wir die telephonische Nachricht, daß Leutnant R. B. gefallen sei und zwar am 21. August nachts gegen 1 Uhr.“ —

3. Aus G. bei München stammt der dritte Bericht aus der Feder eines hochgebildeten Geistlichen, Dr. J. B., um dessen Schwester es sich handelt, deren Bräutigam, ein Offizier, ebenfalls in den Krieg gezogen war. „Meine Schwester, eine sensible, aber seelisch durchaus gesunde Natur, war an einem Augusttag 1914 kurz vor 2 Uhr nachmittags mit Briefschreiben beschäftigt. Plötzlich wurde sie von der intensiven Vorstellung einer vorübergehenden Tragbahre überrascht, unter deren Decke ein Arm in weißem Hemdärmel herabhing, der mit der Hand eine grüßende Bewegung ausführte. Der augenblickliche Gedankengang der Briefschreibenden bezog sich auf Dinge, die in keiner Beziehung zu irgend einem Element jener Vorstellung standen. Um so stärker war der Eindruck. Meine Schwester brach das Schreiben sofort

ab und begab sich, um sich zu beruhigen, in den Garten. Daß ihr Verlobter als Offizier im Felde stand, legte ihr eine trübe Deutung des Erlebnisses nahe. Wenige Augenblicke nach dem Betreten des Gartens flatterte die Feder einer vorüberfliegenden Elster vor ihren Füßen zur Erde. Meine Schwester hob sie auf und zeigte sie meiner eben aus dem Hause tretenden Tante, die bemerkte: „Mädel, das bedeutet nichts Gutes.“ Daraufhin erzählte ihr meine Schwester jenes vorige Erlebnis. Es vergingen einige Wochen besorgten Wartens auf Nachricht aus dem Felde. Mitte September kam endlich die Meldung vom Fall des Verlobten in der Schlacht von Saarburg am 20. August zwischen ein und zwei Uhr. Die nachträgliche Feststellung des Datums der Vision ist nicht zuverlässig gelungen, doch kann es nur der 19. oder 20. August gewesen sein. Dies der wahrheitsgemäße Bericht von dem Vorgang. Den abergläubischen Teil (mit der Elsterteder) habe ich mit dem telepathischen angegeben, weil er sich in der Verkettung mit dem ersteren zugetragen.“³⁾ —

Dr. Herzig über Zwangsvorstellung und Halluzination.¹⁾

Eine Besprechung von Dr. Freudenberg, z. Z. Kassel-Wilhelmshöhe.

Die untenstehend angegebene Broschüre, in welcher der Verfasser die beiden genannten, jeden Psychologen in hohem Grade interessierenden Gegenstände behandelt, bildet das 8. Heft der Sammlung „Natur und Kultur“. Wenn dieselbe auch vorwiegend für Fachleute und besonders für Nervenärzte bestimmt ist, so zeigt doch der Verfasser dadurch, daß er den technischen Ausdrücken, sei es in Klammer, sei es unter dem Strich, eine Verdeutschung oder Erklärung hinzufügt, an, daß er dieselbe gleichfalls gerne in der Hand gebildeter Laien sehen möchte.

Herzig behandelt die gesamte wissenschaftliche Literatur des beregten Gegenstandes kritisch und legt sodann seine eigenen Anschauungen dar, die sich auf eine ausgedehnte persönliche praktische Erfahrung stützen.

Ihm auf dem ersteren Wege zu folgen, müssen wir uns des Raummangels wegen versagen und können daher nur kurz die

³⁾ Die Namen und genauen Adressen der sehr ehrenwerten Personen, von welchen der hochwürdige Herr Einsender die Beweise für obige Vorkommnisse erhalten hat, liegen unserer Schriftleitung vor. — M.

¹⁾ Zwangsvorstellung und Halluzination. Von Dr. E. Herzig, Arzt an der Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflgeanstalt in Wien. 8°. 140 Seiten. Verlag Natur und Kultur. München, 1915. Preis 1,20 M.

Ansichten des Verfassers über Zwangsvorstellung und Halluzination skizzieren.

Nach dem Verfasser handelt es sich bei der Zwangsvorstellung um psychische Vorgänge, deren Auftreten, deren Dauer und deren jeweiligen Verlauf der normale Mensch zu regeln, zu beherrschen imstande ist. Die notwendige Bedingung, von einem psychischen Zwangsvorgange sprechen zu können, ist der innere Kampf, welchen das Individuum aus Anlaß des Auftretens jener Vorstellung an sich, und in Verbindung mit dem Drange zum Handeln der Wille, auf Grund eines entgegenstehenden Erkenntnisaktes mit sich zu bestehen hat. Dieser ganze Kampf spielt sich auf dem Felde des Bewußtseins ab, ohne daß außerhalb desselben auftretende Faktoren in Betracht kommen.

Dieser Begriff des psychischen Zwanges ist vielfach irrtümlich verkannt, seltener zu enge, meist zu weit gefaßt worden. Zwangshalluzinationen, Zwangsempfindungen, zwangsmäßige Angstepfindungen und zwangsmäßige Ticks, fallen nicht darunter. Aber auch nicht der Drang zum Diebstahl, Wandersucht, sexuelle Perversitäten. Diese Triebe sind etwas im Körperlichen Gelegenes, also dem bestimmenden Einfluß des Subjekts Entzogenes. Der Trieb als solcher kann nicht als Zwangstrieb bezeichnet werden, da er kein psychischer Vorgang ist.

Man begeht nach des Verfassers Auffassung einen Fehler, wenn man als das Wesensmerkmal der Zwangsvorgänge die Unverdrängbarkeit derselben annimmt. Diese ist ein viel zu allgemeines Symptom für verschiedene psychische Vorgänge, als daß man auf ihm eine eigentümliche Symptomengruppierung aufbauen könnte. Nur auf Grundlage des erkannten psychologischen Ursprungs des subjektiven Zwanges, des Kampfes gegen den Willen, kann eine klar verständliche und allseitig befriedigende Erklärung und Abgrenzung des Begriffes der Zwangsvorstellungen und der Zwangsvorgänge gewonnen werden. Zu einem gleichen Urteil gelangt der Verfasser bei der Erklärung der Entstehung der Zwangsvorgänge.

Fassen wir nun gleich ihm den Kampf des Willens gegen andrängende Hindernisse seiner allein durch Vernunftgründe hervorgerufenen Entscheidung als das Charakteristikum des psychischen Zwanges auf, so können wir demgemäß nur jene Fälle der durch dem Bewußtsein von außen zugeführte Antriebe mitbestimmenden Handlungen in Betracht ziehen, bei welchen es zu einem Konflikt zwischen dem von der Vernunft geleiteten Willen und jenem Antriebe kommt. Bedingung ist also die von der Vernunft erkannte Widersinnigkeit des Triebes.

Westphal hat die Platzfurcht als ein Schwindelgefühl aufgefaßt, welches durch den Anblick der weiten Leere erzeugt wird und das ebenso wie beim Höhenschwindel direkt das Weiter-

schreiten des davon Befallenen verhindert. Daß es sich aber dabei nicht sowohl um starke Schwindelgefühle, sondern doch um Vorstellungen handelt, geht dem Verfasser zufolge mit ziemlicher Klarheit aus der Tatsache hervor, daß jenes Gefühl ausbleibt, sobald der Betreffende nicht allein, sondern in Begleitung irgend einer Person, sei sie auch nur ein kleines Kind, den Platz betritt. Allerdings kann sich hierbei der Besprecher die Bemerkung nicht versagen, daß auch beim Höhenschwindel die Vorstellung eine große, der Platzangst wesensverwandte Rolle spielen dürfte, denn auch der Höhenschwindel kommt gar nicht zur Erscheinung oder wird wenigstens teilweise unterdrückt, wenn der dazu Geneigte in Gesellschaft ist oder ihm seitens dieser ein Halt geboten wird, z. B. ein Handreichen oder ein Festhalten am Rocke, was ja doch im Augenblick einer wirklichen Gefahr des Absturzes als Hilfe völlig versagen würde.²⁾ Auch hier ist es also nur eine scheinbare Hilfe, welche dem Betreffenden die Unterdrückung des Schwindelgefühles möglich macht, wodurch sich in diesem Falle gleichfalls eine Vorstellung als bei der Veranlassung beteiligt herausstellt.

²⁾ Der Berichterstatter kann sich nicht versagen, hier einen psychologisch interessanten Fall einzuschalten, den er in seiner Praxis selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein anscheinend geistig ganz normaler Knabe war von dem etwas rohen Bademeister, sobald ihn dieser erstmalig an die Leine genommen hatte, ohne jeden Grund in formloser Weise und überraschend ins Wasser geworfen worden. Dies hatte einen solch starken Eindruck auf den Jungen gemacht, daß diesen, sobald er an der Leine bzw. mittels derselben an der vorgestreckten Stange frei in der Mitte des Badebassins schwebte, eine entsetzliche Angst ergriff, und daß er verzweiflungsvoll verlangte, wieder an Land gezogen zu werden. Unglücklich in dem Gedanken, er werde durch dieses Angstgefühl darum gebracht werden, überhaupt schwimmen zu lernen, was doch sein dringender Wunsch war, bat er den Bademeister, ihn an Leine und Stange langsam von der Treppe aus in die Mitte des Bassins hinzuleiten. Dies geschah. Aber frei im Wasser schwebend ergriff ihn aufs Neue das erstempfundene Angstgefühl und ließ ihm nicht die nötige Ruhe und Besonnenheit, den Weisungen des Schwimmlehrers nachzukommen. Der arme Knabe, hierüber recht unglücklich, kam nun auf folgende Idee, die nichts anderes war als ein bewußter Selbstbetrug. Er befestigte an dem Gitter des Bassins — es handelte sich um eine Badeanstalt im Rheinstrom — einen feinen Bindfaden, den er in der Hand behielt, als er von der Treppe ins Wasser abstieß. Dieses Gefühl, mit dem Ufer auf irgendeine Weise in Verbindung zu stehen, beruhigte ihn und genügte vollkommen seinem Zweck, wie wohl er ganz überzeugt wußte, daß der Faden unfehlbar zerreißen würde, wenn er in Wirklichkeit den Versuch hätte machen wollen, sich an ihm ans Ufer zu ziehen. Die ersten Stöße machte der Knabe mit dem Faden in der Hand, dann ließ er diesen los. Am folgenden Tage stieß er nicht mehr von der Brücke ab, sondern sprang direkt vom Bassinrand an der Leine ins Wasser. Der gewünschte Zweck, das Angstgefühl zu überwinden, war erreicht.

Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß man, wenn man von Zwangstrieben redet, nie damit eine neue Art von Zwangsvorgängen gegenüber den Zwangsvorstellungen meinen darf, sondern nur die Hervorhebung eines in die Augen springenden Faktors innerhalb derselben Spezies.

Nach allem handelt es sich bei den Zwangsvorgängen einerseits um Vorstellungen, die entgegen der logischen Überzeugung und entgegen dem Willen sich in den normalen Gedankenablauf eindrängen. Andererseits handelt es sich um mit Vorstellungen verbundene Antriebe und Impulse zu Handlungen. Es erhebt sich deshalb die folgende Frage: liegt hier eine abnorme Schwäche des Willens, ein Mangel desjenigen geistigen Apparates vor, der sonst das Kommen und Festhalten der Vorstellungen regelt? Oder aber besitzen die Zwangsvorstellungen selbst Eigentümlichkeiten, deren Vorhandensein das Drängende derselben erklären könnte? Hierbei muß zugleich die weitere Frage nach der psychologischen Ursache zur Beantwortung kommen. Der Verfasser hält die Annahme einer Kombination des rein subjektiven Faktors, des Mangels an Willensenergie mit der Gefühlsbetonung einer Vorstellung zum Zustandekommen einer Zwangsvorstellung für wahrscheinlich. Nach seiner Meinung hat die Emotion in doppeltem Sinne einen Anteil am Zustandekommen der Zwangsvorstellungen: einmal in dem, der eine affektive Betonung gewisser Vorstellungen besagt, und dann in dem andern, der eine durch Mangel an Willenskraft verursachte leichte Erregbarkeit jenen gegenüber besagt. Diese Emotion des Bewußtseins ist eine allgemeine Eigenschaft desselben, die sich in gleicher Weise auf alle Vorstellungen erstreckt.

Interessant ist der Hinweis auf den rein psychologischen Standpunkt, von dem aus der Mechanismus der Zwangsvorstellung durch *Seglas* und *Friedmann* erklärt wurde. Nach ersterem bleibt die psychische Synthese insofern eine unvollkommene, als die psychischen Elemente, anstatt in einer einzigen und definitiven Synthese zu enden, isoliert bleiben und unter sich kleine sekundäre, mehr oder weniger komplexe Synthesen bilden, die sich niemals vollkommen mit den früheren psychischen Erwerbungen assimilieren. Wem fielen hier nicht die Beobachtungen von Prof. *Staudenmaier* in Freising-München ein, die er an sich selber machte? *Seglas* nun folgert daraus eine Art Verdoppelung des Bewußtseins. Je nachdem nun die psychischen Vorgänge, welche dazu führen, ganz oder nur teilweise unterbewußt sind, kommt es nach ihm zu ganz verschiedenen psychischen Erscheinungen. Bei teilweisem Unterbewußtbleiben der die Verdoppelung des Bewußtseins anregenden psychischen Vorgänge läßt er Zwangsvorstellungen hervorgerufen werden.

Friedmann führt die Entstehung der Zwangsidee auf einen Inhalt zurück, welcher nicht die Form der fertigen Urteils-

assoziation gewinnen kann, so daß dieselbe auch bei langem Bestande nicht über die Form der Furcht vor der Möglichkeit hinauskomme. In dieser logischen Abschlußfähigkeit gewisser Vorstellungen sieht er in der Genese der Zwangsvorstellungen das Primäre. Die sekundäre Folge desselben sei der Denkwang. Unter spezifischen pathologischen Bedingungen könne dieser zur wahren Zwangsidee werden.

Freud setzt die Zwangsvorstellungskrankheit in ein verwandtschaftliches Verhältnis zur Hysterie. Wenn nach ihm bei einer veranlagten Person die Eignung zur Konversion (Umsetzung der Erregungssumme ins Körperliche) nicht vorhanden ist, aber doch zur Abwehr einer unverträglichen Vorstellung die Trennung derselben von ihrem Affekt vorgenommen wird, dann müsse dieser Affekt auf psychischem Gebiet verbleiben. Die nun geschwächte Vorstellung bleibe jetzt von aller Assoziation im Bewußtsein übrig, ihr frei gewordener Affekt aber hänge sich an andere, an sich nicht unverträgliche Vorstellungen, die durch diese falsche Verknüpfung zu Zwangsvorstellungen würden. Der Verfasser nennt diese Auffassung vom Mechanismus der Zwangsideen originell und findet es bei Freud nur natürlich, daß er den in Frage kommenden Affekt auf sexuelle Handlungen in der Kinderzeit bezieht.

Zur Frage der Zwangsvorstellungen als besondere Krankheitsform bemerkt der Verfasser unter anderem, daß, wenn sich auf dem Boden einer Zwangsvorstellung eine Wahnvorstellung, eine Paranoia, entwickle, es diskutabel sei, ob man diese als eine Progression oder als eine vollständige Neubildung aufzufassen habe. Er selbst spricht der letzteren Anschauung mehr Berechtigung zu, weil die Paranoia, wenn sie sich auch auf der Grundlage der Zwangsvorstellungen entwickelt hat, sowohl durch die neue Bewußtseinsstellung gegenüber den Vorstellungen; als durch die gegenüber den Zwangsvorstellungen inhaltlich neuen Vorstellungen, die mit jenen allerdings als Erklärungsideen logisch verknüpft sind, gegen ihre Grundlage als etwas Neues sich abhebt.

Was nun die Behandlung der Zwangsvorstellungskrankheit angeht, so schließt der Verfasser den Besuch einer Irrenanstalt aus. Dem Ortwechsel, Zerstreuungen, geselligem Verkehr, das Gesamtnervensystem günstig beeinflussenden Behandlungen usw. spricht er nur einen unterstützenden Wert zu. Hauptsache bleibt eine zielbewußte psychotherapeutische Behandlung, die auf eine Kräftigung der Willensenergie abzielt. Im allgemeinen werden dies die Betroffenen aus sich selbst nicht leisten können, daher der Beihilfe eines guten Seelenarztes bedürfen. —

Der zweite Abschnitt des Buches ist den Halluzinationen gewidmet und umfaßt die Kapitel: „Einleitende Bemerkungen“, „Wahrnehmung und Vorstellung“, „Begriff der Halluzination“, „Beteiligung der Sinneszentren am Zustande-

kommen der Halluzinationen“, „Beteiligung des peripheren Sinnesapparates beim Zustandekommen der Halluzinationen“ und „Die Stellung des Bewußtseins des Halluzinanten gegenüber seinen Halluzinationen“.

Nur aus diesem letzten Kapitel sei angeführt, daß der Verfasser die Halluzinationen als Wahrnehmungen den Vorstellungen gegenüber setzt. Die Bewußtseinstellung des Halluzinanten zu seinen halluzinatorischen Wahrnehmungen ist nach ihm dieselbe wie die des normalen Bewußtseins gegenüber den normalen Wahrnehmungen. Einen wichtigen Fingerzeig zum Verständnis dessen ergibt ein Vergleich mit dem Vorgange der Pseudohalluzination. Auch hier ist die halluzinatorische Wahrnehmung unmittelbar gegeben. Der Pseudohalluzinant zweifelt im Moment der Wahrnehmung nicht daran. Erst nach dem Zeitpunkt des Auftretens derselben beginnt er aus den Umständen seiner Umgebung sich klar zu werden, daß er es mit einem ungewöhnlichen Vorgang zu tun hatte. Und nun nimmt er auf Grund seiner Einsicht eine Korrektur vor. Daß das der wahre Halluzinant nicht tut und nicht tun kann, ist nach des Verfassers Ansicht das Charakteristikum des Halluzinantenbewußtseins.

Gerne würden wir aus den geistvollen Ausführungen dieses und der anderen genannten Kapitel noch manches Wertvolle und Interessante anführen und herausschöpfen, wenn uns nicht die Raumbeschränktheit Maßhaltung auferlegte. Wir verweisen deshalb die Leser auf das Original selber, dessen Beschaffung wir bestens empfehlen, und beschränken uns auf eine Wiedergabe der Sätze, in denen der Verfasser selbst seine Darlegungen zusammenfaßt:

1. Wahrnehmungen und Vorstellungen sind zwei qualitativ verschiedene, quantitativ unvergleichbare psychische Zustände.

2. Bei dem psychopathologischen Zustande der Halluzinationen wird der normale Vorgang der Sinneszentrenerregung umgekehrt von der Vorstellung zur Wahrnehmung.

3. Zum Wesen der Halluzination gehört ein abnormer Bewußtseinszustand und ein abnormer Sinneszentrenzustand.

4. Man kann nicht sagen, durch welche psychologischen Umstände diese Umkehrung bewirkt wird.

5. Für die Bezeichnung des in Betracht kommenden Zustandes der Sinneszentren ist ein treffender Ausdruck nach der Natur desselben als eines rein intrazerebralen nicht zu bestimmen.

6. Die Theorie des psychophysischen Parallelismus versagt vollständig bei der Erklärung der Halluzinationsgenese.

- - -

Der stoffliche, ätherische, dynamische Organismus und die Seele.

Von Dr. med. phil. scient. et lit. E d u a r d R e i c h , Universitäts-Professor der Philosophie.

Unsterblichkeit beider Weltsubstanzen, der magischen und der physischen nämlich, ist Notwendigkeit; denn ohne diese Eigenschaft derselben triumphierte das Nichts und konnte Gott die Welten nicht erschaffen. Die große Norm der Umwandlungen bei gleichbleibender Wesenheit kann sich nur vollziehen, wenn beide Weltsubstanzen unvernichtbar sind. Zur Erfüllung von Gottes großem Weltplan gehören Wesen, und jedes Wesen muß aus Seele und Organismus bestehen. Der letztere wird von der Seele erbaut, gelenkt, erhalten, verwandelt und zur Fortpflanzung der Gattung befähigt, getrieben. Der Schwerpunkt des Lebens der Fortpflanzung fällt in die unterste Stufe der individuellen Existenz, auf welcher die Seele einen stofflichen Leib bildet.

In keinem Stadium des Lebens könnte die Seele ohne Organismus bestehen. Der Übergang von einem Stadium in das andere erfolgt entweder ruhig oder lärmend. Bei kräftiger Religiosität, starkem Glauben, höherer Weisheit ruhig, bei minderen Qualitäten öfters lärmend. Guter Glaube, feste Hoffnung, echte Liebe geben die Gewißheit sanften Hinüberschlafens aus den niederen Stadien des Daseins in die höheren. Darum auch sind Glaube, Hoffnung, Liebe von unschätzbarem Vorteil für alle bewußten Wesen ohne Ausnahme. Unsterblichkeit ist keineswegs Hypothese, sondern Ergebnis logischer Schlußfolgerung aus wirklich festgestellten Tatsachen. Zu diesen letzteren gehören die vielen Vertrauen verdienenden Berichte über die Materialisation von Geistwesen und dazugehörige Erscheinungen.

Nach dem Gesetze der Entwicklung zeigt sich diese in drei Stadien erfolgend: im ersten Stadium bildet die Seele einen stofflichen Organismus, im zweiten einen ätherischen, im dritten einen dynamischen. Den ersten nimmt man täglich wahr mit den Werkzeugen der Sinne; den zweiten und dritten stelle man sich vor durch die Phantasie mit Unterlegung der wohl geprüften Tatsachen der okkultistischen Forschung. Wir gelangen hierbei zu sehr bedeutungsvollen Ergebnissen, welche scharfes Licht werfen auf Gebiete, deren Inhalt neue Erkenntnisse ermöglicht, große Reiche eröffnet.

Die drei Stadien des Lebens der Wesen, der individuellen und der Gattungsexistenz, sind entschieden eingesetzt, um Vervollkommnung aller Geschöpfe zu ermöglichen; ohne dieselben wäre fortschreitende Entwicklung gar nicht denkbar. Materialisation ist stoffliche Verdichtung ätherischer, bzw. dynamischer Organismen. Zweck solcher Verdichtung ist hauptsächlich geistiger Ver-

kehr der Geistwesen mit Geschöpfen jeder Art. Hiervon sprechen die ältesten Urkunden und heiligen Bücher der Völker aller Zeiten; keine Fabel, sondern Wahrheit, auch durch den echten Okkultismus und strenge Kritik der Tatsachen bekräftigt.

Sei der Organismus von was immer für einer Art, derselbe gehört stets zur bedingungslosen Notwendigkeit der Seele; diese wäre völlig außerstand, ohne Leiblichkeit sich zu offenbaren, sei es stoffliche, ätherische, dynamische Leiblichkeit. Leben ist nur dort, woselbst magische und physische Weltsubstanz (Seele und Organismus) miteinander Wechsel wirken. Seele ist magische Weltsubstanz und setzt aus Geist, Gemüt und Willen (Magisch-Wollen und Plastisch-Wollen) sich zusammen; Leib ist physische Weltsubstanz und entweder stofflich oder ätherisch oder dynamisch. Jede Kategorie entspricht einer Entwicklungsstufe der physischen Weltsubstanz, und jeder solchen Kategorie ein bestimmter Zustand seelischer Reife, Ausbildung.

Unter gewöhnlichen Umständen können Wesen mit ätherischem und solche mit dynamischem Organismus von Wesen mit stofflichem Körper unmittelbar nicht wahr genommen werden; soll Wahrnehmung stattfinden, muß Verdichtung des ätherischen, bzw. dynamischen Körpers erfolgt sein. Daß diese möglich, lehrt vieltausendjährige Erfahrung. Solche aber wird von Unerfahrenen, Unwissenden geleugnet.

In jedem Stadium der Entwicklung ist das Vermögen des Verkehrs der Wesen stofflicher Leiber mit den Wesen höherer Ordnung ein anderes; daher kommt es, daß diesem Gegenstand von gebildeten Leuten so viel Nicht-Verständnis entgegen gebracht wird. Auf dem Boden des Nicht-Begreifens wachsen die Pilze des Vorurteils millionenfach empor und vergiften das Erdreich, oder veranlassen, daß man den Gegenstand verächtlich über Bord wirft. Die wenigsten Menschen haben die nötige Geduld und wünschen, daß alles mit der Schnelligkeit des Blitzes vor sich gehe. Diese geradezu heillose Anmaßung bestraft sich nur zu oft sehr nachdrücklich durch Verfall der ganzen bisherigen Forschung.

Falsch wird im Zeitalter des Materialismus dasjenige gedeutet, welches man Vernichtung nennt. Infolge mangelhafter Erkenntnis wird der sogenannte Tod für Vernichtung gehalten, obgleich derselbe nur Verwandlung ist behufs weiterlebens in etwas anderer Form. Läßt man ab von dem Vorurteil der Vernichtung, so ist Erklärung der Metamorphose des Leibes ohne Schwierigkeit.

Da die Seele den Körper bildet, muß sie notwendig fortbestehen über den Tod hinaus, um einen ätherischen und weiter dynamischen Organismus bilden zu können. Unsterblichkeit also ist Notwendigkeit, muß ihren Platz finden in Gottes großem Weltenplan, und an den Tod sich reihen als Fortsetzung des Lebens. Daß die stofflichen Überreste der Hüllen der Wesen, zumeist auf

unterster Stufe der Existenz, als Bildungsmaterial in der Natur gebraucht werden, spricht keineswegs gegen die Unsterblichkeit der individuellen Seele, sondern weist auf bedeutendste Energie derselben in den verschiedensten Wesen hin.

Unvernichtbarkeit mußte notwendig, neben ewiger Umwandlung der Formen, den beiden Weltsubstanzen anerschaffen sein, in aktivem Sinn der Seele, also der magischen Substanz, in passivem Sinn der physischen Substanz. Anders konnte nichts von Leben da sein, keine Seele, kein Organismus bestehen. Und dies alles konnte nur ein absolutes Wesen hervorbringen, dessen Ziele so großartig und dabei so einfach sind, daß menschlicher Witz dieselben nicht begreifen kann.

Kompliziertheit kennzeichnet unreife, ungenügende Geistigkeit. Gott kann nicht unreif sein, nicht ungeistig, da er absolut ist. Seine Werke sind Abbilder bedingungsloser Geistigkeit und bekunden höchste Feinfachheit bei allergrößter Vielheit. Zu dieser Einfachheit und numerischen Vielheit kommt, als unerläßliches Attribut, deren Unvernichtbarkeit im Wesen und millionenfache Wandelung in den Formen.

So stehen die Dinge in allen Kosmen, deren Zahl vielleicht unendlich genannt werden müßte. Doch, wer kennt diese Zahlen, und wer weiß, was hinter denselben sich verbirgt! Überall dichtes Dunkel, in langen Zwischenräumen durch Blitze erhellt! Und je mehr man an alle Erscheinungen herankommt, desto mehr ändern dieselben ihre Physiognomie, und man glaubt, mit anderen Phänomenen es zu tun zu haben. Solche Vexierung hat große Schattenseiten, welche oft genug die mühseligst errungenen Ergebnisse der Forschung zerstören, oder doch verwirren und Widersprüche erzeugen. Kein Wunder, daß hitzige Gelehrte miteinander Krieg führen. bei welchem, glücklicherweise, anstatt Blutes, bloß Tinte fließt.

Auf schwachen Füßen steht alle Wissenschaft; jeder Gelehrte glaubt, ganz allein im Recht zu sein, und wenn es zum Treffen kommt, haben alle recht und alle unrecht. Diese Überzeugung soll jeder Kritik voran gehen; sodann wird es möglich sein, großen Irrtum zu verhüten und Gleichgewicht der seelischen Kräfte zu bewahren. Mit letzterem erhöht sich das Maß der seelischen Vermögen, wie auch der Widerstand des Organismus, und alle Wissenschaft stellt sich auf stärkere Füße.

Notwendige Folge der Gestaltung dieser Dinge ist Verbesserung aller Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Erkenntnis und Gemütsveredelung. Der höher potenzierte Mensch nimmt unvergleichlich bessere Standpunkte der Forschung wie des Nachdenkens ein, als der minder potenzierte, und wird nach und nach die Fähigkeit erlangen, außer dem stofflichen Organismus, auch den ätherischen

und dynamischen zu denken und zu fühlen, das Verhältnis der Seele auf allen Stufen der Entwicklung zu begreifen.

Naturgemäße Zivilisation bringt normale, harmonische Entwicklung mit sich und muß unter allen Umständen energisch erstrebt werden. Der friedliche Kampf um dieselbe, der nur mit den Waffen reiner Religion, höherer Erkenntnis und lebenswürdiger Tugenden gekämpft werden kann, veredelt Geist, Gemüt und Willen, und erscheint als wahres Mittel der persönlichen und sozialen Erziehung, der Religion und Philosophie, und hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Raufen, Ringen, Balgen um die Werte wie Unwerte des rohen Materialismus. Im Gegenteil macht er den Materialismus, sowie alle andern bösen Ismen, vom Boden des Erdreichs verschwinden.

Muiderberg, nächst Amsterdam, den 10. Januar 1916.

Suggestion und Autosuggestion.

Von Geh. Archivrat Dr. Rudolf Krauss (Stuttgart).¹⁾

Beim Scientisten-Prozeß ist in diesen letzten Wochen wieder viel von Suggestion und Autosuggestion die Rede gewesen, und sicherlich spielt die letzte beim „Gesundbeten“ ebenso wie bei anderen Heilwundern eine Rolle. Ein paar Worte über den Gegenstand dürften also zeitgemäß sein, besonders da auch in anderer Hinsicht die Stärke der suggestiven Einwirkungen sich in unserer Zeit als bedeutungsvoll erweist.

Suggestion kann man als die Kunst bezeichnen, andere auf etwas hinzuführen, ihnen etwas beizubringen, worauf sie von selbst nicht verfallen wären. Bei der Suggestion im engeren, medizinischen Sinn werden diese unfreiwilligen Vorstellungen durch die Hypnose erzeugt. Es gibt aber auch im gewöhnlichen Leben Suggestionen, durch die sich die Menschen im wachen Zustand, nicht im hypnotischen Schlaf, ihrer selbständigen Denkkraft berauben lassen; die Hypnose — eine Hypnose im übertragenen Sinn — wird dann nicht durch medizinische Manipulationen, sondern durch psychologische Einwirkungen erreicht. „Worauf sie von selbst nicht verfallen wären!“ Gewiß. Indessen wie einzelne menschliche Körper von Natur dauernd oder vorübergehend in besonderem Maße befähigt und vorbereitet sind zur Aufnahme von Bazillen, die andere mühelos abstoßen, so ist auch eine bestimmte Geistesverfassung notwendig, um der Suggestion zugänglich und erreichbar zu sein. Das gilt von der psychologischen Suggestion so gut wie von der Hypnose. Ihre Wirkungen brauchen nicht notwendig böser Art zu sein. Es kommt eben darauf an, ob der fremde Wille, der über andere Macht gewinnt, gute oder üble Ab-

¹⁾ Entlehnt dem 2. Beiblatt des „Berliner Tageblatt“, Nr. 608 vom 28. November 1915. — Red.

sichten verfolgt. Darin aber, daß eben eine fremde Beeinflussung stattfindet, die den selbsttätigen Willen auszuschalten bemüht ist, liegt immer eine große sittliche Gefahr. Was auf Freiheitsentziehung, also auf Zwang beruht, führt nicht leicht zu erfreulichen Ergebnissen.

Schon durch das stumme Beispiel kann eine sehr nachhaltige suggestive Wirkung erzielt werden. Es braucht jemand nur auf einen beliebigen Punkt am Himmel oder im Wasser hinzustarren, und ehe fünf Minuten vergangen sind, haben sich ihm ein Dutzend Menschen zugesellt; schließlich ist eine Schar daraus geworden, von der jedes denselben Fleck ins Auge faßt, ohne zu wissen, warum, und ohne sich nach der Ursache zu erkundigen, weil man sich doch durch Fragen keine Blöße geben will. Ungleich mehr kann freilich durch Worte ausgerichtet werden. Neben der Einflüsterung und Überredung dient schon als bewährtes Mittel der Suggestion die einfache Behauptung, die das zu Beweisende als Tatsache hinstellt. Es kommt nur darauf an, die Miene der unfehlbaren Sicherheit zur Schau zu tragen. Sobald jemand mit eiserner Stirn behauptet, hoch in den Lüften ein Flugzeug gesehen oder aus der Ferne Kanonendonner gehört zu haben, sind flugs Hunderte bereit, dasselbe nachzubeißen und nachzuschwören. Der allerbeste Bundesgenosse der Suggestion ist jedoch die Wiederholung, die unermüdliche Wiederholung. Wer andere in den Bann seiner Denkweise zwingen will, muß vor allem die Beharrlichkeit besitzen, dieselben Dinge seinen Opfern so lange vorzureden, bis sie sich ihnen mit unabweisbarer Festigkeit eingepägt haben.

Darauf beruht ja auch im wesentlichen die Macht des Inserats. Was man tagtäglich in den Zeitungen liest, glaubt man zu guter Letzt, wie sehr man sich anfangs dagegen gesträubt haben mag. Die beharrliche Wiederholung läßt die Meinung aufkommen, man habe Dinge, die immer nur aus einer Quelle stammen, von den verschiedensten Seiten vernommen.

Es ist nun aber eine Eigentümlichkeit der Suggestion, daß sich ihr die Worte gar zu leicht in Lügen verkehren, daß sie auf Täuschung, Irreführung, Betrug ausgeht. Und mit dem Betrug geht der Selbstbetrug Hand in Hand. Der Suggestion tritt die Autosuggestion ergänzend zur Seite. Gerade die Unermüdlichkeit, mit der ein Mensch seinen Nebenmenschen Dinge, die nicht wirklich sind, einzureden sucht, bringt ihn schließlich selbst dazu, an das Unwirkliche zu glauben, und seine eigenen Behauptungen oder Lügen für bare Münze zu nehmen. Wer von uns ist nicht schon einem oder einer von den Leuten begegnet, die so reizende Geschichten zu erzählen wissen und für jeden neuen Zuhörer ihre Anekdoten mit neuen Zügen ausschmücken? Was sie sich selbst an Erlebnissen zuschreiben, ist aber meistens Flunkerei. Bei den ersten Vorführungen wissen sie das auch ganz genau. Je öfter

sie jedoch ihre Geschichte zum Besten geben, um so fester setzt sich in ihnen die Meinung fest, daß sie Tatsächliches erzählen — bis sie zu guter Letzt felsenfest davon überzeugt sind. Genau wie in solchen harmlosen Fällen entwickelt sich die Autosuggestion auch da, wo große Interessen auf dem Spiele stehen. Naturgemäß ist die Überredungskunst solcher, die, wenn auch nur auf dem Umwege des Selbstbetruges, von ihrer Sache überzeugt sind, ungleich eindringlicher als die von reinen Betrügern.

Leichter als auf einzelne Individuen lassen sich suggestive Wirkungen auf Massen erzielen. Wie sich körperliche Krankheiten durch Übertragung und Ansteckung weit verbreiten, so geht es auch mit den geistigen Irrtümern. Der Nachahmungstrieb kommt dabei der Verführung zu Hilfe. Die Massensuggestion ist eines der lehrreichsten und anziehendsten Kapitel im weiten Bereich der Psychologie. Wertvolle Aufklärungen darüber danken wir namentlich dem Franzosen Gustave Le Bon, dessen Schrift über die „Psychologie der Massen“ auch in Deutschland Verbreitung und Schätzung gefunden hat. Gerade als Franzose war Le Bon zu solchen Studien in besonders hohem Maße berufen, da ihm seine Landsleute bei ihrer Entzündbarkeit und Leichtgläubigkeit das denkbar umfangreichste und tauglichste Beobachtungsmaterial lieferten.

Die Massensuggestion ist von jeher in der Politik von Volksführern und Volksverführern als eines der beliebtesten und erfolgreichsten Mittel zur Ausbreitung ihrer Ziele benutzt worden: aber ein so ungeheuerlicher Druck auf die ganze Menschheit wie in dem gegenwärtigen Krieg ist früher damit noch niemals ausgeübt worden. Wie alles andere, hat jetzt auch dieses psychologische Machtmittel einen ungeahnten und unerhörten Riesenmaßstab angenommen. Wir sehen alle Künste der willkürlichen Behauptung und Darstellung, der Entstellung und Verdrehung von Tatsachen, der Einflüsterung und Überredung, der Verführung und Verhetzung in schwungvollen Betrieb gesetzt. Wir sehen von einer verhältnismäßig kleinen Zahl Machthaber die Massen nach Belieben geknetet und geformt, gedrängt und geschoben, geknechtet und zu willenlosen Werkzeugen erniedrigt, während die nicht unter das Joch der Suggestion Gebeugten entmutigt und zum Schweigen verurteilt beiseite stehen. Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit zieht der Suggestion keine Schranken, vor denen sie Halt zu machen braucht. Tagtäglich lehren uns ungezählte Beispiele, wie das Unsinnigste ohne weiteres geglaubt wird.

Eins der kräftigsten Beweismittel der Suggestion ist die Unterschiebung, daß etwas sein müsse, weil es nun einmal ist. Anders kann man es sich nicht erklären, daß von aller Welt der Glaube an die Notwendigkeit der englischen Seeherrschaft mit wahrem Fatalismus hingenommen wird. Diese Herrschaft selbst ist leider

kein leerer Wahn, wohl aber die Meinung, daß sie unabwendbar und unüberwindbar sei. Umgekehrt liebt es die Suggestion, einfach den dreisten Satz aufzustellen: daß etwas ist, weil es sein muß. Die Erfüllung von Wünschen wird vorweggenommen, Dinge, die kaum im Entstehen sind, werden für vollendete Tatsachen ausgegeben. Man versucht Gedanken dadurch zu Geschehnissen zu machen, daß man deren Eintritt für unvermeidlich erklärt. Die Diplomatie des Vierverbandes hat diese Art von Suggestion in ein förmliches System gebracht, um dadurch ihrer aufdringlichen Propaganda bei den Neutralen eine Stütze zu geben.

Rascher als die Wirkung der Suggestion pflegt sich aber die der Autosuggestion zu verflüchtigen. Jedoch auch dann gibt es kein Zurückgehen. Haben die Gewalthaber eine Zeitlang sich selbst samt dem Publikum getäuscht, so betrügen sie eben fortan das Publikum nur noch allein. Wann hat man es je erlebt, daß Staatsmänner, die ihr Volk in einen unglücklichen Krieg getrieben haben, ihren Irrtum, ihr Unrecht unumwunden eingestanden? Daran hindert sie schon der Stolz, der Trotz oder wie man immer die unüberwindliche Scheu vor der Umkehr benennen mag. Vor allem aber der Selbsterhaltungstrieb. Ihre Machtstellung steht auf dem Spiel, ja ihre persönliche Sicherheit, ihr Leben. Die unsanft aus der Hypnose aufgerüttelten Massen lassen um so weniger mit sich spaßen, je länger ihr unfreiwilliger Schlaf gedauert hat. Daß ein solches Erwachen bei unseren Feinden nicht ausbleiben wird, dafür sorgen am besten die Siege der deutschen Heere. Denn eins ist gewaltiger als die stärkste Suggestion: die Macht der Tatsachen. Zumal wenn sie die weithin wahrnehmbare Sprache des Waffengeklirrs und Kanonendonners reden.

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Magische und natürliche Deuteroskopie.)

(Fortsetzung von Seite 66.)

Um nachzuweisen, daß das Vermögen der Phantasie nichts anderes ist als die durch die leibliche Organisation mehr oder weniger beschränkte kosmische Schöpfungskraft, geht Daumer von der willkürlichen Tätigkeit der Phantasie im normalen Wachzustande aus, indem er schon in diesem Spuren eines unwillkürlichen Funktionierens derselben an der Hand von Beispielen nachweist, zeigt sie uns dann in ihrem Wirken als Traumphantasie im Schlafleben und in anormalen Zuständen des wachen Lebens, und zuletzt in ihrer internen und externen ideoplastischen Tätigkeit in den Zuständen der Ekstase.

Es mögen nun die Ideen, welche Daumer über diesen Gegenstand entwickelt, samt den von ihm gebrauchten Zitaten und Beispielen in angegebener Reihenfolge hier wörtlich zum Ausdrucke kommen:

„Schon ein gewöhnliches Erzeugnis unseres Vorstellungsvermögens, welches die bildende Seele mit Gestalt, Licht, Farbe, Ton, Stimme usw. ausstattet, ist eine wirkliche Schöpfung, nur daß dieselbe im Innern bleibt und sich nicht nach außen wirft. — Aber die Phantasiespiele des wachen Menschen, wenn sie nicht ins Abnorme gehen, haben stets den Charakter der Willkürlichkeit und der Erzeugung und Ausführung durch die eigene Seelentätigkeit; sie stehen in wesentlichem Zusammenhang mit unserem übrigen ichheitlichen Wesen und Leben; es ist nichts unserer bewußten Selbstheit und Persönlichkeit Fremdes darin. Ein solches scheint sich aber bei manchen Personen bemerkbar zu machen, sobald sie die Augen schließen. So sagt z. B. G o e t h e von sich: ‚Wenn ich die Augen schließe und mir in der Mitte des Sehfeldes eine Blume denke, so legt sich dieselbe auseinander, und es entfalten sich aus ihrem Innern wieder neue Blumen aus farbigen, wohl auch grünen Blättern. Es sind dies keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, doch regelmäßige, wie die Rosetten der Bildhauerei. Es ist unmöglich, die hervorsprossende Schöpfung zu fixieren; sie dauert aber solange, als mir beliebt, ermattet nicht und verstärkt sich nicht. Dasselbe kann ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierat einer bunt bemalten Scheibe denke, der dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort verändert, völlig wie die Kaleidoskope.‘ Goethe spricht hier von einer Schöpfung, die er wohl durch Schließung der Augen hervorrufe und durch Öffnung derselben verschwinden mache, die aber übrigens ihre Selbständigkeit und Freiheit gegen ihn behaupte, so daß die gestaltende Kraft ihr Spiel für sich treibe. Perty berichtet von sich selbst, wie er einige Male abends vor dem Einschlafen und morgens die reizende Halluzination prachtvoller Arabesken gehabt, die etwas denen in der Alhambra ähnlich waren, welche er jedoch erst später aus Zeichnungen kennen lernte. Sie gestalten sich fortwährend kaleidoskopisch um, wobei er bemerkte, daß sein Wille einigen, doch nur kleinen Einfluß auf den Vorgang hatte. — Es gehören hierher auch die sogenannten Schlumberbilder, wie sie namentlich J. M ü l l e r an sich selbst beobachtet hat. Es erschienen im Sehfelde zuerst einzelne Lichtflecke, Nebel, wechselnde Farben, dann begrenzte Bilder, matt leuchtend, zuweilen auch farbig, sich begegnend verwandelnd, bei der leisesten Bewegung des Auges oder bei Reflexion verschwindend. Es waren selten bekannte Gestalten, meist sonderbare Figuren von Menschen, Tieren, erleuchteten Räumen, wie er sie niemals wahrgenommen. Sie hatten nicht den geringsten Zu-

sammenhang mit dem, was er am Tage gesehen und gingen in die Traumbilder des Schlafes über. Aber schon diese ‚Schlumberbilder‘ sind eine augenscheinliche Manifestation des im Bewußtsein und Vorstellen platzgreifenden Traumgenius.

Ein sehr lehrreiches Gebiet ist sodann das des Traumes. Im Traume zeigt sich die Psyche bereits so schöpferisch, daß sich das Traumbild füglich als ein Mittelding und Mittelglied zwischen dem Phantasiebild des Wachens und dem, was ich Eidolon genannt, und was in den geisterhaften Erscheinungen seine rätselhafte Rolle spielt, bestimmen läßt. Schon Schopenhauer hebt die spezifische Verschiedenheit des Phantasiebildes, wie es die wache Seele zu erzeugen pflegt, von dem Traumbild des Schlafenden hervor. Ersteres sei schwach, matt, unvollständig, einseitig, flüchtig; man könne das Bild eines Abwesenden kaum einige Sekunden gegenwärtig erhalten, selbst das lebhafteste Spiel der Phantasie halte keinen Vergleich mit der uns vom Traume vorgeführten handgreiflichen Wirklichkeit aus. Es lasse sich dies nicht durch den störenden und schwächenden Eindruck der realen Außenwelt auf die Phantasie des Wachenden erklären, der im Schlafe weg falle; denn auch in tiefster Stille und Dunkelheit könne diese Phantasie nichts hervorbringen, was der objektiven Anschaulichkeit des Traumes nahe komme. Die Gegenstände derselben seien alle so bestimmt und deutlich, wie die Wirklichkeit, und das nicht nur in allgemeinen Umrissen, sondern bis auf die kleinsten Zufälligkeiten und Umstände hinein. So zeichne sich der Traum auch durch die dramatische Richtigkeit der Charaktere und Handlungen aus; daher die Bemerkung, daß jeder Träumende ein Shakespeare sei. Die vom Traume erzeugte Täuschung sei so stark, daß oft selbst die beim Erwachen vor Augen tretende Wirklichkeit Mühe habe und Zeit brauche, sich geltend zu machen und uns von der trüglichen Beschaffenheit des gehabt Traum zu überzeugen. Man hat Beispiele von außerordentlich lebhaften Träumen, bei welchen es denen, die sie gehabt hatten, beinahe unmöglich wurde, sie für realitätslose Gebilde der träumenden Seele zu halten. Berühmt ist in dieser Hinsicht der des englischen Dichters Pope, in welchem ein Spanier dessen Bibliothek durchstöberte, ohne sich an seine Anreden und Drohungen zu kehren; Pope überzeugte sich erst nach längerer Untersuchung und Befragung der Dienstboten, daß derselbe nichts weiter als ein Traumbild gewesen.

Was ist nun das für eine versteckte Ursache, für ein Genius oder Dämon, der uns das alles antut? Sind wir es selbst, so ist es doch sicher ein ganz eigentümlich beschaffener Teil von uns, der mit dem im Wachen herrschenden keineswegs in gegensatzloser Einheit und reinem Frieden, nicht selten vielmehr mit ihm in auffallendem Zwiespalt und Streite lebt. Er liebt es namentlich,

9*

eine gewisse Superiorität zu behaupten und sich in allerlei Masken darzustellen, in welchen er uns dieselbe fühlen läßt.

Dieser dunkle, wunderliche, sich von unserem übrigen Selbst oder Ich scharf unterscheidende Teil unseres Wesens — wenn wir diese Bestimmung gelten lassen wollen — ist es nun also, dem ein so ausgezeichnet malerisches, plastisches, überhaupt künstlerisches Vermögen eigen ist, und der in so hohem Grade die Leistungen der im Wachen tätigen Vorstellungs- und Einbildungskraft übertrifft. Dieses Prinzip ist es denn wohl auch, was jene geisterhaften Darstellungen erzeugt, die ich *Eidola*⁴⁾ genannt. Denn unser offenbares, den wachen Zustand einnehmendes Selbst mit seinen auf das Gehirnleben beschränkten Fähigkeiten und Tätigkeiten bringt etwas der Art nimmermehr hervor. Ist es doch nicht einmal imstande, ein dem traumgeschaffenen an Lebendigkeit gleichkommendes Phantasiebild zu produzieren — es müßte denn in einem Falle sein, wo das Schlaf- und Traum-Ich ausnahmsweise ins Wachen tritt und wo also im Grunde doch auch wieder nur dieses das Produzierende ist. Noch viel weniger wird jenes offenbare Ich für sich allein etwas zu schaffen vermögen, was auch äußerlich erscheinen und von anderen wahrgenommen werden kann.“

* * *

Wenn poetische Naturen eine Phantasie haben, die in Hinsicht der Lebendigkeit und Anschaulichkeit ihrer Produkte dem Traume gleichen, so ist es darum, daß bei ihnen in dem Grade, in welchem sie solche Naturen sind, der schöpferische und künstlerische Traumgenius vorwaltet, nicht nämlich so gesondert von ihrem wachen Bewußtsein und gemeinen Ich ist, wie bei anderen Menschen, sondern selbst in dieses eingreift und ihm seinen Charakter aufdrückt.

Die Träume des Wachenden, die nicht nur gleichsam so zu nennen sind, sondern den mysteriösen Traumgeist in der Tat zum Urheber haben, treten ebenso, wie die des Schlafenden, als etwas Fremdes auf, unterliegen ebensowenig der Willkür des betreffenden Individuums, sind wenigstens ihrem größten Teile nach seiner Bestimmung entzogen.

Gleich den Träumen des Schlafenden werden sie uns geliefert — wenn nicht durch eine uns in der Tat fremde Ursache und Produktionskraft, doch wie durch eine solche; es ist jedenfalls eine andere, zweite Seite unseres Wesens und unserer Persönlichkeit, die im Unterschiede von der im Wachen tätigen hervortritt, uns Schauspiele zum Besten gibt und uns in erdichtete Vorgänge und Situationen verwickelt, die uns mit dem vollen Gefühle der Wahrheit und Wirklichkeit erfüllen, und über die wir zuweilen,

*) *εἰδωλον*, Scheinbild.

wie über etwas ganz unerwarteterweise von außen Kommendes in Schrecken, Verlegenheit und Erstaunen geraten. Das was uns der Traumgenius im Wachen gibt, ist dasselbe wie im Schläfe; es ist so wenig das einfach mit uns selbst, als diesem tagwachen offenbaren Ich, Übereinstimmende, daß es nicht selten sogar das Gepräge entschiedener Antithese, Opposition, ja man möchte sagen Feindschaft und Bosheit trägt. Wir werden von ihm zu Zeiten getröstet, beruhigt, beglückt, entzückt; aber auch gequält, erschreckt, geängstigt, sogar ironisch behandelt, geärgert, verhöhnt, beschämt, geneckt. Dies geht in manchen Fällen so weit, daß der Zustand ein pathologisches Ansehen gewinnt und an den Wahnsinn streift, wie denn überhaupt eine nahe Verwandtschaft besteht zwischen Traum und Wahnsinn, welchen letzteren man oft ganz entsprechend als einen in abnormer Weise, statt in der Schlaf- und Traumregion zu beharren, in die des Wachens heraustretenden Traum bezeichnen kann.

Im Schaffen des genialen Künstlers finden wir ebenfalls die Traumphantasie in wachem Leben wirksam und zwar, wie aus folgenden Beispielen ersichtlich, nicht selten in halluzinatorischer Weise.

Bei dem Dichter *O t t o L u d w i g* fand bei produktiver Betätigung eine leidenschaftliche innere Bewegung statt; er hörte Klänge, sah Gestalten; es schwebten ihm diese in Gruppen farbig vor Augen; sie wurden ihm sogar äußerlich sichtbar; als er z. B. ein Trauerspiel: „*Andreas Hofer*“ projektierte, stand die Gestalt des riesigen Tirolers als großer Schatten auf seinem Wege. Er erkannte darin nur eine Halluzination; aber in stiller Nacht, wenn er träumte oder auf seinem Lager wachte, erhielten die Gebilde eine quälende Deutlichkeit. „Es geht,“ sagt er selbst, „seine musikalische Stimmung voraus; die wird zur Farbe; und dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere, in irgend einer Stellung oder Gebärde, wie ein Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat“ usw.⁵⁾

Ein anderes Beispiel ist der Maler, Kupferstecher und Dichter *William Blake* (gest. 12. August 1828), dessen äußere Lebensumstände uns zugleich ein erhebendes und rühmendes Beispiel von der unerschütterlichen Ausdauer darbieten, mit welcher der Genius, durch keine Not, keinen Kummer, keine Leiden gebeugt, seinem Ziele entgeschreitet, während sein inneres Leben uns vorzüglich durch die außerordentliche Intensivität der Imagination merkwürdig wird, welche soweit ging, daß er alle Erscheinungen, die er völlig frei und willkürlich in seinem Geiste hervorrief, auch wirklich äußerlich verkörpert zu sehen glaubte. — „Während des

⁵⁾ Gustav Freitag in den „Grenzboten“ 1866, No. 2.

Tages war er ein scharfsinniger, verständiger Mann, der seinen Grabstichel tüchtig handhabte und mit dem man ein recht vernünftiges Gespräch anknüpfen konnte; des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hatte, überließ er sich ganz der Herrschaft seiner Imagination. Während er mit den Platten beschäftigt war, welche Cowpers Werke begleiten, sah er keine andere Gesellschaft als jene ehrlichen Bürgersleute, in deren Mitte er lebte; aber so wie der Tag sich zu Ende neigte, zog Blake sich an das Gestade der See zurück, um seinen Gedanken nachzuhängen, und laut mit den Toten sich zu unterhalten. Hier vergaß er die Gegenwart und lebte nur in der Vergangenheit; er bildete sich zuletzt wirklich ein, daß er in früheren Zeiten gelebt und Freundschaften geschlossen habe mit Pindar, Virgil, mit Dante und Milton. Diese großen Männer, behauptete er, erschienen ihm in Visionen, und ließen sich mit ihm in Gespräche ein. — Wenn man ihn um das Aussehen dieser Erscheinungen befragte, so antwortete er: „Sie sind majestätische Schatten, grau, aber glänzend, und über die gewöhnliche Größe des Menschen erhaben.“ Oft begleitete ihn seine Frau zu diesen seltsamen Zusammenkünften; sie sah nichts, und hörte ebenso wenig; aber sie war überzeugt, daß ihr Mann sah und hörte. Zuweilen sah er auch weniger majestätische Gestalten, als die großen Dichter der Vorzeit. „Haben Sie jemals ein Feen-Begräbnis gesehen, Madame?“ sagte er eines Tages zu einer Dame, die in einer größeren Gesellschaft neben ihm saß. „Niemals, mein Herr!“ war die Antwort. „Aber ich habe eines gesehen,“ sagte Blake, „doch auch nicht eher, als vergangene Nacht. Ich ging allein in meinen Garten — es war eine große Stille unter den Zweigen und Blumen und die Luft duftete eine ungewöhnliche Anmut; ich hörte leise und angenehme Töne, und ich wußte nicht, woher sie kamen. Endlich bewegte sich das breite Blatt einer Blume, und ich sah darunter eine ganze Prozession von kleinen Geschöpfen von der Größe und Farbe der grünen Grashüpfer, welche eine Leiche auf einem Rosenblatt trugen, und unter Gesängen begruben und dann verschwanden; es war ein Feen-Begräbnis.“ (Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena).

In einem früheren Hefte dieser Zeitschrift habe ich mich an der Hand einer kleinen Schrift von Dr. Hans Kleinpeter über „die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart“

schon einmal mit dem modernen Positivismus auseinander gesetzt und im besonderen dargetan, daß der Versuch, unsere ganze Erkenntnis auf die gegebenen Tatsachen des Bewußtseins zu beschränken, undurchführbar ist und besonders das Wesen der Naturwissenschaft als einer realen Wissenschaft von einem außerbewußten realen Dasein und Geschehen gänzlich verkennt.

Nun gibt es aber neben dieser idealistischen Richtung des Positivismus, wie sie Kleinpeter, Cornelius, Ziehen, Verworn u. a. vertreten, auch noch eine realistische Richtung, als deren Vorkämpfer besonders Richard Avenarius, Ernst Mach und J. Petzold anzusehen sind. Und es dürfte sich empfehlen, daß wir auch dieser einmal unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Denn sie ist im ganzen wohl die einflußreichere. Und jedenfalls macht sie im Bunde mit jener ersten Richtung, mit der sich ihre Anhänger trotz aller zwischen ihnen bestehenden Gegensätze unlängst zu einer „Gesellschaft für positivistische Philosophie“ zusammengeschlossen haben, gerade heute so energische Anstrengungen, weitere Kreise für sich zu gewinnen, daß sie als die geschworene „Gegnerin aller Metaphysik“ auch an dieser Stelle die ernsteste Beachtung verdient.¹⁾

Die Auseinandersetzung mit ihr wird uns dadurch erleichtert, daß J. Petzold, der sich als Anhänger und Verehrer von R. Avenarius schon früher mit einer größeren „Einleitung in die Philosophie“ (2 Bände S. 356 u. 342) um die Erläuterung und Verbreitung der in einer recht ungeschickten, schwerfälligen Sprache kundgegebenen Ansichten seines Meisters bemüht hatte, neuerdings in einem kleinen, Ernst Mach gewidmeten Werke über „das Weltproblem vom Standpunkte des relativistischen Positivismus“ (2. Aufl. S. XII u. 210) die Grundgedanken der fraglichen Lehre kurz zusammengefaßt und in gemeinverständlicher Weise dargestellt hat.

Übermäßig bescheiden tritt Petzold dabei allerdings nicht auf. Freilich will er nicht behaupten, daß das Weltbild, das er uns im Anschluß an R. Avenarius und Ernst Mach bietet, auch nur im Wesentlichen „schon die ganze Wahrheit“ wäre. Noch über jede neue Weltanschauung, so bemerkt er, ist die Entwicklung früher oder später hinausgeschritten. „Aber eins wissen wir:

¹⁾ Sehr bezeichnend für die Unklarheit Machs über seine eigene Lehren ist es, daß er, der naive Realist, sich mit den idealistischen Lehren Kleinpeters „in allem Wesentlichen einverstanden“ erklärt („Erkenntnis und Irrtum“. Vorwort.). — Petzold sieht hier schärfer. Denn er lehnt „die neuesten idealistischen und psychomonistischen Theorien“ von Cornelius, Kleinpeter, Ziehen und Verworn ausdrücklich ab. (S 178. Anm. 1.) — Uebrigens vertritt auch Verworn nur in seinen früheren Schriften jene idealistische oder psychomonistische Ansicht; neuerdings hat er sich ganz dem naiven Realismus E. Machs zugewendet.

diese neue (?), streng positivistische Auffassung der Welt ist historisch notwendig. Sie ist aus den Bedürfnissen unseres naturwissenschaftlichen, den fruchtlosen metaphysischen Bestrebungen feindlichen Zeitalters ganz natürlich herausgewachsen.“ Sie hat die für selbstverständlich angesehene Behauptung, daß die Welt, die wir erkennen, nur unsere eigene Vorstellung sei, als irrig widerlegt (?) und damit den erkenntnistheoretischen Idealismus endgültig überwunden (3). Sie zuerst hat die beiden Grundpfeiler aller (?) philosophischen Lehrgebäude seit Descartes: die mechanische Naturansicht und den platonisch-christlichen Gegensatz von materieller und immaterieller Substanz wirklich zu Fall gebracht (107). Ja, indem sie überhaupt jede Vorstellung einer Substanz vollständig beseitigte, hat sie die ganze bisherige Geschichte der Philosophie zu ihrem naturgemäßen Abschluß gebracht (VIII, 209), hat, soweit wir heute urteilen können, „das Weltproblem im Wesentlichen gelöst“ (136, vgl. 209) und uns mit ihrem großen Gedanken des *R e l a t i v i s m u s*, dem größten wissenschaftlichen Gedanken überhaupt (84), an Stelle der Widersprüche und Verschrobenheiten der idealistischen Metaphysik eine einfache und natürliche Weltanschauung gewonnen, die als widerspruchsfrei und in Übereinstimmung mit den Tatsachen nachgewiesen werden kann (183 f.). Kurz: die von W. Schuppe, E. Mach und R. Avenarius begründete positivistische Auffassung ist nach *P e t z o l d* „als historisch notwendig, als logisch unausweichlich und so mit größter Wahrscheinlichkeit in ihren Hauptzügen als endgültig“ anzusehen (V). Und jedenfalls gibt es an ihr vorbei keine haltbare Entwicklung des philosophischen Denkens. Wer sie widerlegen will, der muß erst durch sie hindurch (3). Und wer über sie hinaus will, der muß so gut auf ihr fußen, wie sie selbst sich in historischer Kontinuität an die Vergangenheit anreihet (4). —

*

*

*

Man sieht: gering sind die Ansprüche, die *P e t z o l d* für seinen relativistischen Positivismus erhebt, gerade nicht. Aber er selbst bemerkt ganz richtig: es werde auch in der Wissenschaft „weit mehr als wichtige und unerläßliche Neuerung angepriesen, als nachher in den Besitz der Menschheit übernommen“; „das Dauernde ist nur ein auserwählter Fall unter vielen“ (39). Ja, es hat in der Geschichte der Philosophie noch niemals ein Geschlecht gegeben, das nicht den alten Irrtümern einen neuen hinzugefügt oder an die Stelle der alten gesetzt und ihn inbrünstig für Wahrheit gehalten hätte (1). Und wenn wir darum auch nicht an dem allmählichen Fortschritt der Erkenntnis verzweifeln dürfen (1), so müssen wir doch jede neue oder angeblich neue Lösung des

Welträtsels zunächst mit Vorsicht oder Mißtrauen aufnehmen. Nur „soll zu diesem heilsamen Mißtrauen dann die ernste sachliche Prüfung der neuen Ansprüche treten“ (39). —

Sehen wir uns also zunächst einmal die Grundgedanken dieses modernen relativistischen Positivismus an. — P e t z o l d selbst faßt sie gleich zu Anfang seines Buches (Vorwort S. V) in folgenden Sätzen zusammen: „Es gibt keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns. Ihre Elemente sind nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben-, Ton-, Druck-, Raum-, Zeit- usw. ‚Empfindungen‘. Trotzdem sind die Dinge nicht bloß subjektiv, nicht bloß Bewußtseinserscheinungen; vielmehr müssen wir die aus jenen Elementen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung in derselben Weise wie während der Wahrnehmung fortexistierend denken, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen“ (V). —

Schon diese ersten Sätze fordern entschieden die Kritik heraus. „Es gibt keine Welt an sich“? Ja, woher weiß P e t z o l d das denn so genau? Ich meine: wenn er sich, wie es seine Absicht ist, wirklich innerhalb der Grenzen der „reinen Erfahrung“ hält, dann kann er allenfalls behaupten: „wir wissen es nicht, ob es eine Welt an sich gibt oder nicht. Denn wenn es eine gibt, so können wir doch niemals etwas von ihr erfahren oder sonstwie erkennen. Ja, wir können sie ohne Widerspruch nicht einmal denken (199). Die Welt, die uns allein etwas angeht, weil wir nur sie kennen, ist eine Welt für uns: die Welt der uns unmittelbar gegebenen sinnlichen Elemente (Empfindungen)“. — Das ließe sich allenfalls noch hören, obschon es, wie wir gleich sehen werden, im Grunde auch unrichtig ist. Mit dem Satze: „es gibt keine Welt an sich“ aber verstößt P e t z o l d gleich von vornherein gegen die eigenen methodischen Grundsätze des Positivismus. Er beginnt mit einem negativen Dogma über das, was jenseits aller Erfahrung liegt. Und dann? Ja, dann stößt er mit dem letzten seiner drei Sätze dieses negative Dogma des ersten eigenhändig wieder um. Denn wenn die Bestandteile unserer Umgebung so, wie wir sie wahrnehmen, auch während der Pausen der Wahrnehmung fortbestehen, dann sind sie eben nicht nur für uns, sondern a u c h a n s i c h d a : sie sind „Dinge an sich“, die nur während der Wahrnehmung auf rätselhafte Weise zugleich zu „Dingen für uns“ werden. Und ihre angeblichen „Elemente“, die sinnlichen Empfindungen, zu denen P e t z o l d (verführt durch Ernst M a c h) wunderlicher Weise auch die rein formalen Beziehungen des Raumes und der Zeit rechnet, spielen in dieser Welt an sich während der Pausen unserer Wahrnehmung genau dieselbe Rolle als absolute (d. h. hier: v o n u n s unabhängige) Existenzen, wie die Atome in der Welt der mechanischen Naturwissenschaft! — Die Grundanschauung des Positivismus ist also

ersichtlich nichts weiter als eine dogmatische Formulierung der gewöhnlichen Ansicht des „gesunden Menschenverstandes“: sie ist der zum wissenschaftlichen Lehrsatz erhobene Ausdruck des naiven erkenntnistheoretischen Realismus, der in den Sinnendingen unserer Wahrnehmung wirkliche, an sich daseiende Dinge unmittelbar zu ergreifen wähnt und mit dieser Verdinglichung unserer Empfindungen zu wirklichen, unabhängig von uns bestehenden Elementen unvermerkt in eine sensualistische Metaphysik hineingerät! —

* * *

*

Doch wir wollen uns nicht auf diese kurze Kritik seines widerspruchsvollen Programms beschränken, sondern näher auf die einzelnen Lehren des naiv-realistischen Positivismus und seine angeblichen Beweise eingehen. Beginnen wir mit der Frage nach dem Ursprung der Erkenntnis. — Hier finden wir P e t z o l d zunächst im Gegensatz zu aller angeblichen Wissenschaft aus reiner Vernunft. Es gibt, so betont er immer wieder, keine Erkenntnis unabhängig von aller Erfahrung (18, 40, 185 u. a.). Und das ist gewiß richtig. K a n t s Glaube an eine „Wissenschaft aus reiner Vernunft“ war nichts weiter als ein Irrtum (185). Alle Erkenntnis beginnt mit der Erfahrung und stützt sich auf sie. Das erkennen heute ausgesprochene Metaphysiker wie Ed. von H a r t m a n n ²⁾ ebenso entschieden an wie die Positivisten. Sie bestreiten nur im Gegensatz zu diesen, daß es eine „Wissenschaft aus reiner Erfahrung“ geben könne. Und sie bestreiten es mit Recht. P e t z o l d freilich versichert uns: die Erfahrung selbst liefere uns alle Mittel zu ihrem Verständnis (46), und eine besonnene Wissenschaft dürfe die Erfahrung nach keiner Richtung hin überschreiten (163): sie müsse streng empirisch verfahren, nur mit Erfahrungsbegriffen arbeiten (20), und sich auf die vollständige Beschreibung des Wirklichen beschränken (46, 70). — Aber wenn wir diesen Forderungen nachkommen wollten, dann müßten wir überhaupt auf jede Wissenschaft verzichten. Denn eine „vollständige Beschreibung des Wirklichen“ ist wegen dessen Mannigfaltigkeit und beständiger Veränderung (42) einfach unmöglich. Und wenn sie möglich wäre, so würde sie doch noch lange keine Wissenschaft und kein Verständnis der Erfahrung geben. Sie böte nur ein überflüssiges Doppelbild der Wirklichkeit, das ebenso wie diese selbst mit ihrer unübersehbaren Fülle von Tatsachen unseren Geist nur verwirren und erdrücken würde (42). Wollen wir uns in diesem Wirrwarr von zahllosen neben- und nacheinander gegebenen Tatsachen zurechtfinden, so müssen wir zunächst aus verschiedenen ähnlichen Erlebnissen die gemeinsamen Bestandteile herausheben und sie zu einer Allgemein-

²⁾ Vergleiche „Grundriß der Erkenntnislehre.“ S. 1–62.

vorstellung oder einem „Begriff“ zusammenfassen (16, 24, 36). Eben damit aber gehen wir schon über die Erfahrung hinaus. Und noch mehr tun wir das, wenn wir die ersten so gewonnenen Begriffe wieder zu höheren Begriffen zusammenfassen und so, von Stufe zu Stufe aufwärts steigend, ein mehr oder weniger vollständiges System von Begriffen herstellen, in das sich alle neu hinzukommenden Erlebnisse mehr oder weniger bequem einordnen lassen (36 f.).

Es gibt also in Wahrheit gar keine „reine Erfahrungswissenschaft“. Und alles Gerede von einer solchen ist immer nur ein Mißbrauch der Worte oder das Ergebnis eines verschwommenen Denkens, das sich über sein eigenes Tun noch nicht klar geworden ist. Alle wirkliche Erkenntnis ist, auch auf den niedrigsten Stufen, immer schon das Ergebnis einer denkenden Bearbeitung der Erfahrung. Und darum gibt es auch keine „sinnliche Erkenntnis“ im eigentlichen Sinn des Wortes; sondern es gibt nur eine „Vernunftkenntnis“ (69). Denn alle Erkenntnis kommt nur dadurch zustande, daß unser Geist die Erfahrung zu bestimmten Zwecken bearbeitet. Ja, in der Erfahrung selbst stecken schon allerlei gedankliche Zutaten darin. Denn was wir gewöhnlich „Erfahrung“ nennen, das kommt ja nur dadurch zustande, daß unser Geist die einzelnen Sinneseindrücke unbewußt zu bestimmten Empfindungen zusammenfaßt und zur räumlichen Anschauung ausbreitet. Und es gibt darum im Grunde gar keine „reine Erfahrung“. Auch dieser Begriff ist nur das Erzeugnis eines ziemlich unklaren Denkens. Aber selbst wenn man davon absieht und jene vorbewußten gedanklichen Zutaten (Synthesen) unseres Geistes ganz leugnet oder sie mit in die angebliche „reine Erfahrung“ einschließt, so bleibt diese so gefaßte „Erfahrung“ doch immer eine bloße wirre Masse ineinander fließender Elemente. Und keine noch so tief eindringende Analyse wird in ihr selbst jemals irgendwelche Einheit, inneren Zusammenhang, Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit entdecken. Alles das wird erst durch logische Zutaten unseres Denkens in die Erfahrung hineingebracht; in der Erfahrung selbst als solcher aber liegt es nicht darin.

Das hat, wie schon früher H u m e für den Begriff der Kausalität (148 f., 163), „so neuerdings, neben anderen, besonders J o h. V o l k e l t auch für die Begriffe der Gesetzmäßigkeit, der Regelmäßigkeit und des einheitlichen Zusammenhanges eingehend nachgewiesen.³⁾ Und wenn P e t z o l d die Aufgabe der Wissenschaft darin erblickt, die einzelnen Dinge und Vorgänge der Erfahrung nach den verschiedenen Graden ihrer natürlichen Verwandtschaft in ein begriffliches System einzuordnen und ihren ursächlichen Zu-

*) Joh. Volkelt: „Erfahrung und Denken“, 1886. Abschn. II. „Die reine Erfahrung als Erkenntnisprinzip“. S. 53–130.

sammenhang zu ermitteln (18, 70), so kann er dieses Ziel nur dadurch erreichen, daß er die zahllosen Lücken seiner tatsächlichen Erfahrung durch Zutaten der Phantasie ausfüllt (64, 154), und den Gedanken der Einheit und des gesetzmäßigen Zusammenhanges selbst in die Erfahrung hineinträgt oder als ihr logisches A priori, als „unerläßliche Voraussetzung“ für das Verständnis der gegebenen Tatsachen (168 f.!) mit an diese heranbringt.

* * (Fortsetzung folgt.)

*

Die Schrift „περὶ ἐνυπνίων“ des Synesios von Kyrene.

Von Professor Dr. A. Ludwig, Freising.

(Schluß von Seite 78.)

Ein besseres Verständnis für des Synesios Eigenart zeigte Grützmacher, der von dessen psychologischen Ausführungen urteilt,³⁷⁾ sie zeigten zum Teil eine feine Beobachtung des eigenen und anderer Seelenlebens. Wenn wir das bleibende Verdienst der Arbeit des Synesios würdigen wollen, dann müssen wir natürlich von derselben das metaphysisch-neuplatonische Zeitgewand zum Teil abstreifen, die Begriffe: Weltseele, Präexistenz, Reinkarnation, Trichotomie usw., mit denen er arbeitet; auch über so manche rhetorische Übertreibungen und Verallgemeinerungen müssen wir hinwegsehen, und es bleiben dann immer noch eine Reihe von wertvollen Resultaten seiner psychologischen Untersuchung.

1. Wenn auch das Interesse des Synesios fast ausschließlich auf die Divination eingestellt ist, so ist doch sein Gedanke, daß das Traumleben sich bestimmter Symbole bediene und daß diese vom einzelnen beachtet und untersucht werden sollten, ein richtiger. Man erinnert sich da an die Schrift des bekannten Münchener Gelehrten G. Heinrich Schubert „Die Symbolik des Traumes“,³⁸⁾ wo manche Äußerungen stark an Synesios anklingen, so z. B. wenn er S. 6 sagt: „wir drücken in jener Sprache (d. h. der symbolischen des Traumes) durch einige wenige, hieroglyphische, seltsam aneinandergefügte Bilder in wenigen Momenten mehr aus, als wir mit Worten in ganzen Stunden auseinanderzusetzen vermöchten . . . alles, auch das, dessen er sich im wachen Zustande kaum bewußt war, sah und erkannte und fühlte er hier, gleichsam in einen ihm vorgehaltenen Spiegel blickend, aufs deutlichste . . . wir dürfen nicht leugnen, daß jene Abbrüviaturen- und Hieroglyphensprache der Natur der Seele in

³⁷⁾ S. 102. ³⁸⁾ Leipzig 1862.

mancher Hinsicht angeeigneter erscheine, als unsere gewöhnliche Wortsprache.“ Wem aber etwa die Ausführungen Schuberts als zu altmodisch und phantastisch erscheinen möchten, der sei aufmerksam gemacht auf den neuesten Zweig der Psychologie: die *psychanalytische Methode*! Wenn Synesios noch diese Art der psychologischen Forschung erlebt hätte, wie freudig würde er sie begrüßt haben, wie bereitwillig würde er seine eigenen Theorien von abergläubischen Zutaten gereinigt und aus seiner reichen Erfahrung Beiträge geliefert haben! Hat doch der Wiener Arzt Dr. Freud, der Erfinder der psychoanalytischen Methode, eine eigene Schrift über „Traumdeutung“³⁹⁾ verfaßt, und seine Schüler publizieren eifrig immer neues Material.⁴⁰⁾ Daß, wie diese Methode behauptet, sich im Traum gewisse im Wachleben unterdrückte Regungen in bestimmten Bildern aus dem Unterbewußtsein aufsteigend zeigen, halte ich für erwiesen. Ebenso mag es aber auch geschehen, daß latente Krankheitskeime sich in der Bildersprache der Seele im Traume ankündigen, was nach Synesios freilich bereits Divination wäre.

2. Es ist unzweifelhaft festgestellt, daß der Geist auch während des Schlafes weiter arbeitet, und zwar bei besonders dazu veranlagten Naturen, zu denen auch Synesios gehörte, ungewöhnlich lebhaft. Schubert bemerkt über dieses Phänomen:⁴¹⁾ „viele haben das, worüber sie sich im gewöhnlichen, wachen Zustande ganze Tage und vielleicht auch da noch vergebens würden abgemüht und abgearbeitet haben, in einem einzigen glücklich kombinierenden Blick des Traumes gefunden und vollendet“. Ich kann die Richtigkeit der Beobachtung unseres Synesios aus eigener Erfahrung bestätigen. Als ich noch Pfarrer war, träumte ich zuweilen, ich müsse plötzlich unvorbereitet auf die Kanzel und über einen gewissen Text predigen. Außerordentlich rasch hatte ich die Disposition entworfen und hielt ohne Anstoß die Predigt, mich dabei selbst wundernd, wie logisch ein Satz sich dem vorausgehenden anschloß. Oder es brachte mir der Traum die Lösung einer Schwierigkeit, insbesondere eine befriedigende Disposition über ein Predigtthema, die mir während des Tages nicht hatte gelingen wollen. Daß im Traume auch im Unbewußten liegende künstlerische Veranlagungen sich offenbaren, habe ich oben

³⁹⁾ Leipzig und Wien 1900.

⁴⁰⁾ Vgl. z. B. Silber, „Symbolik des Erwachens und Schwellensymbolik überhaupt“ (Jahrbuch für psychoanalyt. Forschungen Bd. 3); derselbe, „Ueber die Symbolbildung“ (ebenda); derselbe, „Phantasie und Mythos“ (ebenda Bd. 2); Freud, „Ueber Psychoanalyse“ Leipzig und Wien 1912. Er dürfte freilich in seinen Behauptungen manchmal zu weit gehen. Vgl. ferner Steckel, „Die Sprache des Traumes“ 1912.

⁴¹⁾ A. a. O. S. 8.

schon gezeigt. Neuestens hat auf diese Art der Geistestätigkeit der Münchener Hofrat Dr. Löwenfeld aufmerksam gemacht, indem er schreibt:⁴²⁾ „Es gibt Personen, die zur Lösung einer Aufgabe der Anteilnahme unterbewußter psychischer Prozesse in höherem Maße bedürfen als erstere (d. h. Personen, die imstande sind, in einem Zuge durch bewußte Überlegung eine Aufgabe zu lösen). Besonders deutlich zeigen sich diese Unterschiede bei dem, was man als geniale Produktion bezeichnet . . . die Gedankenarbeit setzt sich nach dem Verlassen des Gegenstandes im Unterbewußtsein fort, und die Ergebnisse dieser unterbewußten psychischen Tätigkeit können bei bestimmten äußeren Anlässen oder auch scheinbar ohne solche in das Bewußtsein übertreten.“

3. Daß es hellsehende oder sog. Wahrträume gibt, davon war schon Tertullian überzeugt, der sich Kapitel 46 seiner Schrift „De anima“ auf die zahlreichen ein solches Faktum bezeugenden Schriftsteller beruft. „Auch die Stoiker,“ sagt er, „seien sehr geneigt, zu glauben, daß der auf Belehrung der Menschheit so sehr bedachte Gott unter den anderen Hilfsmitteln der Wahrsagekunst auch die Träume verliehen habe als besonderes Privilegium eines natürlichen Orakels.“ Schubert zitiert eine Reihe solcher Fälle in seiner „Symbolik des Traumes“.⁴³⁾ Seitdem aber hat die sog. okkulte Forschung in ihrer ersten Literatur⁴⁴⁾ ein erstaunliches Material wohlbeglaubigter Fälle von prophetischen Träumen, also das, was Synesios *D i v i n a t i o n* nennt, zusammengestellt. Ich selbst kenne einen jungen Mediziner, der früher Theologie studiert hatte und mein Schüler war, der in auffallender Weise diese merkwürdige Gabe besitzt. Er hat seine Erfahrungen aufgezeichnet und wird sie vielleicht später ebenso veröffentlichen, wie der Münchener Arzt Dr. Bock die seinen in den Süddeutschen Monatsheften.⁴⁵⁾ Desgleichen hat der bekannte Freiburger Schriftsteller und Pfarrer Hansjakob in einigen seiner Schriften Beispiele solcher Wahrträume, die ihm selbst geworden, gebracht. Es sei mir gestattet, aus der neuesten Literatur einen ähnlichen Fall hier anzuführen. Ich entnehme ihn der Autobiographie des berühmten englischen Schriftstellers und Konvertiten Robert Hugh Benson, eines Sohnes des verstorbenen anglikanischen Erzbischofs von

⁴²⁾ „Bewußtsein und psychisches Geschehen“. Wiesbaden 1913 S. 42 Vgl. dazu die Studie desselben Verfassers „Ueber die geniale Geistestätigkeit“. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, H. XXI. S. 16. ⁴³⁾ S. 11.

⁴⁴⁾ Vgl. bes. Hyslop, „Probleme der Seelenforschung“. Stuttgart 1909. S. 128 ff. Flammarion, „Rätsel des Seelenlebens“. Stuttgart 1909. Maxwell, „Neuland der Seele“ ebenda, und die Publikationen der Londoner „Society for psychical research.“

⁴⁵⁾ Jahrgang 1913 S. 8 „Einiges über Fernsehen und Voraussehen“.

Canterbury.⁴⁶⁾ Er schreibt: „Eine ziemlich merkwürdige Überraschung wartete meiner. Wenige Wochen vorher hatte ich einen jener lebhaften Träume gehabt, die den ganzen darauf folgenden Tag eine unerklärliche, nicht wiederzugebende frohe Stimmung hinterlassen. Ziemlich verlassen und niedergeschlagen zog ich — so träumte mir — allein über hohe Hügel der See zu. Rings um mich war der Boden kahl, doch als ich weiter schritt, begannen vor meinen Augen Waldungen aufzusteigen: und dann trat ich plötzlich auf die Höhe eines Hügels hinaus und erblickte unter mir einen großen Waldstrich und jenseits desselben das Meer. Gerade in der Mitte des Waldes aber ragte das Dach eines großen Hauses hervor, und im Augenblicke, da ich dieses erblickte, durchströmte mich plötzlich ein Gefühl mächtiger Freude, wie es etwa ein Kind empfindet, das heimgekehrt ist. Dann war ich erwacht, immer noch außerordentlich glücklich.“

Nun bin ich nie zuvor bei meinem Freunde zu Besuch gewesen, noch hat er mir je die geringste Andeutung bezüglich des Platzes gemacht, wo er lebte; ich wußte nicht einmal, daß dieser in der Nähe der See lag. Als ich daher bei meiner Ankunft bemerkte, daß die See nicht ferne davon war, erwachte mein Interesse. Ich erzählte meinem Freunde den Traum und bemerkte dazu, daß jedoch in anderen Punkten keine Ähnlichkeit zu bestehen scheine. Am folgenden Morgen aber nahm er mich mit auf einen Hügel hinter dem Hause, und — merkwürdig genug — von dort aus stimmte alles, auch in den kleinsten Einzelheiten. Da war das Dach mit seinen Schornsteinen, der Waldstrich und der ferne Horizont mit dem Meere darunter.“ — So hat es also zu allen Zeiten bis herauf in die Gegenwart Personen gegeben, die die seltene Gabe des Wahrtraumes hatten wie einst Synesios, und dieser hat sich nur darin getäuscht, daß er zu unbesehen von sich auf andere schloß und meinte, es handle sich da um eine Sache, auf deren Erlangung jedermann sich durch eine bestimmte Methode vorbereiten könne.

4. Auch die Hypothese eines Äther- oder Astralleibes ist diskutierbar. Synesios denkt sich ihn, wie oben dargelegt, als die aus feinsten Materie bestehende phantasiebegabte Psyche, die den höheren Nus umgibt und dessen Einwirken auf die grobstoffliche Materie vermittelt. Auch Tertullian, der übrigens die platonische Trichotomie verwarf, konnte sich eine ganz körperlose Seele nicht denken. Er meint (*De anima* cap. 9), es gäbe einen „Seelenkörper“ von zarter lichtartiger Beschaffenheit. In der modernen Zeit haben Du Prel und andere die Anschauung vertreten, daß die für die Beseelung eines leiblichen Organismus bestimmte menschliche Psyche auch nach der Trennung von ihrem

⁴⁶⁾ „Bekenntnisse eines Konvertiten“, Trier 1914, S. 116.

Leibe noch organisierend wirke und nach einer wenn auch feinsten, leiblichen Ausgestaltung strebe, und dies geschehe eben im Ätherleib. Die Theosophie aber hat von jeher (von der altindischen bis herauf zur modernen) mit diesem Begriff als etwas Selbstverständlichem operiert. Auch Justinus Kerners: „Seherin von Prevorst“ spricht von einem Nervengeist im Sinne eines Astralleibes,⁴⁷⁾ während Görres zwischen geistiger, p l a s t i s c h e r und automatischer Seele unterscheidet⁴⁸⁾ und die plastische Seele wieder in höhere und tiefere, in Herz- und Nervenseele zerlegt.⁴⁹⁾ Er verwendet aber diesen Begriff nicht, wie man hätte erwarten sollen, zur Erklärung der Bilokation, für die er eine Reihe von Beispielen bringt,⁵⁰⁾ sondern stellt diese unter den Begriff der Telepathie und Realvision. Der Ansicht des Synesios von der Phantasie oder dem Seelenleib kommt vielleicht am nächsten der bekannte Philosoph und Konvertit Georg Daumer, der der Seele das wenn auch nur selten hervortretende Vermögen zuschreibt, ihre Vorstellungen und inneren Anschauungen unmittelbar zu realisieren, so daß dieselben auch äußerlich und sinnenfällig erscheinen und sich als reale Gegenstände dem Gesicht, Gehör und Gefühl kundtun. Er nennt das die e i d o l o m a g i s c h e Kraft der Psyche. Es ist ihm eine Art von Schöpferkraft, die man zur göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen rechnen kann, die sich zunächst bloß innerlich als produktives Vorstellungsvermögen, E i n b i l d u n g s - k r a f t , P h a n t a s i e betätigt und nur in dieser Form als allgemein menschliche Eigenschaft erscheint, auf diese Form jedoch nicht absolut beschränkt ist, sondern unter gewissen Umständen darüber hinauszugehen vermag. Es gäbe demnach eine magische, d. h. unmittelbare, Selbstrealisation der Psyche und Hinstellung eines persönlichen Ebenbildes in die Außenwelt.⁵¹⁾ Der wissenschaftliche Nachweis der Existenz eines Astralleibes bleibt der Forschung der Zukunft vorbehalten.

5. Sympathisch berührt endlich, daß Synesios die Theurgie als ein auf die Gottheit geübtes Zwangsmittel, also als etwas Unmoralisches, verwirft. Volkmann hat aber das Verhältnis von Wirkung und Ursache umgekehrt, wenn er meinte,⁵²⁾ Synesios habe sich, abgeschreckt durch das Verbot der Theurgie durch Theodosius, auf das Traumleben geworfen, um da den Reiz des

⁴⁷⁾ Vgl. Kerner, „Die Seherin von Prevorst“. 6. Aufl. Stuttgart 1892.

⁴⁸⁾ Mystik Bd. 1, S. 95 ff. (2. Aufl. 1879.)

⁴⁹⁾ A. a. O. S. 103.

⁵⁰⁾ A. a. O. Bd. 2, S. 579 ff.

⁵¹⁾ „Das Reich des Wundersamen und Geheimnisvollen“. Regensburg 1872. S. 35 ff. u. 51 ff. Vgl. dazu noch Daumer, „Das Geisterreich“ 1. Bd. S. 145 ff. und Podmore, „Phantasms of the living“ 2 Bde., London, Trübner 1886.

⁵²⁾ A. a. O. S. 144.

Aberglaubens und den Hang nach Mystik zu befriedigen. Nein, weil Synesios in sich die Gabe des Wahrtraumes vorfand, so hielt er dies für den gottgewollten Weg, mit der Gottheit in engere Beziehung zu treten, und brauchte schon deshalb keine theurgischen Mittel.

Meine Darlegungen hatten den Zweck, zu zeigen, daß durchaus nicht alles „Aberglaube“ ist, was Synesios in seiner Traumschrift vorgetragen hat, daß vielmehr eine Reihe wichtiger Beobachtungen seinen wenn auch wiederholt ins Phantastische gehenden Ausführungen zugrunde liegt, Beobachtungen, die gerade durch die moderne metapsychische Forschung bestätigt werden. Es wäre nachgerade absurd, die Realität von sog. okkulten Kräften der menschlichen Seele leugnen zu wollen. Dies wäre „Engköpfigkeit“⁵³⁾ und Köhlerungsglaube. Sehr gut hat einmal Du Prel diese supranormalen Kräfte der Psyche mit Flügeln verglichen, die der Seele anerschaffen sind, damit sie sich derselben dereinst in einem transzendenten Dasein bediene. Während des irdischen Daseins gebunden, regen sie sich doch zuweilen in außerordentlichen Zuständen und geben so Kunde davon, daß die menschliche Seele ein wundervolles Mysterium ist.

Die andere Seite der Welt.

Ein metaphysischer Roman,

besprochen von Dr. H ü b b e - S c h l e i d e n.

Dies ist der Titel des neuesten Werkes eines treubewährten Mitgliedes der Th. G., G e o r g K o r f in Hamburg.¹⁾ Er wird wohl den meisten unserer Leser als der literarische Pionier unserer gesamten auf das Übersinnliche gerichteten Bewegung bekannt sein, da er in Monatsschriften wie dem „Türmer“ und in Tagesblättern, wie sogar dem „Berliner Tageblatt“, wiederholt das Verständnis unserer Weltanschauung angebahnt und vertreten hat. Vielleicht ist er dadurch sogar noch mehr in weiteren als gerade theosophischen Leserkreisen bekannt geworden. Er ist ein hervorragendes Werkzeug derer, die uns führen.

In diesem neuesten Romane schildert Korf in spannender Weise die Einführung eines Geistesschülers durch einen Meister der Weisheit in die Seelenwelt jenseits unserer fünf Sinne. Vorbereitet wird der Leser dazu auf dem gewiesenen Wege durch Bekanntmachung mit den Tatsachen des Spiritismus in ihrer

⁵³⁾ Vgl. Walter-Schneider, „Der neuere Geisterglaube.“ Paderborn, Schöningh 1913. Einleitung.

*) Mit dem Titelbild von Walter Voß, 388 Seiten, im Verlag von Hermann A. Wiechmann in München erschienen; Pappband 6 Mk., Halblederband 8 Mk.

ganzen Trüglichkeit, aber mit dem Kern von Wahrheit, den sie doch enthalten. Die dann folgende Führung durch die jenseitige Seelenwelt, die „Astralwelt“, ist nicht etwa eine bloße Schilderung der Zustände, in denen sich die Menschen nach dem Tode auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und gemäß ihrer verschiedenen Unvollkommenheiten befinden, wie Dantes „Divina Commedia“; vielmehr zeigt sie, wie zunächst der Geistes- schüler selber ausgebildet wird, um das Gebiet der Seelenwelt ganz zu verstehen und sich frei und hilfreich in ihm bewegen zu können.

Dies wird alles ungemein interessant und ebenso lehrreich in lebendigen Bildern anschaulich erzählend dargestellt. All unser spirituelles Schauen und Wissen ist dabei geistvoll verwertet, und es ist ein ganz besonderer Vorzug dieser Schilderungen, daß sie in durchaus gemeinverständlicher Weise doch in naturwissenschaftlichen Formen dargestellt sind. Ausgestaltet ist das Ganze in begeisterter, schöner Sprache, und es ist durchweg getragen von hoher mystischer Ethik.

Es ist sehr viel wahre Liebe in diesem Romane. Der Verfasser aber hat glücklicherweise darauf verzichtet, irgend eine Liebesgeschichte hineinzuflechten, wie dies Bulwer, Jules Verne, Wells und alle geistesverwandten Schriftsteller noch nötig fanden. Diese herkömmliche Torheit, daß solche Alltagsgeschichten für jeden Roman und jede Novelle ein notwendiges Erfordernis seien, gründete sich doch nur auf die niedrige Gesinnung, daß Frauen sich in erster Linie für die Geschlechtsliebe interessieren und daß sie deshalb Erzählungen nicht lesen würden, wenn nicht diese auch darin behandelt werde. Darüber sind alle edlen Frauen weit erhaben; und es wäre nur beschämend, wenn hier solche niedrige Konzession gemacht worden wäre.

Der führende Meister wird als lebender Marsbewohner eingeführt — zweckmäßigerweise, weil der gewöhnliche Leser sich nicht denken kann, daß ein Jesus oder Buddha ihr eigenes Entwicklungsprodukt durch eine ungewöhnlich lange Reihe früherer irdischer Verkörperungen geworden sind. An das, was „weit her kommt“, glaubt der heutige Deutsche eher; da gestattet er alle möglichen Annahmen. Wichtiger als dies ist aber, daß in Korfs Schilderungen das göttliche Bewußtsein eines Meisters der Weisheit mehrfach ganz vortrefflich in begeisterten Worten dargestellt wird.

Eingeflochten ist in den Roman das Weltbild der theosophischen Anschauung, aber nicht dogmatisch, sondern philosophisch, gut begründend aufgebaut, durch anschauliche Bilder erklärt und mit den nötigen Erwiderungen auf etwaige Einwendungen versehen. Sollten einem Leser weitere Einwendungen berechtigt erscheinen, so wird er hier in den Stand gesetzt, sie sich

durch eigenes Nachdenken selber zu beantworten. Einige der philosophischen Erklärungen belehren über das Wichtigste besser und kürzer als ganze Bände von Schopenhauer.

Somit ist dieser Roman für alle gebildeten Leser höchst lehrreich, und er unterrichtet sie über das, was für die eigene Entwicklung das Nötigste ist. Ganz besonders wertvoll ist er für alle, die sich durch selbständiges Nachdenken befähigen wollen, über die Verhältnisse des Daseins jenseits unserer Fünfsinnenwelt sich eigene Urteile zu bilden. Daher ist auch dieses Werk die beste Propagandaschrift in allen Kreisen wirklich gebildeter Menschen, insbesondere für akademisch Gebildete; aber ebenso lehrreich wie auch unterhaltend ist es für die Theosophen, Okkultisten, Spiritisten, Mesmeristen, Hypnotisten und andere Geistesverwandte.

Es soll hier nicht auf Einzelheiten dieses umfassenden Werkes eingegangen werden. Nur das eine sei erwähnt, daß sich darin die bisher best einleuchtende Darstellung des Karma und der Art seiner Wirkung findet. Für Ärzte und andere Gelehrte sei als Beispiel auf die übersinnlichen Vorgänge verwiesen, wie sie sich in dem Experimentiersaale eines Vivisektors abspielen. Wer nicht von wirklich teuflischer Gesinnung ist, wird, wenn er dieses liest, nie wieder eine solche Vivisektion verbrechen. Ähnliches gilt von den übersinnlichen Vorgängen, wie sie bei Selbstmorden und bei Hinrichtungen stattfinden. In manchen, die dies lesen, mag doch die Erkenntnis aufsteigen, daß dies einfache Wahrheiten sind; und es wird in ihm ein Funke des Gewissens zu glühen anfangen. Diese ganze Einführung des Geistesschülers dient ihm zu der Vorbereitung für seinen Beruf als Lehrer im Dienste der „Meister“, die die Diener Gottes sind; und es wird schließlich darauf hingewiesen, daß dies alles nur die Einleitung zu einer neuen Weltperiode ist, zu der auch ein Weltlehrer mitwirken wird, der in Wort und Tat die Wege weist, wie wir unsere Kulturverhältnisse einrichten können, so daß allen Menschen eine bessere Förderung als bisher zuteil werde unter der Herrschaft von Gerechtigkeit und Liebe, Duldsamkeit und Brüderlichkeit, Religiosität und Innerlichkeit.

Geisterwelt und Seelenleben.

Von Hanna Vogt-Vilseck.¹⁾

Es liegt in den Ereignissen der Zeit, die in hunderttausende von Familien die Trauer um ein verlorenes Leben tragen, daß die Geistererscheinungen und der Geisterverkehr sich mehren. Besonders

¹⁾ Die sehr geehrte Verfasserin schreibt uns (dat. Gauting bei München, 6. XII. 15.) zu obigem ersten Beitrag aus ihrer bekannten Feder: „Ich weiß nicht, wie Sie sich zu meinem Aufsatz über das mir vom Herrn Verleger zugesandte Buch stellen werden, aber ich

in Fällen, wo ein inniges Verhältnis zwischen dem Toten und dem Lebendigen bestanden hatte, wird sich fast jedesmal eine gewisse Beziehung des Abgeschiedenen zum Lebenden noch nach dem Tode des Ersteren einstellen, indem er etwa sein Hinscheiden der Schwester, der Mutter oder Gattin in einer gewissen Weise meldet oder sogar in vielen Fällen die Verstorbenen zu den Lebenden, die medial veranlagt sind, in Geisterverkehr treten. —

Wer sich mit diesen Dingen je einmal näher befaßt hat, dem ist es ohne weiteres klar, daß in solchen Vorgängen und Beziehungen ganz eminente Gefahren für unsere geistige und körperliche Volksgesundheit liegen, und man muß Herrn Georg Sulzer, dem bekannten Spiritisten, großen Dank dafür wissen, daß er in seiner Schrift „Licht und Schatten der spiritistischen Praxis“ offenkundig legt, wohin die Reise geht, wenn sich ungeeignete Personen mit solchen Dingen befassen.

Ich übergehe zunächst, was Sulzer uns in seinem Buche über verschiedene Mitteilungen in Geistersitzungen erzählt, obwohl es in vieler Beziehung lehrreich ist. Besonders, was er im Absatz: „Offenbarungsspiritismus usw.“ über die Vatermediumschaft einer jungen Dame mitteilt, ist von höchstem Interesse. Besonders die erste Kundgebung ist von stilistisch hervorragender Schönheit und auch der Inhalt ist bemerkenswert. Aber gerade das Ende dieser Mediumschaft ist ein Beweis dafür, welchen Ausgang in den meisten Fällen solche Manifestationen nehmen.

Es steht auch außer allem Zweifel, daß die Mitteilungen Lavater's durch das Medium Frau M. von großem objektivem Werte sind, doch sind sie nicht derart übersinnlich, daß der vernunftbegabte und denkgewohnte Mensch nicht von selbst über kurz oder lang zu denselben Resultaten auf Grund eigener Erfahrungen, bzw. der Wirkung der Intuition dazu gelangen würde.

Nach meiner Ansicht ist es immer nur Geistern mit Begriffen,

meine, man sollte auch einmal eine Stimme in den Spalten Ihrer Zeitschrift hören, die wohl aus Erfahrung die Sache kennt, aber sich dennoch nicht zu ihr stellen kann. Ich habe erst wieder in meinem Freundeskreis ein recht unliebsames Vorkommnis dieser Art zu konstatieren: es ist ein junger Philosoph, der nach meiner Meinung in der Gewalt eines Dämon sein muß, ja ich habe davon aus seinem eigenen Munde und aus seinem letzten Briefe augenscheinlichen Beweis und Bekenntnis. — Etwas anderes kann ich vorerst nicht schreiben, weil alles, was ich schreibe, in meiner Erfahrungswelt fußt und nur deshalb frisch und überzeugend wirkt. Mit recht freundlichen Grüßen und deutschem Handschlag H. V. V.“

Wir freuen uns, eine so hochgebildete Dame als neue Mitarbeiterin begrüßen zu dürfen. — Gehaltvolle Gedichte der Verfasserin sind im Verlage von Oswald Mutze unter den Titeln: „Leben und Weltall“ (74 S.) und „Vom Baume der Erkenntnis“ (72 S.) zum Preise von zus. M. 2.—, in Leinen geb. M. 3.— erschienen.

Red.

die unserer derzeitigen (nicht medialen) Fassungs­möglichkeit im allgemeinen entsprechen, möglich, sich mit uns auf solche Weise zu verständigen. Die hoch- und höchstentwickelten Geister sind sehr wahrscheinlich in einem Grade unserer Erden­sphäre entrückt, daß ein Verkehr mit ihnen nicht mehr möglich ist. So ist denn der Wert solcher Mitteilungen immerhin fraglich, der objektive sowohl, als auch der subjektive. Der objektive, weil die daraus gewonnenen Anschauungen und Begriffe nicht empirisch befestigt sind, also bei nächster Gelegenheit schwankend werden können, dann auch, weil ein denkgeschulter Mensch durch Empirie und Intuition viel sicherer zu diesem Wissen kommt. Der subjektive Wert ist aber noch fraglicher, weil ein wirklicher Wert eines solchen Verkehrs für unser Seelenleben in den seltensten Fällen erstehen wird, dagegen die Gefahr für unser seelisches Gleichgewicht eine ungleich größere ist, als der mögliche Gewinn.

Dazu kommt, daß der jeweilige Geist, der mit uns verkehrt oder verkehren möchte, alle seine irdischen Begriffe hinübergenommen hat, ob geklärt oder ungeklärt. Und daß, nach Aussage der Geister selbst, es höhere Sphären gibt, die ihnen noch nicht zugänglich sind, selbst wenn sie schon auf einer höheren Stufe stehen, als die niederen Geister. Sie können uns also nichts darüber mitteilen, welcher Art die höheren und höchsten Stufen unserer geistigen Entwicklung sein werden, weil sie selbst wohl über das mediale Begriffsvermögen hinaus uns Mitteilungen aus der übersinnlichen Welt geben können, aber nicht über ihr eigenes Vermögen hinaus. Und wenn sie uns wirklich neue Dinge sagen, so wissen wir niemals, wo die Wahrheit aufhört und der Irrtum des „Geistes“ anfängt, denn er nahm ja auch Irrtümer in seinen Vorstellungen der Dinge mit hinüber.

Lese jeder das Buch Sulzer's²⁾ selbst und er wird auf die Richtigkeit dieser Behauptung kommen, wenn er die einzelnen Geistermitteilungen miteinander vergleicht. Wie prachtvoll und gediegen legt nicht der Mönchsschreiber durch das Medium Elmiger, der ein mittelmäßig gebildeter Schauspieler war, seine Ansichten über Erziehung und Universum nieder! Wie unsinnig muten daneben die Offenbarungen des Vatermediums Frz. Schumi, eines slovenischen Zuckerbäckers, an. Wie poesievoll religiös spricht nicht der Geist durch jene junge Dame, die ich bereits erwähnte. Und doch, aus keiner von all diesen Mitteilungen spricht eine außerordentliche Weltanschauung, die den Grund zu einer neuen Philosophie, zu neuen Staatsideen usw. legen könnte. Denn hierzu

²⁾ „Licht und Schatten der spiritistischen Praxis nebst Angabe von Mitteln zur Verhütung und Wiedergutmachung von schädlichen Folgen.“ Auf Grund eigener Erlebnisse von Georg Sulzer, Kass.-Gerichtspräsident a. D. in Zürich. Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. 268 Seiten. Preis 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

gehört die reine Gedankenarbeit eines logisch arbeitenden Gehirnes, das aus der materiellen Welt seine Vorstellungen zieht und in der transzendentalen Welt und seiner eigenen Intuition neue Gesetze findet. Nur hieraus gehen die lebensfähigen Offenbarungen hervor, auf solche neue Ideen lassen sich neue Welten aufbauen und wahrhaft schöpferische Kraft steht hinter solchen Bauten der menschlichen Geisteswelt, die der Geisterwelt so fremd sind, wie die Tat es gegenüber einer imaginären Welt immer ist.

Was nun die Eingangs erwähnte Gefahr für unsere psychische und physische Volksgesundheit und -kraft betrifft, wenn der Geisterverkehr zu einer allgemeinen Gewohnheit ausarten sollte, so will ich in Folgendem noch einmal an der Hand von Sulzer's Buch darauf hinweisen, daß ein solcher Verkehr für das Seelenleben des Einzelnen sowohl, als für die Gesamtheit von keinem Vorteil, viel eher von Nachteil wäre. Auch Sulzer erkennt dies an und verlangt, daß der Geisterverkehr nur höheren Zwecken dienen dürfe, d. h. zu einer höheren Förderung der Geister sowohl, als auch der Medien und Zirkelteilnehmer. In welchen und wie vielen Fällen ist diese Forderung aber erfüllt? — Es ist anzunehmen, daß Geisterverkehr in vielen Zirkeln gepflogen wird, die rein materialistische Ziele verfolgen, und selbst bei geistigen Zielen wird nicht selten der Bogen des Mediums durch die nur zu oft überlegenen Geister überspannt, bis er — reißt. Wie oft es vorkommt, daß die betreffenden Medien der Besessenheit verfallen, indem sie immer und überall von Geistern verfolgt werden, auch davon erzählt uns Sulzer in interessanter Weise in seinem Buche. Und ebenso davon, daß in den meisten Fällen sogar der Verkehr mit guten Geistern aufgegeben werden mußte, um zu verhüten, daß das Medium dem Irrenhaus verfiel, oder seine Gesundheit ruinierte.

Wenn nun solchermaßen der Geisterverkehr mit so schweren Gefahren für Leib und Seele verbunden ist, welcher Gewinn bleibt dabei für unser Geistesleben, dessen Gewinn oder Verlust bei allem unserm Tun und Lassen als unverrückter Zeiger vor unserm Gewissen stehen muß? — Kein Gewinn von solcher Bedeutung, daß man zu einem Verkehre raten könnte, dagegen Gefährlichkeiten, die den Rat erfordern: Ihr alle, die ihr medial veranlagt seid, hütet euch nach Möglichkeit vor der Scylla und Charybdis dieser Gewässer, in die ihr euer Lebensschifflein steuert! —

Hier spielt eine Welt in die unsere herein, mit der wir nur durch unsichtbare Fäden verbunden sind, und wir betreten einen unsicheren und schwankenden Boden, wenn wir uns in dieses Gebiet begeben. Die Vorsehung hat uns mit zwei irdischen Füßen auf diesen Planeten gestellt und unsere Aufgabe ist es, dieser irdischen Sphäre gerecht zu werden, ohne dabei die übersinnliche

zu vernachlässigen. Ja, die irdischen Mängel und Leiden sind dazu da, unsere Unvollkommenheiten abzuschleifen, unsere Gedankenkraft anzutreiben und in Bewegung zu erhalten. Wir alle haben auf Erden eine Sendung zu erfüllen, im Großen wie im Kleinen. Und Gott gab uns in unserem höheren Geistvermögen die Mittel in die Hand, seiner göttlichen Absicht gerecht zu werden. Die Geister unserer Abgeschiedenen vermögen uns keinen Schritt vorwärts zu helfen, den wir nicht aus unserer eigenen Kraft über kurz oder lang zu tun vermöchten. Nur indem wir unseren Erdenpflichten nachzukommen trachten und unser Leben, sei es noch so schwer, in Einklang zum Universum zu bringen vermögen, erreichen wir jene hohe Stufe, die sich auf dieser Erde erreichen läßt. Was nicht in unserer Erfahrungswelt begründet ist, was uns nicht im Notfalle die Intuition (das ist die eigene Erfahrung aus früheren Leben) als weisen Rat in Form der „inneren Eingebung“ bringen kann, das kann uns der Verkehr mit der Geisterwelt kaum als dauernden Wert schenken. —

In uns selbst wohnt die Kraft, die Kraft der Werke. Und nur, wenn wir unablässig unser Inneres ausbauen, werden wir fähig, die echte Stimme Gottes in uns und außer uns zu hören. Hierzu ist kein Drittes, das doch auch der Geisterverkehr ist, nötig, — es kann uns in jedem Falle in der gesetzmäßigen Entwicklung unserer Persönlichkeit nur stören. Jene Entwicklung, die auf Erfahrungen in der sinnlichen Welt begründet, in der Gedankenarbeit sich mit der übersinnlichen Welt auseinandersetzt. Hier kann unser Seelenleben, weil es sich positiv betätigt, nur gewinnen, während es sich bei der Passivität, die eine Mediumschaft doch erfordert, über eine Weile schwere Schädigungen davon tragen kann, die öfter, als man zu glauben geneigt sein wird, stattfinden. Unsere Psychiater und Nervenärzte können davon erzählen.

„Wer sich mit der Geisterwelt einläßt, muß daher stets mit der Möglichkeit rechnen, daß er irgend einen körperlichen Schaden oder sonstigen Nachteil erleiden könnte,“ schreibt Sulzer am Schlusse seines Buches. Aber er setzt auch hinzu: „Allein, wer tadelt denjenigen, der um einen Menschen vom Leibestode zu retten, sich selbst in Lebensgefahr begibt?“ — Und weiter: „Auch die exakte Wissenschaft fordert ihre Opfer!“

Nun, ich meine, hier ist ein Unterschied. Eine augenblicklich sinnfällige Gefahr ist immer eine *wirkliche*. Doch wenn ich einem abgeschiedenen Geiste, der vielleicht unter meinem Geistesvermögen steht, auf medialem Wege Belehrung und Förderung bringen soll, wie Sulzer zwar sehr fesselnd, aber nicht überzeugend auseinandersetzt, so ist das ziemlich imaginär und es lohnt sich doch kaum, daß ich eine so unwirkliche Handlung und Absicht mit meinem geistigen Gleichgewichte oder meiner körperlichen Gesundheit bezahle. Und wenn ich mein Leben im Interesse einer

exakten Wissenschaft aufs Spiel setze, so ist das immer noch eine realere Basis, auf der ideale und reale Möglichkeiten und Wirkungen für das Wohl der Menschheit ruhen.

Bleiben wir dabei: Lernen wir das Leben leben und die übersinnliche Welt denken und erkennen. Lernen wir uns in unerbittlicher Selbsterziehung innerlich zu erhöhen, so bedürfen wir der Ratschläge aus der Geisterwelt nicht, — um so weniger, als wir diese teuer mit unserer Gesundheit und unserer Freiheit bezahlen dürften. Denn auch in der Freiheit wird der Mensch behindert, läßt er sich erst einmal mit Geisterdiktionen ein. Er erfüllt nicht mehr seinen Willen, der, auf Erkenntnis des Notwendigen basierend, immerhin frei zur Geltung kommt, sondern er handelt nach dem Willen und der Erkenntnis eines abgeschiedenen Geistes, von dessen Wahrhaftigkeit uns nichts mehr überzeugen kann, außer dessen eigene Versicherung, die nicht mehr und nicht weniger als unsern guten Glauben erfordert. So gerät der Geisterseher immer mehr in ein abhängiges Verhältnis zu einer imaginären Welt und wird nicht selten zum Spott aller freiheitlichen Begriffe. Wie mancher mag in der Stille seines Herzens unter einem solchen Banne ausrufen: „Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Zur Psychologie des Weltkrieges.

Von H. Hänig, (Zwickau).

Große Ereignisse werfen, wie der Volksmund sagt, ihren Schatten voraus, so wird auch der Weltkrieg, den wir gegenwärtig erleben, nicht nur lange Zeit auf die Zukunft deutscher Literatur bestimmend, ja sogar entscheidend einwirken, sondern er hat auch schon vor seinem Ausbruch das Thema zu einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen geliefert, die je nach der Nationalität des Verfassers und dem Ausgangspunkt ihrer Betrachtungsweise die verschiedensten Meinungen über seinen Verlauf zum Ausdruck gebracht haben. Interessant ist aus dieser Literatur unter anderem die Behauptung, der moderne Krieg habe sich schlechthin selbst überlebt, denn die Anwendung der modernen Riesengeschütze müsse zur Folge haben, daß der Einzelwille schlechthin ausgeschaltet werde und die Fronten müßten eine so große Ausdehnung annehmen, z. B. von Berlin bis Frankfurt a. M., daß von einem eigentlichen Kampfe gar keine Rede sein könne. Wir haben nun das Unglaubliche erlebt: unsere Front erstreckt sich nicht

nur in einer Entfernung wie die vorhin angegebene, sondern noch viel weiter; im Westen von Ostende bis nach Basel und im Osten von Riga bis zum roten Meere, ohne daß selbst hier sogar einer noch weiteren Ausdehnung Grenzen gesetzt wurden. Auch das andere Moment ist in noch größerem Maßstabe als man erwartet hatte, eingetreten: die Wirkung unserer großen Mörser und der Maschinengewehre hat alle Begriffe überstiegen und trotzdem stehen sich, wenigstens im Westen, die Gegner nach Jahresfrist, gleich einer ehernen Mauer, noch gegenüber. Nur das eine steht fest, das sich aus dem Vorhergesagten von selbst ergibt: die ganze Psychologie des Krieges ist heute eine andere geworden, wo sich statt der Tausende, Millionen gegenüberstehen, und die Folgen davon dürften auch auf die zukünftige Gestaltung der europäischen Kultur nicht ohne Einfluß sein.

Derjenige Faktor, der hier in erster Linie in Betracht kommt, ist der große Einfluß, den die Massensuggestion auf die moderne Kriegsführung hat. Zwar rückt das moderne Heer nicht mehr wie im Altertum in geschlossenen Reihen an, wie es etwa die mazedonische Phalanx war, sondern in Reihen aufgelöst in der Schützenlinie, um vor allem besser gegen die mörderische Wirkung der Maschinengewehre geschützt zu sein, aber die Wirkung der modernen Geschütze auf die Nerven, sowie die ganze militärische Ausbildung sorgen schon von selbst dafür, daß diese Wirkung eintritt und auch noch im Verlauf des Einzelkampfes zur Geltung kommt. Auf Massensuggestion zielt ja im Grunde genommen unsere ganze militärische Durchbildung hin, wo dann an Stelle der freien Handlungsweise des einzelnen die mechanische Tätigkeit gesetzt wird, so daß der einzelne ganz in der Masse aufgeht und die Masse wiederum an der Hand genialer Heerführer, wie wir sie zum Glück in diesem Kriege in Deutschland haben, im Stande ist, wie eine große Einheit zu arbeiten. Das ist die „stumpfsinnige Methode“, um die uns besonders die Russen so beneidet haben. So ist es oft vorgekommen, daß der einzelne, wenn er die sichere Deckung des Schützengrabens verließ, einen anderen mit fortriß und dieser einen dritten, so daß sich eine ganze Reihe in Bewegung setzte, in der es kein Zurück mehr gab. Ein eigenümliches Licht auf diese Vorgänge wirft unter anderem auch das Verlangen unserer Feldgrauen, sich während des Sturmangriffes eine Cigarette anzuzünden; der betreffende wollte seine Aufmerksamkeit, wie mir ein Verwundeter erzählte, von den Vorgängen um sich her auf sich selbst ablenken, also in anderen Worten ausgedrückt, er wurde gewissermaßen von der Massensuggestion getragen und suchte unwillkürlich in dieser dahinfließenden Bewegung nach einem Halt, den er in diesem Fall in einem Vorgang an sich selbst fand. Die Sicherheit, die der einzelne in dem eigenen Artilleriefeuer findet, das ihn hinter der Front deckt, tut hier Wunder,

bis sich die Bewegung der Reihen in dem Einzelkampfe um die Schützengräben auflöst, wo die persönlichen Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade den Ausschlag geben, aber auch das nur mit Einschränkung, da auch hier noch das Artilleriefeuer bis zur Ausschaltung des Einzelwillens führen kann, wie das gerade in der letzten Champagneschlacht häufig der Fall gewesen ist. „Wir wußten überhaupt nicht mehr, wo unsere Stellung war, ob sie vorwärts oder rückwärts lag, es ging alles durcheinander“, so beschrieb ein Verwundeter seine Eindrücke aus dieser Schlacht und zahlreiche Berichte, die in den deutschen Zeitungen darüber erschienen sind, reden dieselbe Sprache. So ist allein die angesichts der furchtbaren Wirkung unserer Maschinengewehre fast ungeheuerlich anmutende Tatsache zu erklären, daß in der großen Schlacht in der Champagne im Sommer 1915 die Franzosen teilweise in Rotten und mit fliegenden Fahnen anrückten, bis sie durch das Feuer der deutschen Maschinengewehre vernichtet wurden; so ist auch aus derselben Schlacht die Tatsache zu verstehen, daß eine Abteilung Franzosen, nur aufs notdürftigste bekleidet, in einen deutschen Schützengraben geriet, und anstatt sich dort zu ergeben, nicht eher ruhte, als bis die letzte Patrone verschossen und der letzte Mann gefallen war. Auch plötzliche Aenderungen in der Witterung vermögen ähnliche Wirkungen hervorzubringen, was geniale Feldherren von jeher erkannt haben; wer denkt dabei nicht an die berühmte Schlacht a. d. Moskwa im Jahre 1812, wo Napoleon die plötzlich aus dem Gewölk hervorbrechende Sonne dazu benutzte, um in seinen Soldaten die größte Siegeszuversicht zu erwecken? Solche Massensuggestionen verbreiteten sich auch gelegentlich in der Etappe, wengleich hier die Verhältnisse ungleich einfacher waren: so hatte das plötzliche Erscheinen einer „Gulaschkanone“ auf dem Kasernenhofe einer kleinen Garnison hinter der Westfront zur Folge, daß alle von dem plötzlichen Gedanken des Aufbruchs ergriffen wurden und einige schon einpackten, bis Gegenbefehle eingetroffen waren. —

Noch auf einige andere Eigentümlichkeiten sei hier hingewiesen, vor allem auf das merkwürdige Widerspiel zwischen Todesfurcht und Lebenstrieb, das sich von selbst für die Psychologie der Kämpfenden ergibt. Eine Anwandlung von Todesfurcht muß ja selbst den Stärksten und Mutigsten befallen, wenn es zum Gefecht geht, aber daneben setzt sich auch der Lebenstrieb mit aller Gewalt durch und das Verlangen, sein Leben bis aufs äußerste zu verteidigen. So kann es im Augenblicke der höchsten Feuersteigerung im modernen Kriege vorkommen, daß der einzelne, der um sich herum seine Kameraden fallen und vor und hinter sich das Verderben sieht, sich gewissermaßen in der Schwebe zwischen Diesseits und Jenseits befindet, so daß sich auch während des Weltkrieges öfters Erscheinungen ereignet haben, wie man sie be-

sonders bei Sterbenden und im Augenblick höchster Spannung befindlichen Persönlichkeiten beobachtet haben will; der Betreffende kündigt sich besonders im Augenblick seines Todes seinen Lieben in der Heimat an, d. h. es fand zwischen ihnen eine geistige Verbindung statt, über die wir noch nicht im einzelnen aufgeklärt sind. Auch bloße Gesichts- und Gehörshalluzinationen treten in Folge der Ueberreizung der Nerven in solchen Momenten auf: der Telegraph drahtet, daß an einer Stelle die Franzosen im Anzuge seien, aber im nächsten Augenblick wird schon die Täuschung offenbar, da die Meldung nur ein Trug der Sinneswerkzeuge verursacht hat.

Trotz alledem muß besonders bei solchen, die längere Zeit den Felddienst versehen haben, gegenüber allen diesen Eindrücken eine gewisse Gleichgültigkeit eintreten. Das Bild, das man öfters sehen konnte, daß eine in der Nähe einschlagende Granate unsere Feldgrauen in ihrem Unterstande nicht im geringsten aus ihrer Ruhe zu bringen vermag, beruht durchaus nicht auf Erdichtung: der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit auch an das Schlimmste, und es sind nicht zum geringsten Teil wieder die Nerven daran schuld, die besonders nach Tagen der äußersten Anspannung leicht einer gewissen Erschlaffung verfallen, die aus der Ueberanstrengung nur allzuleicht erklärlich ist. „Mein Bruder kam am Heiligenabend zu Besuch, verschlief den ganzen ersten Feiertag und war auch am zweiten nicht munter zu bringen, am dritten fuhr er wieder ab:“ dieser treuherzige Bericht über den Weihnachtsurlaub eines Feldgrauen spricht hier mehr als alles andere. Wie oft ist es vorgekommen, daß Soldaten unter dem stärksten Kanonenfeuer eingeschlafen und vielleicht von diesem Schläfe in den ewigen hinübergegangen sind; nur das andauernde Artilleriefeuer, wie es bei dem 50 stündigen Trommelfeuer in der Champagne im Sommer 1915 der Fall gewesen ist, hat auch hier die Wandlung zu schaffen und selbst die in anhaltender Spannung zu erhalten vermocht, die längst über das erste Stadium des Kanonenfeuers hinweggekommen waren.

Die Folgen aus alledem ergeben sich, um das Ganze nochmals kurz zusammen zu fassen, von selbst: der Mensch ist im modernen Kriege, wie wir ihn eben jetzt erleben, mehr als je ein Rad in der gewaltigen Maschine der Technik, die heute die Kriegsführung beherrscht. Es scheint hier eine Höhe eingetreten zu sein, für die es schlechterdings keine Steigerung mehr gibt, und die Stimmen mehren sich, daß das Zeitalter der Technik sich in gewisser Weise überlebt d. h. sich selbst überboten hat, und daß, psychologisch gesprochen, das kommende Zeitalter eher ein Zeitalter des Gefühls als des Verstandes sein wird, in dem die Imponderabilien wie überhaupt die ganze religiöse Gefühlswelt wieder den ihr gebührenden Platz einnehmen wird, der ihr bisher durch die rein verstandesmäßig ausgebildete Technik streitig gemacht wurde. Daß gerade Deutschland in dieser neuen Zeit dazu berufen ist, eine

führende Rolle zu spielen, das empfinden auch die ahnend, die nicht selbst Gelegenheit haben, selbsttätig an der Front mitzuwirken; und es ist nur zu hoffen, daß auch der Okkultismus, dieser so wichtige Faktor in dieser Neugestaltung der Dinge, hier die nötige Anerkennung und Beachtung finden möge.

Kurze Notizen.

a) Zum 80. Geburtstag eines Vorkämpfers für Geisteswissenschaft und Völkerluck. Am 6. März d. J. feiert einer unserer ältesten und verdientesten Mitarbeiter, Dr. med. phil. scient. et lit. Eduard Reich, in seltener Geistesfrische, wovon auch der diesem Heft gütigst eingesandte Beitrag zeugt, seinen 80. Geburtstag. Geboren am 6. März 1836 zu Sternberg in Mähren (Strimelice na Moravje) besuchte Reich das Gymnasium in Olmütz (Holomouce), sodann die Universitäten Jena, Marburg, Göttingen, wo er zunächst Medizin studierte, zum Doktor promovirte und das medizinische Staatsexamen machte. Weiterhin widmete er sich mit Vorliebe und mit der Begeisterung des echten Jüngers selbstloser Wissenschaft philosophischen, staatswissenschaftlichen und besonders anthropologischen Studien, nach deren vorläufigem Abschluß er sich zunächst als Dozent (professeur agrégé) an der Universität Bern niederließ. Später machte er die Bekanntschaft des geistreichen Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, der ihn zu seinem Bibliothekar ernannte, schied aber aus Liebe zu unabhängiger wissenschaftlicher Tätigkeit bald wieder aus dem Staatsdienste aus, um sich als Privatmann ausschließlich der Pflege der höchsten Interessen der Menschheit zu widmen und ungestört von fremden Einflüssen die reine Wahrheit zu erforschen. Seine Wege entfernten sich dabei immer weiter vom ausgetretenen Geleise der offiziell anerkannten Schulwissenschaft, so daß er schließlich mit der schroffen Originalität seiner überzeugungstreuen Anschauungen isoliert dastand. Unbefangene Beurteiler seiner Lebensarbeit, auch in ärztlichen Kreisen, lassen ihm den Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher speziell die Hygiene in ihrer Gesamtheit als Philosophie, staatliche und medizinische Wissenschaft auffaßte und systematisch bearbeitete. Zugleich war er unermüdlich für Völkerfrieden auf vernunftgemäßer, allen gerechten Ansprüchen der einzelnen Gruppen Rechnung tragender internationaler Grundlage tätig und bekämpfte mit den schärfsten Geisteswissenschaften den „heiligen Egoismus“, dessen traurige Früchte im Völkerleben in abschreckendster Form der jetzige furchtbare Weltkrieg zeigt. Reichs Metaphysik umfaßt Philosophie, Religion, Sozialwissenschaft, Heilkunde und Pädagogik. Nachdem er dann seinen Wohnsitz nach Holland und von dort später nach Belgien (La Panne-Bains) verlegt hatte,

wurde er von einer centralamerikanischen Universität zum Ehren-Professor der Philosophie ernannt. Die ihm schon früher von gelehrten Gesellschaften zuteil gewordenen sonstigen Ehrungen hier aufzuzählen, würde zuviel Raum beanspruchen; seine zahlreichen Schriften umfassen eine ganze Bibliothek. Wir verweisen Interessenten auf die vom Verlag von O. Mutze zum Preise von M. 1.— zu beziehende Zusammenstellung, die unter dem Titel: „Ordnung der Natur und Leben und Kultur. Welten und Wesen, Dasein und Streben, Zwecke und Ziele, von Eduard Reich“ (72 S., 25 Bde. umfassend) schon 1902 erschienen ist. Durch die Schrecken des Krieges aus Belgien wieder vertrieben hat der Jubilar nunmehr in Muiderberg in 't. Gooi nächst Amsterdam eine Zufluchtsstätte für weitere literarische Tätigkeit gefunden. Möge der ausgezeichnete Mann, der durchaus selbständige, unerschrockene Denker dort einen dauerhaften Weltfrieden und die Morgenröte einer besseren Zeit erleben, welche die Völker in richtiger Erkenntnis ihres wahren Wohles und der heiligen Interessen der gesamten Menschheit hoffentlich zur Vernunft zurückführen wird. Wir wünschen ihm von Herzen einen heiteren Lebensabend und noch reichliche Gelegenheit zu segensreichem Schaffen für die Menschheit.

b) Eine merkwürdige Todesahnung findet sich in dem Büchlein „Vom Wiedersehen nach dem Tode“ (vgl. die Besprechung im vor. Heft S. 100) erwähnt. Der Verf. schreibt dort: „Einen Fall aus dem Weltkriege hat mir durch einen Frontoffizier der Divisionspfarrer Sch. vom Stabe der 13. Division berichten lassen: In unserem Stabe war der lebensfrohe Leutnant Freiherr von W. M. von den 8. Husaren kommandiert. Am Abend des 11. Sept. 14 — es war nach der Marneschlacht — sagte er, schweigsam geworden, plötzlich zu mir: „Ich will beichten; morgen werde ich sterben.“ Erstaunt verabredete ich mit ihm zu der heiligen Handlung die Frühe des folgenden Tages. Am andern Morgen wurde von der Front her unerwartet heftiges Infanteriefeuer vernehmbar. Ich eilte, um meines Amtes zu walten, nach vorn. Da kam Leutnant von W. M. hinter mir dreingesprengt: „Herr Pfarrer,“ rief er mir zu, „meine Beichte. Heut muß ich sterben.“ Wir knieten auf freiem Felde nieder und ich erteilte ihm die Lossprechung. Dann gab er mir die Hand und ritt zum Stabe zurück. Als ich nachmittags selbst wieder dort anlangte, war es geschehen: ein Schrapnell hatte den jungen Offizier hinter der Front getötet.“ — Zu einem von uns schon früher berichteten Fall von zweitem Gesicht setzt Verf. bei: „Sehr richtig bemerkt Fechner: „Die Wunder des Hellgesichts, der Ahnungen und vorbedeutenden Träume sind lauter Fabeln, wenn der jenseitige Leib (d. i. die fortdauernde Kraft des Persönlichen) und das jenseitige Leben Fabeln sind; sonst Zeichen des einen und Vor-

zeichen des andern. Was aber Zeichen hat, ist da, und was Vorzeichen hat, wird kommen. Doch sind es keine Zeichen diesseitigen gesunden Lebens. Die Blüte gedeiht nicht, die man vor der Zeit aufbricht. Und ob man den Glauben an das Jenseits durch den Glauben an diese Spuren seines Hineinleuchtens in das Diesseits unterstützen kann, so soll man ihn doch nicht darauf bauen. Der gesunde Glaube baut sich auf Gründen auf und schließt sich ab in höchsten Gesichtspunkten des gesunden Lebens, indem er selbst zu seiner Gesundheit und zum Abschluß seiner höchsten Gesichtspunkte gehört.“

c) Tierschutz im Felde. Dem unter dem hohen Protektorat des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich arbeitenden „Grazer Tierschutzvereins (Geschäftsstelle: Wielandgasse 19) wird mitgeteilt, daß ein Etappengruppenkommando anlässlich vorgekommener Mißhandlungen der im Zugschubdienste verwendeten Tiere von ihren Führern, folgenden Befehl erlassen hat: „Diesem nicht zu rechtfertigenden, auf Gefühllosigkeit und Roheit einzelner Tragtierführer hinweisenden Vorgang ist seitens aller Kommandanten von Formationen, denen Tragtiere zugewiesen sind, mit den schärfsten Mitteln entgegen zu treten. Die Tragtierführer sind eingehend zu belehren und von den Transportkommandanten überwachen zu lassen. Eine Mißhandlung der Tiere ist ihnen auf das strengste zu verbieten. Sollten trotz dieses Verbotes Tragtierführer (Soldaten, beeidete Landsturmmänner) sich weiter dieser Übertretung schuldig machen, so sind dieselben militärgerichtlich wegen Verbrechens wider die Zucht und Ordnung nach § 269 des Militärstrafgesetzes zu belangen, selbst wenn keine Beschädigung des Tragtieres erfolgt ist.“ Es ist das gewiß ein erfreulicher Beweis vom Geiste echter Humanität — auch gegenüber der stummen Kreatur, — von welchem unsere oberste Heeresleitung erfüllt ist.

d) Das Preisausschreiben der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene: „Bringt materielles und soziales Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung?“ war infolge des Krieges auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Nunmehr ist der Einlieferungstermin auf den 31. Juli 1916 festgesetzt worden. Es sind zwei Preise von 800 und 400 M. ausgesetzt. Einsendungen sind an die Geschäftsstelle der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, zu Händen des Herrn Ulrich Platz in Schlachtensee-Berlin, Albrechtstraße 19 25, zu richten. Die Bedingungen des Preisausschreibens sowie sonstige aufklärende Drucksachen können von der genannten Gesellschaft bezogen werden.

e) Neuer Erfolg eines Rutengängers. Der Brunnen für die städtische Gasanstalt in Zerbst war versiegt. Die Direktion des Gaswerkes zog den Quellenfinder Richard Kleinau in Cöthen i. A. hinzu, um den Brunnen und weitere Terrains nach Quellenläufen mittels seiner Metallwünschelrute zu untersuchen.

Herr R. Kleinau stellte an der rechten Seite im Brunnen mit 10 m Höchsttiefe unter der Brunnensohle einen starken Quellenlauf fest. Die Bohrung und Erschließung wurde nach Vorschrift des Herrn R. Kleinau vorgenommen und ergab ein sehr erfreuliches Resultat. Trotz angestellten Dauerpumpens mit Maschine war die Quelle nicht zu erschöpfen. („Berl. Tagebl.“, 15. Dez. 1915.)

Briefkasten.

Lehmann, Kötzschenbroda (bei Dresden.) — Da aus Ihrer Anfrage leider nicht hervorgeht, ob Sie Herr oder Frau oder Fräulein sind, indem Sie nicht einmal Ihren werten Vornamen beisetzen, kann ich nur „geistweise“ an Sie antworten. Ueber die körperlichen Empfindungen der Sterbenden ist auch in den „Psychischen Studien“ schon manches — teils von Aerzten, teils von Wiedergenesenen, teils auch angeblich von Verstorbenen veröffentlicht worden; es ist mir aber unmöglich, Ihnen das zusammenzusuchen, dazu habe ich weder Zeit, noch die erforderliche Kraft (ich bin schwer nervenleidend und war in letzter Zeit überdies an akutem Muskelrheumatismus vier Wochen bettlägerig, so daß ich mit dem Rest meiner physischen Kraft sparsam umgehen muß). Ich kann Ihnen also nur in Kürze mitteilen, was ich teils aus eigener Beobachtung am Sterbelager von Angehörigen, teils aus Zeitungsnotizen in Erinnerung habe. Offenbar ist der Zustand je nach der Körperbeschaffenheit und dem Temperament der Sterbenden ein sehr verschiedener. Völlig schmerzlos stirbt man bekanntlich beim Schlaganfall (Herz- oder Gehirnschlag). Auch sonst ist nach ärztlicher Ansicht mit Sicherheit anzunehmen, daß im Augenblick des Sterbens selbst immer Bewußtlosigkeit eintritt, also nichts mehr empfunden wird. Häufig geht aber diesem letzten Augenblick, besonders nach langwierigen Krankheiten (z. B. bei Asthmatikern, zu denen ich leider selbst gehöre,) und bei zäher Lebenskraft langwieriger und oft sehr schwerer Todeskampf voran; die sog. Agonie kann dann Stunden, ja Tage lang dauern und äußerst qualvoll sein, so daß die Sterbenden um Erlösung schmachten und sie zu betäuben, bezw. zu töten bitten, „Sterben ist nicht leicht“, hörte ich selbst schon von solchen äußern, die verhältnismäßig schnell endeten. — Was die angeblichen Mitteilungen Verstorbener betrifft, die durch „Medien“ erlangt werden, so ist man bekanntlich dabei niemals ganz sicher, ob es sich wirklich um eine Kundgebung aus dem „Jenseits“ oder bloß um somnambule Traumphantasien, bezw. um eigene, unbewußte Gedanken der Mittelspersonen oder anderer anwesender Personen handelt. Die meisten dieser scheinbaren „Botschaften“ lauten mit auffallender Uebereinstimmung in den Hauptpunkten dahin, daß der Tod ein wahrer Befreier von allen irdischen Leiden sei, man fühle sich unendlich erleichtert, ja selig, falls nicht Gewissensqualen vorliegen, und komme in einen geradezu beneidenswerten Zustand, in herrliche Gefilde in einem von himmlischer Musik erfüllten „Sommerland“. Andererseits freilich wird behauptet, daß Menschen, welche Verbrechen begangen haben, an den Ort ihres Verbrechens, wo sie dann „spuken“, mit ihrem „Astralleib“ (ev. sichtbar) gebannt bleiben, wobei sie seelisch namenlos leiden, besonders nach spiritistischen Zeugnissen die Selbstmörder, bei welchen die verzweifelte Stimmung, in der sie ihre unglückselige, meist unüberlegte und pflichtvergessene Tat begingen, noch lange fortzuwirken scheint. Leidenschaftlich erregte Sinnenmenschen scheinen unter der unseligen Qual ihrer

fortdauernden sinnlichen Begierden furchtbar zu leiden, weil sie nunmehr keinen grobstofflichen Körper mehr zur Befriedigung derselben besitzen. — Sie sehen also: Gewisses über die Zustände im Jenseits weiß man nicht, man kann nur nach den uns vorliegenden, mehr oder weniger glaubwürdigen Berichten Vermutungen aufstellen und muß eben alles weitere abwarten, bis die Verwandlung uns naht. — Ich bemerke noch, daß Personen, die aus schwerer Lebensgefahr durch Ertrinken, Bergabsturz, Eisenbahnunfälle u. dgl. gerettet wurden, von jeher fast übereinstimmend versichern, sie haben in ihrem, wie sie glaubten, letzten Augenblick alle Hauptmomente ihres Lebens kaleidoskopartig mit rasender Geschwindigkeit geistig neu erlebt und je nach dem Erlebten leicht oder schwer zu sterben geglaubt. Also sicher ist nur das Eine: am besten, bezw. seelisch ruhig stirbt wohl der Mensch, der seine Pflichten stets möglichst gewissenhaft erfüllt. Von ihm gilt das schöne Wort: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ — Das ist alles, was ich Ihnen aus eigener Erfahrung und nach den Mitteilungen anderer auf Ihre Anfrage antworten kann. [NB. Dieser Brief, den ich an die von Ihnen s. Z. angegebene Adresse sandte, kam mit dem Postvermerk: „Adressat in Kötzenbroda unbekannt“ zurück. Da aber der Gegenstand wohl auch für andere Abonnenten von allgemeinem Interesse sein dürfte, glaubte ich die Ihnen damals gegebene Auskunft an dieser Stelle zum Abdruck bringen zu sollen. — Maier.]

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Weltverbesserer u. Weltverderber. Eine Sammlung von Kriegsaufsätzen.

Von O. Umfried. Vicepräsident der deutschen Friedensgesellschaft.

Verlag: Art Institut Orell Füssli, Zürich. V. 104 S. 8'. Preis M. 1.80.

Die Schrift ist durchrauscht von dem gewaltigen Brausen des Weltkrieges und spiegelt die tiefe Erschütterung wieder, die das Gemüt der Besten unter den Schlägen dieses furchtbaren Gewitters durchbebt. Aus dem Zusammenbruch des Alten aber sieht der Verfasser die neue Welt in verjüngter Gestalt und im Morgenlicht einer besseren Zeit sich erheben. Es ist die Werdelust einer neuen sieghaften Weltanschauung, die in ihm lebt und die ihren Niederschlag in diesen Aufsätzen gefunden hat, ein unerschüttertes Hoffen auf die Zukunft der alles heilenden Menschenliebe und Gerechtigkeit, ein Sehnen und Verlangen nach religiöser, sozialer und politischer Neugestaltung, wie sie glühender nicht gedacht werden kann. Dabei ist das Buch durchaus sachlich gehalten. Weit entfernt von aller Schwärmerei zeigt die Schrift namentlich in ihrem letzten Abschnitt in aller Nüchternheit das, was werden soll und kann. Frei von jeder moralischen Entrüstung über die sogenannten Feinde findet sie nur in einem Fall den Ton scharfer sittlicher Ablehnung, nämlich dann, wenn sie es mit den Weltverderbern zu tun hat, mit den Pessimisten und Dunkelmännern, den Kriegshetzern und Scharfmachern, die Europa in den Abgrund hineingestürzt haben und es immer aufs Neue an den Rand vernichtender Strudel führen wollen. Den Weltverderbern stellt die Schrift die viel angefochtenen Weltverbesserer gegenüber, deren Ehrenrettung sie versucht. Wer den Glauben hat, daß Natur und Menschheit verbesserlich sind, der mag sich von diesem Büchlein zeigen lassen, in welcher Weise gebessert werden muß, wenn man künftige Zusammenbrüche vermeiden will.

Dr. —r.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des
Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

April.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Wahn und Irrtum im Leben der Völker.

Von Univ.-Prof. Dr. Robert Gaupp, Tübingen.*)

Wenn der Rektor der Universität am Geburtstag des Landesfürsten an dieser Stelle das Wort ergreift, so erwartet man von ihm die Darlegung eines Problems aus dem Gebiete seiner Wissenschaft, um dessen Lösung er sich selber ernsthaft bemüht hat. Gründliche Forschungsarbeit soll in ihren Ergebnissen einem weiteren Kreise vor Augen geführt, der Wert fachlicher Einzelleistung für die Gesamtheit unserer Erkenntnis erwiesen werden. Mit kühler Objektivität soll der Redner einem aufmerksamen Hörerkreise Tatsächliches und Gedankliches nahebringen. Wie aber heute, wo alle unsere Gedanken nur dem *Einen* gelten, dem *Wohle des Vaterlandes*, wo der Rektor selbst als Arzt des Heeres seine Kraft den praktischen Forderungen des Tages zu widmen hat und wo die Männer, an die er sich sonst vor allem zu wenden pflegt, draußen im Felde stehen? Wie kann ich hoffen, in dieser Stunde Sie mit *Worten* zu fesseln, während Sie mit gespannter Seele auf *Taten* warten, von denen Zeitung und Sonderblatt Ihnen berichten? Und wo nehme ich selber die ruhige Sammlung her, um nach Forscherpflicht leidenschaftslos nur der Wahrheit zu dienen? Gibt es einen Stand, der von dem furchtbaren Geschehen der Gegenwart in seinem Innern tiefer ergriffen wird, als der des Arztes, der nicht bloß aus der Ferne die großen Taten unseres Heeres verfolgt, sondern der aus nächster

*) Wir glauben verehrliche Leserschaft zu besonderem Danke zu verpflichten, wenn wir sie mit dieser ganz hervorragenden Festrede des Rektors der Universität Tübingen, Vorstands der Psychiatrischen Nervenlinik, nach dem wortgetreuen Bericht der „Tübinger Chronik“ (Nr. 46 vom 25. Febr.) zum 68. Geburtsfest Se. Maj. des Königs Wilhelm II. von Württemberg an dieser Stelle bekannt machen. — Red.

Nähe die schweren Wunden und Zerstörungen sieht, die der Krieg an Leib und Seele des Volkes erzeugt? Wenn der Jurist und Staatsmann sich in die völkerrechtlichen Zusammenhänge des Zeitgeschehens vertieft, wenn der Historiker den letzten Ursachen des geschichtlichen Lebens der Gegenwart nachforscht, wenn der Theologe und Philosoph mit Staunen und Bewunderung die Völker unter dem Eindruck dieser furchtbar-großen Zeit in ihren tiefsten Gefühlen, in ihrem Verhältnis zum Ewigen aufgerüttelt sieht, wenn Naturwissenschaft und Technik sich mit Stolz und Eifer in den Dienst des Krieges stellen, der ja vor allem mit den von ihnen geschmiedeten Waffen geführt wird, wenn der Volkswirtschaftler mit jedem Tage vor neue Aufgaben gestellt wird, in deren Bewältigung er die frohe Gewißheit seines Könnens erlebt, — so steht der Arzt vor der bedrückenden Arbeit, mit schwachen Kräften einer grauenvollen Zerstörung Einhalt zu tun, die Leiden und Qualen von Hunderttausenden seines Volkes zu mildern. Und auch da, wo er mit Recht sich erfolgreichen Könnens rühmen darf, wie in der Bekämpfung der Kriegsscuchen, in der Heilung der Wunden und in der Hilfe für die Verstümmelten, wird er doch niemals von dem schweren Drucke befreit, mit dem sein Amt ihn belastet, wenn er es Tag für Tag erlebt, wie heute mehr als jemals in der Geschichte der Menschheit der Satz gilt, daß der Krieg die Besten des Volkes dahinflaßt.

Und nun gar dieser Krieg! Hat nicht die Erkenntnis seiner grauenvollen Wirklichkeit dazu geführt, das, was wir jetzt in Europa erleben, als den Ausdruck eines Wahnsinns der Völker zu bezeichnen? Man nehme eine Zeitung oder eine Schrift über den Krieg zur Hand: schon nach kurzer Zeit stößt man auf Worte wie „Irrsinn des Krieges“, „Kriegspsychose“, „Nationalwahnsinn“, „wahnwitzige Verblendung des Gegners“, „moral insanity“ eines Fürsten oder Staatsmanns. Wird nicht das Ausmaß des Ungeheuren, was uns dieser Weltbrand vor Augen stellt, von den noch vor Kurzem kulturstolzen Völkern Europas selbst als pathologisch empfunden? Und wenn wir es über uns bringen, zu lesen, was unsere Gegner über uns schreiben, wenn wir wahrnehmen, wie das, was noch vor zwei Jahren an uns gerühmt wurde, heute in den tiefsten Schmutz gezogen wird, wenn wir so Maß und Ordnung in allem menschlichen Denken und Werten vermissen, — greifen wir uns da nicht manchmal fragend an den Kopf, ob denn die Völker der Erde tatsächlich dem Wahnsinn verfallen sind?

Die Sprache der Wissenschaft ist eine andere, als die Sprache des täglichen Lebens. Auf keinem Gebiet gilt dies mehr als im Reiche des krankhaften geistigen Ge-

schehens. Was die Psychiatrie unserer Tage mit Irrsinn, Wahnsinn, Psychose, Verrücktheit, Idiotie und Blödsinn, Tobsucht und Hysterie und ähnlichen Worten zum Ausdruck bringt, weicht vom täglichen Sprachgebrauch weit ab, und es ist bei dem geringen Verständnis der Laien für unsere Wissenschaft dem Psychiater schwer gemacht, von seinem ärztlichen Standpunkt aus zu allgemeinen Erscheinungen einer Zeit Stellung zu nehmen, die mit den Ausgeburten des Wahnsinns belastet sein soll. Und wenn dieser Psychiater selbst als Sohn eines Volkes von der Liebe zu ihm tief bewegt, aber gleichzeitig von Ehrfurcht vor der unbestechlichen Wahrheit der Wissenschaft erfüllt ist, so kann es ihm nicht leicht gelingen, als kritischer Forscher zum Verständnis unbegreiflich erscheinender Geschehnisse vorzudringen. So müssen meine Ausführungen als die Worte eines Mannes genommen werden, der mitten in den Ereignissen steht und von ihrer Größe selbst aufs tiefste ergriffen wird. Daß er dabei nicht immer kühl und streng objektiv bleiben kann, ist seine Schwäche und zugleich sein Stolz. Soweit es seine Schwäche ist, hat er dafür um Ihre Nachsicht zu bitten.

Unsere Wissenschaft lehrt, daß Geisteskrankheiten Erkrankungen des Gehirns sind, deren Zeichen auf körperlichem und geistigem Gebiete liegen. Die körperlichen Symptome können unwesentlich sein, die geistigen sind auffälliger und sozial bedeutungsvoller. Der Laie kennt häufig nur sie und — beherrscht von dem uralten Dualismus von Leib und Seele — sieht er in der Geisteskrankheit eine krankhafte Verirrung der Seele, deren Symptome in der gleichen Weise verstanden sein wollen, in der wir den beweglichen Stimmungen und Gedanken, den wechselnden Urteilen und Meinungen, Gefühlen und Willensäußerungen der Menschen mit dem Rüstzeug der einführenden Psychologie nachzugehen pflegen. Wo diese seelischen Erscheinungen ungewöhnlich, nach Stärke, Inhalt und Form unbegreiflich werden, ist der Laie bereit, ihnen Namen zu geben, die der Krankheitslehre entnommen sind. So wird das Außerordentliche, Grauensvolle, Widerspruchsvolle, das der eigenen Stimmung und Denkart nicht Adaequate zum Tollen, Verrückten, Wahnsinnigen, Blödsinnigen, Idiotischen. Und wie man unbedenklich der Seele des Einzelnen die Seele des Volkes als Einheit gegenüberstellt, so nimmt man auch keinen Anstoß, Krankheiten dieser Volksseele anzuerkennen. Nun ist ja bekanntlich der Wahn eines der auffälligsten Zeichen geistiger Erkrankung und so trägt das naive Bewußtsein des Laien kein Bedenken, vom „Wahn eines Volkes“ zu sprechen.

Allein die Krankheit ist beim Menschen kein soziales Gebilde, sondern immer eine Einzelercheinung. Wohl können von einer Krankheit, z. B. einer Seuche, fast gleichzeitig

viele, ja tausende von Menschen ergriffen werden, wenn die Krankheitserreger gleichzeitig in viele einzelne Leiber gelangen. Eine Krankheit des Volkes im eigentlichen Sinne gibt es darum doch nicht, sondern nur eine Krankheit vieler einzelner Volksgenossen. Der Körper jedes Menschen ist eine biologische Einheit und zeigt diese Selbständigkeit auch der Krankheit gegenüber. Je mehr dabei die persönliche Anlage, die ererbte Eigenart von maßgebendem Einfluß ist, desto deutlicher zeigt sich der rein individuelle Charakter des Erkrankens. Für Bau und Leistungen des Nervensystems ist diese ererbte Eigenart von besonders großem Einfluß. So wird gerade die Geisteskrankheit zu einer singulären Erscheinung. Nie ward dies deutlicher als in der Gegenwart. Die Zahl der Geisteskranken hat im Volke seit Kriegsbeginn nicht zugenommen, die Formen sind die gleichen geblieben, der Einfluß des Krieges und der Kriegszeit, des unermesslichen Jammers und Elends, von dem Millionen betroffen wurden, hat sich bisher bei den Geisteskrankheiten nicht bemerkbar gemacht. Das Volk hat sich an den Krieg gut angepaßt und leistet körperlich und seelisch mehr als je ein Volk vergangener Zeit.

Kehren wir zu unserer Hauptfrage zurück: Gibt es geistige Volkskrankheiten, gibt es einen Völkerwahn? Angesichts der einstigen Greuel des Hexenwahns, der religiösen, politischen und wirtschaftlichen Volkerregungen aus Vergangenheit und Gegenwart neigt der Kulturhistoriker zur Bejahung dieser Frage; die ärztliche Wissenschaft muß sie verneinen. Woher dieser Zwiespalt? Er stammt aus der verschiedenen Umgrenzung des Begriffes der Krankheit.

Der Wahn ist in der Sprache der Wissenschaft eines der wichtigsten Symptome geistiger Störung. Ihr liegt — für unser Auge freilich heute noch nicht erkennbar — ein krankhafter Hirnvorgang zu Grunde, der die geistige Persönlichkeit im Ganzen verändert und dabei neben zahlreichen anderen Abweichungen auch Wahnvorstellungen auftreten läßt. Diese Krankheitserzeugnisse stehen nun im Wesentlichen außerhalb der Gesetze der normalen Psychologie und Logik. Der Wahn ist unkorrigierbar, solange die Krankheit besteht, die ihn erzeugt. Erfahrung beeinflußt ihn nicht, die Unmöglichkeit seines Inhalts vermindert nicht seine subjektive Gewißheit. Der elementare Fehler aller Laienbehandlung gemüts- und geisteskranker Menschen besteht im Glauben des Laien an die Wirksamkeit der normalen psychologischen Gesetze. Der Versündigungswahn des Melancholischen, der Größenwahn des Tobsüchtigen oder Paralytischen, der Verfolgungswahn des Verrückten läßt sich nicht ausreden, er spottet aller Logik, aller wohlmeinenden Bemühung, ihm seine Grundlagen durch Hinweis auf die Wirklichkeit der

Dinge zu entziehen. Heilt der Wahn, so geschieht es nicht durch die Überzeugung von seiner Unrichtigkeit, nicht durch die ausredende Kraft des Arztes, durch Logik oder Psychologie, sondern nur durch das Schwinden der ursächlichen Krankheit. Er fällt von dem Genesenden ab wie die Schuppen der Haut von dem genesenden Scharlachkranken. Und wo er, wie beim Verrückten nicht heilt, da wird er mit allen Hilfsmitteln der Logik vom Kranken verteidigt, auch wenn er aller übrigen Lebenserfahrung ins Gesicht schlägt. Es sind eben andere, aber durchaus zwingende Erlebnisse, die der Hirnkranke hat und auf die sein Wahn sich gründet. Immer aber sind es Vorgänge, die in einem allgemein-erkrankten Gehirn ihre Stätte haben, bei denen die ganze Persönlichkeit tiefgehende Veränderungen erfährt. Und fast immer gilt dabei das alte Wort: „*tua res agitur*“; der Wahn ist „egozentrisch“.

Nach seinem Inhalt ist der Wahn eine falsche Vorstellung oder eine Reihe zusammenhängender falscher Gedanken, deren Unrichtigkeit für den Beobachter meistens leicht erweisbar ist. Diese Betonung des Inhaltlichen war es, die zu einer Verwechslung des Wahns mit verwandten, aber doch grundsätzlich davon zu trennenden Erscheinungen zu führen pflegt. Falsche Vorstellungen sehen wir täglich auch beim Irrtum und beim Aberglauben als kennzeichnende Merkmale. Volle Wahrheit ist uns Menschen versagt, unser Urteil über den Zusammenhang der Dinge ist voller Irrtümer. Das Wissen ist die Ausnahme, der Irrtum die Regel. Auf den Gebieten aber, auf denen kein Wissen möglich, ein Verlangen nach Wahrheit aber vorhanden ist, herrscht der Glaube. Enthält er keinen Widerspruch gegen das Wissen der Zeit oder hat er Sätze zum Inhalt, deren Beweisbarkeit überhaupt jenseits aller möglichen Erfahrung liegt, so beansprucht er mit Recht, der Untersuchung des wissenschaftlichen Denkens entzogen zu sein. Kommt es aber zu unlösbaren Widersprüchen mit der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis, so wird aus dem Glauben, sofern er von dem sehnächtigen Gemüte festgehalten wird, der Aberglaube. Der Aberglaube unserer wie jeder Epoche ist der Glaube vergangener Zeiten. Sein Ursprung reicht in die früheste Kindheit der Völker zurück.

Damit ist jedoch nur eine Seite des Unterschieds von Glauben und Aberglauben herausgehoben. Noch etwas anderes kommt hinzu, was Hobbes in die Worte zusammenfaßte, Religion sei das, was der Staat zu glauben gestatte, Aberglauben das, was er verbiete. Setzen wir statt Staat Kirche, so gilt der Satz auch noch für unsere Tage. Für den Christen ist Aberglaube, was für den Islambekennen Glaube ist und umgekehrt.

Glaube und Aberglaube sind soziale Erscheinungen, der

Wahn ist das Erzeugnis des einzelnen kranken Gehirns, der gewöhnliche Irrtum findet sich beim Einzelnen wie bei der Gemeinschaft. Die Überwindung des Irrtums erfolgt durch genaue Wahrnehmung und Beobachtung, durch geistige Schulung, verstandesmäßige Überlegung, logische Berichtigung. Gelingt dies nicht, weil gemütliche Bedürfnisse im Wege stehen, so entsteht das Vorurteil, das an sich widerlegbar ist, aber doch am Irrtum festhält, weil er dem Irrenden lieb geworden ist. So entstehen Sympathien und Antipathien, deren psychologische Begründung dem nachdenkenden Geiste unmöglich sein kann.

Je höher die geistige Schulung, je schärfer das Denken, desto deutlicher trennt sich das Gebiet des Glaubens von dem des Wissens. Beim Kind und beim Naturvolk gehen Glauben und Wissen noch unscharf durcheinander. Die Auseinandersetzungen zwischen Glauben und Wissen erfolgen selten, der Zweifel ist ein spätgeborenes Kind der Kultur. Aus den Jahrtausenden des naiven Glaubens schleppt unsere Zeit wie alle ihre Vorgängerinnen eine Menge von Aberglauben mit sich, dessen innere Unmöglichkeit der kritische Verstand bei Selbstbesinnung erkennt, dessen Macht aber doch nicht völlig gebrochen ist. Dieser Aberglauben wird oft schamhaft und heimlich gehegt; indem wir über uns selber lächeln, meiden wir die Zimmernummer 13 im Gasthaus und reisen nicht am Freitag auf der Eisenbahn. Das dunkle Gefühl, daß es zwischen Himmel und Erde eben doch noch mehr Dinge gebe, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse, dient als Entschuldigung und verleiht dem Aberglauben auch da, wo wir bereits tatsächlich auf festerem Wissenboden stehen, doch immer wieder das Bürgerrecht.

Mit dieser Trennung von Glauben und Wissen, Irrtum und Vorurteil, Aberglauben und Wahn sind wir dem eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung näher gerückt. Lesen wir in den Büchern der Geschichte, blicken wir um uns im Leben der Gegenwart, so begegnen wir überall der mächtigen Herrschaft falscher Vorstellungen, die nicht selten ganze Völker in ihren Bann gezogen und dem Charakter mancher Zeiten ihr eigenartiges, oft düsteres Gepräge gegeben haben. In scheinbarem Widerspruch zu dem, was ich vorhin gesagt habe, sehen wir größere Kreise, ja ganze Völker von einem leidenschaftlichen Glauben durchdrungen, der mit aller Erfahrung im Widerspruch steht, unkorrigierbar erscheint und alle Kennzeichen dessen zu tragen scheint, was ich als Wahn vom Irrtum geschieden habe. Was ist der Hexenwahn des 14.—18. Jahrhunderts anderes, als ein Wahn geistig erkrankter Völker? Und wie sollen wir die heutige Seelenverfassung eines Volkes nennen, das die Beschreibung eines Pariser Arztes gläubig hinnimmt, der ihm versichert, unsere deutschen

Truppen an der Westfront werfen ihre Schwerverwundeten lebendig ins Feuer, weil Deutschland zu arm sei, ihnen allen später eine Rente auszubezahlen?

Ich habe den Wahn als ein Symptom einer Allgemeinerkrankung der menschlichen Seele bezeichnet; ich muß noch Einiges über die Bedingungen seiner Entstehung hinzufügen. Seine Quellen sind mannigfaltig. Im Vordergrund steht sein Zusammenhang mit krankhaft bedingten Störungen des Gefühlslebens. Die traurige Verstimmung des Melancholischen geht mit Wahnvorstellungen der Schuld, der Sünde, der Hoffnungslosigkeit, des unheilbaren körperlichen Leidens einher. Der Wahnhalt ist also der krankhaften Gemütslage gleichgerichtet. Analog der Größenwahn der heiteren Tobsucht. Die unheimliche Stimmungslage des mißtrauischen Paranoikers führt zum krankhaften Zwang, die Geschehnisse der Außenwelt auf sich beziehen zu müssen, ihnen eine feindliche Deutung zu geben. So entsteht eine undefinierbare allgemeine Wahnstimmung. Diese affektiv bedingte Wahnbildung ist nur eine Form des Wahnes neben vielen anderen; aber sie ist diejenige, die uns hier vor allem angeht, weil sie uns das Verständnis dessen erleichtern soll, was man als Völkerwahnsinn, als psychische Massenerkrankung zu bezeichnen pflegt.

Die Unerschütterlichkeit des Wahnes, die Energie, mit der er oft vertreten und logisch verteidigt wird, können dazu führen, daß geistig unselbständige Personen der Umgebung sich von dem Kranken überzeugen lassen, er sei im Rechte. Sie übernehmen gläubig seine wahnhaften Gedanken, es entsteht das sogenannte „induzierte Irresein“, die geistige Infektion. Der Ausdruck ist irreführend. Denn der geistig Infizierte ist kein eigentlich Kranker, er hat, auch wenn er denselben Wahn äußert, wie der Infizierende, doch keineswegs die gleiche Krankheit wie dieser. Trennt man ihn von jenem und bringt ihn in eine gesunde Umgebung, so verliert sich der Wahn. Es fehlt diesem übernommenen Wahn die Starrheit und Unbeeinflussbarkeit durch die Erfahrung.

Die Kulturgeschichte ist voll solcher Vorkommnisse: ein Geisteskranker überzeugt mit der Leidenschaft seines Wahnes seine nächste Umgebung von der Wahrheit seiner Mission, von der Schlechtigkeit seiner feindlichen Umwelt. Er pflanzt seinem nächsten Kreise seine Ideen und Absichten tief ins Bewußtsein, macht ihn zu seinem Anhänger; so entsteht z. B. eine Sekte oder eine politisch absonderliche Gruppe, die von ihm geleitet wird. Die Bewegung kann wachsen, das religiöse und staatliche Leben gefährden. Gelingt es, ihr geisteskrankes Haupt von seiner blind-ergebenen Herde zu trennen, so erlischt die Bewegung sehr schnell. Die wahnbildende Kraft lag nur im geistig erkrankten Führer.

Es ist in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, bedeutungsvolle Tatsachen der Weltgeschichte, wie die Gründung der großen Weltreligionen auf die Übertragung eines Wahnes durch einen geisteskranken Propheten und Religionsstifter zurückzuführen; man hat selbst Christus und Muhammed, Savonarola und Luther und viele andere in den Bereich der psychiatrischen Forschung gezogen. Diese Versuche sind zum Teil ganz verfehlt, zum Teil unzulänglich, nur Weniges hält ernster Kritik Stand. Sie sollen uns heute nicht näher beschäftigen.

Was uns wichtig ist, das ist nur die Tatsache: ein mit Überzeugung vorgebrachter Wahn eines Geisteskranken kann seinem Inhalt nach auf Geistesgesunde übertragen werden. Diese Übertragung geschieht um so leichter, je machtvoller die erkrankte Persönlichkeit auf eine lenksame Umgebung zu wirken vermag. Unbildung, abergläubisches, unkritisches Denken, alte Gefühlsbeziehungen (wie z. B. die Liebe der Frau zum Manne, der Kinder zum Vater) erleichtern die Übernahme des Wahnes.

Indem ich das Wort *lenksam* ausspreche, komme ich den Tatsachen näher, deren Eigenart zur Aufstellung des Begriffes der Massenpsychose geführt hat. *Lenksamkeit* oder *Suggestibilität* ist die Eigenschaft der menschlichen Seele, aus der man den unmittelbaren Einfluß eines Menschen auf einen anderen zu erklären pflegt. Sie ist die Voraussetzung der Suggestion, d. h. der Übertragung einer anschaulichen, plastischen Vorstellung ins Bewußtsein eines anderen unter Ausschaltung der Überlegung und Kritik. Mit *logischen Gründen* überzeugen wir einen *denkenden Geist*, mit *machtvollen Suggestionen* überrumpeln wir ein *lenkames Gemüt*. Aus den Tatsachen der *Hypnose* lernten wir die tiefe Wirkung der suggerierten Idee auf Leib und Seele des Hypnotisierten, ihre erleichterte Umsetzung in die Tat, die Steigerung der sensorischen und muskulären Erregbarkeit bis zu Sinnestäuschungen und Krämpfen; wir lernten zugleich auch die *Bedingungen* für den Eintritt der Suggestion. Manchmal ist es ein Einlullen der Kritik durch kluge Benützung der Gesetze psychologischer Wirkungen, manchmal ein rasches autoritatives Überwältigen der im Wege stehenden Gedanken, manchmal eine geschickte Ausnützung einer vorhandenen Stimmung. Es verschlägt dabei grundsätzlich wenig, ob die suggerierten Gedanken objektiv richtig oder falsch sind. Nicht die Logik siegt bei der Suggestion, sondern der Glaube. Ja, eine Suggestion kann sogar vom Verstand als unsinnig erkannt werden und doch ihre Befolgung erzwingen.

Es ist nun eine allbekannte Tatsache, daß sich eine *Ansammlung gleichgestimmter Menschen*, eine *Masse*, dem Versuche suggestiver Beeinflussung gegenüber wesentlich anders verhält, als der Einzelne oder ein kleiner Kreis.

Die kritische Überlegung des Einzelnen nimmt in der Masse ab, sein Verantwortlichkeitsgefühl sinkt, unbewußt wirkt der Nachbar durch Gebärden und Worte auf den Nachbar, Affekte werden leichter erregt, wachsen rascher an, der Einzelne sinkt im selbständigen Wert der Persönlichkeit. Dunkle Instinkte werden wach und drängen zu roher Betätigung; die Geschichte der Massenverbrechen weiß davon zu berichten. Die Nachahmung gewinnt ungeahnte Gewalt. Das Gefühl der Solidarität einer Masse gegenüber den Anderen außerhalb ihr verschlechtert ihre Moral. Man denke an die politischen Wahlkämpfe mit ihren moralischen Entgleisungen, man beachte den alten römischen Satz: „Senatores boni viri, senatus autem mala bestia“. Die Erregung der suggestiv bearbeiteten Masse neigt aber nicht bloß zum affektiven Extrem, sondern auch jähem Umschlag der Gefühlslage, wenn ein geschickter Meister sie lenkt. Shakespeare hat dieser Tatsache in der Rede des Antonius ein für alle Zeiten klassisches Denkmal gesetzt.

Die Suggestibilität eines Volkes ist aber nicht nur abhängig von seinen negativen Eigenschaften, seiner Unbildung und mangelhaften logischen Schulung und von seiner Ansammlung in der Masse, sondern auch von gewissen herrschenden Ideen einer Zeit. Man hat nicht ohne Recht von lenksamen Zeitaltern gesprochen. Ihre besondere Lenksamkeit lag vor allem in ihrer eigenartigen Gefühlslage. Angst und Ratlosigkeit, seelische Zermürbung durch rätselhafte und grauenvolle Ereignisse der Zeit wie Pest und Cholera, Erdbeben und Hungersnot, Kriege und Glaubenskämpfe, Sündenreue und Askese schufen zusammen den Boden enorm gesteigerter Suggestibilität, auf dem die Verirrungen des religiösen Glaubens jene seelischen Massenepidemien geschaffen haben, die wir heute noch mit einem Gemisch von Staunen und Grauen betrachten. Kreuzzüge der Erwachsenen und Kinder, um das heilige Grab aus den Händen der Glaubensfeinde und sich selbst von der Sünden Last zu befreien, Flagellantentum und Tanzwut, Hexenwahn und Judenverfolgungen, Krampfepidemien in Klöstern, Schulen und Waisenhäusern, Religions- und Konfessionskriege und Sektierererverbrechen — es kann nicht meine Aufgabe sein, alle jene trostlosen Verirrungen der Volksseele hier im Einzelnen aufzuführen.

Wer aber waren die Urheber dieser unheilvollen „Massenerkrankungen“ der Völker? Einzelne von ihnen waren geisteskrank. Aber die Mehrzahl von ihnen war nicht krank, sondern von anderer Seelenbeschaffenheit. Fanatische Glaubenseiferer, dogmatisch verirrte Priester, kluge Betrüger und herrschsüchtige Pfaffen, hysterische Frauen und Mädchen, schwärmerische Kinder

und asketische Finsterlinge mit sadistischer Geschlechtsgier sehen wir am Anfang und auf der Höhe geistiger Epidemien. Der faszinierende Reiz des Märtyrertums fand sich in einer Zeit dogmatischer Gebundenheit, in der die Bibel die selbstverständliche Grundlage alles Wissens und Denkens war, mit der sexuell-erotischen Ekstase zusammen; Religion und Geschlechtlichkeit verbanden sich eng miteinander. Von den 7 Formen der Hexerei, die der Hexenhammer aufführt, hatten es 5 mit geschlechtlichen Dingen zu tun. Solange die Religion den Kern der menschlichen Seele erfüllte, solange die Kirche ihre Gläubigen mit der Furcht vor Gott, Teufel und Hölle in der Gewalt hielt, trugen die geistigen Epidemien inhaltlich den Charakter religiöser Wahnbildung. In den 5 Jahrhunderten, in denen der Hexenwahn Millionen unschuldiger Frauen, von denen manche geisteskrank, sehr viele hysterisch waren, zu Folter und Scheiterhaufen führte, lieh der dogmatisch gläubige Staat der Kirche und dem Volksaberglauben seinen strafenden Arm. Innocenz der Achte erließ jene grauenvolle Hexenbulle „*Summis desiderantes*“ vom Jahr 1484, die juristischen Fakultäten wetteiferten in spitzfindigen Beweisführungen für Hexenschuld und Zauberei. Ein entsetzlicheres strafrechtliches Verfahren, als es der von zwei gelehrten Mönchen verfaßte *Malleus maleficarum*, der Hexenhammer des Jahres 1487, darstellt, hat die Erde wohl niemals gesehen. Die Erhebung der Anklage wegen Hexerei war fast immer gleichbedeutend mit der Verurteilung zum qualvollsten Tode. Die Unkenntnis der einfachsten Tatsachen der Hysterie wurde zum furchtbarsten Unglück für die Völker Europas. Denn was als Beweis der todeswürdigen Schuld mit Folter und Seelenqual aus den unglücklichen Opfern des Hexenwahns herausgeholt wurde, war nichts als die alltäglichen Zeichen hysterischer Herkunft: unempfindliche Stellen der Haut, Störungen der Tränenabsonderung, Krämpfe und Lähmungen, Visionen und Delirien.

Lesen wir heute die Geschichte jenes trostlosen Aberglaubens, den auch die Reformation nicht zu beseitigen vermochte, der aber in einem Jesuiten des 17. Jahrhunderts (Friedrich Spee) einen seiner gefährlichsten Gegner hatte, so staunen wir über die unbegreifliche Macht der Suggestion über Erfahrung und Denken. Als dann die dogmatische Gebundenheit der europäischen Völker abnahm, als die Zeiten religiöser Massenerregung abklangen, als die Wissenschaft ihr Haupt erhob und die krankhaften Grundlagen der ekstatischen und visionären Zustände erkannte, traten auch die religiösen Massenepidemien immer mehr zurück. Zwar sind sie niemals ganz verschwunden, sondern führen heute noch als wunderliche Sektens in Rußland, als Spiritismus und Christian science

in Westeuropa und Amerika ein halb komisches Dasein; wohl werden auch heute noch im Volke aus armen Kranken Teufel und Dämonen ausgetrieben und harmlose alte Weiber als Hexen verdächtigt und mißhandelt; allein das sind doch nur unbedeutende lokale Vorgänge, denen Polizei und Gericht meist rasch ein Ende bereiten.

Die Verirrungen einer leidenschaftlich erregten Volksmenge sind freilich damit nicht aus der Welt verschwunden. Der Kampf um die staatliche Macht, um Geld und Gewinn trat für weite Kreise des Volkes an die Stelle der religiösen Inbrunst und ihrer Entgleisungen. Die politischen Kämpfe erzeugen und begünstigen neue Massensuggestionen und neue geistige Epidemien. Von den Tagen der *Jacquerie*, der *Communeros*, der Bauernkriege über die Greuel der französischen Revolution bis zu *Netschajews* Propaganda der Tat und Englands monoideistischem Suffragettenwahn, Welch lange Liste politischer Stürme und grausiger Mord-ekstasen, aber auch heroischer Taten der Selbstaufopferung im Banne machtvoller Suggestion fanatischer Führer. Und daß selbst auf den Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, wo Gott Mammon die Seinen hypnotisiert, die gewaltige Suggestivkraft Einzelner alle Vernunft und Vorsicht der Masse spielend über den Haufen werfen kann, das zeigen jene wunderlichen finanziellen Massenepidemien, die sich an die Namen der holländischen „*Tulpenmanie*“, der französischen „*Compagnie des Indes*“, des tollen Aktienschwindels der „*South Sea Company*“, der „*Dachauer Bank*“ knüpfen. *Zola* hat den suggestiven Massenerscheinungen im Zeichen der Geldgier in seinem Romane „*l'argent*“ ein literarisches Denkmal gesetzt.

Ich übergehe weite Gebiete der Suggestion in ihrer Bedeutung für Recht und Sitte, Mode und Reklame, Heilkunst und Kurpfuscherei, Erziehung und Forschung, Kunst und Wissenschaft und komme zu den Ereignissen der Gegenwart. Sind wir selbst, die wir heute den Erscheinungen der Suggestion wissend und kritisch gegenüberstehen, denen die selbständige Persönlichkeit zum Ideal aller Bildung und zum Endziel aller Entwicklung geworden ist, von jenen Verirrungen der Volksseele bewahrt?

(Schluß folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Heinrich Heine und das Übersinnliche.

Von Dr. Sophie Eben-Lederer.

Zwei literarisch wenig bedeutende Satiren, kurz nach Heines Tode erschienen und unverdientermaßen weithin verbreitet, „Heines Höllenfahrt“ und das Gegenstück „Heinrich Heines Himmelfahrt“, wiesen jene „hohe Seele“, die an einem kalten, nebligen Februarmorgen des Jahres 1856 dem Elend der „Matratzengruft“ entfloh, gleicherweise dem bösen wie dem guten Geiste zu. Aber Heines „Höllenfahrt“ fand den größeren Absatz; vielleicht, weil es unterhaltsamer war, sich den freien Sänger, der „die brennenden Blumen der Brenta“ geliebt und manche süße Sünde gar süß besungen, in seinem Element, in leidenschaftlich bewegter Flammenlohe zu denken, statt „palmenschwingend“ in jenen Räumen, wo „weiche Pantoffeln und schöne Musik“ zu Hause sind, — vielleicht auch nur, weil die Schadenfreude der Mittelmäßigkeit noch nach dem Tode Heines eine Lösung der rätselvollen Widersprüche im Leben des Dichters im Sinne des „Moralischen“ heischte, ein Bedürfnis, das bis heute in offenbarungsspiritistischen Kreisen weiterlebt, allwo „matte Fliegen“ den „Entsühnten“ Halleluja singend begrüßen, oder „christlich“ gesinnte Leute, in dem Wunsche, sich die Qualen der „Matratzengruft“ in der Verlängerungslinie zu denken, den Dichter aus dem Fegefeuer auf die einst so sehr geliebte Erde zurückkehren lassen, reumütig greinend, „betend und flennend“ und immer noch überrascht davon, daß es ein Jenseits und eine jenseitige Strafe gibt.

Mehr als die „Kundgebungen“ des Geistes interessieren die religiösen Voraussetzungen, unter denen der Verstorbene aus dem Leben schied, interessiert sein Verhältnis zur großen Gottesfrage, zur übersinnlichen Welt, der er, kraft seines Genies, mehr als andere hier bereits eingegliedert war, interessiert nicht zuletzt eben seine eigene Medialität. —

Am frühesten, wenn auch neidvoll, erkannt hat diese „Medialität“ Friedrich Rückert, der im Gespräch mit Melchior Meyr einmal äußerte: „Er könne nicht zugeben, daß Heine seine Lieder selbst gemacht habe, er könne ihn hier nur als ‚Organ‘ gelten lassen;“ hierzu bemerkt Meyr, daß diese Äußerung Heine gewiß ergötzt und daß er erwidert haben würde: „Bravo, Freund Rückert, besser hat mich noch niemand gelobt! Weißt Du, was das heißt, ‚Organ‘ sein? G e n i e s e i n ! Ich wünschte,

daß Du in Deinen Liedern auch etwas mehr und etwas öfter ‚Organ‘ gewesen wärest.“

Ein moderner psychologischer Forscher hat in den „Memoiren“ Heines „die klassische Schilderung der Entwicklung eines jugendlichen Individuums zum Medium“ gefunden; in der Tat bedeutet jener Bericht Heines über seine „Obsession“ durch den verstorbenen Großoheim einen wichtigen Beitrag zur Medialität des tief im Traumleben wurzelnden jungen Heine.

Mit den Worten: „Ich versank ganz in den düsteren mystischen Schacht der Traumwelt“ charakterisiert Heine selbst ein rätselvolles Jahr seines Jünglingslebens, währenddessen er, einem Somnambulen gleich, ganz zur Beute wird den aus dem Unbewußten heraus ihn, seine nächtlichen Träume, seine Handlungen beherrschenden „übersinnlichen“ Mächten. Es ist die Entstehungszeit der schaurigwildten „Traumbilder“, die Zeit, wo er, in einer „aus Lust und Schauer“ gewebten Neigung das „rote Seffchen“ küßt, die Tochter des Scharfrichters, die Nichte der „alten Göchin“, deren unheimliches Zauber- und Hexenwesen ihn, aus seiner eigenen Veranlagung heraus, unwiderstehlich anzieht. Intuitiv ahnt er, die nicht zu ermessende Tiefe und Höhe der hinter dem Hokusfokus der Alten stehenden Probleme, und die Erzählung von dem Richtschwert, das durch die erreichte Zahl von hundert Hinrichtungen ein schauerlich-blutiges Eigenleben erhalten hat und vergraben werden muß, um nicht jedem, mit dem es in Berührung kommt, zum Verderben zu werden, läßt auf ein frühes Vertrautsein mit diesen Problemen, speziell mit der Hypothese vom „Gedächtnis der Dinge“, schließen. Darf man dem Bruder des Dichters, Max Heine, glauben, so ist bei dem Hamburger Brande ein Manuskript verlorengegangen, dessen Heldin die alte Göchin war, und dessen Verlust um so tiefer zu beklagen ist, als es interessante Aufschlüsse über Heines Verhältnis zum Übersinnlichen enthalten haben soll. Die später geschriebenen „Elementargeister“ und das Vorwort vom Dr. Faust, an sich eine umfangreiche Kenntnis Heines in bezug auf Zauberwesen und Hexenart verratend, vermögen die verlorene „Hexe von Goch“ nicht zu ersetzen.

„Es gibt wohl wenig Menschen, schreibt im Jahre 1825 ein Studienfreund Heines, Ferdinand Oesterley, an seine Braut, „wo das Innere im Stillen immer so mächtig und fürchterlich fortbrütet, wie bei Heine,“ — und bestätigt so die „Dämonie“ seiner Natur. Zu den wundervollen Blüten dieser Dämonie ist auch sein an „Hexerei“ gemahnendes, hellsichtiges und hellhöriges Erfassen ihm fremder Kunstgebiete zu rechnen.

Wenngleich Heine von Malerei nicht das Geringste „verstand“, ihm die „Technik“ ein Buch mit sieben Siegeln war, so daß er in der Vorrede zum Salon I (Besprechung der Gemälde-

ausstellung von 1831 zu Paris) sich vornahm, „die Beurteilung technischer Mängel und Vorzüge soviel als möglich zu vermeiden,“ so hat doch kaum jemals ein Fachkritiker das Wesen der Malerei und die Bedeutung der einzelnen Meister, wie die eines Ary Scheffer, Delacroix, Vernet usw., so scharf und tief erfaßt, wie Heine. Noch augenfälliger ist dies intuitive Verstehen auf dem der Poesie schwesterlich verwandten Gebiete der Musik, deren Wesen Heine einst selbst als „Offenbarung“ bezeichnet hat. Heine hat nie ein Instrument gespielt, oder musiktheoretische Studien getrieben, und der Musiker Ferdinand Hiller berichtet, Heine habe ihm einst lachend erzählt, „er habe durch lange Jahre geglaubt, der Generalbaß sei der Contrebaß, — von wegen seiner stattlichen Größe“. — Trotz des Mangels an Fachkenntnissen aber sind Heines Musikkritiken (in der „Lutetia“ gesammelt) zutreffender, wahrer, als es die gelehrtesten Fachabhandlungen sein könnten. „Mit wunderbarem Scharfsinn und einer glühenden Phantasie erfaßte er.“ so sagt sein trefflicher Biograph Karpeles, „das Wesen der Musik, die Gedanken und die feinsten Intentionen der Komponisten und Künstler. Es ging ihm mit der Musik wie mit mancher Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, deren Wesen und Bedeutung er ja auch klarer darzustellen verstanden hat, als mancher exakte Forscher.“ Der Heine engbefreundet gewesene Hiller äußerte in bezug auf Heines Musikverständnis: „Er hörte und erriet viel mehr, als sogenannte musikalische Leute. Es gehört dergleichen meiner Meinung nach zu dem vielen Unbegreiflichen, was genialen Naturen eigen ist.“ — Wie tief aber die Wurzeln dieses „Verstehens“ im Übersinnlichen ruhten, wie sehr es ein intuitives Schauen war, geht aus einer überaus seltenen Begabung Heines hervor, deren Tätigkeit durch die Musik ausgelöst wurde. Näheres verraten die „Florentinischen Nächte“, speziell jene phantastischen, genialen Charakteristiken Paganinis und Franz Liszts, die am Lager der sterbenden Maria wie in eine Stille ohne Hoffnung fallen. „Was mich betrifft,“ heißt es da, „so kennen Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabnis, bei jedem Ton, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen,“ und weiterhin spricht er von der „Transfiguration“ der Töne, die mit jedem neuen Bogenstriche Paganinis vor seinem geistigen Auge vor sich geht. Die rätselvolle Naturanlage näher zu beleuchten, erzählt Heine von einem tauben Maler, der trotz seiner Taubheit die Musik leidenschaftlich liebte, den Musikern die Musik vom Gesicht zu lesen und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurteilen verstand. „Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der

taube Maler die Töne sehen. Gibt es doch Menschen, denen die Töne selber nur unsichtbare Signaturen sind, worin sie Farben und Gestalten hören.“ „Ein solcher Mensch sind Sie!“ rief Maria. — In dem Wort von den gehörten „Farben und Gestalten“ liegt bedeutsam eingeschlossen, daß dieses musikalische „zweite Gesicht“ noch über das an und für sich schon genügend seltsame Schauen der geometrischen Klangfigur hinausging. „Ich gestehe es Ihnen, wie sehr ich auch Liszt liebe,“ so heißt es an anderer Stelle in den „Florentinischen Nächten“, „so wirkt doch seine Musik nicht angenehm auf mein Gemüt, um so mehr, als ich ein Sonntagskind bin und die Gespenster auch sehe, die andere bloß hören;“ — und so kam es, daß der Zaubergeiger Paganini ihm „in tönender Bilderschrift“ auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Seele zauberte, daß er vor ihm gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin Paganini mit seinem Violinspiel immer als Hauptperson handelte. — Einen weiteren Beweis für das durch die Musik ausgelöste Schauen von Gestalten und Bildern erbringen die Berichte über Liszt'sche Konzerte und das frühe Gedicht: „An eine Sängerin, als sie eine Romanze sang“, dem wir entnehmen, daß schon der Jüngling die „tönende Bilderschrift“ zu entziffern verstand.

Vielleicht wird ein Teil des musikalischen Rätsels Heine gelöst durch das geistvolle Wort Franz Liszts: „Er war mehr Musiker als Dichter“; als eine Erweiterung dieser Erkenntnis aber offenbart sich mir der Ausspruch des Sängers der Matratzengruft: „Der Dichter hat die Gnade, und seinem Blick erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde.“

Welch einen Ausblick ins Uferlose des Übersinnlichen eröffnet das Genie Heinrich Heines! Überwältigende Ahnung von der ursprünglichen mystischen Einheit der heiligen Drei, der Formen, Farben und Töne, dämmert auf! — —

Die Wirkung der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Franz Liszts auf die Menge führt Heine einmal auf die „elektrische Wirkung einer dämonischen Natur, auf die ansteckende Gewalt der Ekstase und auf den Magnetismus der Musik selbst“ zurück, also auf „natürliche, wenn auch „okkulte“ Kräfte; die Hypothese des „magnetischen Rappports“, (Brief an Moses Moser, 1823) die Gedankenwelt der Theosophen (an Rahel Varnhagen, im gleichen Jahre) waren ihm vertraut, und er hatte „den Paracelsus im Original gelesen“ (an Lady Duff-Gordon, 1854), also die verschiedenartigsten Kenntnisse auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften erworben. „Heine hat sich mit diesen (okkulten) Dingen viel beschäftigt“, bestätigt der Philosoph S. H. Fichte, der

Sohn des großen Fichte, anlässlich der Ergänzung eines Gespräches, das er mit dem schwerkranken Dichter in Paris gehabt; es drehte sich um Geister und Seelen, um Präexistenz und Fortleben. — Das von Heine einst zur Verteidigung der phantastischen und vielfach angegriffenen George Sand gesprochene: „Elle cherche Dieu“, gilt, verändert, auch von ihm. Ja — Heinrich Heine war ein Gottsucher und wurde es immer ernsthafter, je tiefer die Schatten des Leides in sein Leben fielen. So wild er sich zeitweise in den Strudel des Lebens stürzen konnte, — die Dinge, die hinter dem Leben stehen, erregten tief seinen aus Phantasie und Scharfsinn gekneteten Geist. Schon in seiner gesündesten Zeit bricht bei allem Schwelgen im hellenischen Schönheitsideal der Spiritualist in ihm immer wieder durch, und es gehört zu den zahlreichen Rätseln in dieser Dichterseele, daß neben der Sehnsucht nach den glühendsten Genüssen des Lebens ein instinktiver Widerwille gegen jede derbe Kraftfülle besteht, daß er „die Farben des Marmors und des Todes“ vorzieht.. Die Sphinx des Todes hypnotisiert ihn, die rätselvollen Unbeweglichkeit des der Zeit und dem Leben Entrückten bedrängt ihn mit tausend stummen Fragen. Der Geist solcher leidenschaftlich stummen Fragen brütet über manchem seiner Geisteskinder; so über der Schilderung der Leiche der „Kleinen Veronika“, deren Starrheit die im Zimmer befindliche Wärterin mit den rätselvollen Worten zu erklären sucht: „Das tut der Tod“, — über den geisterbleichen „Florentinischen Nächten“, deren geheimnisreiche Heldin, die sterbende Maria immer wieder als Schatten auftaucht, — z. B. im Buche über Italien: „Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette stand, worauf der schöne blasse Leib lag, mit sanften, stillen Lippen, — ich dachte wieder an den s o n d e r b a r e n B l i c k , den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen sollte und mir ihr Amt für einige Stunden überließ, — ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glase auf dem Tische stand und so seltsam duftete; — auch durchschauerte mich wieder der Zweifel, ob es ein Windzug war, wovon die Lampe erlosch. Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?“

Die Fähigkeit der Phantome, Lichter auszulöschen, war demnach Heine bekannt. Dieses Phantom der Toten ist aber auch schon, halb losgelöst, im Zimmer der Sterbenden gegenwärtig (Florentinische Nächte), die, vom Hauche der Verwesung überschauert, in ihrer Schweigsamkeit schon ins ewige Schweigen hinüberzugleiten scheint, und in ihrem weißen Musselin-Kleide, auf dem grünen Sofa liegend, einer Statue auf einem Grabdenkmal im Garten gleicht. Die gespenstische Nähe des Phantoms, des unsichtbaren „Dritten“ liegt über diesem Schweigen ebenso schwer wie über dem phantastisch-seltsamen, fieberhaft-hastigen Ge-

plauder „Maximilians“. Seinen Höhepunkt aber erreicht das atembeklemmende Grauen, als dieser, aus eigenen Erlebnissen berichtend, vor den Augen der Sterbenden die dem Okkultisten vertraute, rätselvollere Erscheinung des „Geistertheaters“ sich abspielen läßt, in dem die lebende Laurence wie unter der Gewalt einer schweren Hypnose, gewohnheitsmäßig die ihr früher in dieser Umgebung zugeordnet gewesene Rolle der Tänzerin übernimmt, sich wie selbstverständlich dem Totentanz einreihend. —

(Schluß folgt.)

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Fortsetzung von Seite 1.2.)

Die Unterhaltungen alle zu beschreiben, die Blake in Prosa mit Dämonen, und in Versen mit Engeln hatte, würde Bände erfordern, und eine gewöhnliche Galerie wäre nicht hinreichend, die Zeichnungen alle aufzunehmen, die er von seinen gespenstischen Freunden entwarf. Daß alles dies wirklich und wahr sei, war seine feste Überzeugung, und — so ansteckend war sein Enthusiasmus, daß mehrere scharfsinnige und empfindsame Personen, welche Zeugen seiner Begeisterung waren, die Köpfe schüttelten und bemerkten: er sei doch immer ein außerordentlicher Mann, und man könne nicht wissen, ob nicht dennoch etwas an der Sache sei. Einer seiner Brüder, ein nicht ungeschickter Künstler, veranlaßte ihn häufig, Porträts von den Geistern zu entwerfen, die ihm erschienen. Die günstigste Zeit für diese Engelsbesuche war von neun Uhr abends bis um fünf Uhr morgens, und so folgsam waren diese sonderbaren Gäste, daß sie sogar auf den Wunsch seiner Freunde erschienen. Zuweilen ließ ihn indes eine Gestalt, welche er zeichnen wollte, eine Zeitlang warten, und er saß, mit seinem Bleistift und Papier bereit, und starrte mit den Augen in die leere Luft; plötzlich zeigte sich die Erscheinung, und er begann zu arbeiten, wie ein Besessener. Er wurde einmal aufgefordert, ein Bild von William Wallace zu skizzieren; Blake's Auge leuchtete, denn er bewunderte die Helden der Vorzeit enthusiastisch. „William Wallace!“ rief er; „ich sehe ihn jetzt; da! da! wie adelig er blickt! gebt mir geschwind mein Zeug!“ Nachdem er eine Zeitlang gezeichnet hatte, mit derselben Sicherheit der Hand und des Blickes, als ob eine lebendige Person vor ihm säße, hielt Blake plötzlich inne und sagte: „Ich kann ihn nicht zu Ende bringen; Edward der Erste ist zwischen ihn und mich getreten.“ „Das ist ja vortrefflich,“ sagte sein Freund, „denn ich wünschte auch Edward's Porträt zu haben.“ Blake nahm sofort ein anderes Blatt Papier, und warf darauf die Züge des Plantagenet hin;

worauf Se. Majestät höflich verschwand, und der Künstler den Kopf Wallace's vollendete. Letzterer war edel und heroisch, der andere streng und blutdürstig; der eine hatte die Stirn eines Gottes, der andere sah wie ein Teufel aus.“⁶⁾

Georg Konrad Horst erklärt sich in bezug auf diesen Fall in Übereinstimmung mit dem Redakteur der Zeit-Bilder, welcher sagt: „Indem wir einen Blick auf Blakes Leben werfen, können wir uns nicht enthalten, auf die Übereinstimmung aufmerksam zu machen, welche sich zwischen diesen phantastischen Träumen und den Geistererscheinungen der Seherin von Prevorst zeigt. Ohne Zweifel glaubte die Seherin, wie Blake, Dinge zu sehen, die sie nicht sah, und die Umgebung wurde durch die Zuversicht und Gewißheit, mit der sie die Dinge erzählte, bestimmt gleichfalls an ihre Erscheinungen zu glauben. Von dem Glauben zum Sehen ist nur ein Schritt.“

Einen Fall, in dem die innere Verwandtschaft zwischen künstlerischer Produktion und Somnambulismus noch deutlicher hervortritt, teilt Prof. Perty in seinem Buche „Blicke ins verborgene Leben des Menschengenies“ mit.

„Ein junger Mann aus der Ostschweiz machte dem Prof. Perty Mitteilung über seine außerordentliche visionäre Anlage und Befähigung. Sie trat besonders stark im 11. Lebensjahre hervor, da lebte er oft lange Zeit fast ohne Wahrnehmung der Außenwelt und ging mit himmlischen Geistern um, mit denen er sprach, spielte, flog. ‚Christus erschien mir dreimal nacheinander im Traume, wunderbar klar und deutlich und erfüllte mich mit solcher Liebe und solch' unaussprechlicher Sehnsucht nach ihm, daß jene drei Visionen den größten Eindruck für mein ganzes Leben machten. Es fehlen mir Worte, auch nur den geringsten Abglanz jener Herrlichkeit zu schildern, die ich damals schaute, in der ich vom 11.—14. Jahre lebte, vielleicht auf dem höchsten Standpunkte, den Menschen einnehmen können, wo ich in einem Augenblicke oft hundert Dinge zugleich sah . . . Auch materielle Dinge konnte ich bei lebhaftem Denken an sie in einer gewissen Art realisieren, so daß ich z. B. fast keinen Unterschied mehr zwischen einer wirklich oder nur im Geiste ausgeführten Handlung zu erkennen vermochte, letztere oft sogar noch einen viel lebhafteren Eindruck auf mich machte.‘ Es erschienen ihm berühmte Dichter und Denker, wie Goethe, Schiller, Tasso, Shakespeare, Kant usw.; sie unterhielten sich lange mit ihm, und ihre oft wunderbar treffenden Antworten wurden gegeben, nachdem er kaum die Frage gestellt. Ein ungemein zärtliches Verhältnis hatte er zu Schiller, den er sogar umarmte und küßte. Er sah Goethe und Schiller ganz anders, als er sie auf vielen Photographien ge-

⁶⁾ Allan Cunningham, „British Painters“, London 1830.

sehen hatte, und zwar sah er sie in verschiedenen Lebensaltern. Als er einst in Gesellschaft Turandot vorlas, erschien ihm plötzlich in außerordentlicher Klarheit Shakespeare, dessen Bild er öfters gesehen hatte, das aber keinen Vergleich zu dem hohen, idealen Ansehen der visionären Figur zuließ. Er las das Stück ganz vor, ohne die Gestalt einen Augenblick lang aus dem Gesichte zu verlieren; er trug begeistert vor und riß alle hin, wiewohl der geringste Teil seines Geistes mit der Lesung beschäftigt war. Er befand sich, seiner Aussage nach, in einem eigentümlichen Doppelzustand, der einerseits dem wachen, andererseits dem mystischen und magischen Leben angehörte. Dieser junge Mann brauchte nur die Augen zu schließen oder die Hand darauf zu legen, so erschienen ihm mit außerordentlicher Helle die verschiedensten Gegenstände: menschliche Figuren, Bücher, Arabesken, wunderbare tapetenartige Flächen, die prachtvollsten Farben, viel intensiver als die des Prisma.“

Macnish („Der Schlaf“, S. 197) hatte während eines Fiebers sogenannte Halluzinationen sehr merkwürdiger Art, doch nur in der Dunkelheit, und wenn er die Augen schloß. In einer Nacht erschien ihm ein glänzendes Theater, auf welchem ein berühmter Pferdekünstler spielte; beim Öffnen der Augen war sofort alles verschwunden. Doch nur dem Schauspiel konnte er ein Ende machen, nicht der Musik. Das Orchester spielte nämlich in einem fort einen großen Marsch aus der Oper Aladdin, und das mit mächtigem, herrlichem, furchtbarem Nachdrucke. Die musikalische Halluzination dauerte wohl fünf Stunden lang.

* * *

In all diesen, wenn auch noch so ausgezeichneten Fällen geht die in Rede stehende innere Schöpferkraft doch nicht so weit, ihre Gebilde in die physische Äußerlichkeit und Objektivität herauszustellen, so daß sie sich dem allgemeinen sinnlichen Anblicke darzubieten vermöchten. Aber auch Tatsachen dieser letzteren Art werden berichtet, wie namentlich im Gebiete der Ahnungen, Vorgefühle, sympathischen Beziehungen und Zusammenhänge der Fall ist.

So schreibt C a r d a n u s in seiner Biographie eine schauerliche Erscheinung, die er beim traurigen Untergange seines Sohnes — eines Arztes, der wegen versuchter Vergiftung seiner ungetreuen Gattin hingerichtet wurde — an sich selbst beobachtet hatte. Er befand sich zu Pavia; da zeigte sich an der Wurzel seines rechten Goldfingers ein blutiges Schwert. Des Abends kam ein Bote mit der Nachricht, er solle nach Mailand kommen, sein Sohn sei verhaftet. Von da an nahm das Zeichen 35 Tage lang aufwärts rückend zu; am letzten Tage reichte es bis an die

12*

Fingerspitze, rot, wie ein flammendes Schwert. Um Mitternacht wurde sein Sohn enthauptet. Den Morgen darauf war das Zeichen schon ziemlich, in ein paar Tagen ganz verschwunden.

Claude le Tisserant („De Prodigis“ 1575) erzählt von der Frau eines Parlamentsrates der Provence, die im Traume ihren Gatten hinrichten sah, welcher auch wirklich zu Paris enthauptet wurde. Beim Erwachen war ihre Hand steif zusammengeschlossen, daß sie dieselbe nicht öffnen konnte. Als man sie gewaltsam auseinanderzog, fand sich auf der Innenfläche das Bild ihres Gatten mit abgehauenen Kopfe, wie ein Muttermal und blutend, was seinerzeit viele gesehen haben. —

In der Geschichte der besessenen Ursulinerinnen zu Loudun, welche so viel Aufsehen machte, kamen ebenfalls solche Phänomene vor. So als die dortige Priorin 1635 zu Füßen des Exorzisten niederstürzte, erschien auf ihrer Stirne ein Kreuz, aus welchem frisches rotes Blut hervordrang. Einige sagten, sie könne sich diese Figur in ihren Konvulsionen mit einem versteckten Eisen eingeritzt haben. Es folgte jedoch ein zweiter Vorgang der Art, wo sich das Wunder vor den Augen der Zuschauer langsam gestaltete. Sie hielt den linken Arm in die Luft; da bildeten sich auf ihrer Hand blutige Buchstaben, die sich zu dem Namen Joseph zusammensetzten. — Es ist darüber ein förmliches Zeugnis aufgesetzt worden, unterzeichnet von Dersidu, königlichem Rate und Prokurator der Kommission, dem Exorzisten Pater Surin, dem Protestanten Montagu usw. Unter dem Siegel schrieb H. v. Montagu auf englisch noch besonders: „Ich habe die Hand weiß gesehen, wie meinen Halskragen, auf einmal aber rot werden und ein deutliches Wort erscheinen, welches Joseph war.“ (Histoire des diables de Loudun, Amsterdam 1716.)

Eine Magnetische hatte einen sehr lebhaften Traum, worin ihr eine rote und eine weiße Rose geboten wurde. Sie wählte die erstere. Beim Erwachen fühlte sie am Arm ein heftiges Brennen, und es bildete sich binnen 8 Tagen das vollständige, etwas über die Haut erhobene Gemälde einer Rose nach Zeichnung, Färbung und Schattierung aus. Das Bild wurde dann wieder blasser und verschwand binnen einer Woche wieder ganz. (Blätter aus Prevost IX, 228.)

Die Stigmatisation der religiösen Ekstatiker, wie sie seit dem hl. Franz von Assisi vorgekommen, ist so bekant und historisch gewiß, daß wir sie nur leicht zu berühren brauchen. Die sympathische Anschauung des Leidens Christi bewirkt hier die äußere, leibliche Ausprägung der Verwundungen, die er erlitten hat, die Dornenkrone, die Seitenwunde, die Nägelmale an Händen und Füßen, die Male der Geißelung; dazu kommen auch Kreuze. Die Anna Katharina Emmerich hatte deren zwei; auf dem Brustbein hatte sich ein Gabelkreuz gebildet, etwas tiefer befand sich ein

Kreuz von gewöhnlicher Form. Bei der Terziarerin Masrona, die bei Grenoble um 1627 lebte, fand man nach ihrem Tode in der Nähe des Herzens ein Stigma, welches in sich die sämtlichen sonst getrennten Fünfe vereinigte, eines stand in der Mitte, einer purpurroten Rose gleich, um sie her die anderen ins Viereck gestellt. Eine besondere Tatsache berichtet als Augenzeuge Thomas Cantipratanus von einem Dominikaner Voluandus in Straßburg. Derselbe pflegte fort und fort, im Stehen, Gehen, Sitzen, mit dem Daumen das Zeichen des Kreuzes auf der Brust zu machen. Nach seinem Tode fanden die Brüder das Brustbein, in welches die Rippen einlenken, mit einem Kreuze bezeichnet, welches aus Knochensubstanz, wie in erhabener Arbeit, hoch herausgebildet war; die drei oberen Arme gingen in Lilien aus; das untere, längere, endete in einer Spitze, als solle es irgendwo eingestoßen werden.

In den eben angeführten Fällen hat die plastische Bildungskraft der Psyche ihre normale Wirkungssphäre bereits überschritten; in den folgenden Beispielen aber überschreitet sie sogar die Peripherie des Körpers. Hofrat Reinbeck erzählt: Eine Frau sah in ihrem Sacktuche Blut und in diesem das Bild ihres Sohnes mit einer Wunde am Halse. Es kam darauf die Nachricht, daß er im Duell einen Hieb in den Hals erhalten und daran gestorben sei. Das Blutbild wurde aus dem Tuche herausgeschnitten und unter Glas und Rahmen aufbehalten. König Friedrich Wilhelm ließ es 1790 von der Familie Westphal holen, und es wurde von mehreren Personen in Augenschein genommen. (Magikon III. 139.)

Eine Besessenheitsgeschichte mit außerordentlichen Erscheinungen war die von Auxonne. Hier ließ eine der besessenen und beschworenen Nonnen 1661 auf ihrer Binde in großen, wie mit Blut geschriebenen, Buchstaben den Namen Jesus, Maria, Joseph erscheinen; noch einen Augenblick vorher hatte man die Binde ganz weiß gesehen. (Über die besessenen Nonnen von Auxonne existiert ein Bericht von vier Bischöfen, den Doktoren der Sorbonne und einem Arzt von Chalon, welche die Vorgänge beobachtet haben. (Causes célèbres, Bd. XI, S. 278—291.)

Ein ziemlich seltsames Phänomen ist auch das Erscheinen von Kreuzen auf verschiedenen Gegenständen, dem gegenüber ein billiger Skeptizismus nur schlecht angebracht sein dürfte.

Im Jahre 746 trat unter der Regierung von Constantinus Copronymus in Konstantinopel eine heftige Pest auf, die drei Jahre dauerte, und zu gleicher Zeit erschienen schwarze Kreuze auf den Bekleidungsstücken derjenigen, welche von der Krankheit befallen werden und daran sterben sollten, was in der Tat auch stets zutraf. (Theophr. u. Theodor Trithemius Kap. II, S. 3.)

„Die Chronik von Sigibert spricht von einem anderen plötzlichen Auftreten von Kreuzen, welche sich, sowohl an den Kleidern

von Personen, als auch an den Vorhängen der Kirchen zur Zeit Pipins des Kurzen in Frankreich (752—768) zeigten. Ferner berichtet uns der Historiker Egward von einem ähnlichen Auftreten solcher Kreuze unter der Regierung Karls des Großen zur Zeit des Sachsenkrieges, also um das Jahr 830. Im Jahre 954 schlug der Blitz in Paris ein und heftete sich in Gestalt eines Kreuzes an die Kleider sämtlicher Bewohner, welche dieses Zeichen nicht mehr loswerden konnten und daher in großen Scharen zu der Kirche der Maria pilgerten. Vier Jahre später (958) wiederholte sich dieselbe Erscheinung. Auch in Deutschland trug sich die Erscheinung unter Otto dem Großen zu. (Chronik v. Hermann.)

Im Jahre 1295 erschienen im Königreich Kastilien, infolge einiger Bußpredigten und auferlegter Pönitenzen seitens der Juden, nicht nur auf den Gewändern der Büßenden oder der Propheten derartige Kreuze, sondern selbst bei solchen Leuten, die nicht aus dem Hause gegangen waren. Der jüdische Arzt Alphons Spina, welcher Augenzeuge dieses seltsamen Wunders war, schrieb darüber ein dickes Werk, wodurch er eine Menge seiner Glaubensgenossen bekehrte. (S. Vesme, Geschichte des Spiritismus, B. II, S. 338 bis 343, Verlag Oswald Mutze, Leipzig.)

Ein Fall, in dem sich die Erscheinungen vermannigfaltigen und der infolgedessen von besonderem psychologischen Interesse ist, ist jener, der sich während der Regierung des römischen Kaisers Flavius Claudius Julianus (361—363 n. Chr.) zugetragen hat. Julianus, den die neuere historische Kritik als einen der weisesten und edelsten Herrscher bezeichnet, geriet durch seine gerechte und vernünftige Handlungsweise, welche den hohen Zielen seiner Philosophie entsprach, in scharfen Konflikt mit dem niederen, selbstsüchtigen Trachten seiner Zeit. Da er die alt-römische und griechische Religion gegen den Zelotismus und die Verfolgungswut der streitbaren christlichen Kirche in Schutz nahm, wurde er selbst zu einem Gegenstand ihres leidenschaftlichen Hasses. Dieser letztere Umstand erscheint mir wichtig zur Erklärung der aus seiner Zeit berichteten höchst merkwürdigen Phänomene.

Julian faßte den Plan, den Tempel von Jerusalem auf der Höhe Morija wieder aufzubauen. — Er übertrug die Arbeiten dem weisen Alipius und ließ an alle Israeliten der ganzen Welt einen Aufruf ergehen, welche in großer Anzahl ihrer alten Metropole zuströmten und freudig Julian ihre eigenen Schätze und ihre Kräfte in ungeduldigem Enthusiasmus zur Verfügung stellten. Allein die Unternehmung war nicht vom Glück begünstigt und der Kaiser ward selbst gezwungen, in einem Briefe von ihm den unglücklichsten Ausgang seines Vorhabens zu bekennen. Sämtliche christliche Historiker jener Zeit stimmen in jener Erzählung überein, daß ein Erdbeben, ein heftiger Wirbelwind, eine unter-

irdische Eruption, das neue Fundament des Gebäudes einstürzen ließ und die Fortsetzung der Arbeiten verhinderte. Gregor von Nazianz (Oratio I, ad Julianum) erklärt stolz, daß dieses Wunder von niemandem, auch von keinem Ungläubigen geleugnet werde. Seine Behauptung, so seltsam sie auch erscheinen kann, findet dann durch das unerwartete Zeugnis des Ammianus Marcellinus, sogar eines Freundes von Julian, seine Bestätigung. Dieser schreibt: „Als Alipius unter Mithilfe des Statthalters der Provinz mit allem Eifer und Fleiß der raschen Ausführung der Arbeiten oblag, kamen schreckliche Feuerkugeln aus den Fundamenten hervor und machten durch ihre öfteren und wiederholten Angriffe zeitweise den Platz für die Arbeiter vollständig unzugänglich, die dadurch verbrannt und von einem heftigen Wirbelwind fortgeschleudert wurden. Das siegreiche Element fuhr solange fort, die Arbeiter von der Arbeitsstätte fern zu halten, bis man schließlich sich gezwungen sah, die Unternehmung fallen zu lassen. (Ammianus XXIII, § 1.)

Auch berichtet Ambrosius (Bd. II, Epist. IX), Chrysostomus (Advers. Judaeos et Gentes, Bd. I, S. 580; De Sto Babyla Bd. II, 574), ferner Sozomenes, Ruffinus und Philostorgius ebenfalls von diesem Vorfall und erwähnen sogar noch einige wunderbare Nebenerscheinungen. So haben sich auf den Kleidern der jüdischen Arbeiter geheimnisvolle schwarze Kreuze gezeigt und am Firmament wäre in der Nacht ein hellstrahlendes Kreuz sichtbar geworden. Zu den Schriftstellern, die von diesem eben genannten Wunder Erwähnung tun, gehört Gregor von Nazianz (Oratio I ad Julian.), welcher in demselben Jahre schrieb, als sich diese Tatsachen zugetragen haben sollen.

„In einem Kriege gegen die Perser,“ heißt es in Rotteck's Weltgeschichte, „nachdem er eines Feldherrn aus der schönsten Römerzeit würdig gestritten, nach anfangs glücklichem Erfolge, wurde er in den verhängnisvollen Ländern jenseits des Tigris zum Rückzuge gezwungen, blieb in Not und Gefahr immer sich selber gleich, empfing in der Schlacht eine tödliche Wunde und starb als Held und Weiser (26. Juni 363 n. Chr.).

Viele nicht christliche Historiker, darunter der berühmte Libanius, vermuten, daß Julian seinen Tod den Christen zu verdanken habe, die ihm bereits öfters nachgestellt hatten, um ihn aus der Welt zu schaffen. Dagegen behaupten wiederum die Christen, daß die Geduld Gottes erschöpft gewesen sei und daß er wunderbarer Weise durch einen Pfeil des Märtyrers St. Mercurius verwundet worden wäre, der einige Jahre vorher gestorben war und seine schöne Absicht dem St. Basilius vorher angekündigt hatte, als dieser während des Gebetes in Ekstase verfiel. St. Basilius teilte bald sein Gesicht den Brüdern des Klosters mit, und diese beschworen ihn, solange Schweigen zu beobachten, bis die Nach-

richt bestätigt worden wäre. (Libanius, Legat ad Julian, S. 157; Orat. Parent., Kap. XXXII.)

Ammianus und Eutropius, welche dem römischen Heere nach Persien gefolgt waren, sowie Rufus Festus und Aurelius Victor schreiben, daß der Pfeil tatsächlich gegen den Kaiser von einem unbekanntem persischen Reiter geschleudert worden sei.“ (Caesar Baudi Ritter v. Vesme „Geschichte des Spiritismus I, Leipzig, Oswald Mutze.)

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena).

(Fortsetzung von Seite 128.)

Das wird noch deutlicher, wenn wir uns jetzt dem Hauptproblem der Erkenntnislehre (114) zuwenden und die Frage aufwerfen, wie unser Bewußtsein überhaupt eine Erkenntnis von dem wirklichen Sein einer außer uns vorhandenen Welt fremder Dinge erlangt; — was P e t z o l d hier anstrebt, das ist eine Rückkehr zu der Ansicht des gesunden Menschenverstandes (191). Er will die naiv-realistische Auffassung des gemeinen Mannes auch als wissenschaftlich haltbar erweisen (68). Und er schätzt auch an K a n t — trotz aller sonstigen Gegnerschaft gegen die „Kritik der reinen Vernunft“ — doch die unverkennbare Wiederannäherung an die Überzeugungen des gesunden Menschenverstandes (169—173). Noch mehr aber preist er H u m e wegen seines gesunden Wirklichkeitssinnes, der ihn nach allen Zweifeln der Kritik schließlich doch in dem Glauben an die Fortdauer der wahrgenommenen Sinnendinge die natürliche, mächtige Neigung des common sense anerkennen lasse (153 4). Und wenn er selbst, P e t z o l d, auch in der Anschauung des gemeinen Mannes die substantielle Auffassung der Dinge und den Glauben an eine in ihnen sitzende Seele bekämpft (191 2), so stimmt er doch, wie er ausdrücklich erklärt, in zwei wichtigen Punkten mit ihm überein: einmal darin, daß er sich in der Wahrnehmung unmittelbar der wirklichen Außendinge selbst, und nicht bloß eines subjektiven nach außen verlegten Empfindungskomplexes, zu bemächtigen glaubt (184); und dann darin, daß er die wahrgenommenen Dinge auch während der Pausen der Wahrnehmung fortbestehen läßt und sie überhaupt als „in ihrem Sein von uns unabhängig“ denkt (191, vgl. 155).

Freilich gilt diese Auffassung heute wohl den meisten Denkern als wissenschaftlich unhaltbar (68) und auch H u m e vermochte nicht, sie vor seiner Vernunft zu rechtfertigen (154 ff.). P e t z o l d aber glaubt, das von seinem großen Vorgänger unge-

löste Problem wirklich lösen zu können. Er ist überzeugt, daß er jene Ansicht des gemeinen Mannes auch der Vernunft annehmbar machen könne. Und zwar sucht er dieses Ziel einer wissenschaftlichen Rechtfertigung des naiven Realismus von zwei Seiten her zu erreichen: einmal indirekt, indem er die entgegengesetzte Ansicht des erkenntnistheoretischen Idealismus bekämpft (V, VII, 3); und dann direkt, indem er die natürliche Auffassung des gesunden Menschenverstandes mit Hilfe des Gedankens der Relativität aller Erkenntnis „als widerspruchsfrei und in Übereinstimmung mit den Tatsachen“ zu erweisen versucht (183 ff.). - - Hören wir also, was er uns zu sagen hat. Und prüfen wir zunächst die Gründe, die er zur Widerlegung des erkenntnistheoretischen Idealismus vorbringt.

Was diesen Idealismus in allen seinen Formen kennzeichnet und seinen eigentlichen Grundgedanken ausmacht, das ist bekanntlich die Meinung, daß die Welt, die wir aus der Erfahrung kennen, nur unsere eigene Vorstellung sei und daß wir über diese subjektive Erscheinungswelt unseres Bewußtseins hinaus nichts zu erkennen vermögen (3, 109). — Petzold aber wendet dagegen ein, daß diese Ansicht bei folgerichtigem Denken unvermeidlich zu dem Wahnsinn des Solipsismus führe, der nur noch dem eigenen Ich Wirklichkeit zuschreibt und die ganze übrige Welt zu einem wirren, immer wieder abreißen Fiebertraum dieses allein daseienden Ich verflüchtigt (181 f., vgl. 126 f., 138). Auch betont er mit Recht, daß bei einer solchen Auflösung alles Seins in bewußt — Sein innerhalb dieses allumfassenden Bewußtseins die alten Gegensätze von Denken und Sein, Vorstellung und Wirklichkeit, Seele und Körper oder materiellem und immateriellem Geschehen unverändert wieder auftauchen und jeder wissenschaftlichen Erklärung spotten (110 f., 142, 152). „Wenn alles immateriell ist, so kann man ja gar kein Objekt mehr zeigen, das materiell ist“ (142). Und „wäre alles ein Traum im Gegensatz zu irgend einer transzendenten Wirklichkeit, so würden sich innerhalb dieses Traumes doch wieder die Gegensätze des Traumes (im engeren Sinne) und der Wirklichkeit wiederholen: und damit bliebe alles beim Alten“ (112). Vollends verkehrt aber ist es, wenn die meisten Nachfolger Kants dessen unverkennbares „Ding an sich“ ganz beseitigen wollen (177). Freilich spielt dieses gespenstische „Ding an sich“ bei Kant eine höchst unglückliche Rolle. Denn ein solches unerkennbares X, das überhaupt keine denkbaren, geschweige denn vorstellbaren Eigenschaften hat (176), kann doch auch zu keiner Erklärung etwas beitragen: zumal da es nach Kants eigener Lehre raumlos und zeitlos ist und damit auch jeder Möglichkeit entbehrt, mit irgend Etwas ein ursächliches Verhältnis einzugehen (162). Und doch: wenn man diesen Unbegriff eines unerkennbaren „Dinges

an sich“ beseitigt, dann nimmt man damit auch dem zugehörigen Begriff der „Erscheinung“ jeden angebbaren Sinn und hebt damit den Idealismus selbst auf (177 f.). —

Soweit dürfen wir P e t z o l d in seiner Kritik jedenfalls zustimmen. Die Ansicht des Idealismus, daß die ganze erkennbare Welt, die Außenwelt des natürlichen Daseins und Geschehens ebenso wie die innere Welt unserer Gefühle und Gedanken nur eine Erscheinung unseres eigenen Bewußtseins sei, ist schlechterdings unhaltbar. Die Beständigkeit und der unverkennbare gesetzmäßige Zusammenhang der natürlichen Dinge zwingt uns, ihnen ein von uns unabhängiges Dasein zuzugestehen (181, 189 f., 154). Leugne oder bezweifele ich diese Unabhängigkeit, so muß ich auch die unabhängige Existenz anderer Menschen leugnen oder bezweifeln (184). D. h. ich muß mich zum S o l i p s i s m u s bekennen: ich muß annehmen, daß während meines Schlafes das ganze raum-zeitliche Weltall vollständig vernichtet ist, um mit meinem Erwachen von Neuem aus dem Nichts zu erstehen (181). Und dazu werde ich mich als vernünftiger Mensch nicht entschließen, solange es noch irgend einen anderen Ausweg gibt (184). Ja, bei unbefangener Selbstbeobachtung kann ich überhaupt nie auf den Gedanken kommen, daß die Bedingungen für das Dasein der von mir wahrgenommenen Welt allein in mir selbst liegen (185). Es gibt vom wahrnehmenden Individuum unabhängig eine Außenwelt und gesetzmäßige Verknüpfung der Dinge: das steht fest (156, 186). Die Frage ist nur die: wie wir uns diese nicht nur von dem gesunden Wirklichkeitssinn des gemeinen Mannes, sondern auch von der Wissenschaft geforderte unabhängige Existenz der Dinge und ihr Verhältnis zu unserer Wahrnehmung denken sollen.

Die Antwort P e t z o l d s kennen wir schon. Er bekennt sich grundsätzlich zu der Ansicht des gemeinen Mannes, der in seiner Wahrnehmung die wirklichen Dinge unmittelbar zu erfassen glaubt und sie in derselben Weise, wie er sie vorfindet, fortbestehen läßt, auch wenn er sie nicht mehr wahrnimmt (155, 191). Wenigstens lasen wir es so gleich anfangs im Vorwort (V), wo es ausdrücklich hieß: „wir müßten uns die aus sinnlichen Elementen oder ‚Empfindungen‘ zusammengesetzten Gegenstände unserer Wahrnehmung in derselben Weise wie während der Wahrnehmung fortexistierend denken, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen“ (V, vgl. 191). Und nur in demselben Sinne ist es offenbar auch zu verstehen, wenn P e t z o l d uns bedeutet: er mache keinen Unterschied zwischen dem Wahrnehmungsbild eines Baumes und dem wahrgenommenen Teile des Baumes selbst (184). Denn wenn wir in der Wahrnehmung die wirklichen Außendinge oder deren Teile „unmittelbar erfassen“ (184, 191, vgl. 110, 155, 169), dann sind diese Außendinge eben auch a n s i c h so, wie

wir sie wahrnehmen. Und wenn die wirklichen Dinge nur „Komplexe (Verbände) von sinnlichen Elementen“ oder sogenannten „Empfindungen“ sind (V, 78, 183, 186) und doch „so, wie wir sie wahrnehmen“, „auch nach unserer Wahrnehmung weiterbestehen und überhaupt in ihrer Existenz von uns unabhängig sind“ (191): dann sind eben auch jene sinnlichen Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind (V), unabhängig von uns oder an sich da. So verlangt es die einmal gemachte Voraussetzung. Und so glaubt es ja auch der gemeine Mann (155), zu dessen Ansicht uns P e t z o l d zurückführen will (191).

Nun ergeben sich aber doch bei dieser Annahme sehr bald allerlei Schwierigkeiten. Denn die Inhalte unserer Sinneswahrnehmung sind ja in hohem Maße von den innern Zuständen und Vorgängen unseres eigenen Leibes abhängig. Ja, sie kommen überhaupt nur durch die Tätigkeit unserer Sinnesorgane zustande. „Die Farben sind ja nur für ein Auge da; wo kein Auge mehr tätig ist, da können auch keine Farben sein“: so versichert uns P e t z o l d selbst (186). Und das Gleiche gilt auch von allen übrigen Inhalten unserer Sinneswahrnehmung. „Das Meer rauscht nur für ein Ohr.“ „Die Rose duftet nur für ein Geruchsorgan. Honig ist süß nur in Berührung mit einer Zunge. Ein und derselbe Raum ist warm oder kalt, je nachdem ich aus einem kühleren oder wärmeren komme“ (81). Alle Bestimmungen der von uns wahrgenommenen Dinge enthalten also schon die Beziehung auf uns selbst. Es findet sich unter all ihren Eigenschaften „keine, die unabhängig von Eigenschaften unser selbst wäre“ (81). — Aber wenn dem nun so ist: wie können wir dann dieselben Verbände sinnlicher Elemente „auch unabhängig von unserer Wahrnehmung noch existierend denken“ (183)? Wie können wir annehmen, daß die wahrgenommenen Dinge „in derselben Weise, wie wir sie vorfinden“, „auch nach unserer Wahrnehmung existieren und überhaupt in unserer Existenz von uns unabhängig sind“ (191, V)? Das heißt ja: „die vorher festgestellte Abhängigkeit der Dinge von uns selbst wieder aufheben“ (82) und etwas zu denken versuchen, was sich selbst widerspricht.

Oder gäbe es doch noch irgend eine Möglichkeit, trotz jener Einsicht in die subjektive Bedingtheit unserer Sinneswahrnehmung doch den Glauben an ein von uns unabhängiges Sein der wahrgenommenen Dinge festzuhalten? — P e t z o l d meint es. Er sagt: alle jene Schwierigkeiten rührten nur daher, daß man sich so schwer von der Vorstellung eines absoluten Seins freimache; aber sie verschwinden nach seiner Ansicht sofort, wenn man sich nur genügend in den großen Gedanken des P r o t a g o r a s, in den Gedanken der Relativität alles Seins versenkt (183, vgl. 84). „Wir dürfen eben bei unserer gegenwärtigen Frage nicht von den Beziehungen absehen, in denen die Dinge untereinander und zu

uns stehen“ (187). Denn alle meine Aussagen über die Welt schließen ja immer schon die Beziehung auf mich selbst als wahrnehmendes Subjekt ein (vgl. 82, 198 f.). Ich kann in Wirklichkeit gar nichts absolut denken: im Stillen stelle ich mich noch immer als den Beobachter vor, der die Dinge sich gegenüber sieht (187). Und darum liegt auch „kein Widerspruch darin, daß ich die nicht wahrgenommenen Dinge mit ihren wahrnehmbaren Qualitäten denke und zwar existierend denke; denn ich denke sie damit in Relation zu mir. Der Widerspruch wäre aber sofort da, sowie ich diese Eigenschaften den Dingen als absolute, von mir oder einer ähnlichen Organisation abgesehen, beilegen wollte! Denn ein anderer oder vielleicht ich selbst zu anderer Zeit würde sie anders finden“ (187). Darum darf ich mir die Fortdauer der Dinge nicht als „eine absolute, für jeden Wahrnehmenden gleiche Fortexistenz“ denken. Sondern ich muß die Dinge „genau wie bei der Wahrnehmung durch verschiedene Individuen, so auch wie bei der Fortexistenz für jede Individualität anders denken: anders für den Farbenblinden, anders für den Tauben und anders für den völlig Blinden, und anders für eine etwaige von der menschlichen überhaupt abweichend organisierte Intelligenz“. Dann gibt es keinen Widerspruch. Und wir erkennen, daß niemals eine tiefere Wahrheit ausgesprochen worden ist als die des Protagoras: die Welt ist für jeden so, wie sie ihm erscheint (188). —

So Petzold. — Aber ist denn mit dieser relativistischen Wendung unser Problem wirklich gelöst? Ist es wahr, daß es hier „keine Rätsel mehr gibt“ (198) und daß diese positivistische „Auffassung von der unabhängigen Fortdauer der nicht mehr wahrgenommenen Dinge allen billigen Anforderungen genügt“ (183)? — Durchaus nicht. Petzold hat sich nur mit ein paar unklaren Redensarten um die eigentliche Frage herumgedrückt und, ohne es zu merken, seine eigene Position völlig verschoben. Erst schreibt er: „Darin liegt kein Widerspruch, daß ich die nicht wahrgenommenen Dinge mit wahrnehmbaren Qualitäten fortexistierend denke“. Und dann hebt er mit dem Nachsatz: „denn ich denke sie damit in Relation zu mir“ den Vordersatz unvermerkt wieder auf und zeigt uns, daß er sich „die nicht wahrgenommenen Dinge“ im Grunde doch nur als — wahrgenommene Dinge denkt! Damit aber sind wir genau so klug wie vorher. Wir sollten erfahren, wie wir es anzufangen haben, jene Verbände sinnlicher Elemente, die wir in unserer Wahrnehmung vorfinden, „auch unabhängig von unserer Wahrnehmung noch existierend zu denken“ (183)! Und wir werden belehrt, daß das unmöglich ist, weil wir diese sinnlichen Qualitäten nur in Beziehung auf uns selbst als wahrnehmende Subjekte, also abhängig von unserer

Wahrnehmung und deren besonderer individueller Besonderheit denken können! Die wirkliche Welt, die „unabhängig von uns“ dasein soll, ist uns also wieder entschlüpft. Und wenn wir wirklich an ihrer Existenz festhalten und sie ohne Widerspruch denken sollen, dann müssen wir es notwendig auf einem anderen Wege versuchen, als auf dem des naiven Realismus oder naiv-realistischen Positivismus. —

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studien von E. W. Dobberkau.

III.

Die Chinesen haben zwei Religionen: den Glauben an die Geister ihrer Verstorbenen und den Glauben, den Buddha in Indien begründete. Der heilige Franziskus Xaverius schildert das Fest der Toten in folgender Weise: Im August feiern die Chinesen zweimal die Wiederkehr ihrer Verstorbenen, denen sie mit Fackeln entgegen gehen, ihnen Speise und Trank mit liebevoller Begrüßung anbieten und sie in ihre Wohnungen geleiten. Dort werden sie bewirtet und nach zwei Tagen wieder dorthin zurückbegleitet, wo sie empfangen wurden. Dasselbe berichtet 200 Jahre später Boulanger von den Chinesen und Japanern. In China hat jede bessere Familie ihr Zimmer der Ahnen, wo ihre Bilder stehen, sie verehrt und um Rat gefragt werden. Dies geschieht mittels schreibender Tischchen, deren einer Fuß eine Feder oder einen Bleistift hält. Auch setzt man sich um einen Tisch herum, auf dessen Platte ein von der Decke herabhängender Pfeil hinabreicht. Man legt die Hände auf den Tisch, der sich bewegt und so dem Pfeil Zeichen auf die Tischplatte zu schreiben ermöglicht. Diese Zeichen enthalten die Antworten auf die Fragen, die an die Geister der Ahnen gerichtet werden.

Also — Tischrücken!

Ähnlich verfährt man mit einem Pinsel.

Diese Erfindung wird schon von Konfutse angedeutet. Er scheint sie den Chinesen gegeben zu haben. Ebenso bedient man sich eines Kürbisses, der ein Stäbchen trägt, das in der Hand eines Kindes oder eines Schriftunkundigen Buchstaben in den Sand zeichnet und so ebenfalls Antworten erteilt. Bei diesen Versuchen ist stets ein Medium anwesend, das als Vermittler gilt zwischen den Fragenden und den Ahnen, die demnach noch lange nach ihrem Tode die Geschicke ihrer Familien leiten.

In Tibet ist es der Groß-Lama, der immer wieder als Knabe zur Erde zurück kehrt und seine Mönche leitet, wenn seine bisherige irdische Verkörperung dem Tode verfiel. Den betreffenden Knaben bezeichnet gewöhnlich das Orakel Tschurtschun. Doch

soll es auch vorkommen, daß der betreffende Knabe sich selbst als der wiedergeborene Groß-Lama bezeichnet und in sein altes Kloster zurückgeführt sein will. Dort bezeichnet er alle Geräte, deren er sich in seinem früheren Erdenleben bediente, erkennt seine Gebetbücher usw. wieder, womit er die Probe besteht, daß er tatsächlich der wiedergeborene Groß-Lama ist.

Hensoldt will auf seinen Reisen mit dem Groß-Lama gesprochen haben. Es soll ein Knabe gewesen sein von übermenschlichem Wissen und Denken, der ihn in seiner Muttersprache anredete und über ihn auf das Genaueste unterrichtet war. Diese überschwänglichen Berichte wurden aber — wohl mit Recht — angezweifelt. Sie decken sich auch durchaus nicht mit dem, was Sven Hedin über den Groß-Lama als glaubwürdigster Forscher berichtet.

Missionar Huc berichtet von fürchterlichen Gebräuchen des Bauchaufschlitzens, wie es in den Klöstern der Lama nicht selten vorkommen soll. Der „Bekte“, der diesen Brauch an sich vollziehen will, bereitet sich durch längeres Fasten und Beten auf ihn vor. Während des fanatischen Schreiens und Betens der Lama verfällt er in rasende Zuckungen, erfaßt ein breites Messer und schlitzt sich den ganzen Bauch auf. Das Blut spritzt nach allen Seiten und die Menge der Zuschauer befragt den „Heiligen“ nach dem Geschick gewisser Personen, was er auch beantwortet. Dann nimmt er in seine rechte Hand Blut aus seiner schrecklichen Wunde, haucht dreimal darüber und wirft es mit großem Geschrei in die Luft. Rasch legt er seine Hand auf die Wunde, die sich sofort schließt und ohne Narbenbildung augenblicklich ausheilt, so daß von ihr nichts mehr zu sehen ist. Ein kurzes Gebet beendet diese „Feier“ und die Menge geht auseinander. Ähnliche Gebräuche finden auch außerhalb der Klöster statt, doch stehen sie alle nicht in hohem Ansehen. Die Lamas berühren ohne verbrannt zu werden glühendes Eisen, bringen sich Schnittwunden bei, die augenblicklich ausheilen und ähnliches, was von Reisenden allgemein berichtet wird.

Ganz rätselhaft ist der „Baum der Gebete“ in der Lama-serie der 10 000 Bilder. Schon die Pater Huc und Gabet berichten über ihn. Er trägt auf seinen Blättern und seiner Rinde die wohlgestalteten Buchstaben des tibetanischen Alphabetes. Sie sind teils heller, teils dunkler als das Blatt. Unter der alten Rinde bilden sich ständig neue Buchstaben, sobald sie sich abschält und abfällt. Es sind Zwischenformen, die mit den alten Buchstaben durchaus nicht immer übereinstimmen. Betrug, Täuschung, oder künstliche Herstellung der Buchstaben erscheint daher ausgeschlossen. —

Auch die Japaner lassen sich von ihren Ahnen führen. Sie bedienen sich dabei junger Mädchen als Medien, die im Lande

herum reisen und Kunden suchen. Beim Versuche schreibt der Fragende den Namen eines Verstorbenen auf einen Papierstreifen, rollt ihn zusammen, taucht ihn in eine Tasse mit Wasser und besprengt das Medium damit. Dieses hat den Kopf in die Hände gestützt und betet, bis der angerufene Geist von ihr Besitz ergreift und durch die Verzückte Antworten auf alle gestellten Fragen erteilt.

Eine andere Art japanischer „Zauberei“ sind die „Jamambuxi“ oder „Jammabo“. Diese magnetisieren ein Kind, bis es sich windet und Schaum vor dem Munde bekommt. Dann befiehlt ihm der „Zauberer“ den Namen dessen zu nennen, der einen abhanden gekommenen Gegenstand gestohlen hat, und dessen Ort anzugeben. Diesem Befehle kommt das verzückte Kind sofort nach. —

Die Chaldäer glaubten an gute und böse Geister und sahen sie als Freunde oder Feinde des Menschen an. Sie benützten Sinnbilder, um erstere anzurufen, oder letztere zu verscheuchen. Aus diesen Sinnbildern wurden später die Talismane.

Von den Babyloniern ist der Traum des Nebukadnezar bekannt durch die Bibel. Ihn konnte nur der Hebräer Daniel auslegen. Ebenso die Flammenschrift an der Wand unter Belsazar: Mene, tekel, upharsin. Die schreibenden Menschenfinger, die gegenüber dem Leuchter auf die getünchte Wand des Königshauses schrieben, scheinen durch die teilweise Verkörperung eines Geistes erklärt werden zu können. Eine andere Deutung dürfte wohl ausgeschlossen sein. Die Theologen werden dies zwar nicht wahr haben wollen, doch können wir Okkultisten uns auf ähnliche, gut bezeugte Erscheinungen berufen.

In Assyrien wurden die Kugeln der Hekate nach Selden von Geisterkräften bewegt, und in Umdrehung gebracht, sobald man die Geister anrief. —

Von den Persern berichtet schon Strabo, daß ihre Priester die Geister anriefen, dabei Tassen und Tische benützten und sich des Wasserschauens bedienten. — Auch die Perser feierten fünf Tage lang das Fest der Ahnen wie die Chinesen und Japaner. Ihr Glaube bestand in der Verehrung und Beschwörung von Geistern des Himmels und der Erde. —

Die alten Ägypter glaubten daran, daß ihre Götter einst Menschen waren, und daß nach ihrem Tode ihre Seelen göttliche Kraft entfalteten. Nach Sincellus waren Osiris, Typhon, Horo, Ammon früher Könige, die in Ägypten lebten, starben und begraben wurden. Die Götter waren also die Geister von Verstorbenen. Plinius schreibt: Die Hüter der „heiligen“ Tiere waren Medien, die als Orakel dienten, erstere waren demnach nur Mittel zum Zweck.

Man glaubte an einen verfeinerten, unsichtbaren Doppel-

gänger des Menschen, den man Ka nannte, dieser war ein getreues Abbild des Leibes und hatte reinmenschliche Begierden und Bedürfnisse. Darum balsamierte man die Toten ein, um ihren überirdischen Doppelgängern eine Stätte des Bleibens zu bieten. Ka wohnte in seiner sterblichen Hülle im Grabe. Den göttlichen Teil seiner Seele nannte man Ba, doch ist über ihn nichts Genaueres bekannt geworden. Man glaubte an die Seelenwanderung. Die Seele mußte erst tierische Verkörperungen durchlaufen, bevor sie zur Menschenseele wurde und muß als solche eine bestimmte Anzahl von Erdenleben durchwandern, bevor sie zur Reinheit und göttlichen Daseinsform gelangen kann, zum ewig glücklichen Leben im Geiste. Man glaubte auch an eine Art Fegefeuer, in der die Seelen sich läutern müssen und an böse Geister, die zu ewigen Höllenqualen verdammt wurden, weil sie ganz im Bösen verloren sind. Von der Läuterung und Wanderung der Seelen erzählt das berühmte „Totenbuch“.

Aus dem 4. Jahrtausend (v. Chr.) stammt ein Papyrus, in dem ein Witwer seine verstorbene Frau bittet, ihn nicht mehr zu quälen, sondern zu heilen. Eine Hausinschrift versucht die Geister der Verstorbenen vom Hause fern zu halten.

Aus dem 13. Jahrhundert (v. Chr.) wird von der Heilung durch ein Standbild berichtet, von dem der Gott Khons Besitz ergriffen hatte. Er verließ es wieder in Gestalt eines Sperbers nach dem Traume des Fürsten von Baktan.

Celsus und Arnobius berichten von ägyptischen Heilern, die durch Berührungen und Anblasen „unheilbare“ Krankheiten beseitigen. In den Tempeln der Isis und des Serapis wurde der Tempelschlaf gepflegt: Kranke erfuhren im Traume, durch welche Mittel sie gesund werden konnten.

Die Bibel erzählt von ägyptischen Zauberern, die Aaron alles nachmachten: auch ihre Stäbe verwandelten sich in Schlangen, auch sie verwandelten das Nilwasser in Blut und ließen Frösche aus dem Nile in ungeheuren Scharen kriechen. Nur Läuse konnten sie nicht hervorzaubern, was Aaron dagegen fertig brachte, dessen Stab-Schlange auch zuvor die Stab-Schlangen der Zauberer verschlungen hatte. So steht geschrieben: 2. Mose, Kap. 7, Vers 10 u. 22 und Kap. 8, Vers 7 u. 18. Da muß es schon wahr sein! Oder sollten jene Plagen nur Naturerscheinungen gewesen sein, die auch heute noch in Ägypten sich wiederholen?

Von den Phöniziern berichtet der Freigeist Lucian, daß er im Tempel der Syria gesehen habe, wie Bildsäulen schwitzten, sich bewegten und Orakel verkündigten. Man suchte prophetische Antworten von dem einbalsamierten Kopfe eines Kindes zu erlangen, ein Beweis für die Roheit der phönizischen Kulte, die auch Menschenopfer forderten. —

Die Etrusker waren Totenbeschwörer. Sie verehrten in ihren Penaten und Laren Hausgötter und deuteten aus Blitzen, den anderen Naturwundern und den Eingeweiden der Opfertiere Orakelsprüche, welchen Brauch von ihnen die Römer übernahmen. Die Acherontischen Bücher des Etruskers Bachitydes enthalten die Lehren von der Läuterung, der Belohnung und Bestrafung der Seelen im Jenseits. Wir finden sie später im Christentume wieder als Lehren vom Fegefeuer, von der Hölle und vom Himmel. — Auch der Spiritismus ist — leider — davon erfüllt, besonders die Richtung, die Prof. H. Rivail (Allan Kardec) begründete. —

Die Juden sahen die Götter der anderen Völker als Geister an, als Dämonen, und glaubten, ihr Jehova sei der Schöpfer des Himmels und der Erde und „Richter unter den Göttern“ (Psalm 82, Vers 1). Erst nach der babylonischen Gefangenschaft findet sich in der Bibel der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Vorher werden nur irdische Belohnungen verheißen oder irdische Strafen angedroht, auch wird betont, daß das Blut die Seele sei (5. Mose 12, Vers 23). Die Toten wissen daher nichts, ihr Gedächtnis ist vergessen, denn in der Hölle, wohin die Seele fährt, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit. (Prediger Salomonis Kap. 8, Vers 15 und Kap. 9, Vers 5 u. 10.)

Das Befragen der Toten war verboten und wurde mit dem Tode durch Steinigung bestraft — eine unglaublich rohe Hinrichtungsart! Nur die Zauberinnen sollte man leben lassen. Bekanntlich begründete man auf dieses Verbot im Mittelalter die Hexenverfolgungen, denen 8½ Millionen Menschen während drei Jahrhunderten zum Opfer fielen, so daß Deutschland dadurch fast entvölkert wurde. —

Hosea beklagte sich darüber, daß die Juden ihr Holz befragten und ihre Stäbe predigen ließen — also Geisterverkehr pflegten. So wenig befolgte man dieses Verbot.

Die Bibel, Maimonides, Hermes Trismegistos und Philon von Biblos berichten, daß die Juden kleine Bildsäulen hatten, die sie „Theraphim“ nannten, die sie um Rat fragten und die Orakel erteilten. Sie sind bei den Aramäern als Schutzgötter noch heute in Gebrauch. Sie wurden als der Sitz guter und böser Geister angesehen. Die Rabbiner behaupteten, daß die „Theraphim“ sprechen konnten. Nach Rabbi Elihazar und Tautschumann und der Weise einen „Theraph“, daß man einen erstgeborenen Sohn nach dem Paraphrasten Jonathan verschafften die Juden sich in tötete, seinen Kopf abschlug, diesen mit Salz und Öl reinigte, ihn in eine Mauerblende stellte und unter seine Zunge ein Metallplättchen legte, auf dem der Name eines Geistes geschrieben stand. Dann zündete man eine Lampe vor diesem „Theraph“ an und rief den Geist an.

Doch scheint dieser schreckliche Brauch vorzugsweise bei den Phöniziern üblich gewesen zu sein, den die Juden wohl nur nachgemacht haben, besonders in den Zeiten, wo ihr Stammesgott wenig verehrt wurde, was nicht selten der Fall war.

Orakel gaben auch „Urim“ und „Thummim“, die nach 2. Moses 28, Vers 30 dem Amtsschild des Hohenpriesters eingefügt waren, damit er sie auf dem Herzen trage, „wenn er eingetret vor dem Herrn allewege“. Es waren Edelsteine, die nach Josephus bereits seit 200 Jahren ihren Glanz verloren hatten infolge der Pflichtverletzungen ihrer Träger. Ihre Orakel soll der Hohepriester leise im Ohre haben erklingen hören.

Saul verweigerte der Ephod die Antwort auf seine Frage, ob er die Philister bekriegen solle. Als den König David einst das Volk steinigen wollte, fragte er den Ephod, ob er den Kriegslenten nachjagen solle und ob er sie ergreifen werde. Da sprach der „Herr“ durch den Ephod: „Jage ihnen nach, du wirst sie ergreifen und Rettung tun.“ (1. Samuelis 30, Vers 6—8.) Man sieht, Jehova war damals noch reiner Stammesgott.

Schon Rebekka, Isaaks Weib, befragte Urim und Thummim. Auch der ägyptische Hohepriester trug nach Helianus ein Bild aus Saphir am Halse hängend, das „Wahrheit“ hieß und Wahrheit offenbarte.

Urim bedeutet Licht, Thummim Wahrheit. Eine Verwandtschaft mit ägyptischen Gebräuchen ist also nicht zu leugnen.

Ferner besaßen die Juden nach Pardes eine Art spiritistischen Glückrades mit einem drehbaren Zeiger, um den auf 22 von der Zeigerachse ausstrahlenden Linien Buchstaben niedergeschrieben waren. Wenn man dies Glücksrad gebrauchen wollte, betete man solange, bis sich der Zeiger von selbst drehte und die Buchstaben zeigte, deren Zusammensetzung die Antwort auf die Frage der Betenden ergab.

Die Besitzer solcher Glücksräder mußten hohe Abgaben an die Priesterkaste leisten.

Joseph, Jakobs Sohn, weissagte aus seinem Trinkbecher, es war ihm also die Fähigkeit des Schauens im Wasserglase eigen. Dieser Brauch ist nach Wiesemann noch heute im Morgenlande üblich.

Die Juden waren auch gute Traumdeuter. Bekannt sind die Träume, die Joseph dem Pharao deutete, der Traum des Nebukadnezar, den Daniel auslegte, und der Traum Jakobs von der Himmelsleiter.

Nach Hiob bedient sich Gott der Träume, um den Menschen etwas zu offenbaren, sie zu warnen oder zu erschrecken.

Am meisten aber bediente er sich seiner Propheten, denen er in Gesichten oder in Träumen offenbarte, was sie seinem Volke verkünden sollten.

Samuel gründete besondere Prophetenschulen zu Rama. Zu Zeiten Sauls waren Propheten' selten zu finden, nach Jerobeam II. aber füllten sie mit ungeheurem Wortschwall die Bibel.

Als Saul einst David nachstellte, trafen seine Boten auf zwei Prophetenchöre, die weissagten. Samuel war ihr Aufseher. Da kam der Geist Gottes auf die Boten Sauls, daß sie auch weissagten. Zum zweiten und dritten Male schickte Saul andere Boten, aber allen ging es ebenso. Da zog Saul selbst nach Rama. Und der Geist Gottes kam auch auf ihn, und er ging einher und weissagte. Er zog seine Kleider aus und weissagte auch vor Samuel, fiel bloß nieder den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Eine derartige Übertragung von Verzückungen, von Massensuggestionen, wie man jetzt zu sagen beliebt seit le Bon's Forschungen, begegnen wir unter den Christen wieder im 15., 16. und 17. Jahrhundert. — Wir beobachten sie auch dann, wenn Somnambulen einen Krankensaal durchschreifen und nach allen Seiten hin ihre magnetischen Striche ausführen.

Die Propheten glichen unseren Somnambulen, sie wurden wie sie um Rat gefragt und dafür vergütet. Davon lebten sie. Natürlich fanden sich unter ihnen auch Betrüger, falsche Propheten, die ihrem eigenen Geiste folgten und keine Gesichte hatten. Gegen sie zog Hesekiel zu Felde.

Bekannt ist die Prophezeiung Michas (5, Vers 1), nach der in Bethlehem der Herr Israels geboren werde, und die Prophezeiung Daniels (Kap. 9, Vers 25 u. 26) von dem Wiederaufbau und der Zerstörung Jerusalems, wozwischen das Kommen des Fürsten Christus fallen werde. Beide Prophezeiungen erfüllten sich. Die Weissagung Jesaias (Kap. 7, Vers 14) von einer Jungfrau, die einen Sohn mit Namen Immanuel gebären werde, aus dem Hause Davids, ist später auf Jesus bezogen worden. Kap. 9, Vers 6 u. 7 weist Jesaias jedoch auf einen Friedensfürsten hin, der als mächtiger Herrscher das Königreich Davids wieder begründen werde mit Gericht und Gerechtigkeit bis in Ewigkeit.

Ob das wohl auf Jesus bezogen werden kann? Politisch sicher nicht und geistig wohl auch kaum. Denn vom Geiste Jesu, von seiner gütigen und alles vergebenden Liebe ist in der Welt nur noch wenig zu finden. Auch im Christentume nicht; das dürfte wohl unbestritten sein!

Als einst die Philister Saul bedrängten, rief er vergeblich Jehova an, ihm Rat zu geben durch einen Traum, durch Urim oder die Propheten. Da ging er nachts verkleidet zu einer Wahrsagerin nach Endor. Sie mußte den verstorbenen Propheten Samuel anrufen. Als das Weib Samuel sah, schrie sie laut, weil sie Saul nun erkannte. Dieser beruhigte sie und fragte, was sie sehe. Das Weib sprach: „Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde. Es kommt ein alter Mann herauf, bekleidet mit einem

seidenen Rocke.“ Da vernahm Saul, daß es Samuel war, neigte sein Antlitz zur Erde und betete an. Samuel aber sprach: „Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich herauf bringen läßt?“ Da klagte ihm Saul seine Not. Und Samuel sprach: „Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist? Der Herr wird tun, wie er durch mich geredet hat, er wird das Reich von deiner Hand reißen und David, deinem Nächsten geben. Darum, daß du der Stimme des Herrn nicht gehorchet und den Grimm seines Zornes nicht ausgerichtet hast wider Amalek“ (Saul sollte die Amalekiter schlagen und völlig vernichten, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel). Saul tat es, ließ aber den König Agag am Leben und alle guten Schafe, Rinder und Lämmer. Nur alles weniger gute davon ließ er vernichten. Darüber ergrimte Samuel sehr, verlangte vollen Gehorsam und verwarf Saul als König. Und Samuel zerhieb den Agag zu Stücken vor dem Herrn! „Darum hat dir der Herr solches jetzt getan! Dazu wird der Herr Israel mit dir auch geben in der Philister Hände. Morgen wirst du und deine Söhne bei mir sein. Auch wird der Herr das Heer Israels in der Philister Hände geben!“

Diese schrecklichen Worte eines rachsüchtigen Geistes erfüllten sich. Am folgenden Tage verloren die Israeliten die Schlacht, Saul aber und seine drei Söhne mit dem ganzen Gefolge das Leben.

Dieselbe Geschichte erzählt auch Josephus, hinzufügend, daß Samuel der Wahrsagerin sagte, daß Saul der unbekante Frager sei und daß die Wahrsagerin eine Engastrimythin war, eine Bauchrednerin, mit welchem Namen man auch die griechischen Prophetinnen, selbst die Pythia zu Delphi bezeichnete. Man wollte damit sagen, daß sie nicht mit eigener Stimme sprachen, sondern daß ein Geist sich ihrer bemächtigte und durch sie sprach. Dieselbe Erscheinung beobachten wir heute an unseren Inkarnations-Medien, die ebenfalls von „Geistern besessen“, als deren Sprachorgane dienen, gewissermaßen deren Bauchredner sind. Auch Totenauferweckungen werden im alten Testamente erzählt. Nach dem Buch der Könige, Kap. 17, Vers 19—23 erweckte Elias den Sohn einer Witwe zu Sarepta, indem er zu Gott betete: „Herr, mein Gott, laß die Seele dieses Kindes wieder zu ihm kommen“ und sich dreimal auf dasselbe legte. Der Herr erhörte die Stimme Elias; die Seele des Kindes kam wieder zu ihm und es ward lebendig.

Auch Elisa erweckte nach dem 2. Buch der Könige Kap. 4, Vers 32—36 den Sohn der Sunamitin, indem er zum Herrn betete, und sich zweimal aufs Kind legte. Da schnaubte der Knabe siebenmal und tat seine Augen auf.

Die Juden glaubten an Engel. Sie waren die Boten ihres

Gottes und erschienen fast nur denen, zu denen sie gesandt waren. Der Glaube an böse Geister ist erst später, vermutlich von den Persern, übernommen worden. Nach einer Überlieferung waren sie ursprünglich gute Engel, gerieten aber mit den anderen in einen bösen Streit und wurden als Besiegte in die Hölle hinab gestürzt. Man schrieb den Teufeln eine große Macht zu und glaubte daran, daß sie Wunder verrichten könnten, natürlich stets im bösen Sinne.

Durch die Mischna, das mündlich überlieferte Gesetz des Moses, wurde in der Vorstellung der Juden in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die ganze Welt mit Geistern bevölkert. Es wurden schließlich 900 000 gezählt. Sie hatten alle eigne Namen, die man bei Beschwörungen und Zaubereien kennen und anrufen mußte. Alles sollte in der Welt von Geistern verursacht sein. Man glaubte sogar daran, daß diese Geister sich geschlechtlich vermehren konnten.

Die Essäer verpflichteten sich nach Josephus, niemals den Namen der Engel zu offenbaren, um jeden Zauber zu verhindern.

Alle Geister wurden dem Todesengel unterstellt, der die Stelle Satans eingenommen hatte. Sie sind aus den Elementen geschaffen: aus Feuer, Luft, Wasser oder Erde. Man nannte sie daher Elementargeister, die bekanntlich noch heute in der Theosophie herum spuken. Diese Anschauungen wurden schon von den alten Chaldäern vertreten.

Für die Anrufung der Engel, wie auch der Elementargeister hatte man bestimmte Formeln, die im Talmud zu finden sind, ferner solche für das Bannen der Geister. —

Ich habe darum so eingehend den Glauben der Juden behandelt, um nachzuweisen, wieviel Verwandtes darin mit dem Okkultismus der Gegenwart vorhanden ist. Die Bibel ist eine Fundgrube für Okkultisten und nur von ihrem Standpunkte aus völlig zu verstehen, falls man es nicht vorzieht, alle „Wunder“ als Sagen und Dichtungen zu erklären, wie es Strauß getan hat.

Hegel und Plotin.

Eine kritische Studie von Dr. K. H. E. de Jong,
Privatdozent a. d. Universität Leiden.*)

Da sowohl der Neuplatonismus als die Hegelei in unseren Tagen sich eines erneuerten Interesses erfreuen, so ist es gewiß keine reizlose Aufgabe, das Verhältnis Hegels zu Plotin näher zu bestimmen, eine Aufgabe, welche Dr. K. H. E. de Jong in der

*) „Hegel und Plotin. Eine kritische Studie von Dr. K. H. E. de Jong. Buchhlg. u. Druckerei vorm. E. J. Brill. Leiden 1916. — 36 Seiten Preis: M. 1.50 —

Weise zu lösen versucht, daß er das Kapitel, welches Hegel in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ dem Plotin gewidmet hat, einer eingehenden Kritik unterzieht.

Die „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ hat K. L. Michelet als XIII.—XV. Bd. der „Werke“ 1833—1836 in erster, 1840—1844 in zweiter umgearbeiteter, aber, wie auch der Hegelianer G. Lasson eingesteht, und de Jong S. 11, 13, 24 ff. darlegt, wesentlich verschlechterter Auflage, herausgegeben; der dem Plotin gewidmete Abschnitt steht in Bd. XV, S. 37—69, 2. Aufl. S. 33—60.

Zunächst gibt Hegel eine kurze Skizze von Plotins Leben, in der er unter anderen Unrichtigkeiten behauptet, daß Porphyrius in der Biographie Plotins von einer „Menge wunderbarer Dinge“ berichte. Es sind aber in derselben, streng genommen, nur zwei „ins Gebiet des Wunderbaren eingreifende Erzählungen“ zu finden deren Geschichtlichkeit überdies nicht einmal anzufechten ist (vgl. Kiesewetter, Der Okkultismus des Altertums S. 780 ff. und K. H. E. de Jong, Das antike Mysterienwesen S. 96—101).

Mit der Wiedergabe von Plotins Lehre ist es nicht besser bestellt, wie schon aus demjenigen klar hervorgeht, was Hegel über Plotins Auffassung der „Magie“ vorbringt.

Hegel bestimmt aber die Hauptsache sehr ungenau, wenn er sagt, daß Plotin „den Zusammenhang der Notwendigkeit aller Dinge für die Magie gebraucht“, statt daß Plotin „die Magie durch den sympathischen Zusammenhang aller Dinge erklärt“. Auch behauptet Hegel, daß, außer etwas „ganz Theoretischem“ über die angebliche „göttliche Wirksamkeit“ der Götterbilder, Plotins Schriften „nichts dahin Gehöriges“ enthielten, während Plotin u. a. in der (N. B. von Michelet herangezogenen) Hauptstelle Kap. IV, 4, 40 ff. von den Beschwörungen und sonstigen Zaubermitteln, ja sogar von der Betörung von Menschen seitens einer Schlange nicht anders als von Tatsachen redet! — Auch die Behauptung: „Das Gute ist der Nus“, ist ein Fehler, den nur Hegel in seinem verblendeten Eigensinn machen konnte. Denn daß Plotin zwischen dem Guten als erstem Prinzip und dem Nus (Geist) als zweitem Prinzip ausdrücklichen und strengen Unterschied machte, mußte man von jeher wissen. (Vgl. E. Zeller, Die Phil. d. Gr., 3. T., 2. Abt., + 1903.) Daß aber derartige Fehler keine philologischen Kleinigkeiten, sondern den Gedankengang Plotins selbst betreffen und daß sie in dem Apriorismus der Hegel'schen Denkart wurzeln, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Um so verdienstlicher erscheint aber die Leistung des Verfassers, solche Nachlässigkeiten im Einzelnen mit unerbittlicher Kritik festgenagelt zu haben. —

Hegel ist nicht skrupulös in der Wahl seiner Mittel um die plotinische Lehre nach seinem eigenen System umzustimmen.

So zitiert er z. B. den auf visionäre Zustände bezüglichen Anfang von Kap. IV, 8, 1 folgendermaßen: „Oft, indem ich aus dem Körper zu mir selbst erwache und außerhalb des Anderen“, des Äußerlichen „bin, innerlich bei mir selbst, und eine bewundernswürdige Anschauung habe“, während die wörtliche Übersetzung lautet: „Oft, wenn ich aus dem Körper zu mir selbst erwache und außerhalb des Anderen bin, innerlich bei mir selbst, schaue ich eine wundersame Schönheit“. So wie Hegel diese Stelle übersetzt, scheint sie auf etwas Subjektives zu deuten, während Plotin von etwas Objektivem, nämlich der „intelligibeln Welt“ spricht, in der die tugendhaften Seelen vor der Geburt und nach dem Tode gänzlich und dauerhaft, während des irdischen Lebens aber nur teilweise und momentan verweilen. Der Unterschied ist groß und betrifft den Hauptpunkt jeder Philosophie.

Nicht minder ist Hegel beflissen, plotinische Lehren, die ihm mißlieblich sind, in einem ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, wo nicht totzuschweigen. So wird z. B. Plotins Lehre von der Einzelseele nur kurz behandelt, als ob sie willkürlich und spekulativ wertlos wäre. Dem ist aber nicht so. So gehört z. B. Plotins Abhandlung „Über die Unsterblichkeit der Seele“ (Enn. IV, 7), wie schon vor Hegel D. Tiedemann erkannte und jetzt mehr und mehr zugestanden wird, zu den hervorragendsten philosophischen Leistungen. Da Hegel jedoch selbst die Existenz der Einzelseele und folglich auch deren Unsterblichkeit leugnete, so mußte er wohl das bei Plotin hierauf Bezügliche vertuschen und verdächtigen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Gedanke, die Geschichte der Philosophie als „System in der Entwicklung“ aufzufassen, nicht von Hegel, sondern von Fries zuerst ausgesponnen ist, wie O. Apelt, Die Behandlung der Gesch. d. Phil. bei Fries u. b. Hegel (1912) S. A. aus Abhandl. d. Friesschen Schule N. F., IV. Bd. 1. Aufl., schlagend dargetan hat. —

Das die wohltätige Stille der holländischen Gelehrtenstube atmende, in musterhaft schönem, vornehmem Ton gehaltene scharfsinnige Schriftchen bietet eine wertvolle Ergänzung der einschlägigen geschichtsphilosophischen Literatur und läßt zugleich die Arbeitsmethode und die Denkart Hegels in hellerem Lichte erscheinen.

Steht der gegenwärtige Weltkrieg im Zusammenhang mit Veränderungen in der geistigen Welt?

Von G u s t a v E u g e n S c h m i d , Freudenstadt (Württbg.)*)

Das ist ganz sicher, denn alles was auf der Erde vor sich geht, hat analoge Vorgänge in der Geistwelt, da diese stets vorausgeht; daher hat auch Jesus Christus gesagt, alles was ihr auf Erden bindet, soll auch im Himmel gebunden sein, denn ein Geistesführer wäre kein solcher, wenn er nicht zum Geiste Wirkung hätte.

Welches sind nun wohl die Vorgänge im Geiste, die auf unsern Krieg Bezug haben? Es ist zunächst bemerkenswert und höchst auffallend, daß der ganze Krieg sich gegen die deutsche Nation richtet. Eine Zahl von Feinden — man könnte beinahe sagen die ganze Erde — richtet sich gegen das deutsche Volk.

Wodurch unterscheidet sich dieses von den andern am stärksten? Durch seinen Militarismus? Nein, diesen haben andere Länder auch; der deutsche wird nur in übertriebener und ungerechter Weise von den Gegnern hervorgehoben, doppelt ungerecht, weil nicht Deutschland, sondern das alle Länder durch seine Seemacht beherrschende England, der tatsächliche Gewaltstaat dieser Erde ist. Während Deutschland durch seine zentrale Lage genötigt ist, sich zum Kampf nach verschiedenen Seiten bereit zu halten, ist es für England auf seiner durch das Meer geschützten Insel wohl gegeben, daß es Handel zur See, Welthandel treibt, aber nicht, daß es sich zur stärksten, die Kontinente allein beherrschenden Seemacht gestaltet.

Hinsichtlich der militärischen Rüstungen ist also kein großer Unterschied: es ist weiter nichts als die Tüchtigkeit der deutschen Heere dank ihren Führern auf eine hohe Stufe gebracht, wie es Amt und Pflicht der Heeresleitung ist. Der gegenwärtige Krieg hat aber deutlich gelehrt, daß die Stufe der Kriegsrüstungen bei den anderen Nationen wenig zurückgeblieben ist. Die furchtbare Artillerie der Franzosen, welche die hoffentlich lange als Rekord dastehende Leistung eines 70stündigen Artilleriefeuers zustande gebracht hat, ist ein beredtes Zeugnis für das Weiterschreiten auf diesem Gebiete nicht nur Deutschlands, sondern auch der übrigen Nationen, und auch Rußlands gewaltige Heere haben in einer drohenden Weise die Kombination von Massenverwendung und moderner Technik gezeigt. Das erwachte Japan hat in einer kurzen Spanne Zeit europäische Großstaaten darin überholt.

*) Wer sich für die eigentümlichen Ideen des Herrn Verfassers näher interessiert, der bestelle sich seine kleine Schrift: „Visionen, Wunder und geistige Unterredungen eines Zeitgenossen“ (bei Wilh. Langguth, Eßlingen a. N. 1915 erschienen). Red.

Nur ein Wunder, nur Gottes gewaltige Hilfe hat uns vor dem von unsern Feinden erstrebten Verderben, der Zerteilung, dem Zurückwerfen in die Zersplitterung alter Zeiten bewahrt. Aus welchen Ursachen könnte sich nun der Geist der übrigen Nationen gegen Deutschland gewendet haben, was hat der Deutsche voraus vor den andern?

Es sind die Leistungen auf s o z i a l e m Gebiete: das Soziale nicht im oppositionellen, der Sozialdemokratie genäherten Sinne gesprochen, sondern im Sinne wirtschaftlicher Gerechtigkeit. Die äußeren Taten der Arbeiterschutz-Gesetzgebung, die in unserer Generation zustande kam, sind eine viel größere Tat im Geiste als sie äußerlich erscheinen, da sie der Anfang eines hohen Geistesbeschlusses: des Schaffens des sozialen Menschen im Laufe der Jahrhunderte waren. Wer den Geisteskampf kennt, weiß, daß vorher im Geiste große Schlachten geschlagen wurden, denn diese Gesetzgebung war der erste Schritt zur Befreiung des von seiner Hände Arbeit lebenden Menschen vom kapitalistischen Drucke; es war der gleich hohe, wenn nicht noch ein höherer Schritt wie in früherer Zeit die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Der soziale Mensch muß nicht ohne weiteres werden; er ist ein Geschenk Gottes des Guten, der die Menschen höher führen will und dies nur im schweren harten Kampfe gegen die menschliche Selbstsucht vollenden kann. Es ist ein neues Prinzip im Menschentum, daß der Arbeiter eine gesicherte Existenz hat, daß er nicht mehr der Knecht ist, dem nur das zugewiesen wird, was zum Lebensunterhalt unbedingt nötig ist. Den Anfang darin hat Deutschland gemacht. Es war die große Tat Deutschlands: ein Hinwegsetzen über den Kapitalismus und damit seine Überwindung, die Überwindung des stärksten Geistes der Welt.

Deshalb war auch der Widerstand des Kapitalismus ein solch starker und andauernder, weil der Kapitalismus das Weiterschreiten auf der sozialen Bahn als unausbleiblich erkennt.

Welche Staaten haben uns diesen hohen Schritt, diesen Gottesschritt des Sozialen nachgemacht? Bisher keiner. England, das viel reicher ist, das aus den Völkern der andern Erdteile große Reichtümer herausgezogen hat und das deshalb als erster den sozialen Schritt hätte tun müssen, hat bis heute nicht einmal die Nachahmung vollführt. England hat auch darin seinen rückständigen kapitalistisch-selbtherrlichen Standpunkt gewahrt, der auch im Handel und Handelsgebräuchen zur Geltung kommt, seine Kaufleute am Alten hängen läßt und die Anpassung an andere Nationen verhindert. Der engherzige Geist Englands hat sich gegen das Deutschland, in dem das Gerechtigkeitsgefühl ein stärkeres ist und in dem aus diesem Gerechtigkeitsgefühl die Nächstenliebe, das Soziale zur T a t geworden ist, gewendet. Es hat schon vor langer Zeit seinen Haß und seinen Neid gegen das

Emporkommen Deutschlands durch die politische Einkreisung in die Tat umzusetzen versucht.

Leider haben diese Einkreisungsbemühungen Erfolg gehabt. Der im Weltherrschertum gestärkte Egoismus Englands hat in anderen Ländern gleichgesinnte Bundesgenossen genug gefunden, denen Deutschland mit seiner immer mehr auf das Soziale hinielenden Entwicklung ein Dorn war, denn der Geist, der die unteren Stände im Zaume kapitalistischen Druckes halten will und die Höherführung der unteren Schichten als eine Minderung oder Aufhebung seiner selbstsüchtigen Stellungen ansieht, ist in unserer Welt der herrschende.

Man unterschätze die geistigen Einflüsse nicht: ein England, das die Erde beherrschen will in seinem Handelsgeist, ist mit sozialem Geist unvereinbar.

Deutschland, das im Sozialen, in der Weiterbildung der Menschheit voranschreitet, hat das moralische Recht, an Englands Seite selbständig zu stehen, nicht nur Brocken der Weltherrschaft aus der Hand Englands entgegenzunehmen, und der Geist des Guten, der über dem Sozialen schwebt, hat auch die äußere Entwicklung Deutschlands gefördert, so daß England auf vielen Gebieten von diesem erreicht und in einzelnen überholt wurde.

Der Geist des Antisozialen hat die herrschsüchtigen Elemente gegen Deutschland aufgestachelt und sie gegen Deutschland vereint, das bei dem Gott, der die Menschen höher führen will, darin „lieb Kind“ war.

In der geistigen Welt war somit die Ursache des Krieges, daß Deutschland als höherer, das Gute mehr voranstellender Staat über England zu stehen kommt, anstelle dieses zur Führung im Geiste kommt, eine Umwälzung, die auch in körperlichen Kämpfen ihre körperhafte Verwirklichung erfährt.

Die Aufteilung Deutschlands und damit die Aufsaugung der sozialen Anfänge war wohl von den Feinden gewollt, aber Gott hat die Dinge anders gelenkt, noch besteht Deutschland — geeinter als zuvor —, ja es ist sogar, ein Wunder vor unseren Augen, im Verein mit seinen treuen Bundesgenossen trotz Überzahl der Feinde, Sieger geblieben.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Selbstmörder in der Tierwelt.

Kein Gebiet der Wissenschaft ist so reich mit Fabeln, Legenden und oft widersprechenden Anschauungen verknüpft, wie das der Naturwissenschaft. Am umstrittensten aber ist eine natur-

wissenschaftliche Frage, die in letzter Zeit wieder in den Vordergrund zoologischen Interesses gezogen wurde, nämlich die Frage, ob man von Selbstmördern in der Tierwelt sprechen kann. In der Phantasie des Volkes bejaht, ist, wie A. Milewski im neuesten Heft der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ ausführt, auch in wissenschaftlichen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß es unter den Tieren Selbstmörder gibt.

Eine große Anzahl von Wissenschaftlern vertritt die Meinung, daß Tiere sich mit Vorsatz aus besonderen Gründen das Leben nehmen. Und zwar wurde behauptet, daß dieser Selbstmord in der Tierwelt nicht allgemein sei, jedoch bei gewissen Tierarten festzustellen sei. Eine entscheidende, allgemein gültige Antwort auf diese Frage konnte noch nicht gegeben werden, da einerseits die wissenschaftlich geschulten Zoologen im allgemeinen die These vom Selbstmord — allerdings nur vom bewußten, will heißen wohlüberlegten Selbstmord — ablehnen, andererseits eine Menge uns überlieferter Vorgänge aus dem Tierleben das Gegenteil zu besagen scheinen. So waren schon die Alten der Ansicht, daß Skorpione „planmäßigen“ Selbstmord verüben.

Es wurde von Skorpionen berichtet, die sich, in einen Kreis glühender Kohlen gesetzt, mit ihrem Giftstachel erstachen, da sie infolge ihrer Empfindlichkeit gegen grelles Licht und glühende Hitze diesen Zustand nicht zu ertragen vermochten. Während Brehm diese Berichte als Fabeln bezeichnete, schilderte der Zoologe Biddie zum Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung das folgende Experiment: „Eines Morgens brachte mein Diener einen großen Skorpion. Ich brachte ihn unter eine Glasglocke und schob diese in den hellen Sonnenschein. Licht und Hitze waren ihm sehr unangenehm. Nun erinnerte ich mich jener alten Mär, nahm eine Lupe und richtete die Strahlen auf seinen Rücken. Sofort begann der Skorpion wütend hin und her zu laufen und in der ingrimmigsten Weise zu zischen. Plötzlich hob das Tier den Schwanz und stieß sich blitzschnell den Stachel in den Rücken. Sofort quoll aus der Wunde eine Flüssigkeit, und in einer halben Minute war der Skorpion tot.“

Zur gleichen Frage erzählte der Zoologe Dr. O. J. Wills: „Eines Tages fing ich in der Nähe von Schiras ein besonders großes Exemplar des in Persien heimischen schwarzen Skorpions. Um die Richtigkeit jener von mir für Aberglauben gehaltenen Geschichte zu prüfen, bildete ich auf meinem Hofe einen Kreis von glühenden Kohlen und ließ das Tier in die Mitte des Raumes gleiten. Es stand einen Augenblick still, lief dann einige Male im Kreise umher, stürzte wieder nach der Mitte, erhob den stachelbewehrten Schwanz und stach sich mehrmals in den Kopf; es war sofort tot.“ Es muß jedoch betont werden, daß eine Anzahl logischer Argumente auch gegen die Theorie vom Selbstmord der

Skorpione sprechen, soweit es sich um einen völlig überlegten Vorgang handelt. Auch das Rätsel des Zuges zum Licht der Nachtinsekten, das Flattern der Insekten in die tödliche Flamme einer Lampe, wird in seinen Ursachen widersprechend beurteilt. Die Anhänger der tierischen Selbstmordtheorie sehen darin meist eine beabsichtigte Tötung, während z. B. der Forscher Marschall nur von einer hypnotischen Wirkung der Lichtquelle auf die zusammengesetzten Fazettenaugen der Insekten spricht. Die bekannte Erscheinung des ungestümen Anfliegens der Zugvögel an Leuchttürme wird von vielen Seiten ebenfalls auf Selbstmordabsichten zurückgeführt.

Auch die an unbedingte Freiheit gewöhnten Tiere, wie gewisse Vögel und Schlangen, die in der Gefangenschaft zu Tode hungern, werden vielfach bewußte Selbstmörder genannt. Marschall sucht diese Annahme zu widerlegen, indem er erklärt, daß diese Tiere Sklaven ihrer Gewohnheit sind und aus dieser Ursache zugrunde gehen.

Einige Fälle von zweifelfrei erscheinendem Selbstmord von Tieren führte der Forscher Zell an: „In den Reisen und Abenteuern des „Monsieur Violet“, deren Wahrheit Kapitän Marryat verbürgt, wird von Pferden erzählt, die, von anderen tyrannisiert und von der ganzen Herde ausgestoßen, sich den Schädel an Bäumen zerstißen. Ferner von Eichhörnchen, die zuweilen eines unter ihrer Zahl verfolgen, bis es sich selbst tötet. Ein Neufundländerhund, seit einiger Zeit sehr traurig, machte mehrmals den Versuch, sich zu ertränken, wurde aber immer wieder herausgezogen, bis ihm sein Vorhaben zuletzt doch gelang. Bekannter und verbürgter ist folgender Bericht. Der Trompeter Lamont im 7. französischen Husarenregiment hatte ein weißes Roß, das er wie einen Kameraden liebte und das ihm wohl zehnmal das Leben gerettet hatte. Er sorgte aber auch für dieses Tier fast mehr als für sich selbst. In einem Treffen an der Donau 1809 wurde Lamont durch eine Kugel getötet. Sein treues Pferd blieb bei ihm stehen und verteidigte die Leiche, als Soldaten sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Der Kaiser Napoleon bemerkte das Getümmel und das Pferd und befahl es in Ruhe zu lassen: der nächststehende französische Posten sollte am nächsten Morgen berichten, was vorgegangen sei. General Berthier übergab am andern Tage den Rapport: das Pferd sei die Nacht beim Leichnam geblieben. Mit Tagesanbruch habe man bemerkt, daß es ihn mehrmals umgewälzt und vom Kopfe bis zu den Füßen berochen habe. Es habe nun wohl erkannt, daß sein Herr tot sei, dumpf gewiebert, sei dann der Donau zugeeilt, wo es sich hineinstürzte und ertrank.“

(„Hamburger Correspondent“, B. Nr. 18 vom 11. Jan. 16.)

Kurze Notizen.

a) Ein Urteil aus berufenem Munde über Dr. Rud. Steiner. — Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer (Nürnberg), der sich im vorigen Herbst sechs Wochen lang in Dornach bei Basel aufhielt, wo die „Anthroposophische Gesellschaft“ unter Dr. Steiners Leitung einen gewaltigen Bau aufführt, in dem Mysterien-Dramen aufgeführt werden sollen, äußerte sich im Oktoberheft 1915 des in Nürnberg erscheinenden evangelischen Monatsblattes „Christentum und Gegenwart“ über seine in Dornach gewonnenen Eindrücke folgendermaßen: „Dr. Steiner ist ein ganz nüchterner, fast möchte man sagen mathematisch nüchterner Mann, dem alles Phantastische und Extravagante, alles Unklare, Unwahre, Ungesunde ganz fern liegt. Er ist nicht nur ein guter Mathematiker und auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft zu Hause, sondern auch philosophisch völlig auf der Höhe seiner Zeit. Gerade das schwerste und scheinbar kälteste Gebiet, die Erkenntnistheorie, hat ihn besonders beschäftigt . . . Nach seiner Lehre geht der Mensch einer großartigen Entwicklung entgegen. Er trägt in sich Gaben und Fähigkeiten, die überhaupt erst am Anfang ihrer Entfaltung stehen. Was man da und dort von Hellsehen und Fernfühlen hört, davon mag sehr vieles Selbsttäuschung sein, aber alles ist nicht Irrtum. Was an Medien beobachtet wird, was in somnambulen und hypnotischen Zuständen sich äußert, das wird von den Menschen mit Recht als unheimlich und ungesund empfunden. Denn die Form, in der diese Dinge hier auftreten, ist eine abnorme, vielfach krankhafte und gefährliche. Aber dahinter liegen schlummernde Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur, die der Entfaltung in der Zukunft harren. Alles kommt darauf an, daß diese Gaben in gesunder Weise in der Menschheit zur Entwicklung kommen und daß sie sich verbinden mit geistiger Nüchternheit und mit moralischer Veredlung . . . Schon einmal in ferner Vergangenheit haben in der Menschheit diese höheren schlummernden Kräfte der Seele gewirkt. Was wir von Visionen in alten Zeiten hören, was wir in den Mythologien der Völker erfahren, stammt im Grunde aus solchen Regungen der Menschenseele, die das Göttliche hinter den Dingen erlebte und schaute. Aber damals hatte der Mensch noch nicht das ganze wache Tagesbewußtsein wie jetzt, noch nicht . . . den klaren logischen Verstand wie heute . . . Es ist aber Steiner nicht etwa bloß darum zu tun, von diesen höheren Fähigkeiten prophetisch zu reden, sondern in einer großen Zahl von Schriften redet er von dem, was nach seiner Erfahrung durch diese höheren Fähigkeiten hinter den Dingen wahrgenommen werden kann . . . Aber wenn Steiner nun auf Grund dieser höheren Gaben ausspricht, was er wahrnimmt: wie soll man sich dazu stellen? Man

kann es doch nicht auf Autorität hin einfach annehmen? Aber wie soll man es nachprüfen? Andererseits: darf man es ungeprüft ablehnen? Es ist wirklich schwierig, sich da zurecht zu finden. Wir wissen nur einen Weg und das ist zugleich der Weg, der auch im Sinne Steiners selbst ist. Man kann sich je nach Neigung in Steiners Ausführungen vertiefen, man kann sie vorsichtig, aber doch unbefangen auf sich wirken lassen . . . und man kann sehen, was man auf diese Weise für sich zu gewinnen vermag. Auf diese Weise verdankt der Verfasser dieser Zeilen den Steinerschen Anregungen seit Jahren sehr viel.“ — Soweit Rittelmeyer, dessen höchst verständiges und wirklich zutreffendes Urteil über Dr. Rud. Steiner's Persönlichkeit und Bestrebungen als das eines der „Anthroposoph. Gesellschaft“ Fernstehenden besonders wertvoll erscheinen muß. Lud. Deinhard.

b) „Über unser Gemütsleben“ berichtet die Tagespresse: Ungemein interessante Streiflichter auf die Beziehungen zwischen unseren inneren Organen und unserem Gemütsleben werfen Beobachtungen, die in jüngster Zeit von verschiedenen Physiologen und Ärzten auf diesem Gebiete gemacht worden sind. So hatte der französische Kliniker D'Alonnes eine Kranke, deren Verdauungsorgane gänzlich unempfindlich waren. Da zeigte sich nun eine Reihe höchst merkwürdiger Symptome. Nicht nur, daß sie kein Hungergefühl, kein Sättigungsgefühl hatte, nein, sie hatte überhaupt keine Gefühle mehr. Ihr Mann, ihr krankes Kind waren ihr im Gegensatz zu ihren gesunden Tagen völlig gleichgültig. Sie kannte keinen Ekel mehr, selbst gegenüber dem Rizinusöl, das früher ihren größten Widerwillen hervorgerufen hatte. Nachrichten, die sonst erfreut hatten, ließen sie jetzt ebenso kalt wie solche, die sie früher tief betrübt hätten. Und da von den Gefühlen der Wille abhängt, so erstarb in ihr auch das Wollen. Sie handelte nur noch aus Gewohnheit. Sie selbst erklärte, sie lebe wie eine Gliederpuppe. Andere Patientinnen dieser Art nennen sich Automaten oder Maschinen. Bei allen aber ist das geistige Leben nicht gestört; sie sind gefühllose Denkmaschinen. Es besteht also ein inniger Zusammenhang zwischen unseren inneren Organen und unserem Gemütsleben, ein so inniger, daß Psychologen wie K. Lange und W. James die psychologischen Vorgänge in unserem Körperinnern geradezu mit den Gefühlen und Gemütsbewegungen gleichstellen. Wenn man auch nicht so weit gehen will, so bleibt doch unzweifelhaft bestehen, daß die von uns empfundenen physiologischen Vorgänge in Milz, Leber, Magen und Darm die Voraussetzung bilden für die Gefühle, selbst für die höchsten und feinsten.

c) Eine Erklärung der Kopfjagd durch schwarze Magie. Wenn wir das Leben der primitiven Völker richtig

verstehen wollen, müssen wir „schwarz denken lernen“. In der furchtbaren Kopfjagd bei den Melanesiern und bei den Malaien sah man bisher nur eine Aeufßerung barbarischer Wi'dheit bezw. einen Beweis urwüchsiger Tapferkeit. Nun hat Dr. Stübe in der „Natur“ dargelegt, daß diese Jagd auf Menschenköpfe ihren Ursprung in religiösen Anschauungen der Wilden hat. Sie hängt mit dem in der primitiven Religion der Melanesier heimischen Begriff „Mana“ [vielleicht identisch mit der indogermanischen Wurzel „man = Geist, manes, die Geister der Verstorbenen, mens Verstand, Minerva der göttliche Geist als Göttin der Weisheit, Minne vom Denken an den Gegenstand der Liebe] Meng zusammen, das im gewöhnlichen Sprachgebrauch etwa „Macht“ [aber geistige Macht] bedeutet. Das Mana der Melanesier ist jedoch nicht als ein besonderer „Geist“ aufzufassen, es ist vielmehr eine unpersönliche, übernatürliche, geheimnisvolle Kraft, die sowohl in Personen, wie in Dingen ihren Sitz haben und durch sie wirken kann. Wer „Mana“ besitzt, kann Krankheiten heilen, Wetter bestimmen, die Zukunft erkennen. Es ist also dieses „Mana“ ein Mittel urwüchsiger Magie. Wie die westafrikanischen Neger bemüht sind, sich alle möglichen kraftbeladenen Gegenstände aus dem Tierreich zu beschaffen und sie dann über ihrer Hütte aufzuhängen, jagen Melanesier und Malaien, z. B. die Boyak auf Borneo, auf Menschenköpfe, um das in ihnen wirksame „Mana“ zu gewinnen. Wenn die Männerhäuser der Malaien und Melanesier mit Schädeln ausgestattet werden, so ist das kein von barbarischer Rohheit geschaffener Zierrat, sondern eine Sammlung magischer Kraftmittel. Denn in einer urwüchsigen Gemeinschaft von Naturmenschen besteht eben auch die harte Notwendigkeit, sich um jeden Preis einen genügenden Vorrat von Macht über andere, bezw. Feinde zu sichern. — Dr. M.

d) Das Wort „les Lusitains“ bei Nostradamus. Bald nach der Torpedierung der Lusitania ging durch viele Blätter der Hinweis, daß der altfranzösische Seher Michael Nostradamus diesen Schiffsuntergang traumseherisch wahrgenommen haben müßte, denn der Quatrain Cent. X, 100 lautet in seiner letzten Zeile: „Les Lusitains n'en seront pas contents.“ Es dürfte aber jetzt, da wir uns im Kriegszustand mit Portugal befinden, recht verblüffen, daß Albert Kniepf in seinem Büchlein „Die Weissagungen des Nostradamus und der Weltkrieg“ (im Hephaestos-Verlag-Hamburg, erschienen) bereits in der ersten Auflage (im September 1914), also gleich nach Ausbruch des Krieges, diesen Vers folgendenmaßen deutete und übersetzte (Seite 28 und 29 der ersten Auflage; Seite 33 und 34 der jetzigen dritten Auflage): „Das englische Weltreich wird mehr als drei Jahrhunderte bestehen (Nostradamus starb 1566, also wäre Englands Zeit demnach reichlich erfüllt!), dann passieren große Truppenmassen zu

Wasser und zu Lande, womit die Portugiesen keineswegs einverstanden sein werden.“ Diese Lesart läßt auf ein Gedrungenwerden, auf ein inneres Widerstreben schließen, das sich in nächster Zukunft wohl in den portugiesischen Zuständen und innerpolitischen Machenschaften äußern dürfte. Immerhin ist es ein neues Zeugnis für den Ruhm des alten französischen Arztes, welchen Goethe schon verehrte und im Faust erwähnt. Nostradamus hat unzweifelhaft diesen Weltkrieg vorausgesehen, denn er nannte die Breitengrade der kriegerischen Entwicklung. Er nannte sogar Namen (z. B. den des Erfinders des Luftballons) und Jahreszahlen, sah durcheinander die Flugzeuge, die französische Revolution, den großen Korsen, den Tag von Sedan usw., wie man in der Broschüre von Kniepf verfolgen kann. Da die Prophetien für Deutschland günstig lauten, ist es sehr erklärlich, weshalb man wieder einmal „den Propheten im eigenen Vaterlande totschweigt“ und die Fäseleien der Wahrsagerinnen hochverehrt, wenn sie nur eine tüchtige Portion „Gloire“ versprechen, und mit dieser Verheißung kargen sie ja nicht. („Neue Hamb. Zeit.“ Nr. 134 A, v. 14. III. 16.)

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Die andere Seite der Welt Metaphysischer Roman von Georg Korf. Bei Hermann A. Wichmann, München. 388 Seiten. Pappbd. M. 6.—.

Wir haben hier ein Buch vor uns, das über die zahlreichen Rätselfragen, die wir unter dem Begriff Okkultismus zusammenfassen, aufklären und nähere Auskunft geben will, also eine Einführung in die Probleme des Uebersinnlichen in der Form eines Romans, bei dem allerdings das künstlerische Moment völlig zurücktritt hinter das didaktische. Der Verfasser will dem Leser in einer unterhaltsamen leichtverständlichen Form mit alle dem bekannt machen, was die umfangreiche Literatur der „Theosophischen Gesellschaft“ (mit dem Stammsitz in Adyar bei Madras) in den letzten 20 Jahren an bedeutsamen Forschungs-Ergebnissen hervorgebracht hat, gewiss keine leichte Aufgabe. Hören wir wie! Der führende Geist, der in diesem an Jules Verne, Edward Bulwer und an ähnliche phantasievolle Erzähler erinnernden Roman die Rolle des wissenden Meisters spielt, gibt sich in den einleitenden Kapiteln nur durch den Mund medial veranlagter Personen kund, wobei er sich als Bewohner des Planeten Mars vorstellt, also eines der Erde und ihren Bewohnern in der Entwicklung überlegenen Weltkörpers. Die Sprache, die dieser Marschbewohner redet, ist ein tadelloses Deutsch, das er vor seinem Erscheinen auf unserer Erde sich angeeignet hat. Die Absicht, die er bei seinem Herüberkommen vom Mars im Auge hat, ist kurz gesagt die, einen dazu geeigneten Erdenbürger in „die andere Seite der Welt“, d. h. in die astrale Sphäre nicht etwa bloß theoretisch einzuweihen, sondern praktisch einzuführen durch einen wirklichen Ausflug in diese Sphäre. Dies ist der Grundgedanke

dieses Romans, in dessen Ausarbeitung der Verfasser einen erstaunlichen Grad von Belesenheit bekundet. Und nicht nur das, sondern auch ein gewisses Talent, interessante Experimente zu ersinnen und diese von den handelnden Personen seiner Geschichte mit verblüffender Exaktheit durchführen zu lassen. So bildet der ganze Roman eine fortlaufende Kette von Berichten über angestellte Experimente metaphysischer Natur und verblüffende Erfahrungen und Erlebnisse, die dabei gemacht werden. Manches erinnert an den vor etwa 10 Jahren bei Max Altmann in Leipzig erschienenen Roman: „Moderne Rosenkreuzer“ von G. W. Surya. Wie dort, so ist auch hier überall eine gewisse Vorliebe für physikalische und technische Probleme zu bemerken, aus denen dann die metaphysischen Probleme abgeleitet werden. Besonders gründlich behandelt der Verfasser das vielumstrittene Kapitel der wiederholten Erdenleben auf Grund des Karmagesetzes, auf dem ja die Ethik der theosophischen Weltanschauung beruht. — Es ließe sich noch Manches anführen, was diesen metaphysischen Roman als eine kurze Einführung in den von der obengenannten Gesellschaft vertretenen Okkultismus orientalischer Färbung wertvoll erscheinen läßt. Doch dürfte wohl das hier Hervorgehobene genügen, um das Interesse aller derer für dieses Buch zu erwecken, die sich mit diesen metaphysischen Problemen gründlich auseinandersetzen möchten. Es wird ihnen sicher manche Anregung bieten und manche Rätsselfrage beantworten.*)

Dhd.

Zur Sammlung der Geister. Von Rud. Eucken. 151 Seiten, geb. 3,60 M.
Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Diese Schrift findet ihr Problem in der inneren Zerklüftung, an der das deutsche Leben heute leidet, die zu einer immer größeren Gefahr für unsere geistige Höhe wird. Gegenüber solcher Zerklüftung möchte sie zur Sammlung der Geister wirken, sie erregt das aber in der Weise, daß sie die Hauptlinie des deutschen Strebens und Schaffens, die Verinnerlichung auf allen Lebensgebieten, in Abgrenzung gegen die Nebenlinien, der äußeren Kultur, deutlich vor Augen stellt, daß sie ferner erörtert, was heute zu tun, was zu bejahen, und was zu verneinen ist, wenn wir unserer eignen Art treu bleiben und unsere weltgeschichtliche Aufgabe lösen wollen.

Verfasser betont die Pflicht jedes Einzelnen an diesem Kampfe mitzuwirken und sich des Weltproblems völlig bewußt zu werden. Er lehnt den Monismus, Subjektivismus und die starke Verengung des Weltbildes ab, ebenso den Aesthetizismus und die „neue Moral“. Er weist hin auf den tiefreligiösen Zug des deutschen Wesens und tritt für die Aufrechterhaltung des Lebensglaubens gegenüber flacher Verneinung ein. Um alle Hemmnisse in der aufsteigenden Entwicklung des deutschen Volkes zu überwinden, ist eine Scheidung

*) Vergl. die Einführung dieses bedeutsamen, von der Verlagshandlung mit künstlerischem Schmuck geschmackvoll ausgestatteten „metaphysischen Romans“ durch den Hauptvertreter der alten Theos. Ges. in Deutschland im Märzheft S. 133. Um beiden Richtungen innerhalb der theosophischen Bewegung gerecht zu werden, glaubten wir nun auch noch einen hervorragenden Anhänger der Steinerschen Schule zum Wort kommen lassen zu sollen. Es freut uns, daß beide im empfehlenden Lob des überaus gehaltvollen Werks übereinstimmen. Es ist ja bei dem gegenwärtigen Pandæmonium von Haß, Neid, Lüge und sonstiger menschlicher Bosheit überaus wohltuend, wieder einmal solche Worte echter Liebe und hoher Weisheit zu vernehmen.

Red.

der Geister notwendig und ein ernster Kampf aller dere, die sich zur Neubegründung des deutsch-völkischen Idealismus zusammenschließen. Möge das Buch freudigen Wiederhall bei allen völkischdenkenden Deutschen finden!
Dobberkau.

Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. 3. Auflage. 13.—14. Tausend. 192 Seiten. Geb. 3,60 M. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Von Jahr zu Jahr wächst die Unsicherheit und der Streit über den geistigen Gehalt unseres Lebens und über unsere Stellung im All, zugleich verliert die Menschheit immer mehr gemeinsame Ziele und eine gemeinsame Innenwelt. Immer mehr geht sie in Parteien und Sekten auseinander. Um so notwendiger wird eine energische Selbstbesinnung und eine innere Zusammenfassung des Lebens; nur von einer solchen läßt sich eine Wiederbefestigung und ein Aufdecken gemeinsamer Zie'e hoffen. Daß aber ein solches möglich ist, und daß es an uns selber liegt, aus grübelndem Kleinmut heraus in freudigen Aufstieg zu kommen, das verfißt dies Buch mit aller Entschiedenheit. Möge es noch recht viele Tausende Leser finden, die seine Worte beherzigen und danach handeln. Dobberkau.

Zu Füßen des Meisters. Von Alkyone (J. Krishnamurti). (Theosophisches Verlagshaus Dr. H. Vollrath, Leipzig. 77 Oktavseiten, kart. 1,50 M.).

Das kleine Büchlein könnte man eine Einführung in die buddhistische Ethik nennen, da es sich ganz auf dem Gedanken der Wiederverkörperung und des Karma aufbaut. Es enthält die Lehren, die der 12jährige Verfasser, ein Indierknabe, von seinem Meister empfangen hat, während er ihn zur Einweihung vorbereitete. Möge das Buch anderen helfen, so wie die gesprochene Unterweisung dem Verfasser geholfen hat; in dieser Hoffnung bot er es dar. Doch können die Lehren nur dann Früchte tragen, wenn sie im Leben betätigt werden; erst dann wird sich das große Tor öffnen und die Füße werden den Pfad betreten, der zum Meister führt: zur Vollendung der Persönlichkeit. Dobberkau.

Deutsche Geschichte von Einhart. 512 Seiten, 24 Vollbilder und eine bunte Karte des deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa. 41.—50. Tausend. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Geb. 4,50 M. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Dies treffliche Buch will ein Hausbuch des ganzen deutschen Volkes sein, das eine Entwicklung überall auf der Erde im engsten Rahmen darstellt, volkstümlich geschrieben und doch erschöpfend in allem Wesentlichen ist, das dem schlichtesten Manne gleich verständlich, wie dem Gebildeten willkommen sein wird, und das durch billigen Preis in eines jeden Besitz kommen kann, der die Schicksale seines Volkes kennen lernen will. Es will Begeisterung wecken für unser Volk und die treue Arbeit an seiner Zukunft. Solche Arbeit tut heute not: möge der Entschluß und die Bereitwilligkeit dazu in allen lebendig werden, die dies Buch lesen. Dann wird es zu einem Segen für das ganze deutsche Volk werden!
Dobberkau.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Mai.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Der Wünschelring (siderischer Pendel) als neues Hilfsmittel der Meisterbestimmung bei Gemälden und Handzeichnungen.

Von Prof. Leopold Oelenheinz in Koburg.

(Mit 4 Abbildungen.)

Es ist außer allem Zweifel, daß der Wünschelring, genau wie die in einer Ebene bewegliche Wünschelrute, in der Lage ist, in empfindsamer und geübter Hand die „Wesen“, wie Goethe sich ausdrückt, voneinander zu unterscheiden. Als konische Form des Pendels, mithin als im Raum schwingende Vorrichtung, muß der Wünschelring aber eine infolge seiner größeren Beweglichkeit freiere und damit vielseitige Verwendungsmöglichkeit haben. Der Wünschelring wird deshalb aber zugleich auch wesentlich empfindlicher, heikler sein.

Als Pendel kann ein goldener Ring am Seidenfaden gemäß alter Überlieferung dienen, als Gegenprüfer ein silberner, im weiteren ein Kohlependel. Die Bewegungen des Wünschelrings sind regelmäßig. Wer Pendelversuche mit gutem Erfolg vornehmen will, muß, außerdem daß er Übung hat, so feinfühlig sein, daß er sich vollständig unbefangen (neutral) verhalten kann. Wünschelringversuche glücken nach Amoretti unter 1000 Personen 200 in verschiedenem Grad.

Jedes Wesen antwortet dem Wünschelring in ganz bestimmten, voneinander verschiedenen Bahnen. Oft unterscheiden sich dem Pender die Wesen sehr deutlich durch ein verschiedenes inneres Gefühl, das bei den ersten Schwingungen sich schon offenbaren kann. Wie gesagt, ist ein feineres Unterscheidungsvermögen selten gleich beim ersten Versuch da. Die Erkenntnis und Sicherheit kommt, wie bei jeder Wissenschaft, mit der zunehmenden Übung. Ich habe die aus vieler Beobachtung gewonnene Erfahrung, daß im allgemeinen wohl tausend ernst beobachtete Versuche dazu ge-

hören, neben dem Studium der Erfahrungen anderer, um einigermaßen sicher arbeiten zu können. Eine Reife ist da, wenn die Ringbahnen für den Pendler einen bestimmten Stillstand zu erreichen pflegen, der sich in einer gewissen Gegenwirkung, z. B. Zusammenziehung der Armmuskeln, äußert.

Nachdem Friedrich Kallenberg entdeckt hat, daß die Schrift und die Photographie eines Menschen, ja sogar die Photographie von der Schrift und der tausendfache lichtmechanische Abzug davon (Autotypie) gerade so auf den Wünschelring wirken, wie das dargestellte Urwesen, das die Schrift geschrieben hat (d. h. daß sie einander entsprechende Pendelbahnen haben), ist der Weg gegeben gewesen, auf dem neues Wissen sich aufbauen konnte. Die Eigenbahnen der Stoffe, mit denen oder auf die geschrieben, gezeichnet, gemalt, photographiert wurde usw., werden durch die lebendigen Spuren (Tatspuren) des Urhebers oder Urwesens vollständig unterjocht.

Von diesen Feststellungen ausgehend, habe ich mein besonderes Fach, die Kunstgeschichte, zum Gegenstand von Untersuchungen mit dem Wünschelring genommen, u. z. die Malerei. Es läßt sich nämlich, wenn man eine beglaubigte Handschrift eines Künstlers hat, und zur Handschrift rechnet selbstverständlich die *H a n d z e i c h n u n g*, von dieser ausgehend feststellen, ob dann ein Gemälde von diesem Künstler wirklich gemalt ist oder nicht, ob es Wiederherstellungsspuren aufweist, bzw. Mitarbeiterchaften von Schülern. Ein Gemälde ist eben der Handschrift gleich zu setzen. Um Personen von Mitarbeitern an einem Bild feststellen zu können, bedarf es natürlich wieder derer Handschriften zum Urteil und Vergleich. Man kann auch statt von Handzeichnungen von einem unzweifelhaft beglaubigten gut erhaltenen Gemälde ausgehen. Daß die Untersuchungen an der Photographie von Gemälden, bzw. Zeichnungen an den Autotypien geschehen kann, statt am Urbild, ist eine ungeahnte Ausblicke eröffnende Erleichterung des Studiums. Vorausgesetzt ist natürlich, daß an Photobild und Autotypieklichee keine Ausbesserungen stattgefunden haben. Sie könnten ohne Grund auf Wiederherstellungen oder Mitarbeiter Vermutungen wecken. Für die Prüfungen ist es auch von der allergrößten Wichtigkeit, daß die unbeschatteten Bildflächen vor dem Versuch nicht berührt worden sind! Denn selbst die Berührung flüchtiger Art, wie man sie achtlos beim Aufschlagen einer Seite durch Glattstreichen vornimmt, kann eine manchmal tagelang währende Verwirrung in den Eigenbahnen der Handschriften hervorbringen. Am besten ist es, die Seiten vorsichtig aufzuschlagen und sofort die Versuche vorzunehmen. Daß Berührung die Bahn der Wesen stört, war Amoretti und manchem anderen, auch Joh. K. Bähr, noch unbe-

kannt. Gewiß beruht darauf manch unrichtiges Ergebnis. So auch auf dem Einfluß des fallenden Schattens, der verwirrt, da er eine dem schattenwerfenden Wesen gleiche Bahn hat. Stellung mit dem Gesicht nach Süden ist darum wichtig. Der in Folgendem dargelegte Gang des Verfahrens ist lediglich für die Zwecke der Einführung zusammengestellt.

Aus meinen auf zahlreiche Bilder sich erstreckenden Versuchen sei einer mitgeteilt, der von mehreren anderen in Form einer Aufgabe mit unbekanntem Größen nachgeprüft ist. Bei dem



(Abb 1) Biblische Szene.
(Zu prüfendes Bild.)

in Abbildung 1 wiedergegebenen Gemälde, einer bekannten biblischen Szene, handelt es sich darum, festzustellen, wer der oder die Urheber des Urbildes gewesen sind. Die Prüfung muß in einzelnen Teilen vorgenommen werden, die ins Auge zu fassen sind.

Wir werden nun mit dem Wünschelring stät, ruhig, unbewußt und ohne Gemütsbewegung (s. Wahlverwandtschaften II, Kap. 11) prüfen. Es ist ein Zufall, daß uns einige Handzeichnungen und Gemäldewiedergaben zur Hand sind. Wir gehen von einer Handzeichnung als Unterlage aus.

14*

Haben wir z. B. von Abbildung 2, einer Handzeichnung von Rubens, dessen Wünschelringbahn (Pendelzeichen) nach vielen Versuchen abgenommen: die Striche der Zeichnung haben überall, wo wir sie sehen, das gleiche Zeichen hervorgerufen. Das Zeichen von Rubens ist uns nun zur Genüge bekannt. Gehen wir dann mit dem Ring zunächst die drei Gestalten des Bildes (Abb. 1) ab, so finden wir, daß der Schwung, den unser Ring nimmt, in denselben Bahnen und derselben Art, auch Zahl, sich vollzieht, wie bei der Handzeichnung, von der wir ausgehen. Es überrascht, aber es ist so. Auch das Brunnenstück antwortet uns so, und die ganze Landschaft, mit dem flötenden Hirten am Baum, die bei dem Urbild ein feines Silbergrau der Luft zeigt, kurz, fast das ganze Bild ist Rubens Hand. Bei der



(Abb. 2.)

Rubens (Federz., Albuha, Wien.)



(Abb. 4.)

Vandyk (Handz., Albuha, Wien.)

Gruppe der feingemalten Schafe aber zeigen nur einzelne Stellen Rubens Zeichen. Das übrige antwortet anders.

Wenn wir so die Feststellung auf Rubens in den Hauptteilen treffen konnten, so ist die eben festgestellte Haupt-Abweichung uns von Spannung. Liegt eine Ausbesserung vor? Oder ein Mitarbeiter? Da alles hier sich auf ein einziges neues Zeichen einstellt, und es nicht nur einzelne Stellen sind, die anders wirken, so muß es wohl ein Mitarbeiter sein, insbesondere da das Urbild (wie gesagt werden kann) keine spätere Übermalung hier zeigt. Wir werden nun, um diesen Fund zu verfolgen und zugleich um unsere Feststellung bezüglich der Hauptteile unseres Bildes noch sicherer zu machen, auch ein Gemälde zu Hilfe nehmen, das unzweifelhaft von Rubens Hand herrührt. Es ist die bekannte Madonna im Blumenkranz in München (Abb. 3).

Wir wählen gerade dieses Bild, weil da Rubens mit Jan Brueghel dem Älteren, dem Sammetbrueghel, zusammengearbeitet hat, und wir einmal sehen wollen, ob etwa die Gruppe der Schafe, die uns im Ganzen ein anderes Zeichen gab, als die drei Gestalten und das Brunnenstück usw., nicht von diesem Meister Brueghel gemalt sein könnten, wenn wir auch keine so groß ausgeführten Tiere von ihm kennen. Wir nehmen diese Madonna, auf der der Blumenkranz von Jan Brueghel d. Ä. ist, aber namentlich deshalb, weil es eines der wenigen Bilder ist, auf dem die Zusammenarbeit zweier Meister schon kunstgeschichtlich genau getrennt werden kann. Die Mutung auf Jan Brueghel als Urheber der Schafe ist dem gegenüber nebensächlich.

(Abb. 3)



Rubens u. Brueghel
(Alte Pinakothek, München.)

Mit dem Pendel finden wir, daß das Zeichen von Rubens sich bei den Engeln und der Madonna mit dem Kinde übereinstimmend mit unserer Handzeichnung ergibt, wie es ja nicht anders sein kann. Das Zeichen, das wir neu (Abb. 1) bei den Schafen gefunden haben, ist aber nicht dasjenige, welches uns der Blumenkranz auf dem Münchener Bild (Abb. 3) ergibt. Also hat Brueghel die Schafe auf Abbildung 1 nicht gemalt.

Wenn wir jetzt vermöge unserer wiederholten eingehenden Pendelprüfungen wissen, daß Rubens als Meister für das Bild mit Ausnahme ganz nebensächlicher Teile festgestellt ist, wollen wir uns klar machen, in welche Zeit seine Entstehung etwa zu setzen ist. Wir werden uns sagen müssen, daß die Zeit vor 1625, in der Rubens sehr ähnliche Vorwürfe behandelt hat, in

Betracht kommt. In dieser Zeit könnte als Mitarbeiter auch Vandyck in Betracht kommen. (Es war ein Zufall, daß gerade dieses Meisters Zeichen bei der seinerzeit vorgenommenen Untersuchung dem Verfasser schon bekannt war und ihn zufällig zu der Entdeckung führte.) Die Abbildung 4 gibt eine Handzeichnung Vandycks, mit der wir ebenso verfahren, wie mit Abbildung 2. Wir werden schon bald erkennen, daß tatsächlich das Zeichen, das wir von den Schafen abgenommen haben, das Vandycks ist. In der Tat: so schön hat Tierfelle zwar nicht Rubens, aber Vandyck malen können. Damit ist auch erwiesen, daß das Bild spätestens in den Anfang der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts, als Vandyck noch im Atelier Rubens war, zu setzen ist.

In einigen Falten des Gewandes der sitzenden Frauengestalt schlägt unser Wünschelring noch anders aus. Es sind kleine ausgebesserte Stellen. Die Bahnen stimmen mit keinen der uns bisher vorgekommenen. Auch der Oberteil des Schäferstabes hat ein anderes Zeichen, wie das von Rubens und Vandyck. Es beginnt etwa in der Mitte. Verfasser konnte dieses leicht feststellen, da die Schwingungen des unteren von Rubens gemalten Teils bei ihm mit *S t r i c h l a g e* und die des Oberteils mit *K r e i s e n* beginnen, also beim Abpendeln des Stabs an der gewissen Stelle die Ringbahn sofort die Form verändert. Erst durch diese Feststellung ist auf dem Urbild die tatsächlich durch einen ganz leichten anderen Farbenton zu unterscheidende Übermalung des Oberteils der Lanze offenbar geworden. Auf die geringfügigere Mitarbeit Jan Brueghels d. Ä. (Abb. 3), der z. B. die Pflanzengruppe im Vordergrund rechts gemalt hat, wie man nachprüfen kann, hier näher einzugehen, erübrigt sich nach dem vorermittelten, das nur in großen Zügen an einem auffallenden Beispiel die Verwendbarkeit des Wünschelringes für Meisterbestimmung dartun sollte.

Daß das Bild in die Nähe von Rubens zu stellen ist, hat zwar dem kundigen Auge sofort eingeleuchtet. Das Rot des flatternden Mantels, das Braun von Schäferhut und Kleid, das Gelb und Weiß der Seide des Frauengewandes, der perlmutterartig schillernde Fleishton sagen es wohl. Die Bestätigung aber der Urheberschaft von Rubens erbringt der Pendel. Der schöne Amor sieht ganz wie der auf einem der Rubens'schen Perseus- und Andromeda-Bilder aus, die Frau erinnert an Helene Fourment, bzw den Typus, der schon ehe der Altmeister die Helene kannte, ja ehe sie geboren war, als weibliches Ideal wie eine Vorahnung künftigen Glücks auf seinen vielen Bildern erscheint. Der ganze Entwurf des Bildes gleicht dem von Ajax und Cassandra (in Wien) ins Idyllische übersetzt. Und so ließe sich noch gar vieles durch Augenvergleich feststellen, woraus wir auf Schablonen (d. h. Studien) schließen könnten, die in Rubens' Atelier verwendet wurden.

Aber das darzutun wäre trotz der auf Rubens weisenden Farbenzusammenstellung und feinen Farbenstimmung und dem flotten gewandten Strich der Zeichnung, noch von persönlichen Anschauungen, Meinungen und Erleuchtungen und den unsicheren nicht beweisbaren Feststellungen der Augen und anderem abhängig. Durch den Wünschelring wird aber der von jedem Befähigten nachprüfbare physikalische, naturwissenschaftliche Beweis der Urheberschaft des großen Flamen P. P. Rubens geliefert. Wir sind von dem Gebiet der Anzeichen (Indizien) auf das Gebiet der Tatsachen und das der Wirklichkeit durch den Pendel geführt. Und eben darin liegt die Stärke dieser neuen Beweismethode für die Kunstgeschichte. Sie will die alten und bewährten Methoden nicht verdrängen, sondern ergänzen und stützen und einen neuen Teil in das heikle Gebiet der Gemäldeforschung einfügen.

Verfasser hat an einem großen Museum die Probe auf die Verwendbarkeit des Wünschelrings für kunstgeschichtliche Forschungen an einem halben Dutzend Aufgaben, die ohne Vorbereitung vorgelegt wurden, mit vollem Erfolg vor mehreren Personen vorführen können. Es handelte sich um die Meister Dürer und Burgkmair, welche in großen Photographien zur Verfügung standen. Ausgehend von zwei als echt bekannten Bildern konnte in kurzer Zeit festgestellt werden im Einklang mit dem Verfasser nicht bekannten Ergebnissen der Kunstforschung und anderen Untersuchungen: welche von den andern Bildern als echt und welche als unecht zu bezeichnen waren (z. B. die Dürer'schen Apostel und ein erst von Bayersdorffer für Dürer in Anspruch genommenes Bild). Ferner zeigte der Wünschelring, geradeso wie bei dem Stab unseres Schäfers, bei einem Burgkmair durch die etwa in der Mitte des Bildes ansetzende, im Zickzackgange verlaufende Ausschlagsänderung die Grenze eines vollständig neu gemalten Oberteils gegen einen echten Unterteil von der Hand Burgkmairs, u. a. m. Die Aufgaben waren um so schwieriger, als Verfasser beide Meister noch nie in sein Arbeitsgebiet einbezogen hatte. Es bedarf vorerst, wie eingangs ausgeführt, in der Regel einer längeren Beschäftigung mit einem Meister, bis dessen Pendelzeichen mit Sicherheit sich ergibt. Einem anderen namhaften Kunstgelehrten hat Verfasser nach Photographie mit dem Pendel einen echten Rubens von der Kopie unterschieden. Es ist natürlich auf alle Fälle zuverlässiger, nach dem Urbild mit dem Wünschelring zu untersuchen, da sonst Zwischenflüsse nie ganz vermieden werden können.

Vorstehendes ist ein kurzer Auszug aus einer größeren Schrift des Verfassers über den gleichen Gegenstand. Hier kam es nur darauf an, das Verfahren an einem auffallenden Beispiel zu erläutern und die wichtigsten Grundlagen dazu anzudeuten.

Wahn und Irrtum im Leben der Völker.

Von Univ.-Prof. Dr. Robert Gaupp, Tübingen.

(Schluß von Seite 159.)

Kehren wir noch einmal zu unseren prinzipiellen Erörterungen zurück! Wir sahen: was man den Wahn eines Volkes oder Volksteiles nennt, das sind Wirkungen der Suggestion, die von Kranken und Gesunden, von leidenschaftlich begeisterten Schwärmen und kühlen Betrugern, in der Woge stürmischer Erregung oder heimlich mit Umgehung oder Einschläferung unseres Denkens ausgeübt werden. In der **L e n k s a m k e i t** sahen wir die Voraussetzung aller Suggestion; wir unterschieden an ihr einen **a ! l g e m e i n e n** **d a u e r n d e n** Faktor, der in Wissen und Bildung, Temperament und Denkkraft, Phantasie und Erinnerungstreue gegeben ist, und einen **b e s o n d e r e n v e r ä n d e r l i c h e n** Faktor, den die allgemeine Stimmung der Zeit, der Einfluß großer Ereignisse und die Zahl und enge Gemeinschaft in der versammelten Menge bilden. Der Wahn des Einzelnen, des Geisteskranken, wird bei der Übertragung auf seine Umgebung zur suggerierten Idee, die vergänglich ist und sich in nichts von den Suggestionen unterscheidet, die ein gesunder Fanatiker, ein kluger und kühler Volksredner, ein schlauer Zeitungsschreiber bei der Masse zu erzeugen vermag.

Wenden wir diese Feststellungen auf **u n s e r e Z e i t** an, so werden wir sagen dürfen, daß wir gegenüber den Erzeugnissen der **G e i s t e s k r a n k e n** im westlichen Europa wenig zugänglich sind. Die Annahme hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, daß wir als Volk dem Wahne eines Kranken zum Opfer fallen. Anders nun aber mit den affektgeborenen Suggestionen des Fanatikers auf religiösem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Und anders vor allem, wenn die Seele der Masse durch plötzliche erschütternde Geschehnisse aufs tiefste erregt wird. Im Zeichen der Angst, beherrscht vom hemmungslosen Trieb der Selbsterhaltung, bei unvermuteter Lebensgefahr kann jener eigenartige Zustand der **P a n i k** entstehen, in dem Suggestion durch Worte und Gebärden zu entsetzlichen Katastrophen führen können. Ich erinnere an das Verhalten des Publikums bei großen Bränden in Theatern und Bazaren, an die wilde Flucht eines geschlagenen Heeres; ein Wort genügt, um Hunderte und Tausende zu sinnlosen Handlungen zu bestimmen. Und wie war es im **A u g u s t 1 9 1 4**, als der Weltkrieg über Europa hereinbrach? In jenen Tagen der allgemeinen Spannung und Empörung erlebten wir, namentlich in den Großstädten, die absonderlichsten Massensuggestionen. Der Spionagefanatismus nahm groteske Formen an, Wahrnehmungs- und Erinnerungstäuschungen folgten der Einzelsuggestion mit drolliger Geschwindigkeit, Thermosflaschen wurden zu Bomben, die Angst vor der Hungersnot führte zu sinnloser Verproviantierungs-

sucht, die Sparkassen wurden gestürmt, Salz unsinnig aufgestapelt, Gold im Strumpf versteckt; feindliche Autos mit Frankreichs Goldschätzen sah man durch die Städte und Dörfer jagen; auf der Tübinger Neckarbrücke traf ich einen Kreis gelehrter Herren und Damen, die Planeten und Fixsterne des Himmels als feindliche Flieger beobachteten. Alles wurde geglaubt, alles für möglich gehalten. Die erregte Volksseele hatte, zwischen Furcht und Erwartung schwebend, einen Grad von Leichtgläubigkeit erreicht, die mit Besorgnis erfüllen konnte. Glücklicherweise ließ die Spannung bald nach; die raschen Siege unserer Heere bliesen den Dunst trüber Massensuggestionen aus dem Lande, und das Häuflein der ganz Kritiklosen schmolz allmählich mehr und mehr zusammen.

In noch höherem Grade und mit viel größerer Hartnäckigkeit sehen wir die Völker unserer Feinde den Massensuggestionen der Leidenschaft unterliegen. Von den romanischen und slavischen Nationen konnte uns dies nicht überraschen; sie werden ja, auch wenn sie nicht lauter Tartarins sind, bei der leichten Beweglichkeit ihrer Einbildungskraft und der Größe ihrer Gemütererregbarkeit in viel höherem Maße Opfer ihrer Leichtgläubigkeit als der kritischere Germane. In England hatten wir schon vor dem Kriege erstaunliche Beweise einer geistigen Epidemie gesehen, die bereits zu einer wüsten Propaganda der Tat geführt hatte: die Emancipationsseuche fanatisierter Weiber mit ihren suggerierten Massenverbrechen und Hungerstreiks, denen das männliche England mit fast komischer Hilflosigkeit gegenüberstand. War dies auch kein epidemischer Wahnsinn, so doch ein epidemischer Unsinn, den zwar der Krieg vorderhand vom Erdboden gefegt hat, der aber wohl später wieder sein törichtes Haupt erheben wird. So war es also nicht zu verwundern, daß die Greuelfabrik hysterischer Krankenpflegerinnen und das Lügensystem Reuters eine Leichtgläubigkeit vorfand, die beschwerdelos alle bisherige Meinung, ja alles bisherige Wissen von Deutschlands Art und Kultur über Bord warf und aus dem vorbildlichen Lande der Sozialpolitik einen barbarischen Hunnenstaat machte, gegen den man Rußlands Kulturhöhe mit Hilfe der bunten Völker Afrikas und Asiens schützen müsse. Als ob ein Volk von heute auf morgen alle Gaben seines Geistes und Charakters verlieren könnte!

Aber auch von den ersten Zeiten akuter Erregung der Völker abgesehen, lehrt uns ja der furchtbare Ernst unserer Zeit eindringlich, in welchem Maße man durch geschickte Suggestionen Völker bis zu wahnhafter Verkennung ihrer Nachbarn, zu sinnloser Verfälschung des gesamten Denkens bringen kann. Die Saat Eduard des Siebten, die so blutig aufgegangen ist, was ist sie anderes, als ein fast bis zum Wahn verdichteter, planmäßig erzeugter Irrtum über Englands ewiges Recht auf Weltherrschaft,

Frankreichs gerechte Rückforderung eines zu über 90 Proz. deutschen Landes, Rußlands Anspruch auf die Erfüllung panslawistischer Träume und Deutschlands militärischen Imperialismus?

Doch wenn den geistigen Massenepidemien vergangener Zeiten wenigstens in der Regel das Zugeständnis gemacht werden kann, daß ihre Urheber meist leidenschaftserfüllte, wenn auch oft irgeleitete Menschen waren, so erscheint in den suggestiven Gewalten moderner Zeit viel häufiger der kühl-rechnende Verstand des geld- oder machtgerigen Führers, der in der Kenntnis der Gewalt seines Wortes oder seiner Feder die lenksame Volksseele dahin führt, wohin sein eigenütziges Interesse sie geführt sehen will. Zweifellos hat mit der Entwicklung der Verkehrsmittel, mit Eisenbahn, Presse, Telegraph und Telephon die Technik der seelischen Menschenbeherrschung ungeheuer an Bedeutung gewonnen und ist so imstande, auch beim Mangel der begeisternden Kraft edler Überzeugung durch die klug berechnete Wahl ihrer suggestiven Mittel die Masse in ihre Gewalt zu bekommen und in ihr zu behalten. Und so gewinnt die suggerierte Idee, obwohl sie von Haus aus grundverschieden von dem Wahne eines geisteskranken Menschen ist, doch gelegentlich in gewissen Epochen der Geschichte eine Macht über die Gemüter der Menschen, die dem Wahne des Kranken nicht viel nachzugeben scheint. In ihrer psychologischen Struktur bleibt sie aber doch ein dem Wesen nach korrigierbarer Irrtum und der Lauf der Geschichte hat ja auch immer gezeigt, daß die Korrektur eintritt, sobald die Selbstbesinnung zu ihrem Rechte kommen kann.

Unendlich ist nun die Zahl der Irrtümer, von der wir die europäische Menschheit heute erfüllt sehen. Nur Weniges sei hier genannt. Wir haben mit Schrecken erlebt, daß sie imstande waren, einen Erdteil in Brand zu stecken. Wir sehen den tiefen Irrtum unserer westlichen und östlichen Feinde über des deutschen Volkes Art und Wesen, wir lächeln über ihren, auch von vielen Neutralen geteilten Irrtum, daß die Verfassungsform eines Staates den wichtigsten Maßstab für die Freiheit eines Volkes bilde, so daß eine Hand voll advokatischer Streber am Gängelband des Großkapitals als bessere Leiter der Völkergeschichte bewertet wird, als der sittlich hochstehende Fürst unseres deutschen Staatswesens. Wir erleben den Irrtum vom Wert internationaler Verträge, hinter denen keine machtvolle internationale Vollstreckungsgewalt steht. Wir erkennen den weitverbreiteten Irrtum von der maßgebenden Bedeutung von Blut und Rasse, die gegenüber der bindenden Macht des staatlichen Lebens an Einfluß verloren hat. Wir bemerken den edlen, aber irrigen Glauben an die Gewißheit des Sieges einer Sache um ihrer Gerechtig-

keit willen. Als Stärkung des Gemütes ist dieser Glaube erhaben und nützlich. Aber die Härte der Zeit und die Größe der Not zwingt zu der klaren Einsicht, daß wir den Willen Gottes und den Sinn der Geschichte nicht kennen und daß wir deshalb besser tun, uns auf die Schärfe unseres Schwertes und die Güte unserer Technik zu verlassen als auf das Recht unserer guten Sache. **Stumme Entschlossenheit zum Siege** ist unsere oberste Pflicht, deren Erfüllung freilich durch gläubiges Vertrauen erleichtert wird.

Als weiteren Irrtum beobachten wir die kurzsichtige Verwechslung **kritischer Besonnenheit** mit **lähmendem Pessimismus**, die verhängnisvolle Gleichsetzung **optimistischer Sorglosigkeit** mit **zielsicherer Entschlossenheit**. Wie rasch ist Presse und Publikum bei der Hand, der einen pessimistischen Schädling zu nennen, der nicht jede Fantasterei mitmacht, die der Jubel einer siegesfrohen Stunde durch die Herzen und über die Lippen der Masse ziehen läßt. Wir dienen dem Vaterlande besser, wenn wir nicht daran glauben, daß unsere Feldgrauen auf Flößen nach England hinüberwandern und das englische Reich im Handstreich erobern; denn wir suchen mit größerer Ausdauer und tieferem Ernst nach den wahren Möglichkeiten des Sieges. Wir fordern mit mehr Energie die volle sittliche Kraft und selbstlose Pflichterfüllung in der Heimat, wenn wir die Schwere der Aufgabe erkennen und alles kindliche Prahlen von der Schwelle weisen.

Einen Irrtum gilt es vor allem klar zu sehen, wenn wir Deutschlands Zukunft auf Jahrhunderte sichern wollen. Es ist der Irrtum von der **Unverwundbarkeit der eigenen Volkskraft**. Die Größe dessen, was wir, aufgerüttelt und geläutert durch die Not, mit Hilfe unseres Volkes leisten, darf uns nicht blind machen gegen die ernstesten Gefahren, die unserer deutschen Kultur aus der eigenen Mitte drohen. Wir leben jetzt seit 19 Monaten unter der strengen Herrschaft der **Zensur**; um der geschlossenen Stimmung des Volkes willen bringt uns die Zeitung den wohltuenden Kontrast zwischen der feindlichen Schwäche und der eigenen Kraft mit kluger Auswahl täglich zum Bewußtsein. So schwer erträglich diese andauernde Einseitigkeit in Darstellung und Verschweigung der Geschehnisse dem der unbedingten Wahrheit ergebenen Mann sein mag, — er kann sie ertragen um der vielen Schwachen und Haltlosen willen, die dadurch geschützt und gestützt werden. Aber er soll nicht blind werden gegen die Gefahren im eigenen Lager. Eine **wilde Profitgier** zehrt am Marke unseres Volkes, fieberhaft muß die Gesetzesmaschine in Berlin arbeiten, um der Habsucht und schamlosen Ausbeutung mit Strafgesetzparagraphen entgegenzutreten. Ängstlichkeit, Trägheit und Genußsucht haben in den letzten Jahr-

zehnten Frankreichs trauriges Vorbild des Ein- und Zweikindersystems auch in Deutschland heimisch werden lassen und zwar — entgegen der Erwartung — bei denen am meisten, die am wohlhabendsten sind. Werden die allgemeinen biologischen Gesetze des Völkewachstums und des Völkeruntergangs in verhängnisvoller Verblendung unbeachtet gelassen, so wird die Blüte unseres Volkes umsonst auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands gefallen sein und ihr Sieg wird den Untergang der deutschen Kultur schließlich nur wenig aufhalten können. Wir müssen den Dingen frei und klar ins Auge sehen: Großes und Schönes ist von den besten Männern und Frauen ins Volk getragen worden, eine mächtige Welle von Idealismus flutet über Deutschland hin, ein starker sozialer Geist und ein wunderbarer Opfersinn ist durch die Not der Gegenwart in der leicht empfänglichen Seele des modernen Menschen geweckt worden. Aber erst wenn aus Stimmungen Gesinnungen geworden sind, wenn der niemals mächtigere Staat mit rücksichtsloser Energie den Auswüchsen großkapitalistischer Ausbeutung den Kopf abgeschlagen hat, darf die Gefahr als gebannt erscheinen, von der unsere deutsche Kultur wie die eines jeden Volkes hoher Entwicklung bedroht ist. Daraus ergibt sich die Größe der Aufgabe derer, die Deutschlands künftiges Schicksal zu gestalten haben. Wir erkaunten die Seltenheit selbständigen Denkens, die Leichtgläubigkeit und Bestimmbarkeit der Masse, die Macht der Gewohnheit und die Erlahmung der aktiven Seelenkräfte bei Wegfall von Not und Gefahr. Deutlich zeigt uns der Krieg die Tüchtigkeit unseres Volkes, seine tapfere Pflichterfüllung, wenn es, ferne von allem Haß und aller Verhetzung, im klaren Gefühl seines Rechts zu harter Arbeit geleitet wird. Kranke und Gesunde, ehrliche und geriebene Fanatiker haben es früher oft in finsternen Irrtum, in furchtbaren Aberglauben verstrickt, erleuchtete Geister zu hoher und selbstloser Tat fortgerissen. Mag auch sein Wissen gehoben, sein Können gesteigert, die Kraft seiner Selbstbestimmung gewachsen sein, in den großen entscheidenden Fragen wird es immer der Führer bedürfen, und es wird von diesen abhängen, zu welchem Ziele wir dabei gelangen.

Deutschlands Kultur — so lautet die Forderung — soll Europa zum Segen werden. Angesichts des Hasses einer halben Welt gegen alles, was deutsch ist, mag manchem der bittere Gedanke kommen, daß all unser Werben um Verständnis für deutsche Art völlig umsonst sei. Ich teile diesen pessimistischen Glauben gar nicht. Es ist sicher ein Irrtum, zu meinen, daß die Völker unserer Feinde die Stimmungen, die ihnen gewissenlose Machthaber und eine bezahlte Presse tagtäglich suggerieren, in dauernde Gesinnungen umwandeln werden. Ein arbeitendes Volk einer gewissen Kulturhöhe kennt keinen dauernden Haß gegen ein

anderes Volk. Der Haß ist dem Führer ein Mittel zum Zweck. Besteht keine Aussicht mehr, den Zweck zu erreichen, so wird das Mittel beiseite gelegt. Der Arzt kommt im Krieg auch mit dem verwundeten Feinde in nähere Berührung. Wir finden keinen Haß bei ihm, sobald er den Haßsuggestionen seiner Führer und seiner Presse entrissen ist. Ein wenig Psychologie im Verkehr mit ihm und er sieht uns als ein Mensch dem Menschen gegenüber, dankbar für jede Freundlichkeit, einsichtsvoll für den Unsinn der Völkervernichtung. Die fixe Idee der Revanche ist in der Breite des französischen Volkes ebensowenig zu Hause wie der panslavistische Eroberungsdrang im Herzen des russischen Bauern.

Wohl sehen wir tiefgreifende Irrtümer bei den feindlichen Völkern über Ursachen und Verschuldung des Krieges verbreitet. Wer öfter einen Blick in neutrale Blätter getan hat, muß den Eindruck gewinnen, daß bei manchen unserer Gegner die ehrliche subjektive Überzeugung besteht, sie seien von Deutschland und seinen Bundesgenossen aus imperialistischer Machtgier angegriffen worden. Dabei ist zu bedenken, daß die französische und englische Bildung von Haus aus national beschränkt und voll törichter Selbstüberhebung ist, während der Deutsche mehr dazu neigt, das Wesen fremder Völker kennen zu lernen und alles Große anzuerkennen, ohne nach Paß und Geburtsschein zu fragen. Wenn mit diesem deutschen Erkenntnistrieb neben vielem Guten auch das Übel der Überschätzung des Fremden, Ausländischen einhergeht, so ist diese Schwäche doch im Grunde nur eine bekannte Äußerung eines allgemeinen psychologischen Gesetzes, das dem Neuen und Fremden das gesteigerte Interesse des unvoreingenommenen Menschen sichert. Die Ablehnung des Fremden, die wir in Frankreich und England antreffen, mag dem nationalen Hochgefühl der Gegenwart als eine Tugend erscheinen und hat ja auch gewiß, namentlich in Sprache und Sitte, ihr gutes Recht. Aber sie ist doch sehr oft auch der nationalen Borniertheit nahe verwandt, lähmt als solche wie jedes Vorurteil die Kritik und ist dadurch keine Quelle der Kraft. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die großen Träger des deutschen Geistes in der Geschichte, Lessing und Herder, Schiller und Goethe, Kant, Fichte, zugleich die großen Vertreter der Humanität waren und die klare Einsicht unverlierbar besaßen, daß das Menschliche noch über dem Nationalen steht. Es war eben ihr Deutschtum, das ihnen die innere Freiheit dieser Überzeugung und Lehre gegeben hat.

Zu den bei uns vielverbreiteten Irrtümern rechne ich nun auch die Meinung, daß auch die Führer und die Presse unserer Feinde mit ihrem Gezeter über die Hunnen und Barbaren ihre tatsächliche Verachtung der Deutschen zum Ausdruck bringen. Allein würden sie nicht eine so hohe Meinung von Deutschlands

Kultur und Moral haben, so hätten sie sich nicht so darüber aufgeregt, daß wir im Kampf ums Dasein zu Mitteln greifen, zu denen sie von jeher gegriffen haben, soweit sie ihnen die Technik an die Hand gab. Man muß ja der verdummenden Wirkung der Leidenschaft vieles zu Gute halten, aber wir dürfen trotzdem die maßgebenden Kreise Frankreichs nicht für so einfältig halten, daß sie ernsthaft glaubten, unsere Fliegerbombardierung ihrer größten Festung sei eine grausamere Kriegführung als die Tätigkeit ihrer eigenen Flieger über offenen Städten des rechtsrheinischen Deutschlands. Chamberlain vertritt die Meinung, England unterliege der Psychologie der Masse besonders stark, dort bestehe eine nationale Hysterie, die ganze Nation sei dort in Wahnsinn geraten, der freilich später wieder dem gesunden Menschenverstand weiche. Er mag für seine Auffassung gewiß manche Beispiele vor Augen haben. In Ganzen bin ich aber auch hier skeptisch. Denn die englische Presse ist nicht nur für die Engländer geschrieben, sondern sie erobert mit ihren Lügen und Verleumdungen in kluger Berechnung das weite Gebiet des englischen Weltreiches über den Meeren und das unkritische englisch-sprechende Amerika. Die Enten von Havas und Reuter haben die Welt gegen uns in Harnisch gebracht, und diese Lügen haben längere Beine, je weiter der Weg ist, der uns von den Orten ihrer Wirksamkeit trennt. Man hat in diesem widerlichen Lügen- und Verleumdungsfeldzug einen Beweis des Tiefstandes der westeuropäischen Kultur erblickt, und ein trostloser Pessimismus hat sich mancher für Kulturfortschritt schwärmenden Natur bemächtigt. Ich halte diesen Kulturpessimismus doch für einen psychologischen Irrtum. Der Lügenfeldzug dient zur Rechtfertigung des Krieges vor dem lebendigen Gewissen der Völker. Daß es überhaupt einer solchen Rechtfertigung bedarf, daß jede Regierung sich lebhaft bemüht, ihre schneeweiße Unschuld zu beweisen, ist trotz allem ein Triumph der sittlichen Mächte.

Aus all dem folgt aber auch, daß der heutige Zustand für die Lebensbeziehungen der Völker nach dem Kriege gar nichts besagen will. Massensuggestionen flüchtigster Art, wirksam für die kritische Zeit des Kampfes, sind sie wertlos für die ruhige Betrachtung der Dinge nach Eintritt des Friedens. Vom Frieden, seinen Vorteilen und seinen Opfern wird es abhängen, ob nationale Abschließung und dumpfer Groll, giftiger Neid und lauernes Mißtrauen die nachbarlichen Völker beherrschen wird oder sachliche Ruhe, verständige Annäherung und eifriges Bestreben nach der notwendigen Wiederaufnahme des Austausches der materiellen und geistigen Güter. Japans heutiges Verhältnis zu Rußland, der Türkei zu Bulgarien, Englands zu Transval lehrt die Vergänglichkeit des Hasses der Völker.

Und so kann ich mich endlich auch nicht zu dem Irrtum derer bekennen, die durch den mörderischen Krieg unserer Tage die hohen Ideale einer über den Nationen stehenden Menschlichkeit, einer reichen, alle Völker umfassenden Weltkultur für alle Zukunft ernsthaft gefährdet sehen. Die Leidenenschaften der Stunde werden vergehen, die Geistesarbeit der Jahrhunderte wird bestehen. Wichtiger als die Sorge um die künftigen Beziehungen der Völker unserer Erde ist heute der gemeinsame Kampf gegen die verheerende Macht des internationalen Kapitalismus, auf dem der Fluch dieses Weltkrieges ruht, und die klare Besinnung der Völker auf die letzten und höchsten Werte alles menschlichen Seins. Wen das Schicksal in deutschen Landen zum Lehrer und Führer seines Volkes berufen hat, der ringe nach Klarheit über die hohen Aufgaben seines Volkes im künftigen Gange menschlicher Kultur, damit das Wort unseres nationalsten Dichters zur Wahrheit werde:

„Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte,
Doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen
Zeit.“

Heinrich Heine und das Übersinnliche.

Von Sophie Eben-Lederer.*)

(Schluß von Seite 165.)

Könnte man bis zum Jahre 1848 von Heine sagen: „Er war Okkultist als Dichter“, so gilt dieser veränderte Ausspruch Liszts nicht mehr für den Kranken. Das Übersinnliche und die Forschung auf diesem Gebiete werden ihm „Herzenssache“. — „Sagen Sie mir doch ganz offen Ihre Überzeugung, ob es eine persönliche Fortdauer nach dem Tode gibt oder nicht; sind wir unsterblich oder nicht. Diese Frage beschäftigt mich, seit ich mich auf dem Siechenbette befinde, immer

*) Das im vor. Heft S. 163, Z. 25 v. o. zitierte Wort Fran Liszt's lautete: „Er war Musiker als Dichter“ (nicht: mehr als)! — Die sehr geschätzte Verfasserin, deren geistvolle Erstlingarbeit in den „Psych. Stud.“ ohne Zweifel in okkultistischen Kreisen lebhaftes Interesse erregen wird, bittet uns richtigzustellen, daß der ihrem Namen von uns nach der Postadresse beigesezte Dokortitel nicht von ihr persönlich erworben wurde, sondern ihrem verstorbenen Gatten angehörte. Sie selbst ist Schriftleiterin des Monatsblattes des „Verbandes der Deutschen Musiklehrerinnen“ (Musiksektion des „Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins“). Da sie aber für die Dauer des Krieges — zwei Söhne von ihr stehen im Felde — als Schwester vom Roten Kreuz vielfach beschäftigt ist, so konnte eine Korrektur von ihr selbst nicht besorgt werden, womit wir das obige, eher sinnstörende Versehen zu entschuldigen bitten. — Red.

ernstlicher und beunruhigender,“ so leitet Heine das schon erwähnte interessante und höchst merkwürdige Gespräch mit I. H. Fichte über die letzten Dinge des Lebens ein, — unvermittelt, — nachdem zuvor über Politik gesprochen worden war. — Fichte, der fest an ein persönliches Fortleben glaubte (s. „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer“), gab dieser Überzeugung auch am Krankenbette Heines bestimmtesten Ausdruck und meinte, es sei Sache einer philosophischen Erörterung dieser Frage, sie vom theologischen auf das rein anthropologische Gebiet herüberzuziehen, denn gerade eine rein physiologische und psychologische Forschung weise die persönliche Fortdauer nach dem Tode am unwiderleglichsten nach. Heine bat Fichte, ihm sein anthropologisches System auseinanderzusetzen, und die Aufregung des Dichters wuchs, als der Tübinger Philosoph mit dem von ihm sehr entschieden vertretenen Satze auftrat, daß nicht nur eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern konsequenterweise auch eine Präexistenz vor dem Eintritt in das Dasein anzunehmen sei. „Das Gespräch führte nun auf ein heikles Thema“, so fährt Karpeles fort, dessen Heinebiographie ich es entnehme, „ein Thema, welches aber damals (1849 als eben die neue spiritistische Bewegung durch die Geschwister Fox in Hydesville veranlaßt und von Amerika nach Deutschland herübergekommen war) stark an der Tagesordnung war, genau so wie heute; denn wie heute sich gebildete Leute für den Spiritismus begeistern, so schwärmten damals ebenso gebildete Leute für das Tischrücken, Geisterklopfen und ähnliche Erscheinungen. Die Unterhaltung kam auf den Zustand, in welchem sich die abgeschiedenen Geister befinden, auf die Möglichkeit, sich den irdischen Sinnen bemerkbar zu machen, — auf die dunklen Beziehungen der Jenseitigen zu den noch auf Erden lebenden Geistern, auf die Ekstase, auf visionäre Zustände, das zweite Gesicht, und schließlich auch den animalischen Magnetismus. Heine verweilte mit Vergnügen bei diesen Dingen“ (die ihm, wie ich ausgeführt habe, seit Jahren vertraut waren, und die er ja zum Teil, wie das zweite Gesicht, aus eigener Erfahrung kannte) und sagte: „Alle diese dunklen Gebiete betreffenden Tatsachen müssen sorgfältig gesammelt werden, weil sie bei fortschreitender Zivilisation immer mehr verschwinden. Jemehr durch die letztere das reflektierende Bewußtsein des Menschen geweckt wird, um so mehr treten jene Erscheinungen der Nachtseite unseres Seelenlebens mit seiner unbewußten Tätigkeit zurück.“ (Wie klar hat hier Heine wieder einmal „durchschaut“, was der „Forscher“ du Prel später in Fachschriften ausführte!) „Ich selbst habe ein Beispiel von Hellsehen an mir beobachtet, das mich von der Existenz solcher Erscheinungen überzeugt hat: mir träumte

einst, der Papagei meiner Frau habe lustig im Käfig Zucker geknappert und sei dann plötzlich tot zu Boden gestürzt. Meine Frau verfiel über diesen Verlust in heftiges Weinen. Bald darauf trat sie jedoch mit lachender Miene in mein Zimmer, einen wiederbelebten Papagei auf der Hand tragend. Dies mein Traum, den ich morgens meiner Frau erzählte. Nachmittags darauf saß ich mit ihr am Kamin, mit ihr den Anzug für einen Ball verabredend; der Papagei knapperte im Käfig Zucker und fiel plötzlich tot hin. Meine Frau brach in heftiges Weinen aus. — Bald darauf schenkte man meiner Frau einen neuen Vogel, den sie mit Lachen zu mir hereinbrachte. Das war das wiederbelebte Tier! — Wenn dies einen ganz gleichgültigen Gegenstand betreffende Faktum religiöser Natur gewesen wäre, so würde es jedermann als eine religiöse Vision, als eine Ekstase bewundert haben!“ Karpeles fährt fort: „Heine war so sehr von der Wichtigkeit dieser Geschichte überzeugt, daß er durch die Erzählung förmlich in Feuer geriet und am Schlusse, drei Finger emporhebend, ausrief: „Ich schwöre beim Geiste meiner Mutter (die Heine bekanntlich heiß geliebt hat), daß ich die Geschichte so erlebt habe, wie ich sie erzählt!“ — Wir aber sind den Aufzeichnungen des Philosophen und den Bemühungen des Biographen, der keine Mühe gescheut hat, diese Aufzeichnungen ausfindig zu machen und zu ergänzen, aufrichtig dankbar dafür, daß sie uns dies Hellgesicht des Dichters, das einen neuen Beweis für seine Medialität erbringt, aufbewahrt haben! — Man kam nun auf Swedenborg zu sprechen, und Heine erzählte, er habe in jungen Jahren einmal eine Travestie auf Swedenborgs „Paradies“ voll von Gold und Silber und Edelsteinen gedichtet, diese jedoch vor kurzem, damit sie nicht veröffentlicht werde, verbrannt. — Fichte teilte ihm nunmehr auf sein Verlangen das Wichtigste über Swedenborgs Persönlichkeit und Lehre mit. Das Gespräch zwischen Heine und dem Philosophen hielt sich immer auf gleicher Höhe und gipfelte schließlich in der Frage vom höchsten Gotte. Gerade hier aber sprach sich Heine in ganz besonders weicher, fast kindlich-naiver Weise aus: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn.“ Gleichwohl scheiterte der Versuch Fichtes, dem Dichter die Gewißheit der Seelenfortdauer nach dem Tode unabhängig vom Gottesglauben, allein aus der menschlichen Natur heraus, zu erklären, bei Heine vollständig. Mit der Erörterung dieser Dinge fand die Unterhaltung ihren feierlichen Abschluß. —

Im Nachwort zum „Romanzero“ finden wir einen Widerhall dieses Gespräches; ob aber der „ernsthafte“ deutsche Philosoph mit dem geistreich-ironisierenden Tone dieses Nachwortes, in dem Heine „brühwarm benutzen konnte, was Fichte über Swedenborg gesagt hatte“, sehr zufrieden gewesen ist? —

Im tiefsten Grunde verständlich erscheint dem Heinekenner der Umstand, daß dem Dichter die Gewißheit der Seelenfortdauer unabhängig vom Gottesglauben nicht zu beweisen war; die Frage der Unsterblichkeit erschien ihm untrennbar von der eines persönlichen Gottes. Hatte ihn doch das „himmlische Heimweh“ befallen und zum persönlichen Gotte zurückgeführt: — vor die bunte Szenerie des Lebens ist ein dunkler Vorhang gefallen, der ihn, den Lebendigbegrabenen zu Einsamkeit und Stille verdammt, die nur hier und da unterbrochen wird durch das helle Lachen seines Weibes. — Die Stunden werden zu Ewigkeiten, die Zeit „die graue Riesenschnecke“ reckt weit ihre Hörner aus. Er hat Muße, zu dulden. Bei Tage läßt er sich aus dem uralten heiligen Buch seiner Väter, der Bibel, vorlesen, — in der Nacht aber, wenn die Schritte der Frau und der Pflegerin verhallt sind, schauen die armen, gelähmten halbgeschlossenen Augen tief nach innen; „das reflektierende Bewußtsein“ tritt zurück, und die rätselhaften göttlichen Gewalten, denen er zu eigen ist, schlagen weit ihre unergründlichen Augen auf. O — die Natur läßt ihn, den sie so sehr geliebt hat, nicht verzweifeln, ihn, der in stiller, starker Hoffnung, in stolzer Zuversicht nach innen blickt, wissend, daß ein Trost nur aus den Tiefen des eigenen Ich emporsteigen könne. — Und alles wird „Offenbarung“. — Alte, längst vergessene Kindheitserinnerungen, die so lange latent geschlummert, kommen herauf, erschüttern und beglücken ihn wie ein neu Erlebnis . . . Die Riesengestalt des Moses steht plötzlich wieder vor ihm, altvertraut; — der Sinai ist sein Postament und sein Haupt berührt die Sterne . . . Doch nein — nicht Moses — Jehovah selber ists, — jener alte Jehovah, den er in Wort und Tat so tief verleugnet, insbesondere zu jener Zeit, als er, unter dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie, „selbst der liebe Gott“ zu sein glaubte! „Ich bin froh, meiner angemäßen Glorie entledigt zu sein; — ich bin nur noch ein armer Mensch, — ein armer, totkranker Jude! . . . Ach, — der Spott Gottes lastet schwer auf mir! Die Lauge der Verhöhnung, die der Meister auf mich herabgeußt, ist entsetzlich, und schauerlich-grausam ist sein Spaß! Demütig bekenne ich seine Überlegenheit und beuge mich vor ihm im Staube!“

Aber nicht nur im Zorn redet Jehovah mit ihm, — nein — auch in Liebe. —

Und nur aus dieser tief innerlich erlebten Liebe, aus dem kindlichen Vertrauen des Geschöpfes zu seinem allgütigen Vater sind des sterbenden Heine letzte Worte zu verstehen:

„Dieu me pardonnera, c'est son métier!“

Zum Schluß möchte ich noch kurz seltsame Erlebnisse erwähnen, die Camilla Selden anläßlich Heines Tod berichtet, —

jene rätselhafte „Wahlverlobte“ des Dichters, die er seine „mouche“ genannt hat, und die, einem letzten Sonnenstrahle gleich, über sein Krankenlager huschte, um mit seinem Dahinscheiden wieder ebenso plötzlich zu verschwinden, als sie gekommen war. Einen Tag vor seinem Tode hatte er seiner getreuen Besucherin „mit angstvoll zitternder Stimme“ beim Abschied zugerufen: „Auf morgen, — hörst du? Säume nicht!“ „Und doch säumte ich,“ — sagt die mouche. Sie fährt fort: „In der Nacht aus dem Schlafe auffahrend, hatte ich das seltsame Gefühl, als ob ich mich verdoppele, ein Gefühl, wie Heine es so schön in dem Gedicht erklärt hat: „Dich fesselt mein Gedankenbann“. Als ich dann wieder einschlief, bemühte ich mich, in namenloser Angst, dem Tode zu entfliehen, der mich verfolgte, und mein junges Leben in jenen Schlund stürzen wollte, der sich klaffend vor denen öffnet, die morgen nur noch Staub und Asche sind. — Am 17. Februar, einem Sonntage, hatte ich beim Erwachen eine seltsame Vision. Gegen 8 Uhr morgens vernahm ich in meinem Zimmer ein eigentümliches Geräusch, eine Art von Hüpfen und Flattern, wie man es wohl an Sommerabenden zu hören bekommt, wenn Schmetterlinge zum offenen Fenster hereinfliegen und nun gewaltsam einen Ausweg suchen. Ich öffnete die Augen — schloß sie aber bald wieder; — in den Strahlen der Morgensonne hatte ich eine schwarze Gestalt erblickt, die einem riesengroßen Insekte gleich, und sich bemühte, ins Freie zu gelangen.“ —

An jenem Morgen aber war Heine gestorben. „Ich enthalte mich jeden Kommentars über diese Vision, die übrigens die einzige meines Lebens gewesen ist, und erwähne dieselbe nur um ihrer Eigentümlichkeit willen. Die Erinnerung an sie lebt am Todestage Heines immer wieder von neuem auf.“

So die mouche.

Auch ich möchte mich jeden Kommentars enthalten. —

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Fortsetzung von Seite 165.)

Ein Freiwerden psychischer Kräfte offenbart sich auch, wie die Geschichte lehrt, gelegentlich welterschütternder Ereignisse in mystischen Erscheinungen mannigfacher Art, die „als Boten schrecklicher Begebnis, die gleich Herolden vor dem Schicksal herziehen,“ nicht selten divinatorischer Art sind.

Hierzu gehören unter anderen die Erscheinungen von Engeln und Gespenstern bei hereinbrechenden Naturkatastrophen,

15*

Seuchen, bevorstehenden politischen und sozialen Umwälzungen, Kriegen usw.

Nach übereinstimmenden Berichten soll man an Orten, wo die Pest wütete, zuweilen Gespenster und Engel gesehen haben, welche durch ihren Eintritt in Häuser oder durch Klopfen an den Toren derselben die nächsten Opfer der Seuche richtig bezeichneten. Gregor von Nazianz spricht davon als etwas ganz selbstverständlichem.

Schon Cedrenus glaubte an die divinatorische Bedeutung solcher Erscheinungen, auf welchen vermutlich auch die Sage vom Würgengel beruht, indem er in bezug auf die Gespenster und Engel bei Epidemien behauptet, daß jene ihre Mission dadurch bewiesen, daß sie viele Dinge vorher verkünden, die später wirklich eintreten.

„Als zu Rom 593 eine furchtbare Pest wütete, glaubte man über dem Mausoleum Hadrians einen Engel mit entblößtem Schwerte zu sehen. Er steckte es schließlich in die Scheide, und von diesem Augenblicke an wuch die Pest. Eine Statue, welche sich auf dem Kastell San Angelo befindet, versinnbildlicht diese Legende.“ —

„Auch bei einem großen Erdbeben und dem Ausbruche eines Vulkans glaubte man, Gespenster umherirren zu sehen. Dio (Hist. rom. sub. tit. XI) spricht bereits von solchen unheimlichen Gestalten, die während der Katastrophe von Pompeji beobachtet wurden.“ (Vesme, Geschichte des Spiritismus I, Oswald Mutzes Verlag.)

Auf Gespenstererscheinungen bei bevorstehenden Staatsumwälzungen spielt auch Shakespeare an:

„Als Rom auf seiner Sieghöhe stand,
Kurz vor dem Fall des großen Julius, da leerten
Die Gräber sich und verhüllte Leichen
Durchschritten winselnd alle Straßen Roms.“ (Hamlet.)

„Dabei,“ fährt Daumer fort, „bleibt aber die sich plastisch ausprägende Phantasie der Psyche nicht stehen. Ich erinnere mich z. B. an den von Walter Scott in der „Edinb. Review“ vorgelegenen Fall. Einer der Landammänner der Schweiz will die öffentliche Bibliothek besuchen. Wie er nachmittags um 2 Uhr in den Saal tritt, sieht er den vorigen Landamman, seinen verstorbenen Freund, in feierlicher Ratsversammlung auf dem Präsidentenstuhle sitzen, umgeben von einer bedeutenden Anzahl großer, aber schon verstorbenen Männer, die an der Beratung Teil nehmen. Er eilt erschrocken von dannen, begibt sich zu einigen seiner Amtskollegen, teilt ihnen die außerordentliche Tatsache mit und kehrt mit einigen derselben an den Ort zurück — da war jedoch die gespenstige Versammlung verschwunden, der Präsi-

dententstuhl war geräumt, und man sah niemand mehr an den Ratstafeln sitzen.“ (Man sehe auch Horst's Deuteroskopie II, S. 175 „Der Geisterspuk auf Riddarholmen u. vergleiche damit den Bericht in Vesmes „Geschichte des Spiritismus“ Bd. 2, S. 402, § 31.)

„Sollte man nun annehmen, daß dies wirklich eine Gesellschaft von Geistern gewesen? — Mir will es scheinen, daß auch hier nur ein einziger genüge, um ein solches Schauspiel zu geben. Es ist die plastisch objektivierende Vorstellung eines solchen; der tote Präsident versetzte sich auf seinen Stuhl zurück und schafft sich eine Versammlung von Ratsherren, so wie wir uns auch lebend und in gewöhnlichen Träumen oft genug in einer Gesellschaft befinden, die wir uns durch die Kraft der Einbildung geschaffen haben. Nur ist der Traum des Toten nicht so in das unsichtbare Innere der Person eingeschlossen, wie der des Lebenden. Die Phantasie erhält hier eine weit redlichere und objektivere Gestalt und ihre Gebilde werden so auch von Lebenden erblickt.

Man braucht in diesen und vielen andern derartigen Phänomenen keine Manifestationen von Geistern zu sehen; es genügt hier vollkommen die Annahme, daß die sichtbar gewordenen Erscheinungen aus dem eigenen Innern der magischen und ekstatischen Personen herausgetreten, bei welchen sie sich zeigten; und diese Ansicht ist in manchen dieser Geschichten insbesondere zu nahe gelegt, als daß wir nicht dabei stehen bleiben sollten.

Wer nun diese Tatsachen kennt und erwägt, der dürfte es um so weniger beanstanden, wenn ich der Menschenseele die Kraft zuschreibe, ihre inneren Gebilde nicht bloß mittelbar, wie der darstellende Künstler, sondern, unter gewissen Umständen, namentlich in Ekstasen, wo die in der Regel verborgenen Energien des menschlichen Wesens hervortreten, auch unmittelbar, auf magischem Wege, nach außen werfen und sichtbar werden zu lassen. —

Ich schreibe der menschlichen Seele das, wenn auch verborgene und nur selten hervortretende Vermögen zu, ihre Vorstellungen und innere Anschauungen unmittelbar zu realisieren, so daß dieselben nicht bloß subjektiv innerhalb ihrer selbst verbleiben, sondern auch äußerlich und sinnenfällig erscheinen und sich als reale Gegenstände namentlich dem Gesichte, Gehöre und Gefühle kund tun — was ich als die idolomagische Kraft der Psyche bezeichne.“ —

Daß in der Ekstase freiwerdende ideoplastische Schöpfungskraft der Psyche nicht nur ätherische, sondern auch grobmaterielle Gebilde anorganischer und organischer, belebter und unbelebter Natur — wenn auch nur ephemer — unter Umständen hervorzubringen vermag, scheint aus folgenden auf Tatsachen gestützten Ausführungen Daumers hervorzugehen.

„Im Jahre 1577 wurden nach Antonio de Torquemada (Delrio, *Disquis. magic.* I, VI c. 2, p. 997) vom Dache und den Treppen eines Hauses in Salamanca eine Menge Steine geworfen, was viel Verdruß und Ungemach verursachte, doch niemand beschädigte. Eine von mehr als 20 Personen, den Corregidor an der Spitze, angestellte Untersuchung, wobei man jeden Winkel beleuchtete, kam zu keinem Resultate. Als die Herren das Haus verließen und schon unten an der Treppe waren, rollte ihnen von oben eine große Masse von Steinen nach, die ihnen zwischen den Beinen durchfuhren, ohne einem derselben weh zu tun. Ein sogleich erneutes Nachsuchen war ebenfalls ohne Erfolg. Auch am Portal des Eingangs regnete es Steine herab. Ein vom Aquazil aufgenommenener und über ein benachbartes Dach geworfener großer Stein wurde wieder nach ihm zurückgeschleudert, fuhr aber über ihn hinüber und verletzte ihn nicht. Ein Geistlicher von denen, welche sie *Torres menudas* nennen, machte dem Unwesen ein Ende.

Bei einem Spuk im Pfarrhaus zu Gröben (nach einer Schrift des Pfarrers Heinisch 1723 bei Görres *Mystik* III, S. 396) machte der Pfarrer bei hellem Tage die Bemerkung, daß von der Erde im Hofe an einer Stelle, wo keine Steine lagen, solche dennoch aufstiegen und auf das Stalldach fuhren, sowie auch, daß einige Steine aus der Mauer des Pfarrhofes dem Stalle gegenüber auf dies Dach hinflogen, und daß man in der Mauer gleichwohl weder Öffnung noch Riß bemerkte. Es hoben sich auch wohl, wenn er von seiner Studierstube aus in den Hof blickte, Steine von der Erde auf und schwirrten an seinem Kopfe vorbei. Einmal kamen sie von drei Orten zugleich geflogen. Auch das war eigen, daß die spukhaft geworfenen Steine selbst bei Regenwetter trocken blieben. — — — Während der Erscheinungen bei dem Quäker George Walton in Portsmouth 1682 wurden die Fensterscheiben durch Steine zertrümmert, die nicht von außen, sondern von innen kamen. Die Leute hoben neun von diesen Steinen auf; manche waren so heiß, als seien sie im Feuer gelegen. Auf den Tisch gelegt flogen sie bald wieder herum. (Cotton Mather, *Wunder der unsichtbaren Welt.* und Perty, *Mystische Erscheinungen* S. 442.) Man glaubt hier fast die Genesis dieser Steine wahrzunehmen, ihr plötzliches, unbegreifliches Vorhandensein, ihre Hitze, ihre Trockenheit beim Regenwetter — das alles scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß diese Materien und Massen ganz neu, mittelst eines schnellen, mit Wärmeentwicklung verbundenen Bildungsprozesses entstehen.

Der allerlärmendste Spuk, den ich kenne, war der zu Woodstock, als Cromwell 1649 Kommissare zur Besitznahme des Schlosses sendete. Im Schlafzimmer wurden mehr als 4 Schock große Steine geworfen, die zum Teil auf die Betten fielen; dabei war ein Getöse, als ob 40 Stück Geschütze auf einmal losgefeuert

würden. Die Mauern wurden in ihrem Grunde erschüttert, so daß man glaubte, das ganze Gebäude stürze zusammen. Von den Steinen wurden Wände und Bettstätten versehrt, die Füße der letzteren entzweigespalten, die Pfosten weggeschlagen, daß die Betthimmel niederstürzten, Lichter und Feuer ausgelöscht, die Holzscheiter auf- und niedergeschleudert, die Leute mit grünem, stinkendem Wasser übergossen, alle Fenster eingeworfen; getötet wurde aber doch niemand. Nur einem, der sein Schwert zog, ging es schlecht; eine unsichtbare Hand rang es ihm ab und stieß ihn mit dem Knopf vor die Stirne, daß er betäubt wurde. (Robert Plot, Professor der Chemie und Verfasser der Naturgeschichte von Oxfordshire 1677, hat diese Geschichte zuerst bekannt gemacht, nachdem er sich von ihrer Wahrheit gründlich überzeugt hatte.)“

„Ob mit der plötzlichen Erscheinung solcher Körper, wie sie in den Spukgeschichten vor Augen tritt, die Meteorsteine verglichen und in Zusammenhang gebracht werden können, die Frage getraue ich mir nicht zu beantworten. Zur Vergleichung läßt manches ein. So läßt sich an die sehr charakteristische, oft pechartig glänzende Rinde der Meteorsteine, sowie an das donnerartige Getöse erinnern, unter welchem sie zur Erscheinung kommen. Eine Art der bekannten und wissenschaftlich anerkannten Steinfälle ist die, wo die Massen aus einem bei heiterem Himmel plötzlich sich bildenden kleinen, sehr dunklen Gewölke, unter einem Getöse, das einzelnen Kanonenschüssen gleicht, herabgeschleudert werden. Ganze Landstrecken finden sich zuweilen durch ein fortziehendes Gewölke der Art mit tausenden von Fragmenten sehr ungleicher Größe, aber gleicher Beschaffenheit bedeckt. (Humboldt, Kosmos I, S. 22, 134.) Die Meteorsteine sind beim Fallen zerreiblich, verhärten sich allmählich, sind, nach dem Herabfallen berührt, heiß, und haben somit sehr viel Ähnlichkeit mit den rätselhaften Spuk- und Gespenstersteinen. So wie man die Meteorsteine chemisch untersucht und zerlegt hat, so sollte man auch jene, wie es scheint, magisch produzierten, einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Doch das ist ein Geschäft, dem sich unsere nach dieser Seite hin so spröde und schamhafte Wissenschaft sobald noch nicht unterziehen dürfte.

Ob die eigentümliche Schöpferkraft der Psyche noch weiter zu gehen vermag? Ob sie selbst einer niedrigen Art von Tieren das Dasein zu geben imstande ist? — Der Priester Georg, Zögling des Archimandriten Theodor, erzählt, wie es im Hause eines Tribunen zugegangen. Wenn sich das Gesinde zum Mittag- oder Abendessen hingesezt, wurden Steine auf den Tisch geworfen; den Mägden wurde das Garn auf dem Stuhle zerrissen und die Räume mit einer solchen Menge von Schlangen und Mäusen erfüllt, daß niemand mehr zu bleiben wagte. Es fragt sich aber, ob man hier wirkliche Tiere, oder magisch vorgespiegelte Tiergestalten

anzunehmen habe. Auch jene Steinerzeugung ist für keine eigentliche Schöpfung zu halten; sie besteht ohne Zweifel nur in einer raschen Verdichtung und Zusammenziehung ausgedehnter Materien, wie sie bereits im Luftkreise enthalten sind.“ —

Ist die schöpferische Kraft der Psyche unter gewissen Bedingungen imstande, feste Materie in der Form von Steinen aus dem Äther zu erzeugen und nach Willkür zu lenken, so ist nicht einzusehen, warum sie Materie nicht auch in anderer Komposition und Gestalt sollte erzeugen und in anderer Weise sollte gebrauchen können.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird man dem folgenden Berichte den Glauben nicht unbedingt versagen können:

„Der heilige Gregor der Große berichtet in seinen Dialogen (Buch IV, Kap. 36) unter anderem folgenden Fall: ‚Wie ihr wißt, sind es kaum drei Jahre her, daß wir im Jahre 590 vor Einbruch der fürchterlichen Pest, welche den Namen Bubonensepeste führt und unsere ganze Stadt aufs entsetzlichste verheerte, mit unseren gesunden körperlichen Augen die Pfeile aus der Höhe stürzen und ihre Opfer durchbohren sahen. Ihr wißt ja auch, daß unser geliebter Stephanus unter den Toten war.‘ Die Geschichtsschreiber, denen wir die Lebensgeschichte des hl. Gregor verdanken, berichten uns auch, daß die Zahl der Opfer, welche von den herabfallenden Pfeilen getötet wurden, eine ganz erhebliche war und sich wohl auf stündlich 80 Menschen belief. Dieselbe Erscheinung wurde auch während der Pest festgestellt, die unter der Herrschaft des Kaisers Mauritius Flavius Tiberius den Orient heimsuchte. (Leioyer. Histoire et description des spectres, Buch IV, S. 399; s. Vesmes Geschichte des Spiritismus.)“

* * *

*

(Schluß folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena).

(Fortsetzung von Seite 177.)

In der Tat: die Ansicht des gesunden Menschenverstandes ist schlechterdings unhaltbar. Sie muß, obwohl für das praktische Leben ausreichend, doch von der Wissenschaft unbedingt preisgegeben werden. Das geht, freilich im Widerspruche zu seiner Absicht, auch aus Petzolds eigenen Ausführungen deutlich

hervor. Denn wenn die von uns wahrgenommenen Dinge als bloße „Verbände sinnlicher Empfindungen“ (183, 186) ohne allen Zweifel von der Tätigkeit unserer Sinnesorgane abhängig sind (81, 186), und „immer nur im Zusammenhange mit ihnen auftreten“ (190), dann können sie auch nicht *unabhängig* von uns und der Tätigkeit unserer Sinnesorgane dasein. Und wenn es eine wirkliche Welt gibt, die schon lange vor irgend einem menschlichen Sinnesorgane da gewesen ist (100) und auch heute noch unabhängig von uns existiert (vgl. 199): dann ist diese Welt eben nicht jene greifbare, farbige und tönende Welt unserer Erfahrung (54), sondern sie ist eine Welt hinter dieser uns gegebenen Welt von Empfindungen oder sinnlichen Elementen. Sie ist eine Welt von „Dingen an sich“, die wir als solche niemals *unmittelbar* wahrnehmen oder sonstwie *erfahren*, sondern immer nur mittelbar durch Denken zu erkennen vermögen.

Nur so lösen sich die Widersprüche, in die wir uns bei der Annahme einer von uns unabhängigen Außenwelt auf *naiv-realistischem* Boden immer wieder verwickeln. So aber lösen sie sich auch leicht. Denn daß verschiedene Beobachter bei verschiedenen äußeren Umständen oder verschiedener Beschaffenheit ihrer Sinnesorgane von einem und demselben Dinge verschiedene Sinneseindrücke und verschiedene Wahrnehmungsgebilde bekommen, das ist kein Widerspruch. Der Widerspruch entsteht erst dadurch, daß man die verschiedenen, einander ausschließenden Eigenschaften der verschiedenen Wahrnehmungsbilder als wirkliche Eigenschaften eines einzigen vermeintlich *unmittelbar* wahrgenommenen Dinges ansieht. Und diesen Widerspruch kann keine realistische Gaukelei aus der Welt schaffen. Der Baum, den der eine Beobachter aus der Ferne klein und der andere aus der Nähe groß erblickt, kann nicht selbst zu gleicher Zeit groß und klein sein. Verschieden groß sind nur die Wahrnehmungsbilder, die die beiden Beobachter von demselben Baum bekommen. Der Baum selbst aber hat eine gewisse, nur langsam veränderliche Größe, die freilich nur durch Vergleich mit anderen Dingen seiner Umgebung zu bestimmen und insofern allerdings bloß *relativ*, aber darum doch nicht von der Wahrnehmung irgend eines menschlichen Beobachters abhängig ist.

Das wird noch deutlicher, wenn wir uns überlegen, wie denn eigentlich unserer Wahrnehmung eines entfernten Dinges, wie z. B. die eines Himmelskörpers, zustande kommt. *Petzold* geht an dieser Frage achtlos vorüber! Er versichert uns nur immer wieder, daß wir in der Wahrnehmung die wirklichen Dinge „unmittelbar erfassen“ (184, 191, 155 u. a.). Aber er macht auch nicht den leisesten Versuch, sich und uns zu erklären, wie denn ein solches „unmittelbares Ergreifen“ eines entfernten Gegenstandes vor sich gehen soll. Er verläßt sich einfach auf die Aussage seiner „Ein-

bildungskraft“: auf die Aussage seines naiv-realistischen Instinktes, der seine Wahrnehmungsbilder ohne weiteres für wirkliche, von ihm selbst unabhängige Außendinge ansieht. Und wenn dieser Instinkt recht hätte, dann wäre es freilich richtig, daß wir uns in der Wahrnehmung der wirklichen Dinge unmittelbar bemächtigen (155). Denn daß uns unsere Wahrnehmungsobjekte unmittelbar gegeben sind, das ist gewiß nicht zu bestreiten. Aber ein „kritischer Philosoph“, der die ganze bisherige Erkenntnislehre über den Haufen werfen will, der sollte sich doch wenigstens einmal die Frage vorlegen, wie jene Aussage unseres Instinktes mit den Lehren der Physik und der Sinnesphysiologie zu vereinen ist. Und wenn Petzold das nicht gänzlich versäumt hätte, dann wäre es ihm wohl auch klar geworden, daß ein Fixstern, von dem das Licht viele Jahre braucht, um unser Auge zu erreichen und in uns die bewußte Empfindung eines grünen Lichtpunktes zu verschaffen, unmöglich ein Gegenstand unserer „unmittelbaren Wahrnehmung“ sein kann.

Hier geht jeder naive Realismus unfehlbar in die Brüche. Und ebenso jeder erkenntnistheoretische Idealismus. Und jeder immanente Positivismus auch: oder wie man die Lehren von Mach und Avenarius sonst bezeichnen mag. Denn sie alle muten uns — offen oder versteckt — doch einen heillosen Widersinn zu: sie muten uns zu, das letzte Ergebnis des Wahrnehmungsvorganges (die sinnliche Empfindung des Bewußtseins) zugleich als die äußere Reizquelle oder Ursache der Wahrnehmung anzusehen. Nur der transzendentale Realismus entgeht diesem Widerspruch, indem er das Wahrnehmungsbild eines Sternes von dem wirklichen Stern unterscheidet und beide als immanente (innerseelische) oder subjektiv-ideale Erscheinung des Bewußtseins und transzendentes (außerbewußtes) oder objektiv-reales Ding an sich einander gegenüberstellt. Und darum ist nur der transzendentale oder kritische Realismus imstande, die Lehren der Physik (Optik, Akustik u. a.) und der Sinnesphysiologie ohne Widerspruch in sich aufzunehmen. —

Nun wird Petzold vielleicht einwenden, daß jede Frage nach der Welt an sich oder jede vermeintliche Aussage über ihre Beschaffenheit selbst schon eine *contradictio in adjecto* sei: wie er gerade in seinem Buche dargetan habe (198 f.). Ja, er wird schon den bloßen Begriff eines „Dinges an sich“ als einen „Unbegriff“ bezeichnen, der aus der verkehrten Vorstellung einer unveränderlichen Substanz entsprungen sei und mit ihr notwendig hinfällig werde: (30, 172, 180). Aber wenn dieser Kampf gegen den Begriff eines „Dinges an sich“ berechtigt wäre, dann würde er auch Petzolds eigene Stellung untergraben. Denn „Dinge, die auch nach unserer Wahrnehmung weiter existieren und überhaupt in ihrer Existenz von uns unabhängig sind“ (191), sind eben

„Dinge an sich“ im wahren, erkenntnistheoretischen Sinn des Wortes: gleichviel ob sie unmittelbar wahrgenommene Verbände sinnlicher Elemente oder mittelbar erschlossene Systeme gesetzmäßig veränderlicher Atomkräfte sind. Und wenn Petzold gegen den Schluß seines Buches schreibt: „So gewiß wir der Welt Existenz unabhängig von und vor jedem Bewußtsein zuschreiben müssen, so wenig darf die Frage nach den Qualitäten dieser unabhängigen Welt gestellt werden“ (198): dann endet er, ohne es zu merken, glücklich bei dem unerkennbaren „Ding an sich“ Kants. Denn eine außer unserm Bewußtsein wirklich vorhandene Welt, die wir so, wie sie ist, nie erkennen können (199), ist eben ein unerkennbares „Ding an sich“ im Sinne Kants: ein bloßer „negativer Grenzbegriff unseres Denkens“, den wir nicht entbehren und doch auch wieder zu keiner Erklärung gebrauchen können. Wollen wir aus dieser unglücklichen Stellung des transzendenten Idealismus herauskommen und doch nicht in den naiven Realismus mit all seinen Widersprüchen zurückfallen, dann müssen wir auch das Dogma von der Unerkennbarkeit der Welt an sich fallen lassen. Ich sage: das Dogma. Denn nur um ein solches handelt es sich im Grunde auch bei Petzold: trotz aller Gründe, mit denen er es zu rechtfertigen sucht.

Doch wir wollen uns diese Gründe einmal näher ansehen. — Denn sie kehren als Haupttrümpfe in ihrem Kampfe gegen die böse Metaphysik bei allen Positivisten und Phänomenalisten wieder. Und Petzold tut sich — ebenso wie Mach und Verworn — offenbar viel auf sie zu gute, obschon er sie in seiner Darstellung (186 f., 198 f.) ziemlich unklar durcheinander mengt.

Der erste dieser angeblichen Gründe gegen die Metaphysik läßt sich etwa so formulieren: wer nach der Beschaffenheit der Welt an sich unabhängig von jeder Wahrnehmung fragt, der fordert damit einen Standpunkt ganz außerhalb der Welt; wir aber stehen selbst mitten in dieser Welt, sind ein Teil von ihr und können darum auch nur von diesem Standpunkt aus unsere Fragen stellen (196). — Das erscheint Petzold sehr überzeugend; aber es ist doch in Wahrheit nur ein oberflächlicher Trugschluß. Denn unsere tatsächliche Stellung innerhalb der Welt hindert uns ja in keiner Weise, uns in Gedanken aus der Welt hinaus und ihr gegenüber zu stellen. Sie tut es eben so wenig, wie das Gebundensein meines Körpers an die Erde mich hindert, mich im Geiste auf den Mond zu versetzen.

Aber: wenn ich das tue, so lautet der zweite Einwand, dann stelle ich mich doch im Stillen immer als einen Beobachter vor, der die Welt sich gegenüber sieht (187): Ich setze mich also in Gedanken doch wieder zu ihr in Beziehung und frage nach einem Gleichgewichtszustand zwischen ihr und mir. Und zu diesem Zu-

stand gehöre ich, der Fragende selbst, als unausschaltbarer Teil mit dazu. Frage ich aber nach der Welt an sich, so frage ich, wie die Welt ohne mich ist. D. h. ich verzichte erst ausdrücklich auf mich selbst und stelle mich dann doch der Welt wieder als Beobachter gegenüber (198 f.). Nach der Welt an sich fragen, ist also „heillose logische Verwirrung“: es heißt „Denken wollen ohne den Satz der Identität und des Widerspruchs, ohne den entschiedenen Willen, die eben noch eingenommene Position aufrecht zu erhalten“.

So versichert uns wenigstens Petzold (199, vgl. 82). Aber in Wahrheit ist die Sache doch nicht so schlimm, wie er sie darstellt. Ja, Petzold selbst kümmert sich, wie wir schon gesehen haben, gar nicht ernstlich um sein eigenes Verbot. Denn wenn er annimmt, daß wir in der Wahrnehmung die wirklichen Außen- dinge „unmittelbar erfassen“ und daß „die so wahrgenommenen auch nach unserer Wahrnehmung weiter existieren“ (184, 191), dann behauptet er eben damit, die Dinge seien auch an sich so, wie sie für mich sind. Aller naiver Realismus, auch der positivistisch aufgeputzte, ist eben im Grunde nichts weiter als der Glaube, daß wir uns in der Wahrnehmung der wirklichen Dinge oder der „Dinge an sich“ unmittelbar bemächtigen (155). Und wenn der kritische Denker diesen naiven Glauben ablehnt und eine bloß mittelbare Erkenntnis der Dinge anstrebt, dann begeht er damit keineswegs einen logischen Widerspruch, denn er will ja die Welt, wie sie ohne ihn ist, eben nicht unmittelbar erfassen. Er will sich nur, auf Grund der ihm unmittelbar gegebenen Tatsachen des Bewußtseins, und mit Hilfe von Rückschlüssen aus seinen bewußten Empfindungen auf deren außerbewußte Ursachen, ein rein gedankliches Bild von jener außerbewußten Welt der Dinge an sich machen. Und er stellt dieses sein Gedankenbild als Objekt ausdrücklich sich als dem denkenden Subjekt gegenüber. Er verzichtet also mit der Frage nach der Beschaffenheit der Welt an sich durchaus nicht auf sein Ich. Er versucht keineswegs „Das Unmögliche und Sichselbstwidersprechende: eine Anschauung ohne anschauendes Subjekt zu geben“ (83). Und er schließt auch keineswegs jede reale Beziehung zwischen seinem Ich und der fraglichen Welt aus, sondern er nimmt diese gemutmaßte Beziehung zwischen seinem Ich und der fraglichen Welt gerade zum Ausgang seiner Betrachtung und untersucht nur, ob sich mit ihrer Hilfe etwas über die unabhängig von ihm existierende Welt jenseits seines Bewußtseins aussagen läßt. —

(Fortsetzung folgt.)

Theorie der ethischen und psychischen Astrognosie.

Ein Hinweis von Hanna Vogt-Vilseck.¹⁾

Die exakte Wissenschaft leugnet und verwirft so vieles, was sie im Augenblicke, in der Gegenwart nicht gesetzmäßig beweisen kann. Sie kennt nur die Gültigkeit der erforschten Gesetze, aber wissen wir denn, nach welch unerforschten Gesetzen unser Leben, unser Schicksal dirigiert, unsere psychische und physische Organisation aufgebaut, unser Geist entwickelt wird? Alles Unbegreifliche im Leben wird auf diese unerforschten Gesetze zurück zu führen sein und kann vorläufig nur durch innere Erfahrung begriffen werden. Ich sage: „vorläufig“. — denn auch hier wird der Gang der Dinge ein Gesetz entschleiern, daß alle „Unbegreiflichkeit“ des Lebens zu erhabener Notwendigkeit vor unserem suchenden Auge verwandelt ist. —

Eine dieser Unbegreiflichkeiten ist der Mensch nicht als Einzelindividuum, sondern als Ausdrucksmittel für alles, was an Gefühl, Leidenschaften, Tugenden usw. die ganze Gattung beherrscht. Wir sehen — die höchste Spezies neben die niederste gestellt — mit recht gemischten Gefühlen auf diese beiden grundverschiedenen Ab- und Ebenbilder Gottes, um so mehr, als die äußerliche Form zuweilen mit der innern in einem merkwürdigen Widerspruche steht. Es kann, wie jeder aus Erfahrung weiß, der äußere Mensch ein Bild von Schönheit und Harmonie in der Erscheinung sein (wenigstens für den oberflächlichen Beschauer), und dennoch im Innern ein Abgrund von schlechten Eigenschaften sich auf tun. Daneben steht der körperlich Mißgestaltete und sein Inneres breitet sich vor dem Tiefschauenden wie ein Garten herrlichster Blüten und Blumen aus. — Die häufigste Erscheinung, der Durch-

¹⁾ Die sehr geehrte Verfasserin schreibt (dat. Gauting 21. III. 16) „Ich bin überzeugt, daß der Inhalt des eingesandten Aufsatzes wertvolle Fingerzeige für unsere deutsche Wissenschaft bringt, aber auch, daß wir Widersacher und Spötter deswegen bekommen werden. Die Idee wird deshalb über kurz oder lang doch ihren Weg gehen, die Zukunft ist lang, die Möglichkeit der Entwicklung ist unbegrenzt und was zum Heile der Menschheit notwendig ist, kommt immer zur rechten Zeit auf den Plan. Wenn es schon heute für mich feststeht, daß die Psyche des Menschen, wie der ganzen Menschheit nicht auf eine ungefähre Entwicklung zurückzuführen ist, sondern daß dabei Strahlungen und Strahlenwirkungen von ganz hervorragender Bedeutung tätig, ja direkt kausal sind, — so kann ich angesichts der Bedeutung, die diese Erkenntnis für die Heilwissenschaft (nicht zum wenigsten für die psychische) hat und haben wird, nicht verlangen, daß man meine Theorie mit offenen Armen aufnehmen wird. Man weiß, das Wirkliche, das Wertvolle bricht sich nur langsam Bahn.“ — Wir bemerken noch, daß Herr Otto Pöllner München, Müllerstraße 25, III.) bereit ist, zum Beweise obiger Theorie ev. Horoskope aufzustellen und auszuarbeiten. —
Red.

schnittsmensch, ist erst recht ein Hohn für „Gottes Ebenbild“ als Begriff und so bleibt uns vor jeder Gattung Mensch die Frage übrig: was macht eigentlich den Unterschied des Wesens, Charakters und der Geistesanlagen des Einzelnen ursächlich, besonders da man in neuerer Zeit wieder sehr von der Vererbungstheorie abgekommen ist?

Woher kommt andererseits jenes große Unlustgefühl gegenüber einem Dritten, das wir Antipathie nennen? Woher die große Anziehungskraft zwischen zwei ganz verschiedenen Menschen, die sich auf den ersten Blick sympathisch sind? — Diese Fragen sind so alltäglich, daß es einigermaßen gewagt erscheint, sie Eingang einer Arbeit zu stellen, die auf jeden Fall ernsthaft sein möchte, immerhin aber Anspruch auf ehrliche Bestrebung, den Leser für eine Möglichkeit zu interessieren, erheben will. — Da ich aber keine Freundin unfruchtbarer Einleitungen bin, so strebe ich stracks auf mein Ziel zu und falle mit einem Ausspruch Goethes ins Haus, der in seinen Gesprächen mit Falk erwähnt wird; hier sagt der Dichterkönig: „Ja, wenn wir den Bau unseres Gehirnes genauer kennen würden und die Beziehungen desselben zu Uranus nebst den tausendfachen Fäden, an welchen die Gedanken hin und her laufen!“ —

Dieser Satz erscheint zunächst dunkel im Sinne. Gemeint ist hier mit „Uranus“ der Sternenhimmel als Ganzes, obwohl Goethe die Entdeckung des Astronomen Herschel nicht unbekannt gewesen sein mag, der 1781 den Planeten Uranus als solchen erkannt und festgestellt hat. Was aber kann Goethe damit überhaupt gemeint haben? Doch nur, daß unsere ganze geistige Basis auf ein Gesetz gestellt ist, das er und noch ein Großer seiner Zeit sehr wohl kannten, aber nicht auszusprechen wagten. —

Wenn es nun wahr ist (und es ist wahr), daß Gedanken unsichtbare Strahlungen sind, wie man in neuerer Zeit entdeckt und nachgewiesen hat, dann gewinnt dieser Ausspruch Goethes ganz merkwürdig an Klarheit, um nicht zu sagen „Körper“. Gg. K o r f schreibt in seiner kleinen Schrift: „Kräfte im Menschen“ (Betrachtungen über die Seele im Lichte der neuesten Forschungen), über diese Entdeckung Folgendes: „Daß Gedanken wirkliche Kräfte sind, die „in Form von Schwingungen das Gehirn verlassen, hat der Physiker Blondlot in Nancy bewiesen. Er setzte einer Experimentierperson im Dunkelzimmer eine Kopfmaske auf, die mit Schwefelcalcium präpariert war; dieser Stoff hat die Eigenschaft, im Dunkeln aufzuleuchten, wenn er von Strahlen, auch unsichtbaren wie Röntgen-, Radium- oder anderen ultravioletten Strahlen getroffen wird. Durch Fragen, deren Beantwortung ein Nachdenken erforderte, veranlaßte Blondlot die Versuchsperson zum Antworten. Jedesmal nun, kurz vor oder während des Antwortens erfolgte ein deutlich erkennbares Aufleuchten der Schwefelcalcium-

maske. Daß es sich um eine Entdeckung von wissenschaftlichem Wert handelt, beweist wohl am Besten der Umstand, daß Professor Blondlot für diese Entdeckung einen Ehrenpreis von 50 000 Franken erhielt.“ —

Wenn es ferner richtig ist, daß das Gehirn diese Strahlen nicht erzeugt, sondern sehr wahrscheinlich nur vermittelt und durch diese Vermittlungen von Evolution die Substanz verändert erhält, so ergibt sich daraus ein Schluß von weittragender Bedeutung und die Behauptung der, namentlich wieder in neuerer Zeit, vielgeschmähten Astrologen, daß der Mensch ein Konglomerat von „Strahlenwirkungen“ sei, die am aufgehenden Punkte unserer jeweiligen Geburtsstunde zusammenstanden, gewinnt sehr an Möglichkeit.

Ich möchte nun gleich von vornherein betonen, daß ich mit diesem Hereinziehen „astrologischer Behauptungen“ kein Attentat auf die kritische Vernunft des Lesers ausüben will, sondern daß es jedem frei bleibt, sich selbst über das, was ich im Weiteren auseinandersetzen will, zu unterrichten. Was ich in dieser Beziehung gefunden habe, ist allerdings merkwürdig. Um zu einem kritisch-stichhaltigen Resultate zu gelangen, war es nötig, mich mit der Astrologie zu befassen. Ich ließ zunächst die „weissagende“ bei meinen Untersuchungen ganz beiseite und wandte mich gleich der ethischen und psychischen Astrognosie zu, die meines Wissens nicht als solche von den Astrologen unterschieden wird. Wenn ich im Weiteren von „Astrognosie“ mit Bedacht spreche, so ist es einmal darum, weil es zartbesaitete Gemüter gibt, die sich an dem vielverhöhnenden Worte „Astrologie“ stoßen könnten. Zum zweiten, weil ich selbst der Ansicht bin, daß das, was ich bei meinen Beobachtungen und Forschungen herausgeschält habe, mit der allgemein landläufigen Astrologie eigentlich nur die Idee gemein hat. Astrognosie wird wohl oder übel die zukünftige Wissenschaft der Psychiatriker und aller Heilbeflissenen sein und als solche hat sie mit der herkömmlichen „Auslegung des Schicksals und dessen Prophezeiung“ nichts zu tun. — Ein anderes ist es, wenn der gewissenhaft gebildete Astrognostiker auf Grund seiner Studien zu einem Ergebnis kommt, das sich als absolut richtig erweisen dürfte und an dessen Hand er die wahre Ursache der psychischen und organischen Veranlagung seiner Patienten erkennt.

Ich will heute noch nicht näher darauf eingehen, welcher Art in dieser Hinsicht die Ergebnisse meiner Forschungen waren, d. h. ich will noch nicht mit näheren Daten aufwarten. Betonen will ich nur, daß sich die einzelnen Erscheinungen exzentrischer und normaler Psychen als vollkommen übereinstimmend zu ihrer Voraussetzung erwiesen haben. Diese Voraussetzung war in dem Falle die Stellung der Gestirne zueinander im Geburtshoroskope des

Betreffenden. Ich habe es früher als ein billiges Mittel angesehen, wenn aus dem Horoskop bedeutender Personen Rückschlüsse auf die Ursache dieses „Bedeutendseins“ (das Horoskop) gezogen wurden. Es waren diese vorhandenen Horoskope auch für meine Zwecke ganz ungeeignet, weil aus ihnen ein körperlicher oder psychischer Zustand des Betreffenden für mich nicht beweiskräftig (am Individuum) vor mir lag. Ich nahm also der Öffentlichkeit vollständig unbekannt Personen zu meinen astrognostischen Experimenten her und mußte dabei die Entdeckung machen, daß bei namentlich geistig hochstehenden Individuen eine merkwürdige Verwandtschaft in den Horoskopen zum Vorschein kam, obwohl die Betreffenden familiär gar nicht verwandt waren, was man vielleicht vermuten könnte.

Wenn wir nun auch noch davon ausgehen, daß das Gehirn eines geistig hochentwickelten Menschen nur als Medium für besondere Zuflüsse und Eingänge diene, mittels dessen sich ein Unbekanntes (die Phantasie) manifestiert, so muß auch gemäß dessen der Rückschluß gezogen werden, daß zufolge des erhöhten Charakters der Zufließungen eine andere Form und Substanz bei höheren Menschen vorausgesetzt wird, als sie der niedere Mensch aufzuweisen hat. Und man muß auch weiterhin fragen, worin die Ursache der veränderten Gehirns substanz besteht, so daß sie als Mittel zum Zweck: als Medium dienen kann. Die Antwort liegt für den, der meinen Ausführungen ohne Voreingenommenheit gefolgt ist, bald genug auf der Hand: es müssen Strahleneinwirkungen an der Bildung und Bestimmung dieser menschlichen Funkenstationen tätig sein, Strahlen, die das Instrument erst aufbauen, um ein reflektierendes Ausdrucksmittel vorzufinden, wenn sie auf ihrem Wege durch den Raum sich körperlich manifestieren wollen. —

Es steht heute fest, daß unser Planet ein großer beseelter Körper ist, F e c h n e r hat uns in dieser Hinsicht wertvolle Abhandlungen und Entdeckungen hinterlassen. K e p p l e r schon sagte: alle Planeten sind beseelt. — Wenn man nun annimmt, wie es bereits die exakte Wissenschaft auch tut, daß unsere Erde von einer Sphäre umgeben ist, die sich nicht nur aus den Strahlen von Sonne und Mond zusammensetzt, so kann man auch behaupten, daß die Strahlen eine Wirkung haben müssen. Beweis: das B l o n d l o t 'sche Experiment, wobei das Aufleuchten der Kalziumkopfmaste nicht nur in der Materie derselben als Reflektor bedeutungsvoll ist, sondern auch der Vorgang an und für sich symbolisch als „innere Erleuchtung“ genommen werden muß. Wo Kräfte solcher Art bloßgelegt und erwiesen werden können, ist die Möglichkeit zu noch viel mehr gegeben.

Gg. L a n d g r a f, ein junger, sehr bedeutender Weltanschauer und -denker in München, hat ein neues Werk ge-

schrieben, das auf dem Gebiete der metaphysischen Forschung die Menschheit ein ansehnliches Stück vorwärts bringen wird, worüber an anderer Stelle die Rede sein soll. Er weist darin auf die Tatsache hin, daß zwischen gewissen Tieren in Charakter und Erscheinung eine organisch und psychisch zwar tiefer stehende, aber dennoch vorhandene Korrespondenz zu den einzelnen Völkern und Nationen besteht. Er nennt diese Feststellung: „Die Gleichheit der Pläne“. Es ist nun für den Astrognostiker interessant, ein weiteres festzustellen: Gewisse Tierkreiszeichen bedeuten Charakter-Eigenschaften, wie sie das betreffende Tier (Widder, Krebs, Stier usw.) eben hat.*) Wenn nun z. B. der Widder in einem Horoskope eine besonders starke Stellung einnimmt, so weist tatsächlich der Charakter des Geborenen, wie sich an der Experimentierperson zeigte, die Eigenschaft des Widders in besonders starkem Maße auf. Der Ariestypus will unter allen Umständen Führer (einer Herde) sein, Hals und Kopf weist eine besondere Bildung auf (besonders die Schädelform). Der Charakter ist heftig, impulsiv und mutig. Der reine Ariestyp geht durch dick und dünn, „daß die Wolle hängen bleibt“. Anders der Taurus-typ (Stier). Dieser gibt eine breite gedrungene Gestalt, starke Schultern, ein kurzes Genick, die Glieder sind stark, die Stirne breit und oft nieder, während der Charakter mehr ruhig und bequem ist, zuweilen trotzig, wie „ein Bullen“. Landgraf weist nun z. B. in seinen „Neuen Ideen“ und in seiner Korrespondenzlehre auf die innere Verwandtschaft des Charakters und der Psyche der Italiener mit dem Haustier, der Kuh und dem Bullen hin, — dieselbe Bequemlichkeit, Trotz, dabei ein wilder jäher Zorn, alles Hauptmerkmale dieser Tiere, sowie der ganzen italienischen Nation. Er erwähnt dabei auch, daß die Italiener der Menschheit bislang die meisten und besten Sänger gaben und weist auf die melodische Klangfarbe der Stimme des Rindes [! Red.], als dieser Tatsache wieder verwandt, hin. Landgraf, der weder von Astrologie, noch von der Astrognosie weiß, ist aber nicht bekannt, daß anderseits der Mond im Stier in einem Horoskop dem Geborenen eine überaus kräftige Stimme gibt, die bei harmonischen Aspekten mit der Venus und dem Merkur in der Regel ohne Ausnahme zu einer hervorragenden Singstimme sich verfeinert. Unsere Heldenentöne haben immer diese und verwandte Zeichen in ihrem Horoskope. Für den Mediziner nun noch den Hinweis, daß der Mond im Widder dem Geborenen stets neuralgische Kopfschmerzen und ein kurzes Gesicht gibt, im Stier aber Stimmbandaaffektionen und eitrige Mandelentzündungen. [? — Red.]

*) Verfasserin scheint uns nicht zu bedenken, daß diese Tierzeichen lediglich der Phantasie der alten Astronomen (bei Indern, Parsen, Aegyptern, Griechen und Römern) entstammen. Eine „Charakterkorrespondenz“ könnte doch höchstens mit wirklich vorhandenen Tieren stattfinden.

Von all diesen Merkwürdigkeiten heute nur diese wenigen Hinweise, von deren Richtigkeit sich jeder selbst überzeugen kann. Was aber noch besonders interessant erscheint unter dem Eingangs erwähnten Strahlen-Experiment des Professors Blondlot, ist die Behauptung des holländischen Astrologen Libra, daß z. B. psychisch Kranke unter der Einwirkung bestimmter Farben in Raserei oder zur Beruhigung kommen. Ein Tobsüchtiger in ein rotes Zimmer oder Licht gebracht, wird nicht lange auf einen Ausbruch warten lassen. Man wird dabei lebhaft an die Eigentümlichkeit des Bullen erinnert, der auch durch ein rotes Tuch zur Raserei gebracht werden kann. Mars (dessen Farbe rot ist) im Stier in einer schlechten Stellung zu Saturn und Uranus, im Skorpion und der Sonne im Widder gibt große Neigung zu geistiger Anormalität. Es steht den Irrenärzten frei, die Probe aufs Exempel zu machen.

Wenn Landgraf (nota bene als Nichtastrolog, bzw. Astronom) schreibt: „Wenn an der Rechenmaschine das Zählen — am Sternenhimmel aber Gott begriffen wird —“ so hat das einen ungeahnten Sinn in bezug auch auf die menschliche Erscheinung an und für sich, und das Kaleidoskopartige der Charaktere und der Krankheitserscheinungen erhält eine tatsächliche Erklärung für den, der einmal nach dieser Richtung, auf Grund der Astrognosie zu forschen angefangen hat. Wenn Goethe den Bau unseres Gehirnes dem Uranus (dem Sternenhimmel) zuschreibt und die Gedanken „an Fäden“ hin und her laufen läßt, so hat dies seine tiefe Beziehung. Denn diese Fäden sind nichts anderes als Strahlen, und Strahlungen bedingen in Wahrheit unsern Charakter, unser Seelenbild, indem sie den Bau unseres Gehirnes beeinflussen. Das Gehirn ist der Sitz unserer körperlichen Entwicklung, jede Anormalität desselben zeigt sich als Resultat am Körper, wie am Geist, nur ist der Wissenschaft bislang keine Ursache zu der Anormalität bekannt und alle Forschung war in dieser Beziehung bis jetzt ohne Erfolg. Die Vererbungstheorie hat sich als unzulänglich erwiesen, soziale, wie öffentliche Verhältnisse sind nicht immer gleich im Ergebnis der Erscheinungen, und für das Genie hat man überhaupt noch keine Erklärung gefunden.

Merkwürdigerweise habe ich aber auch in dieser Hinsicht die interessanteste Beobachtung in solchen Horoskopen gemacht. Es zeigte sich immer wieder, daß eine gewisse Stellung des Mondes zu Venus, Neptun und Uranus, Merkur eine mehr oder weniger große Genialität des Geborenen ergab und ich machte das Exempel nicht an Goethe oder sonstigen Größen, sondern an derzeit noch Unbekannten, deren Zukunft mir außer Frage erscheint. Die Eltern sind, wie fast immer, einfache Leute, ohne besonderes geistiges Vermögen, jenes Faktors, der auch die Bekenner der Vererbungstheorie stutzig machte und machen mußte.

Bleibt als einzige Erklärung für das Genie noch die Idee der Wiedergeburt, und was Landgraf in dieser Beziehung in seinen „neuen Ideen“ anregt oder feststellt, ist geeignet, neue Wege für die Forschung nach dieser Richtung zu weisen. Man wird aber gut tun, dabei die Theorie der Astrognosis als Mittel zum Zwecke nicht außer Acht zu lassen, denn wie gesagt, die Ähnlichkeit der Horoskope der Genialen ist außerordentlich.

Auch K a n t bringt den Sternenhimmel ü b e r sich und das moralische Gesetz i n sich in einen frappanten Zusammenhang*) und das nicht nur für seine Person, sondern jeder Entwickelte wird dasselbe empfinden. Das ist aber nicht etwa ein geistreicher Ausspruch des großen Denkers, sondern ein sehr tiefsinniger. Hier wurde eine Kausalität festgestellt, ein Gesetz erkannt, dessen Größe und eminente Wirksamkeit von der modernen exakten Wissenschaft teils verkannt, teils geleugnet wird.

Nicht von ungefähr sind wir so, wie wir sind, sondern hier liegt eine große Ursache vor, deren Ergründung eine neue Aufgabe der modernen Forschung ist. Man mag sich zur „Sternwissenschaft“ stellen, wie man will, — so viel steht fest, daß der Zeitpunkt gekommen ist, daß die medizinische und psychische Forschung sich ernsthaft mit dem astrognostischen Problem befaßt. Hier ist meines Erachtens ein weites Feld für den Forschergeist deutscher Gründlichkeit, und wenn schon die Astrologie sich noch eine Weile wird gedulden müssen, wieder die alten Lehrstühle an den Universitäten einzunehmen, so wird der Astrognosie, als ethischer und allgemein wertvoller Idee, als neuem Lehrzweig in nicht allzu ferner Zeit ein solcher Lehrstuhl eingeräumt werden müssen. Nur so ist es möglich, der breiten Masse ein Gebiet zu verwehren, das sich in den Händen der Mittelmäßigkeit zu einem doppelschneidigen Schwert verwandeln würde. Man hat das schlagendste Beispiel in dieser Beziehung am Mißbrauch der Astrologie.

Unserem auf allen Gebieten so weit vorangeschrittenen Zeitalter und seinen Gelehrten dürfte der notwendige kritische Verstand zur ernstesten Untersuchung nicht fehlen. Ich will in diesem Aufsatz nicht behaupten, ich will nur nach einer bestimmten Richtung einen Weg weisen, den man bisher nicht beachtete, oder auch verschmähte, während man eine Lösung auf einem anderen Wege aber dennoch nicht fand.

Wie sagt Goethe noch an einer anderen Stelle, im Faust:

Erkennest dann der Sterne Lauf,
und wenn Natur dich unterweist,
dann geht die Seelenkraft dir auf,
es spricht ein Geist zum andern Geist.

*) Bekanntlich als Beweis für das Dasein Gottes, also in einem ganz andern Zusammenhang! — Red.

Zur Frage der ewigen Wiederkunft aller Dinge

erhielten wir (dat. München, Promenadestr. 15; 16, IV, 16) von Herrn Justizrat Dr. Heinsfurter die nachfolgende, sehr dankenswerte Zuschrift: „S. g. H. Pr.! Der Aufsatz im 4. (April) Heft des heurigen Jahrganges der „Psychischen Studien“: „Heinrich Heine und das Übersinnliche von Frau Dr. Sophie Eben-Lederer“ veranlaßt mich, auf folgendes aufmerksam zu machen, von dem ich allerdings nicht weiß, in wieweit es nicht etwa schon von anderer Seite beobachtet und bereits zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden ist.

Soweit mir bekannt, gilt Nietzsche als der Vater des Gedankens von der „Ewigen Wiederkunft der Dinge“; er hielt diesen Gedanken auch, wenn ich mich nicht irre, für einen der tiefsten, den er überhaupt gedacht und für einen solchen, den die Menschen überhaupt nicht fassen könnten. Ich verweise statt aller weiteren Ausführungen nur auf „Also sprach Zarathustra“ in Große 8' Ges. Ausgabe VI. S. 231 u. 232: „Vom Gesicht und Rätsel“ 2. —

Man stelle dem gegenüber das Originalmanuskript zu dem auch in dem Eben-Lederer'schen Aufsatz zitierten Kapitel XX der Heineschen Reisebilder II (Italien), abgedruckt in Heinrich Heine's Gesammelten Werken, herausgegeben von Gustav Karpeles, kritische Gesamtausgabe (Grote 1887) Bd. III. Seite 220 und 221, woselbst es auf letzterer Seite heißt:

„Was ich dir aber, lieber Leser, hier erzählt, das ist kein Ereignis von gestern und vorgestern, und Jahrtausende, viele Jahrtausende werden dahinrollen, ehe sie ihren Schluß erhalten, einen gewiß guten Schluß! Denn wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit, die faßlichen Dinge, sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Teilchen zerrieben, doch diese Teilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestaltungen, die sich gottselbst aus ihnen hervorbilden, und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingeht, so müssen doch, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungsspiels, alle Gestaltungen, die auf dieser Erde schon gewesen sind, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, — vor wie nach. — Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird ganz wie ich, und ein Weib geboren wird ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Torheit enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sie sich beide begegnen und sich lang betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die Hand reichen und mit weicher Stimme sprechen: „Laßt uns gute Freunde sein.“

Vielleicht geht eine berufene Kraft den hier auftauchenden, in die Tiefen des menschlichen Geistes hinabführenden Fragen

nach. Ich bezeichne als solche: Ist Heine oder Nietzsche der Vater des ungeheueren Gedankens? Steht Nietzsche in diesem Punkt in einem — wenn ja, selbstverständlich, unbewußten Abhängigkeitsverhältnis zu Heine? (Es ist dies kaum anzunehmen, da jene Stelle sich meines Wissens nicht in den veröffentlichten Reisebildern Heine's findet, sondern, wie bemerkt, lediglich im Originalmanuskript enthalten ist). Oder ist der Gedanke von Heine und Nietzsche je selbstständig gedacht worden? Ist Heine der erste, der jenen Gedanken aussprach*), und würde, wenn dies der Fall, nicht das von Eben-Lederer gezeichnete, von tiefstem Erfassen des Heine'schen Wesens zeugende Bild nicht noch eine weitere Vertiefung erfahren? etc. etc.

Vielleicht ist es Ihnen möglich, vorstehender Anregung in der einen oder anderen Form nachzugehen. Im voraus verbindlichen Dank.

Hochachtungsvoll

Dr. Heinsfurter.“

Sollte einer unserer Mitarbeiter oder Leser in der Lage sein, näheres über die damit angeregte Streitfrage mitzuteilen, so werden wir einer weiteren Erörterung dieses interessanten Themas gerne die Spalten unserer Monatsschrift öffnen.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Über Hanna Vogt-Vilseck.

Von G g. L a n d g r a f, München.

In der Wüste Sahara entspringen keine Quellen, im Licht des Nachtkaffes keine Lieder. Wenigstens keine Lieder, die Lust und Leid des allgemeinen Menschen, „unser Lust und Leid“ individuell widerspiegeln, höchstens Einfälle, die erst mit Hilfe unseres gesteigerten Willens zur Empfänglichkeit eine gewisse ephemere Wirkung üben.

Diese Vorbemerkung über meinen Standpunkt möge das Mißtrauen zerstreuen, mit dem der unverbildete Mensch gewöhnlich eine Anpreisung eines modernen Gedichtbüchleins entgegennimmt, die ihm nicht selten von vornherein den Gewissenszwang anmutet, ein Nachtlicht für einen klaren, ruhigen Stern zu halten. Freilich, ein Liederbuch ist kein Gesangbuch, seine ästhetischen Werte sind

*) Nein! Auch Göthe z. B. fragt in dem bekannten schönen Gedicht an die heißgeliebte Charlotte von Stein, ob sie in einem früheren Dasein seine Schwester oder seine Frau gewesen sei. Aehnliche Beispiele finden sich zahlreich in der Wiederverkörperungsliteratur. — Red.

von den moralischen äußerlich getrennt, aber sie sind um so mehr innerlich mit solchen verbunden.

Die Geklärltheit der Seele, die nicht mit der leicht zu erreichenden, bloß zur Sentimentalität, oder Frivolität führenden sogenannten „Abgeklärtheit“ eines übersättigten Lebens identisch ist, ist das wirkende Gesetz jeden Sprachkristalls. Sogar dann, wenn der Stoff des Gedichtes die Ungeklärtheit selbst vorstellt. Nur eine Seele, die sich auf den inneren Ruhepunkt, den inneren Gott zurückbesinnt, wenn auch oft nur dunkel und unbewußt, was durchaus nicht mit der Vorstellung des äußeren Gottes einherzugehen braucht, vermag die Stürme an der Peripherie, die andrängende Erfahrungswelt im Kleinsten und Größten ästhetisch zu bändigen. Da nun aber der sittliche Hintergrund eines Kunstwerkes nicht leicht begrifflich ausgeschieden und fixiert werden kann, möge obige Behauptung vorderhand nur von dem Hinweis unterstützt werden, daß z. B. Eichendorffs munterste Lieder demselben Geist entsprungen sind, der die Existenz eines schönen Waldes unmittelbar an die Existenz eines Ideales anzuknüpfen sich gedrungen fand, und daß Goethes heidnische Ballade von der Bajadere doch die seelische Liebe, nicht die sinnliche zum Gegenstande hat und nicht etwa einen vom Altmeister ausgestellten Freibrief für die letztere vorstellt, also sich auf moralischem Boden abspielt. Das gleiche gilt von Goethes Nachtlied, das den anmutigsten Naturgenuß vom abendlichen Wald sofort mit dem Ernste des Todesgedankens verbindet, und von seinem Lied über die lockende kleine Blume am Wege, das von der reinen Liebe, die der Dichter als Mensch dem Menschen entgegenbringt, das innere so lieblich erwärmende Feuer erhält. Die „kalte“ Objektivität besteht nicht in der nachahmenden Wiedergabe der Erfahrungswelt, der Künstler geht nicht auf das „Alles und Nichts“, sondern auf das „Eine“, und wenn dieses „Eine“ beim Tragiker und Komiker vornehmlich die Idee der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit ist, so besteht sie beim Lyriker, der nicht die Kräfte und Schicksale der objektiven Menschen gegeneinanderstellt, sondern die Kräfte und Schicksale der subjektiven Einzelgefühle, in ergreifendem und erhebendem Adel des subjektiven Gesamtgefühles.

Der Leser wird den Grund dieser etwas polemisch geratenen „captatio benevolentiae“ lächelnd erraten, wenn ich übergehend zur Dichterin selbst mitteilen muß, daß diese eine böartige Schwäche zum — wie heißt doch das starke Wort, das einen Schiller tötet? — Moralisieren hat. Sie scheut nicht das Todesurteil, sich mitunter sogar direkt moralische Stoffe anwandeln zu lassen, wie z. B. in der „Warnung“: „Mädchen, wahre deine Sinne“, aber sie kann sich dies auch leisten, weil die Tendenz niemals vom Stoff auf die Form überspringt und ihr Eintrag tut. Es dringt keine fröstelnde, rhetorische Kälte in das blühende Leben

ihrer Sprachgebilde: „Liebe ist ein göttlich Weben, Liebe ist ein Gottgeschenk, Liebe sollst du fromm erleben, daran, liebes Mädchen, denk!“ — schließt das angezogene Gedicht, und die ästhetische Barbarei wäre gegenüber diesem duftigen Sprachhauch, in dem sich die Eindringlichkeit der Rede mit einer unendlichen Zartheit paart, durchaus auf der Seite einer absprechenden Kritik selbst. Diese lehrhafte Seite ihrer Poesie wollte ich aus guten Gründen zuerst berühren. Glücklicherweise schöpft sich der seelische Reichtum der Dichterin nicht in der Gebärde einer Lehrerin aus, die es manchmal liebt, mit Vorstellungen einer erst möglichen Religion der Wiedergeburt zu operieren, was ihr gestattet sei, da es nicht beim bloßen leichtfertigen Spiel bleibt und ihr viel mehr als saft- und kraftlose Anziehungen aus der geltenden christlichen Religion gestattet sei, da das, was sie sagt und wie sie es sagt und vorbringt, sich sofort innig mit der Vernunft verbindet, also die Neuheit keine Kluft aufreißt. Über den Wert, den absoluten oder relativen der aufblitzenden neuen Doktrinen soll hier bei einer Besprechung der Gedichte als ästhetische Produkte weder gesprochen, noch gestritten werden, vielleicht später einmal, wenn mehr dergleichen vorliegt. Bloß dem Gedichte: „Gebeugtes Recht“, das dieser Gattung angehört, soll die Anerkennung gewidmet werden, daß es ein geschlossenes Ganzes ist, das sich nach organischen Gesetzen steigert und den Schluß, der mit prophetischem Ernst markig auf eine gedachte Folge des gebeugten Rechtes hinweist, nicht bloß als mechanische Zutat mit sich führt.

Glücklicherweise — sagten wir vorhin — schöpft sich der seelische Reichtum der Dichterin nicht in der Gebärde einer Lehrerin aus. Wie das langweilige eintönige Licht des Tages beim Durchgang durch ein Prisma in sprühenden Farben davonflattert, so werfen die Tageseindrücke beim Durchgang dieses phantasie-starken Geistes leuchtende Bilder in unsere Vorstellungswelt ab. Das Gedicht „Der alte Jude“ ist sogar eine Perle der Formung, ein fehlerlos gelungener Guß mit Silbermetall. Es geht in seiner Empfindungsstrenge und natürlichen Klangfülle weit über die, z. B. an der Volksschule und am Gymnasium gepflegte Lyrik Pfeffels und anderer hinaus und gehört ohne weiteres zur deutschen Literatur.

Empfindungsstrenge und natürliche Klangfülle, diese Eigenschaften eines guten Gedichtes kommen der Dichterin gerade bei der Gestaltung von Stoffen zu statten, die wie z. B. der Frühling oder der Tod zur optimistischen oder pessimistischen Sentimentalität verleiten und gerne das den Produktionsakt begleitende Bewußtsein so manches Glänzende, was nicht Gold ist, suchen und finden lassen. Ihr „Requiem“ an den verstorbenen Vater beginnt sie mit einem kontemplativen Anruf: „Nun bist du tot, ein stiller

Mann!“ und schließt es, indem sie den blütenstreuenden Frühling zum Träger ihrer eigenen Empfindung und Tat macht, — nicht mehr, nicht weniger, und das ist recht. Überhaupt fällt es gerade bei ihren Frühlingsgedichten angenehm auf, daß ihre Rede nicht von der Literatur, sondern vom ursprünglichem Leben herkommt, daß sie das über Frühlingsempfindung bereits vorliegende Sprachgold nicht zu Talmi umschmilzt, und daß, wenn sie einmal an eine ausgeleierte Saite, z. B. an das bekannte „klingende Glöcklein“ rührt, sie dies doch durch einen individuellen Griff zu neuem und reinem Schwingen bringt, wie in der sehr schön empfundenen Abendglocke, die ein ganzer, nicht ein halber Uhland ist. Das Beste aber gibt sie uns wohl dann, wenn sie der Liebe gedenkt (das Traumgesicht, der halbe Ring, die Braut), und ich kann mir eine Begründung des diesen Gedichten zu zollenden Lobes erlassen, um so mehr, als dem, der das Tüchtige eines Liedes nicht fühlt, kein Nürnberger Trichter helfen kann. Freilich hat ihre Produktion nicht den Sonnenglanz Goethes, nicht die reiche Lebensfülle Uhlandischer Balladen, den hinreißenden rhetorischen Schwung Schillers, auch dürfte gerade ihr Vorzug der einfachen, natürlichen Diktion einem durch eine literaturplündernde Bombasterei überreizten Geschmacke als ein Mangel erscheinen, aber sie erreicht immer und überall wenigstens die erste Stufe der Wirkung, die Sprache ist immer edel und zeigt nicht selten eine deren verborgenen Kräften befehlende Gewalt. Wenn sie z. B. sagt: „zwei Herzen, die nichts mehr verspüren, als eines des anderen Schlag,“ — oder in einem anderen Gedichte: „Das Leben zog seine Kreise und zog die Trauernden nach!“, oder wenn sie beim Anblick des sprossenden Frühling aufjubelt: „Die Schmerzen schwinden wie Schnee dahin“, oder beim Anblick des mächtigen Himmelsdome solche Verse in verhaltener Schwermut dahin strömen läßt:

„Und nichts an diesem mächtigen Himmelsdome
Löst dir des Daseins dunkle Rätsel auf!
Du suchst und fragst vergeblich jene Sterne!
„Es war! Es ist! Es wird!“ Ist der Äonen Lauf!“ —

in welcher Strophe sich eine Periode zu drei bestimmten Setzungen in den ersten Worten des letzten Verses steigert, um das Bestimmte dann in das unendlich Unbestimmte, Sphinxartige austönen zu lassen, — so dürfte sich doch kein Kritiker dem Eindrucke entziehen können, daß hier entschiedene poetische Regungen sichtbar werden, die organisch, nicht galvanisch verursacht sind. Von der Dichterin liegen neben gedankenvollen, in der „Zeitschrift für Seelenleben“ erschienenen Aufsätzen und Aphorismen zwei von Oswald Mutze in Leipzig verlegte Veröffentlichungen vor: „Leben und Weltall“, Gedichte 1914 und „Vom Baume der Erkenntnis“, Gedichte 1915, Preis pro Bändchen hübsch gebunden 2 Mark, geheftet 1 Mark.

Ich empfehle diese höchst erfreulichen literarischen Erscheinungen, die um so auffallender sind, als die Lyrik allgemein des Weibes schwächste Seite ist, der geneigten Beachtung des Leserkreises.

Die Bemerkung ist dabei überflüssig, daß die Lyrik als Kunst nicht zu dem durch den Krieg verbannten Luxus gehört, wohl aber wäre es nötig, davon zu sprechen, wie überhaupt Lyrik gelesen und genossen werden soll, damit ihre Gnaden die Seelen überkommen und erfüllen können.

Während die ungebildete Menschheit wenigstens weiß, wie sie in die Kirche zu treten hat, wenn sie auch nicht darnach handelt, weiß die gebildete nicht, wie sie zur Kunst zu gehen hat, und darin liegt vielleicht ihre schärfste Kritik über sich selbst, schärfer als alle ihre politischen Anklagen zusammen genommen. Möge ein gütiges Schicksal das neue Kapitel von der zarten Kunst der Vogt-Vilseck nicht zu einer neuen Seite des schon reichlich bemessenen und immer noch wachsenden Schuldbuches der Menschheit machen! —

Kurze Notizen.

a) Über gerichtlich bezeugte geheimnisvolle Spukvorgänge in Oels, einer kleinen Stadt in der Umgegend von Breslau, berichtet ausführlich der „Breslauer Generalanzeiger“ vom 9. April d. J. folgendes: Im Hause des Ziegeleiverwalters, jetzigen Sergeanten Fenske, Kaiserstraße 1 b, begann es seit dem 20. Januar d. J. mit den bekannten mysteriösen Erscheinungen zu „spuken“, so daß Herr Fenske aus dem Mietsverhältnis vorzeitig auszuschneiden erklärte. Da die Vermieterinnen hierauf nicht eingehen wollten, klagte er. Weil nun in dem noch schwebenden Prozeß fünf Zeugen, darunter zwei Beamte, ein Oberjäger und ein Unteroffizier, unter ihrem Eid bekundeten, selbst tatsächlich vor ihnen völlig unerklärlichen Vorgängen gestanden zu haben, scheint das Gericht bei der ersten Verhandlung die Tatsache als erwiesen angesehen, namentlich das Vorhandensein unerklärlicher Geräusche als festgestellt erachtet, hierauf aber die weitere Verhandlung vertagt zu haben, um Gutachten von Sachverständigen einzuholen. Zu einer psychologischen Wertung der Zeugenaussagen waren die Richter selbstredend nicht befähigt und jeder Unbefangene muß daher die Möglichkeit zugeben, daß fünf unbescholtene und ehrenwerte Männer, die unter ihrem Eid bezeugten, jene sonderbaren Geräusche gehört und sich vergeblich um eine sog. natürliche Erklärung bemüht zu haben, wenn sie auch nach bestem Wissen und aus vollster Überzeugung heraus die Wahrheit zu beschwören glaubten, sich doch schließlich in diesem oder jenem Punkt getäuscht haben bzw. einer Fremdsuggestion

zum Opfer gefallen sein könnten. Herr Fenske selbst, der an dem ganzen „Unfug“ völlig unschuldig zu sein versichert, wünscht den Fall um so mehr endlich „aufgeklärt“ zu sehen, da er und seine Familie schwer darunter leidet; außer dem Spott und Spitznamen böswilliger Nachbarn bildet seine Wohnung seit zwei Wochen ein wüstes Chaos, da die Sachen fertig zum Auszug gepackt sind, aber nicht weggeräumt werden dürfen, weil die Gegenpartei einen diesbezüglichen Gerichtsbeschluß erwirkt hat und weil auch die Militärbehörde in der Gegenwart kein besonderes Verständnis dafür zu haben scheint, daß einem preußischen Sergeanten durch angeblichen Geisterspuk „die Nerven zerrüttet“ werden. Nachdem nun durch die Gerichtsverhandlung der Stein ins Rollen gebracht wurde, hat die genannte Tageszeitung, der wir diese Einzelheiten entnehmen, den bekannten Antispiritisten Leo Erichsen als „besten Kenner dieser Materie“ (!) an Ort und Stelle nähere Untersuchungen anzustellen und seine Beobachtungen und Schlüsse den Lesern mitzuteilen veranlaßt. Wie nicht anders zu erwarten war, hat sich der Spuk in seiner Gegenwart nicht gezeigt und er eröffnet nun seine satirische Artikelserie mit einem Blick auf die Entstehungsgeschichte des modernen Spiritismus, die nach ihm gleichzeitig die Geschichte der menschlichen Leichtgläubigkeit, Täuschungsmöglichkeit und Dummheit ist. Es folgt eine Aufzählung der bisherigen „Entlarvungen“ spiritistischer Medien als Taschenspieler und Täuschungskünstler; so der Schotte Home, der Engländer Slade, Williams und Rita in Holland (1878), Eglinton (durch den kürzlich verstorbenen Maler Gabriel Max) Florence Cook in London (1880), das Ehepaar Fletscher (1881), Mrs. Wood (1882), Bastian (in Wien 1884 durch den Kronprinzen Rudolf), schließlich das in Berlin verurteilte sächsische Blumenmedium Anna Rothe und die gefeierte Eusapia Palladino, durch den Berliner Psychiater Dr. Albert Moll. — Daß Herr Erichsen, der mit seinem recht oberflächlichen Aburteilen über Dinge, die er weder sachlich genau kennt, noch in ihrer philosophischen Tragweite logisch richtig erfaßt, mit seinen beredten Wandervorträgen über Spiritismus glänzende Geschäfte macht, beweist aber noch lange nicht, daß er zu einem maßgebenden Urteil in einer so schwierigen Frage der berufene Beurteiler ist. Hat er doch erst kürzlich wieder in einem Vortrag über „Die okkulten Probleme des Weltkriegs“ im Palmengarten zu Dresden (laut Bericht in der „Übers. Welt“ Febr.-Heft S. 63) die ebenso lächerliche, wie handgreiflich irri- ge Behauptung wiederholt, der Okkultismus stehe mit der Naturwissenschaft in Widerspruch und sei aus einer Reaktion auf geistigem Gebiete entstanden, eine seichte, sich in den Augen jedes gründlichen Kenners von selbst richtende „Weisheit“ des gewandten Plauderers, die wohl aus Lehmann's „Geschichte des Aberglaubens“ entlehnt ist, wo der materialistische Kopenhagener

Gelehrte den ganzen Okkultismus allerdings für eine besondere Form des Aberglaubens und aus „Atavismus“ erklärt. Einer unserer Leser in Breslau hat sich daher der dankenswerten Mühe unterzogen, an den genannten Herrn Fenske (Oels, Schl., Kaiserstraße 1 b), dat. Breslau 9. April 1916, das nachfolgende Schreiben zu richten: „In der heutigen Ausgabe des „Breslauer General-Anzeiger“ ist eine längere Notiz über Spukerscheinungen zu finden, die sich Ende Januar d. J. in Ihrem Hause gezeigt haben. Zweifellos werden Sie schon von allen Seiten über diese Angelegenheit befragt worden sein. Auch ich wäre schon eher gekommen, wenn ich nicht erst heute davon erfahren hätte. Ich befasse mich als Privatforscher mit derartigen Dingen schon seit einer ganzen Zeit und habe natürlich großes Interesse an der fraglichen Sache. Ich unterscheide mich wohl dadurch von vielen anderen, daß ich weder dem Spiritismus, noch irgend einer anderen ähnlichen Richtung (z. B. Theosophie) verfallen bin, so daß ich mir aus diesem Grunde nicht mehr ein völlig klares und objektives Urteil bilden könnte. Dies ist nicht der Fall. Meine Unparteilichkeit hat mir gerade auf diesem Gebiete manches wertvolle Ergebnis gebracht. Ich hätte Sie nun gern darum gebeten, mir doch einmal ganz ausführlich über alles zu berichten. Wenn Ihnen dieses schriftlich zu viel Mühe macht, werde ich gern einmal nach Oels kommen, um mir von Ihnen erzählen zu lassen. Meine Zeit ist allerdings sehr eingeteilt, so daß mir eine schriftliche Auseinandersetzung lieber wäre. Ich möchte Ihnen in letzterem Falle eine Reihe von Fragen vorlegen, deren Beantwortung für Sie ganz einfach ist. Außer dieser Beantwortung wäre allerdings eine genaue Beschreibung aller Kundgebungen notwendig; dies alles würde aber so viel in Ihrem wie auch in meinem Interesse liegen, denn es ist Ihnen doch sicher lieb, von sachkundiger Seite irgendwie Klarheit zu erhalten, besonders wenn, wie ich aus dem heutigen Artikel ersehe, die Sache ein gerichtliches Nachspiel hat. Ich stelle Ihnen daher in dieser Beziehung meine Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung und will hoffen, daß Sie davon Gebrauch machen. Geben Sie mir also bitte umgehend Bescheid, wie Sie mir die notwendigen Auskünfte geben wollen, ob schriftlich oder mündlich. Im ersteren Falle werde ich einen Fragebogen ausarbeiten, nach dem Sie sich bitte richten wollen, im letzteren Falle hätte ich gerne gewußt, ob und wann Sie einmal am besten Zeit haben, mit mir zu sprechen. Es wäre gut, mir verschiedene Termine anzugeben, da ich nicht weiß, ob ich es mit meiner Zeit ev. darnach einrichten kann. Inzwischen empfehle ich mich Ihnen hochachtungsvoll R.“ — Sollte es gelingen, auf diesem Weg noch Näheres oder Neues über den Fall zu ermitteln, so werden wir nicht versäumen im nächsten Heft darüber zu berichten.

P. S. Leider haben die Bemühungen des Herrn R., noch Näheres über diese dunkle Angelegenheit zu erfahren, keinen Erfolg gehabt. Herr Fenske will sich nicht sprechen lassen, weil er die ganze Sache unserem aus dem Rothe prozeß bekannten früheren Literaturberichterstatter Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn in Breslau übergeben habe. Ein Gesuch des Einsenders an diesen, ihm Einsicht in die Akten zu ermöglichen, blieb bis dato ohne Antwort. Auch die zweite Gerichtsverhandlung am 10. IV. wurde vertagt, weil noch ein taubstummer Zeuge geladen werden sollte, dessen kleine Kinder schon vor drei Jahren im gleichen Haus ähnliche Beobachtungen gemacht haben sollen. (Es handelt sich nach den Aussagen der beeideten fünf Zeugen um rätselhafte Geräusche, einen langanhaltenden brummenden Ton, Scharren auf dem Boden, Stimmen einer Geige nach der Tonleiter abwärts, Kuckusruf, grunzende Töne und Klopflaute meist aus der Nähe der im Bett liegenden beiden Töchterchen des F., von welchen wohl eine das Medium ist; auch ein bläulicher sich durch die Stube ziehender Funken wurde beim Bettwechselln der Kinder wahrgenommen.) Leo Erichsen, früherer Redakteur des dort erschienenen Blättchens „Morgenzeitung“, ließ inzwischen in einem zweiten Artikel den „Beweis der Haltlosigkeit des Spukes“ folgen, worin er die von den Zeugen gemachten Beobachtungen auf von ihm vermutete Sinnestäuschungen, bezw. Suggestionen und Halluzinationen infolge einer „gewissen seelischen Erregung“ zurückzuführen sucht. Einsender findet es kaum der Mühe wert, seine naiven Beweisgründe zu widerlegen, weil jeder denkende Leser merken müsse, daß der Entlarver sich selbst dabei in handgreifliche Widersprüche verwickle; also auch diesmal wird es wohl wieder bei einem „non liquet“ bleiben!*)

b) Strenge Maßnahmen gegen Tierquälereien in Serbien. Aus Semlin, 15. März 1916, wird dem unter dem Protektorate des Armeeoberkommandanten Feldmarschalls Erzherzog Friedrich stehenden Grazer Tierschutzvereine (Wielandgasse 19) bekannt gegeben: Um der meist rücksichtslosen Behandlung der Zugtiere in Serbien ein Ende zu bereiten, hat das

*) Nach Redaktionsschluß teilt uns Herr R. einen sehr erfreulichen Bescheid von Dr. E. Bohn (dessen große Praxis und ausgedehnte Interessen seine Zeit stark in Anspruch nehmen) mit, wonach Letzterer den Fall bereits seit vielen Wochen gründlich untersucht und viel interessantes Material zusammengestellt habe. Von einer Veröffentlichung seiner Ergebnisse müsse er aber mit Rücksicht auf seine unparteiische Stellungnahme im jetzigen Zeitpunkt absehen, um dem Gerichtsverfahren nicht vorzugreifen. Dr. Bohn erachtet es mit Recht zwecklos, über Tatsachen zu berichten, deren nähere Untersuchung noch im Gang ist, und findet es sehr bedauerlich, daß die Tagespresse sich der noch nicht genügend aufgeklärten Angelegenheit in obgenannter Weise bemächtigt hat. Unter diesen Umständen ist also vorläufig eine abwartende Stellung einzunehmen.
— Red.

k. u. k. Brückenkopf- und Stadtkommando Belgrad jedem Offizier und Mann der k. u. k. Armee streng anbefohlen, Tierquäler auf der Stelle vom nächsten Rayonposten verhaften und der strengsten Strafe zuführen zu lassen. Landfuhrkutscher dürfen nicht mehr auf den Fuhrwerken sitzen, sondern müssen an der linken Seite des Wagens zu Fuß gehen und die Pferde an der Hand führen. Gleichzeitig hat nach Meldung der „Belgrader Nachrichten“ das k. u. k. Militärgeneralgouvernement ein Hundestatut erlassen, das die Anmeldung aller Hunde, ob sie Gebrauchs- oder Luxushunde sind, bis längstens Ende März 1916 verfügt und deren Beaufsichtigung regelt. Für diese tiefreundlichen Maßnahmen hat der Verein dem k. u. k. Militär-Generalgouvernement in Belgrad den Dank ausgesprochen; er bittet die gleichgesinnten Körperschaften ihrerseits sich diesem Schritte anzuschließen.

c) Eine geeignete Lektüre für die Gegner der Reinkarnations-Idee. Kürzlich ist im Hans Sachs-Verlag in München eine neue von Alexander Freiherrn von Bernus herausgegebene Vierteljahres-Schrift: „Das Reich“ betitelt, erschienen, deren erstes für M. 2.50 erhältliches, 160 Seiten starkes Heft mancherlei enthält, was für die Gegner der Reinkarnations-Idee einen geeigneten Lesestoff bilden würde. Namentlich gilt dies von dem Aufsatz, den Dr. Rud. Steiner, der mathematisch geschulte Denker, „dem alles Unwahre, Ungesunde ganz fernliegt“ — wie Pfarrer Dr. Rittelmeyer sich ausdrückte (vgl. das Aprilheft S. 193), zu diesem Heft beigesteuert hat. Überschriften ist dieser Aufsatz: „Die Erkenntnis vom Zustand zwischen dem Tode und einer neuen Geburt“. Schon dieser Titel schlägt scheinbar allen berechtigten Forderungen von Wissenschaftlichkeit direkt ins Gesicht. Freilich nur scheinbar. Dessen ist sich der Verfasser dieses Aufsatzes durchaus klar bewußt, daß er damit den heutigen Denkgewohnheiten vollständig widerspricht. Und dennoch hat ihn der Verfasser geschrieben, derselbe Mann, von dem Dr. Rittelmeyer an der angeführten Stelle sagt, daß er philosophisch vollkommen auf der Höhe seiner Zeit stehe und daß ihn die Erkenntnistheorie ganz besonders beschäftigt habe. Und dieser von gänzlich unparteiischer Seite so gekennzeichnete Mann schreibt einen Aufsatz, dessen bloßer Titel schon einen Gegner der Reinkarnations-Idee in Harnisch bringen könnte und dessen Inhalt diese Gegner vermutlich zunächst beim erstmaligen Lesen für Narretei und vielleicht sogar für Blödsinn erklären werden. Ich sage nur zunächst. Denn ich bin der Überzeugung, daß, wenn dieser also in Harnisch geratene Gegner später ruhig über das Gelesene nachdenkt, er sich wahrscheinlich doch sagen wird, daß es eigentlich nur seine bisherigen Denkgewohnheiten sind, die ihn verhindern, dieser eigenartigen Geisteswissenschaft, die sich erkühnt, von einem Zustand zwischen dem Tode und einer neuen

Geburt zu reden, den Kredit zu gewähren, den sie beanspruchen zu dürfen glaubt, wenn sie sich auf die Träger so berühmter Namen berufen kann, wie die, die ich im Februarheft auf S. 91 angeführt habe. Aber auch Denkgewohnheiten lassen sich ablegen. Und in heutiger Zeit müssen wir ja fortgesetzt umlernen. Warum nicht auch im Denken?
Ludw. Deinhard.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Weltkrieg und Aberglaube. Erlebtes und Erlaubtes von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig, z. Z. im Felde. (Leipzig 1916, Verlag von Wilh. Heims. Preis geheftet M. 2.40 geb. M. 3.20.)

Dieses im Felde geschriebene, sehr gründliche Schriftchen erscheint mir für die Leser der Psych. Stud. besonders lesenswert. Sie werden freilich mit den Ansichten des Verf., der dem ganzen Okkultismus den Krieg erklärt hat, nicht immer übereinstimmen. Verfasser verhält sich nämlich gegenüber allem, was sich Okkultismus nennt, total ablehnend. Namentlich kommen bei ihm Prophetie und Astrologie schlecht weg. Für ihn sind diese Dinge einfach „Schundlitteratur“. Wenn er so auch das Kind mit dem Badewasser ausschüttet, so muß man doch auch anerkennen, daß seine Bloßstellung der seit dem Ausbruch des Weltkrieges in die Erscheinung getretenen Auswüchse des Aberglaubens — des Kriegsaberglaubens der Amulette, der „Hirtenbriefe“ usw. — sehr verdienstvoll ist. Auch mit dem modernen Prophetentum und Astrologentum sieht es nach seiner (und auch nach meiner) Erfahrung betrüblich aus. Jedenfalls dürfte das Altertum diese Dinge besser verstanden haben, als unsere heutigen Propheten. Dr. Hellwig bekämpft also hier durchweg den sogenannten Aberglauben. Was ist denn nun aber eigentlich das, was man so Aberglauben zu nennen pflegt? Der Kopenhagener Psychologe Prof. Dr. Lehmann gibt hierauf in seinem Buch: Aberglaube und Zauberei (Stuttgart 1908) folgende, die Kritik geradezu herausfordernde Antwort: Aberglaube ist jede allgemeine Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat oder im Widerstreit steht mit der wissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit von der Natur“. — Also Religion und Wissenschaft sollen darüber entscheiden, was alles als Aberglaube aufzufassen ist. Aber sind sich denn Religion und Wissenschaft selbst darüber klar, was als berechtigter Glaube und was als unberechtigter Aberglaube aufzufassen ist? Aus diesem Dilemma befreit uns vielleicht am ehesten die folgende Ueberlegung, die wohl auch Dr. Hellwig zu denken gab. Er führt sie als „von einem unserer besten Volksforscher stammend“ auf Seite 3 an: „Der Hang nach dem Wunderbaren und Uebersinnlichen ist in der menschlichen Natur tief begründet, er liegt dem Menschen gleichsam im Blute. Und nicht ist der Aberglaube nur im niederen Volk heimisch, er durchzieht alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, stand doch selbst ein Mann wie Bismarck in diesem Bann. Ja Hand aufs Herz, wer von uns möchte sich gänzlich davon freisprechen? Diesen Auspruch sollte man sich merken. Auch Dr. Hellwig hat sich ihn offenbar gemerkt. Warum aber der Hang nach dem Wunderbaren und Uebersinnlichen in der menschlichen Natur begründet ist, warum er dem Menschen im Blute liegt, darüber kann in Wahrheit nur der von

Dr. Hellwig so gering bewertete Okkultismus Aufschluß geben. Dem tiefer eingeweihten Okkultisten ist dieser Zusammenhang völlig klar. Würde dieser es aber wagen, Dr. Hellwig über diesen Zusammenhang aufklären zu wollen, so würde er freilich schlecht ankommen. Dies wäre eine vergebliche Liebesmühe. Dhd.

Juliusburger, Dr. Otto, Elektrophor und Käferbein, Berlin-Steglitz. —

Die kleine Auseinandersetzung Juliusburgers legt in anschaulicher Weise dar, wie alles, was wir äußerlich als Bewegung erleben, innerlich als Bewußtseinsvorgang uns deutlich wird. Freilich lediglich mittelst Analogie. Aber, daß wir damit in der Erkenntnis vorwärts kommen, ist ihm, nach dem Vorbilde Fechners, ein Beweis der Identität des inneren Kerns der Lebensgestaltungen. Wie in uns das Zellenleben einem umfassenden Bewußtsein eingeordnet ist, so ist alles Dasein in einem überindividuellen Zusammenhang eingeschlossen. Das Erleben dieses Zusammenhanges im Gefühl ist ihm Monismus. Juliusburger nähert sich mit dieser Einsicht der Erkenntnis der Mystiker. Der wahrhaftige Forscher mag gehen, welchen Weg er will, er wird stets zum gleichen Ziele gelangen. Was der Mystiker Gott nennt, nennt der moderne Wissenschaftler Energie, beide aber meinen das eine Uerschöpfliche, das wir nur im Wirken kennen und dem wir nur wirkend zu eigen sind: Geist.

Hans Freimark,

(z. Z. Sanitätsgruppenführer, Nervenheilstätte,
Berlin-Lankwitz.)

Briefkasten.

Herrn Oberlehrer Dr. Z. in H. (z. Z. Gefreiter im Osten). Gemäß unserm Grundsatz, alle Richtungen auf dem viel umstrittenen Gebiet des Okkultismus zum Wort kommen zu lassen, bringen wir den Widerspruch, den Sie als wissenschaftlich geschulter Theologe (ehemaliger Zögling des Tübinger „Stifts“) gegen die nach Ihrer Ansicht allzu günstige Beurteilung von Dr. Rud. Steiner im Aprilheft (S. 193) erheben zu müssen glauben, an dieser Stelle zum Abdruck. Sie schreiben u. a.: „Ich verwerfe Steiner als Hellseher und durch seine ganze Persönlichkeit einen bedeutenden (fast hypnotisierenden) Eindruck erzielenden Redner keineswegs und hoffe, noch manches von ihm zu lernen; die eine oder andere seiner Schriften war mir höchst interessant und ich lehne seine Denkweise keineswegs a limine ab. Aber überall, wo er als Ausleger der Bibel, ich glaube auch überall, wo er als Kritiker bzw. Ausleger Kants oder Göthes auftritt, ist er m. E. ein blinder Blindenleiter im allerschlimmsten Sinne dieses Wortes. In den vor seinen Anhängern gehaltenen Vorträgen findet sich vielfach ein an Swedenborg'sche Narrheit grenzender Gallimathias, wie namentlich der schon früher in den „Psych. Stud.“ (von Dr. Bormann) mit vollem Recht gerügte Blödsinn mit den zwei Jesusknaben, dazu hirnverrickte Erklärungen des Johannisevangeliums oder auch des Vaterunsers. Ueberall beobachtete ich da einmal ein spielendes Sichhinwegsetzen über jede theologisch-historische exakte Forschung und eine nach Belieben aus Weiß Schwarz machende Willkür in der Deutung, so daß ich sagen muß, er mag ein Hellseher sein, aber als geistiger Führer ist er äußerst gefährlich, weil er mit der augenscheinlich suggestiv wirkenden Gewalt seiner überzeugenden Rede Tausenden von Halbwissenden den Kopf verdreht. Gegenüber den zum Teil recht unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen der älteren und der neueren Richtung in der theosophischen Gesellschaft möchte ich die gute alte Tradition des Rationalismus

(im weiteren Sinn) empfehlend betonen: gesunden Menschenverstand und persönlich weitgehende Duldsamkeit bei energischer Abwehr närrischer Extravaganzen und kleinlicher, bezw. fanatischer Unduldsamkeit. Vor allem scheint mir aber notwendig zu sein, daß bei Darlegungen, welche die Bibel und die dort berichteten Wunder berühren, mit der theologischen Spezialforschung Föhlung gehalten wird. Die betreffenden Okkultisten brauchen ja keineswegs die ganze neuere theologische Literatur in ihren Hapterscheinungen zu kennen. Es wäre aber schon ein großer Fortschritt, wenn Autoren wie Steiner — das Gleiche gilt aber auch für Herrn Dobberkau von seinen Studien zur Geschichte des Spiritismus im Aprilheft, bez. Vesme — auf dessen Autorität er seine Ausführungen blindgläubig aufzubauen scheint), sich einmal einen wissenschaftlichen Kommentar der Bibel wie K a u t z s c h für das alte und Johannes W e i ß für das neue Testament ansehen würden. Es ist sonst kein Wunder, wenn gegenüber solchen Leistungen von seiten wissenschaftlich gebildeter Theologen dem ganzen Okkultismus das größte Mißtrauen entgegengebracht wird, obschon nach meiner vollen Ueberzeugung diese beiden im Grund so sehr verschiedenen geistigen Stömungen — moderne Theologie und Okkultismus — viel von einander lernen könnten, wenn allmählich eine Synthese dieser beiden Gegensätze angebahnt würde.“ — Wir hoffen, indem wir hiermit nun auch wieder die gegenseitige Auffassung zum Wort gelangen ließen, mit weiteren Erörterungen der ja schon früher sattsam besprochenen Steinerfrage — ob seine „Gesichte“ „Menschen“- oder „Gottesweisheit“ — verschont zu bleiben.

Herrn Prof. N. in B. Wir haben von dem Widerspruch der Schriftleitung der „Uebersinnl. Welt“ (Aprilheft S. 120 in einer Vorbemerkung zu einem Artikel über Dämonomanie von Fritz Langner-Hamburg) gegen die einseitige, weil dogmatisch beeinflusste Darstellung der Spukerscheinungen bei Luther als „Kraicäuserungen des Teufels“ durch Dr. Philalethes (Pseudonym) im Februarheft der „Psych. Stud.“ S. 67 mit Interesse Kenntnis genommen und wollen nicht versäumen, auch unsere Leser im Gegensatz zu den dort zitierten Werken der durch ihre vorgeschriebene Schulung zu kirchlichen Vorurteilen erzogenen gelehrten Jesuiten Denifle und Grisar auf das bei J. C. B. Mohr in Tübingen eben erscheinende zwei-bändige Werk „Martin Luther“ von Prof. Otto Scheel zu verweisen, der im 1. Band die ganze Umwelt und das Werden des Knaben und Jünglings so getreu wie möglich, unparteiisch, unbefangen und streng wissenschaftlich schildert und sich in den Anmerkungen auch mit den früheren Lebensbeschreibungen Luthers in durchaus objektiver Weise auseinandersetzt. Daß Luther den ihm von der Kirche suggerierten Teufels- und Dämonenglauben so wenig wie alle seine hervorragenden Zeitgenossen abgeschüttelt hat, ist ja psychologisch ebenso begreiflich, wie die Tatsache, daß er infolge seiner Bußübungen und der Angst um sein Seelenheil selbst in ekstatische Zustände geriet, worin er Anfechtungen durch den vermeintlichen Teufel erlitt, ohne daß jedoch dieser in Stunden höchster seelischer Erregung bei ihm eingetretene „Teufelspuk“ den geringsten Einfluß auf die sonstige aus seinen Schriften hervorleuchtende Frische, Klarheit und Schärfe seines Geistes, bezw. auf sein reformatorisches Werk gehabt hätte. Daß von streng katholischer Seite diese Spukerlebnisse Luthers zu bestimmten Zwecken vielfach gehässig ausgeschlachtet werden, ist ebenso verständlich, wie andererseits orthodoxe Protestanten unwillkürlich infolge einer anders gerichteten Suggestion umgekehrt manche Züge im Charakterbild Luthers günstiger beurteilen, als sie es vielleicht verdienen.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Juni.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Origenes und die Präexistenz.

Von Prof. Dr. Ludwig, Freising.*)

Eine der Grundlehren der modernen Theosophie, die sich auf altindischer und neuplatonisch-gnostischer Religionsphilosophie aufbaut, ist die von der Präexistenz der menschlichen Seele. Immer wieder begegnet man in neueren Werken der theosophischen und okkultistischen Literatur dem Versuch, diese Lehre auch als eine dem Urchristentum eigene nachzuweisen. Als Hauptzeuge wird dabei regelmäßig Origenes zitiert, der unzweideutig die Lehre von der Präexistenz vorgetragen habe. Andererseits ist im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (2. Aufl.) im Artikel „Origenes“ der Versuch gemacht worden, den geistvollen alexandrinischen Theologen gegen diese Behauptung zu verteidigen. Die hierfür angeführten Stellen, so wird gesagt, ließen teils eine andere Deutung zu, teils seien sie bei den lateinischen Übersetzern so verschieden gegeben, daß man sich ein entscheidendes Urteil nicht erlauben dürfe. Allein beide Behauptungen, sowohl die der Theosophen betreffs des Urchristentums als jene des Kirchenlexikons, die Origenes die Präexistenzlehre absprechen will, sind, wie die folgende Untersuchung zeigen wird, unrichtig. Unbestreitbar ist vielmehr — und darin haben die Theosophen Recht —, daß Origenes nicht nur die Präexistenz gelehrt hat, sondern daß sie geradezu die grundlegende Idee in seiner Lehre von der Geisterwelt bildet.

In dreien seiner theologischen Werke hat Origenes seiner Überzeugung von der Präexistenz Ausdruck gegeben, nämlich in seinem dogmatischen Hauptwerk „*περὶ ἀρχῶν*“ (De Principiis) im Kommentar zum Johannes- und zum Matthäusevange-

*) Sonderabdruck aus den „Histor. polit. Blättern für das kathol. Deutschland“, CLVII (1916) 5. Nr. XXVIII, mit gütiger Genehmigung des hochwürdigen Herrn Verfassers. — R e d.

lium. Wollte man etwa einwenden, daß ja das dogmatische Hauptwerk des Origenes an einer Reihe von Stellen, die als heterodox erscheinen mußten, durch Rufin sich Korrekturen gefallen lassen mußte, so ist zu sagen, daß Rufin gerade jene die Präexistenz der Seelen betreffenden Stellen größtenteils nicht geändert hat, wohl weil er selbst sie für nicht bedenklich hielt, und außerdem haben wir, abgesehen von Justinian, die Zeugnisse von Hieronymus und Gregor von Nazianz, daß im griechischen Original jene Lehre vorgetragen war. Hat doch Hieronymus selbst im ausgesprochenen Gegensatz zu Rufins willkürlicher Übertragung eine gewissenhaft genaue Übersetzung von *περὶ ἀρχῶν* vorgenommen, was übrigens dann Rufin selbst bestätigt hat (Apol. I 21, Migne S. L. 21, 559) und überdies in seiner *epistola ad Avitum* aus dieser seiner Übersetzung alle jene Stellen zusammengestellt, die er für heterodox erachtete, um Avitus recht deutlich auf sie aufmerksam zu machen, so daß mit Hilfe dieser Bruchstücke nicht nur die lückenhafte und teilweise gefälschte Übersetzung Rufins ergänzt und korrigiert, sondern auch die richtige Einordnung der griechischen Fragmente ermöglicht wurde. „Ja, man kann behaupten, daß gerade diejenigen Stellen von *περὶ ἀρχῶν*, die Rufin hatte unterdrücken oder abschwächen wollen, uns in erfreulicher Vollständigkeit und genügend bezeugt vorliegen. Denn Hieronymus hat diese Stellen infolge genauester Kenntnis des Originals so vollständig wie nur möglich zusammenstellen können und wollen.“¹⁾ Des Origenes Lehre von der Metempsychose findet sich außerdem bezeugt durch Gregor von Nyssa in dessen Schriften „*de anima et resurrectione* und *de hominis opificio*.“²⁾

Es ist nun eine der Grundanschauungen des Origenes,³⁾ daß die Körperlichkeit des Menschen zurückzuführen ist auf einen „*decessus mentis*“, d. h. auf einen in der vorkörperlichen Existenzweise erfolgten Sündenfall der Seele. Daher lehrt er *de princ.* I, 7, 4, „wie wir Menschen um gewisser Vergehen willen mit diesen dichten und trägen Körpern bekleidet wurden, so mögen wohl auch die Sternenwesen diesen oder jenen Körper mit mehr oder weniger Klarheit bekommen haben. Und jene Throne und Gewalten und Kräfte bewohnen wohl diejenigen Körper, die sie nach Wunsch oder zum Dienste erhalten haben. Die Dämonen dagegen sind wegen ihrer schweren Vergehen an Luftkörper gebunden. Soviel wir also aus der Vergleichung des Menschen mit den Gestirnen erschließen können, hatte die Seele der Sonne ihr Dasein vor ihrer Einkleidung in den Körper.“ Daß Origenes auch die Gestirne beseelt dachte, war fast allgemeine Ansicht der griechischen

1) Kötschau (Berl. Ausgabe), Bd. V, Einleitung S. LXXXVIII ff.

2) Ebenda S. CXVII.

3) Woher sie stammt, werden wir unten noch erörtern.

Philosophen, der Gnostiker und Manichäer. Ganz unkörperlich ist freilich nach Origenes nur Gott, daher hatten die geschaffenen Geister von Anfang an eine gewisse ätherische Hülle, „wenn es unmöglich ist, daß außer dem Vater, Sohn und Geist irgend eine Natur ganz unkörperlich sein kann, so zwingt die Logik zu der Annahme, daß zwar vor allem (principaliter) die vernünftigen Naturen geschaffen worden sind, daß aber die materielle Substanz nur in Gedanken, nur theoretisch von ihnen getrennt werden kann und daß dieselbe für sie und nach ihnen geschaffen wurde, weil sie ohne dieselbe nicht leben können. Aber die materielle Substanz ist so beschaffen, daß sie in verschiedene Zustände einzugehen vermag. Sie kann sich zu tieferen Daseinsformen herabziehen lassen und einen festeren Körper bilden, dieser Welt entsprechend, um sich nachher für die Auferstehenden in einen geistigen Körper zu verwandeln.“⁴⁾ Wenn Lang⁵⁾ zu dieser Stelle bemerkt, sie stehe in Widerspruch zu der Behauptung des Hieronymus, es habe Origenes nur ein immaterielles Sein der Vernunftwesen vor ihrem Eintritt in diese Welt angenommen, so hat er die Ansicht des Hieronymus nicht richtig aufgefaßt; denn derselbe spricht nur von den *crassa corpora*, die freilich der Korruption unterliegen, nicht aber von den ätherischen. Doch will Origenes an anderer Stelle⁶⁾ eine doppelte Möglichkeit der dereinstigen seligen Existenzweise zugeben: entweder die Seele lebt nur in einem ätherischen Körper weiter oder aber sie verliert überhaupt alles Körperliche. Da aber der beseligte Geist immer seine Willensfreiheit behält, so bleibt auch die Möglichkeit eines neuen Sündenfalles und dann würde für ihn eine neue Inkarnation zur Notwendigkeit „*videbitur enim esse necessarium ut, si exterminata fuerit natura corporea, secundo iterum reparanda sit et creanda. Possibile enim videtur ut rationabiles naturae, a quibus nunquam aufertur liberi facultas arbitrii, possint iterum aliquibus motibus subjacere*“. An diese Stelle hat sicher Hieronymus gedacht, wenn er in seinem Briefe an Avitus (c. 5) schreibt „*tunc corporalium rerum universa natura solvetur in nihilum quae, si secundo necessitas postulaverit, ob lapsum rationabilium creaturam rursus existet*“. Auch im 8. Kapitel des II. Buches *de princ.*, das ausführlich von der Seele handelt, kommt Origenes auf die Präexistenzlehre zurück im Zusammenhange seiner eigenartigen Anschauung vom Unterschied des *νοῦς* und der *ψυχή*. Die menschliche Seele war ursprünglich ähnlich der Natur Gottes und seiner Engel, die von der Schrift als feurig bezeichnet wird (*deus noster ignis consumens, facit ministros suos ignem urentem*). Durch den Abfall von Gott aber erkaltete der Geist und wurde so zur Seele (*ψυχή*), verlor aber nicht die Mög-

4) *De princ.* II, 2.

5) *Die Leiblichkeit der Vernunftwesen bei Origenes*, Leipzig 1892.

6) *De princ.* II, 1) vgl. Berliner Ausg. Bd. 5. S. 117–125.

lichkeit, sich wieder zum ursprünglichen Wesen seiner feurigen Natur zu erheben „ex quibus illud videtur ostendi, quod mens de statu ac dignitate sua declinans effecta vel nuncupata est anima; quae si reparata fuerit et correcta, redit in hoc, ut sit mens“. Vgl. zu dieser Stelle die Bemerkung des Hieronymus (C. Joh. Hieros. Migne S. L. 23, 360) „secundum, quod in hoc corpore quasi in carcere sint, animae religatae et antequam homo fieret in paradiso, inter rationales creaturas in coelestibus comitatae sunt“. Diese sichtbare Welt ist nach des Origenes Anschauung eigentlich als Straf- und Läuterungsort für die gefallenen Geister ins Dasein gerufen worden, wie er de princ. III cap. 5 ausführt: „et si tale initium habuerunt (scil. animae) qualem finem sperant, fuerunt sine dubio iam ab initio in his, quae non videntur et aeterna sunt. Quod si est, de superioribus ad inferiora descensum est non solum ab his animabus, quae id motuum suorum varietate meruerunt, verum et ab his, qui ad totius mundi ministerium ex illis superioribus et invisibilibus ad haec inferiora et visibilia deducti sunt, licet non volentes . . . hanc ergo dispositionem dei, quam postea ordinavit, jam tum ab origine mundi rationibus causisque prospectis vel eorum, qui pro defectu mentis venire in corpora merebantur, vel eorum, qui visibilium cupiditate raptabantur“. Auch diese Stelle hat Hieronymus fast wörtlich zitiert in seinem Brief an Avitus cap. 9 (Migne S. L. XXII S. 1067 ff.). Ein Hauptgrund, weshalb Origenes einen vor der Geburt des einzelnen Menschen erfolgten Sündenfall annimmt, war sein Eifer für die Theodicee, d. h. das Bestreben, den Vorwurf der Ungerechtigkeit von Gott abzuwehren angesichts der klaffenden Widersprüche und Gegensätze des Lebens. Sind es doch gerade diese „Ungerechtigkeiten des Lebens“, die so viele moderne Menschen, die gleichzeitig religiös gestimmt sind, mit der Präexistenzlehre befreunden. Daher betont Origenes de princ. II cap. 9, 6, daß ursprünglich von einer Ungleichheit im Befinden und Schicksal der Gott noch nicht entfremdeten Seelen keine Rede sein konnte. Dies wurde aber anders, als durch Mißbrauch des freien Willens verschiedene Grade der Verschuldung eintraten: „qua ratione neque creator injustus videbitur, cum secundum praecedentes causas pro merito unumquemque distribuit, neque fortuita uniuscujusque nascendi vel felicitas vel infelicitas putabitur, vel qualiscumque acciderit illa condicio, neque diversi creatores vel diversae naturae credentur animarum“. Daneben glaubt Origenes noch eine zweite spekulative Begründung für die Präexistenz der Seelen ins Feld führen zu können: die ewige Herrschaft und den überlegten Schöpferplan Gottes. Gott hat von Anfang an in genau bestimmter Zahl Seelenwesen geschaffen, über die er vom ersten Augenblick der Erschaffung an seine Gottesherrschaft ausübt; daher sagt er de princ. II, cap. 9, 1 „in illo ergo initio putandum est, tantum numerum rationabilium

creaturarum vel intellectualium, vel quomodo appellandae sunt, quas mentes superiores diximus, fecisse Deum, quantum sufficere posse prospexit“. Hierzu ist zu vergleichen de princ. I, 2, 10 „quodsi nunquam est quando omnipotens non fuerit, necessario subsistere oportet etiam ea, per quae omnipotens dicitur et semper habuerit, in quibus exercuerit potentatum etc.“.

So ist also in des Origenes Dogmatik die ganze Lehre von der Seele, ihrer Freiheit, ihrem Falle und ihrer Läuterung aufgebaut auf der Präexistenz. Wollte aber jemand einwenden, daß man es in de principiis mit einem Werk der Jugendzeit des Origenes zu tun habe und daß er wohl in reiferen Jahren seine heterodoxe Ansicht geändert habe, so beweisen die Kommentare zum Johannes- und Matthäusevangelium das Gegenteil. Dabei ist zu beachten, daß der Matthäuskommentar nach des Eusebius' Bericht (hist. eccl. 6, 36, 2) in den letzten Jahren der schriftstellerischen Tätigkeit des Origenes verfaßt ist. Getreu seiner Grundanschauung spricht er daher auch im Johanniskommentar⁷⁾ bei der Erklärung von Kap. 4 Vers 36 „qui metit, mercedem accipit et congregat fructum in vitam aeternam etc.“ von besseren Seelen, die herabgekommen in die Welt mit heilsamen Keimen (zu künftiger moralischer Vervollkommnung), die gegen ihren Willen unter Seufzen kommen, aber jubelnd nach getaner Arbeit zurückkehren in die Heimat „at quod e psalmis proposuimus, declarare mihi videtur animarum nobilium descensum, quae venerint in hanc vitam cum salutaribus seminibus, quaeque invitae fere venerint suspirantes, sed redierint cum exultatione eo, quod egregie laboraverint.“ Es gibt, bemerkt er zu Joh. 8, 38, Seelen, die vor dieser Geburt vom Vater gelehrt waren und von ihm gehört hatten⁸⁾ „dicturus est ex animabus, quae corpora induant, quasdam esse, quae antequam oriantur edoctae fuerint apud patrem etc.“. Im Gegensatz zu jenen gefallen Seelen, die zur Strafe sich inkorporieren mußten, ist die präexistierende menschliche Seele Jesu nach dem Willen des Vaters gesandt worden zur Erlösung⁹⁾ „an vero potentiae etiam aliquae non missae a patre venerint ad homines notabis, et an aliquae inter ipsas egressae sint a deo et idcirco peccarint, quia non missae fuerint ab ipso . . . Jesu anima in deo . . . erat et inde egressa, quia missa fuerit a patre, assumpsit corpus ex Maria; aliae vero non sic exierunt a deo, hoc est non a deo missae“. Die Parabel des Herrn von den Arbeitern im Weinberg, unter denen solche waren, die den ganzen Tag müßig gestanden waren und erst in elfter Stunde kamen, weil sie niemand vorher gedungen hatte, gibt Origenes im Matthäus-

⁷⁾ Berliner Ausgabe Bd. 4, S. 270; Mauriner Ausg. tom. XIII, S. 255.

⁸⁾ Berl. Ausg. 4, S. 335; Maur. Ausg. t. XX, S. 316.

⁹⁾ Berl. Ausg. 4, S. 351; Maur. Ausg. t. XX, S. 331.

kommentar willkommenen Anlaß gegen die zu polemisieren, die da meinen, die Seele werde zugleich mit dem Körper geschaffen.¹⁰⁾ Welchen tieferen Sinn (*reconditam de anima et arcanam sententiam*) hätten denn dann die Worte: *steterunt tota die otiosi?* „*Nam si una cum corpore anima sata est, quomodo toto die steterunt otiosi?*“ Auch in seinem Genesis-Kommentar, von dem sich nach Kötschus ansprechender Vermutung ein Fragment bei Methodius von Olympos erhalten hat¹¹⁾ (es handelt sich um die Stelle Genesis 3, 21), trug Origenes seine Ansicht von der Präexistenz vor. Bei dieser Anschauung konnte er natürlich die biblische Erzählung vom ersten Sündenfall nicht historisch nehmen und buchstäblich auffassen. Und so deutet er denn auch die Geschichte vom Sündenfall, das sagt er mit klaren Worten, allegorisch, *ἐν τοῖς δοκοῦσι περὶ τοῦ Ἀδάμ εἶναι, ἡρωολογεί Μωσῆς τὰ περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου φύσεως*.¹²⁾ Diese Erzählungen können, so hält er dem Spott des Celsus entgegen, „ohne Verletzung der schuldigen Ehrfurcht recht wohl allegorisch erklärt werden“ und „es werden diejenigen die Geschichte von Adam und seiner Sünde philosophisch auffassen und verstehen, die wissen, daß Adam in der Sprache so viel heißt als Mensch und daß Moses von der Natur des Menschen im allgemeinen spricht, wo von ihm dem Anschein nach von Adam als einer Persönlichkeit die Rede ist.“ Es ist diese Stelle schon dem Übersetzer von des Origenes Büchern gegen Celsus (in der Kösel'schen Ausgabe 1876 J. Röhm) aufgefallen und er wies darauf hin,¹³⁾ daß Origenes früher allerdings einen vorzeitlichen Sündenfall der Seelen angenommen, später aber durchaus die kirchliche Lehre von der Erbsünde vorgetragen habe. Die von ihm zum Beweis zitierten Stellen¹⁴⁾ beweisen durchaus nicht, daß Origenes seinen klar ausgesprochenen Grundsatz, jene Genesisstellen „pneumatisch“ zu deuten, in demselben Werk sogleich wieder umgestoßen habe, und es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln, Origenes um den Preis der Wahrheit rein waschen zu wollen. Vollkommen mißverstanden wurde aber sowohl von Lang¹⁵⁾ wie auch teilweise von Redepenning¹⁶⁾ die Stelle im Matthäuskommentar,¹⁷⁾ wo Origenes gegen die pythagoreische und platonische Auffassung der Metempsychose polemisiert. Redepenning glaubte, die Stelle so auffassen zu müssen, daß Origenes nur die unmittelbare Wande-

¹⁰⁾ Maur. Ausg. t. XV, S. 702—703.

¹¹⁾ Berl. Ausg. 5, S. 159.

¹²⁾ *Contra Celsum* IV c 39 u. 40.

¹³⁾ S. 471, A. 3.

¹⁴⁾ *Contr. Cel.* 3, 61—63, 7. 28, 29, 50.

¹⁵⁾ a. a. O. S. 41, A. 1. 5.

¹⁶⁾ „Origenes“ Bd. 2, S. 345.

¹⁷⁾ Mauriner Ausg. t. XIII, S. 567—70.

rung der Seele in neue Menschenkörper ablehne, während Lang herauslas, Origenes habe hier den nachmaligen Eintritt der Vernunftwesen in ein irdisches Sein für unmöglich erklärt, obwohl doch die Möglichkeit eines nochmaligen Eintritts in ein irdisches Dasein ein integrierender Teil der origenistischen Hypothese von der ewigen Weltentwicklung und Veränderung auf Grund des absoluten Freiheitsbegriffs sein mußte. Man müsse also annehmen, daß Origenes in seinem Alter diese Möglichkeit fallen gelassen habe. Das ist nicht richtig. Origenes hat in keiner Weise sein System von der ewig fortdauernden Freiheit des menschlichen Geistes und damit der Möglichkeit zu einem neuen Sündenfall aufgegeben. Was er im Matthäuskommentar Bd. 13 S. 567 ff. ablehnt, ist einzig die altgriechische und indisch-theosophische Auffassung der Reinkarnation, die ein schließliches Weltende und ein jenseitiges Gericht ablehnt und die ganze Seelenläuterung durch immer aufs neue wiederholte Reinkarnationen völlig ins Diesseits verlegt, „quod scripturarum non placet veritati“. Er fühlt sich hier durch das kirchliche Dogma gebunden und argumentiert folgendermaßen (in der exegetischen Ausführung zu Matth. 17, 10): Man darf nicht annehmen, daß in Johannes dem Täufer die Seele des Elias wiedergekommen sei, „ne forte in alienam ab ecclesia Dei de migratione e corpore in corpus sententiam, neque ab apostolis traditam neque usquam in scripturis prolatam incidam“. Denn einer solchen Meinung widerspricht das Schriftwort „Himmel und Erde werden vergehen“, „die Gestalt dieser Welt vergeht“. Würden nun die Seelen für die Sünden, die sie im irdischen Leben begehen, durch Reinkarnation gestraft werden, so wäre für diese Welt kein Ende abzusehen, weil es immer wieder sündige Seelen geben wird, für die Reinkarnationen in infinitum notwendig würden. Der ganze Nachdruck der Beweisführung des Origenes -- und das ist leider nicht beachtet worden — liegt in den Worten „quae si consequenter inferatur (nämlich die Metempsychose), non erit cito, ut anima desinat iterum atque iterum suscipere corpus. Semper enim propter delicta praecedentia revertetur et sic locum non habebit consumatio mundi“, Ein solches Weltgericht und Weltende durch unmittelbares Eingreifen Gottes müssen die heidnischen Philosophen leugnen, „quod si transitum animarum in varia corpora invehunt ethnici, utpote consentanea doctrinae huic adstruentes, mundi interitum necessario non admittunt etc.“ Diese Stelle ist zugleich ein wertvoller Beweis für das Bemühen des Origenes, mit seiner Spekulation nicht in Widerspruch zur kirchlichen Lehre zu geraten. Wäre nicht die Lehre vom Weltgericht entgegengestanden, so wäre es in der Konsequenz seines Systems gelegen gewesen, wiederholte Reinkarnationen zuzugeben. Allein da über den Ursprung der Seele dogmatisch nichts festgelegt sei, „si extrinsecus corpori inditur necne, non satis mani-

festi praedicatione distinguitur“¹⁸⁾ so glaubte er, die Präexistenz, den vorzeitlichen Sündenfall und die zur Strafe erfolgte Inkorporation der Seele annehmen zu können in willkommener Harmonie mit der Zeitphilosophie; jedoch die wiederholte Reinkarnation lehnt er ab, weil sie zu offen mit der Schriftlehre und der kirchlichen Tradition in Widerspruch stand. Aber damit setzte er sich doch nicht, wie Lang meinte, mit seiner Lehre von der Möglichkeit eines neuen Falles der seligen Geister in Widerspruch. Was er sagen will, ist nur das: Diese Weltzeit, dieser Äon, hat einmal ein Ende, dann folgt die im Jenseits vor sich gehende weitere Läuterung der Seelen. Tritt aber für diese immer ihre Freiheit behaltenden und daher vor neuem Fall nicht absolut sicheren Seelen ein neuer Sündenfall ein, so erfolgt auch eine neue Inkorporation derselben und damit beginnt ein neuer Äon in seiner Entwicklung. — Vollkommen richtig sagt daher Bardenhewer¹⁹⁾ „die Wiederstellung, ἀποκατάστασις, bedeutet nun doch kein eigentliches Weltende, sondern nur den vorübergehenden Abschluß einer endlosen Entwicklung. Der Weltlauf kann überhaupt nie in ein dauerndes Vollendungsstadium gelangen, bewegt sich vielmehr in einem beständigen Wechsel zwischen Abfall von Gott und Rückkehr zu ihm.“ — —

II.

Es steht also fest, Origenes lehrte die Präexistenz der Seele. Aber durchaus falsch ist die immer wiederholte Behauptung moderner Theosophen und Okkultisten, das Urchristentum habe diese Meinung mit Origenes geteilt und erst die spätere dogmatisierende Kirche habe diese Lehre als häretisch verurteilt. Die Präexistenzlehre findet sich weder in der hl. Schrift noch in der altkirchlichen offiziellen Lehrverkündigung. Origenes wußte das wohl, aber er berief sich in der Einleitung zu *περὶ ἀρχῶν* darauf, daß diese Lehre auch nicht ausdrücklich verworfen sei.²⁰⁾ Wir wissen nun besonders durch die Forschungen eines Denis²¹⁾, Redepenning²²⁾, Harnack²³⁾ und anderer, daß Origenes zu den sog. „Genies der Summation“ gehörte, zu jenen konservativen Geistern, die alles als stichhaltig erscheinende Wissen der Vorzeit zu schützen und ihrem System einzuordnen streben, und darum konnte Denis von ihm zutreffend sagen: „toutes les théories d'Origène, même les plus imaginaires représentent l'état intellectuel et moral du siècle où il a paru“.²⁴⁾ Darum hat Origenes, wie wir

¹⁸⁾ De princ. Einleitung (Berl. Ausg. 5, S. 13).

¹⁹⁾ Geschichte der altkirchlichen Literatur² II, S. 188.

²⁰⁾ Vgl. Kötschau, Berl. Ausg. 5 S. 13.

²¹⁾ De la philosophie d'Origène, Paris 1884.

²²⁾ „Origenes“, 2 Bände, Bonn 1846.

²³⁾ Dogmengeschichte⁴ I. S. 662 ff.

²⁴⁾ A. a. O. S. 613.

durch Porphyrius, durch Pamphilus und aus seinen eigenen Äußerungen wissen, Pythagoras, Plato, Aristoteles eifrig gelesen, mit Philo Schriften sich vertraut gemacht und ist zu den Füßen des Neuplatonikers Ammonius Sakkas gesessen. Sie alle aber lehrten die Präexistenz. Sollte er da nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß diese Übereinstimmung so hervorragender Geister keine bloß zufällige sei, sondern daß es sich hier getreu der Anschauung seines Lehrers Clemens um eine Wahrheit handle, die der *λόγος σπερματικὸς* bereits den Alten offenbart? Diese Erkenntnis mußte aber Origenes um so gesicherter erscheinen, als allem Anschein nach auch sein so verehrter christlicher Lehrer Clemens die Präexistenzlehre wenigstens als zulässig ansah. Hatte doch auch Clemens, als er eine christliche Glaubenswissenschaft begründen wollte, aus denselben griechischen Quellen geschöpft! In seinen Stromata freilich findet sie sich nicht trotz Schuberts Behauptung.²⁵⁾ Ich konnte sie weder im 1. noch im 3. Buch entdecken, wo er angeblich davon handeln solle; im Gegenteil widerspricht er hier der Meinung Philo,²⁶⁾ der den Körper als Kerker der Seele, als böse und schlecht auffaßte. Er sieht den Ursprung des Übels im freien Willen des ersten Menschen, seinem Ungehorsam und seiner ungeordneten Selbstliebe, durch die er das von Gott ihm gegebene Verbot übertrat. Über die Schöpfung selbst bemerkt er nur „*ψυχὴν τὴν λογικὴν ἄνωθεν ἐμπνευσθῆναι ὑπὸ τοῦ θεοῦ εἰς πρόσωπον*“ (Strom. 5, fol. 3 ed. Par.). Allein Clemens scheint bezüglich der Präexistenzfrage schwankend gewesen zu sein; denn wir haben das Zeugnis des Photios, jenes ausgezeichneten Kenners und Kritikers der altchristlichen Literatur, dessen Angaben sich überall da, wo man sie noch nachprüfen konnte, als zuverlässig erwiesen haben und der seinen Tadel gegen Clemens ausspricht,²⁷⁾ daß er in seinen Hypothesen die Präexistenzlehre vortrug „*ἔτι δὲ μετεμψυχώσεως καὶ πολλοὺς ποτὸ Ἀδὰμ κόσμους τερατεύεται*“. Möglicherweise hat also Clemens auch in diesem Punkte gleich seinem Schüler Origenes dem Grundsatz gehuldigt: für die breiteren Massen unter den Christen genügt der Verbalsinn gewisser biblischer Erzählungen, der philosophische Denker schöpft dagegen tiefer dringend den geheimen hinter den Worten verborgen liegenden Sinn und so mag ihm auch in den Stromata das *ἄνωθεν ἐμπνευσθῆναι* die Präexistenz nicht ausgeschlossen haben.

²⁵⁾ Geschichte der Seele (Tübingen 1833) S. 655.

²⁶⁾ Vergl. Daskalakis „Die eklektischen Anschauungen des Clemens und seine Abhängigkeit von der griechischen Philosophie“, Leipzig 1908. Leider ist weder er noch Verkuyll „Die Psychologie des Clemens von Al.“, Leipzig 1906, in eine Untersuchung über die Präexistenzfrage eingetreten.

²⁷⁾ Bibliotheka § 109.

Wie wenig aber diese Lehre mit dem christlichen Glaubensinhalte stimmen wollte, das hat die altchristliche Kirche stets gefühlt und kräftig dagegen reagiert. Schon längst vor Origenes war diese Reaktion erfolgt, als die Gnosis, dieser synkretistische Versuch einer Amalgamierung christlicher Lehren mit hellenischer und altorientalischer Philosophie, auch die Präexistenzlehre vertrat. Da traten Irenäus in seiner gewaltigen Streitschrift *adversus haereses* (um 180 verfaßt) und Tertullian in *de anima*²⁸⁾ in der ihm eigenen bitter sarkastischen Weise dagegen auf. Gegen Origenes aber wendete sich noch im Verlauf des 3. Jahrhunderts Bischof Methodius von Olympos, der, wie das obige Zitat aus Bonwetsch²⁹⁾ bereits zeigte, gerade die Präexistenzlehre als unchristlich ablehnte „*ἀπίτω γὰρ ἡμῶν πόρρω Ὀριγένη: καὶ οἱ τοῦ Ὀριγένους μύσται, τῶν ἡμετέρων ψυχῶν προύπαρξιν μυσικῶς γανταζόμενοι*“ etc. und es ist unfäßlich, wie Lang³⁰⁾ behaupten konnte, Methodius habe ebensowenig wie Hieronymus diese Lehre des Origenes bekämpft. Offenbar hat Lang von den origenistischen Streitigkeiten kaum eine Ahnung gehabt, jedenfalls nie den Brief des Hieronymus an Avitus gelesen, in dem dieser aufs schärfste die Präexistenzlehre des Origenes als heterodox zurückweist. Wahrscheinlich schöpften jene modernen Okkultisten, die auch Hieronymus als altchristlichen Vertreter der Präexistenzlehre feiern, ihre falsche Information aus Langs Schrift.

Da aber bis zum 6. Jahrhundert keine ausdrückliche kirchliche Verdammung der Präexistenzlehre bzw. der Irrtümer des Origenes vorlag, so gab es immer wieder Forscher, die, unter dem Eindruck der Autorität eines Origenes und aus neuplatonischen Schriften schöpfend, die Präexistenz vertraten. So kam es schließlich --- es ist nicht meine Aufgabe, in eine eingehendere Schilderung der Origenistenkämpfe einzutreten --- zu jenem berühmten Eingreifen des Kaisers Justinian, dieses gewiegten Theologen und Dogmatikers auf dem Throne. Die Anregung hierzu ging aus von palästinensischen Mönchen, die vom Kaiser eine Verwerfungssentenz gegen des Origenes Schriften zu erwirken suchten.³¹⁾ Daraufhin erließ Justinian unter der Form eines an den Patriarchen Mennas von Konstantinopel gerichteten Schreibens jenes Edikt, das am Schluß die Irrtümer des Origenes in zehn Sätze zusammenfaßt. Gleich der erste richtet sich gegen die Präexistenzlehre. „Wer sagt oder meint, die menschlichen Seelen präexistieren, d. h. sie seien vorher Geister und heilige Kräfte gewesen, hätten aber, satt des Anblicks Gottes, sich zum Schlimmen gewendet, deshalb

²⁸⁾ Vgl. meine Abhandlung „Irenäus und Tertullian gegen die Reinkarnationslehre“, *Theologie und Glaube*, Jahr. 7 Heft 3.

²⁹⁾ Vgl. Kötschau, B. A. 5, 159.

³⁰⁾ A. a. O. S. 8 A. 2.

³¹⁾ Hefele, *Konziliengeschichte*²⁴ Bd. 2 S. 786 ff.

sei die göttliche Liebe in ihnen erkaltet und sie darum Seelen genannt und zur Strafe in Körper niedergeschickt worden, der sei Anathema.“³²⁾ Patriarch Mennas beeilte sich im Januar 543 durch eine sogen. *σύνδος ἐπιδημοῦσα* die origenistischen Irrtümer verurteilen zu lassen, ein Urteil, dem auch die übrigen orientalischen Patriarchen und Papst Vigilius beitraten, so daß also der Gesamtepiskopat der Kirche die bezeichneten Sätze anathematisierte. Es geschah dies durch Präzisierung der origenistischen Lehren in 15 Sätze, von denen der erste, zweite und vierte die Präexistenz der menschlichen Seele Christi noch ausdrücklich verwirft. Die Streitfrage, ob wirklich auch das fünfte ökumenische Konzil sich mit der Verurteilung des Origenismus befaßte, ist durch die Untersuchungen Diekamps³³⁾ in befriedigender Weise geklärt und damit gelöst worden. Da nämlich in Palästina unter den origenistisch gesinnten und antiorigenistischen Mönchen trotz der Synodalentscheidung der Streit fort dauerte, so ward die Aufmerksamkeit des Kaisers von neuem auf die Sache gelenkt und er richtete nun an die bereits in Konstantinopel zur Feier des 5. ökumenischen Konzils versammelten Bischöfe zu Anfang des Jahres 553 die Aufforderung, ein Urteil über die origenistischen Streitigkeiten zu fällen und den fünfzehn Anathematismen zuzustimmen.

Die Verhandlungen darüber fanden aber vor den feierlichen Konzilssitzungen (die den Dreikapitelstreit betrafen) statt und zwar, wie wir aus dem Bericht des Kirchenhistorikers Evagrius wissen, waren besonders die Präexistenz und die Apokatastasis Gegenstand der Erörterungen. Diese Verhandlungen wurden von Kundigen mit Recht nicht zum ökumenischen Konzil gerechnet, weil sie vor der ersten feierlichen Sitzung am 5. Mai 553 stattgefunden hatten. Andere Schriftsteller aber, die den Ereignissen ferner standen, waren der Meinung, es seien diese origenistischen Wirren Beratungsgegenstand des Konzils selbst gewesen, und glaubten sich um so mehr zu dieser Annahme berechtigt, weil der 11. Canon des Konzils in der Tat eine allgemein gehaltene Verurteilung des Origenes und seiner Schriften enthält. — —

Man kann diese persönliche Verurteilung eines Mannes wie Origenes bedauern in der Erwägung, daß derselbe zum Besten von Christentum und Kirche versucht hatte, den Glaubensinhalt zu einem wissenschaftlichen, konsequenten System auszugestalten, daß es menschlich unmöglich war, daß eine solche Riesenaufgabe auf den ersten Wurf hin gelingen konnte, und daß dem Verfasser der ersten Dogmatik ein freier Spielraum schon dadurch geboten war, daß noch kein einziges großes allgemeines Konzil Glaubens-

³²⁾ Die Formulierung dieses Satzes zeigt sofort, wie genau Justinian das Werk *περὶ ἀρχῶν* studiert hatte.

³³⁾ „Die origenistischen Streitigkeiten im 6. Jahrhundert.“ Münster 1899. S. 129 ff.

lehren definiert hatte, Origenes selbst aber, wie er wiederholt in *περὶ ἀρχῶν* und auch im Matthäuskommentar hervorhebt, gewissenhaft darauf bedacht war, sich innerhalb der Grenzen der apostolischen Lehrverkündigung zu halten. Aber man darf anderseits nicht vergessen, daß der Name Origenes in dem von Sekten durchwühlten Orient Parteiname geworden war, daß, solange keine offizielle kirchliche Verurteilung gewisser heterodoxer Anschauungen des Alexandriners erfolgte, einseitige Origenisten leichtes Spiel hatten, unter Vorhalt der Autorität eines so großen, geistvollen Theologen, Propaganda für Lehren zu machen, die nicht dem Schoße des Christentums entstammten, sondern den Spekulationen heidnischer Philosophen. Es war also eine Tat der Selbsterhaltung des kirchlichen Christentums, wenn es zu dieser Verurteilung sich schließlich genötigt sah, wenn auch in einer Form, die wir gerne gemildert sehen möchten. —

Teleplastik und Fata Morgana.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.)

(Schluß von Seite 222.)

Wenn wir die hier aufgeführten verschiedenen mystischen Erscheinungen überblicken, so werden wir einräumen müssen, daß — so befremdlich sie uns auch sonst erscheinen mögen — vom Gesichtspunkte Daumers aus betrachtet, sie nicht nur viel an Faßlichkeit gewinnen, sondern auch, indem er uns ihren inneren Zusammenhang erkennen läßt, den großen Vorzug gewährt, eine einheitliche Erklärung derselben zu ermöglichen.

Die Phantasie, die uns im Traume als Traumphantasie erst ihr wahres Wesen verrät, offenbart sich als solche durch alle diese Phänomene hindurch in ihren markanten, charakteristischen Zügen, und je mehr sich ihre Wirksamkeit über ihr normales inneres Wirkungsgebiet hinaus ausdehnt, desto deutlicher tritt es zutage, daß sie mit der der Weltsubstanz immanenten Schöpfungskraft eines Wesens ist. Eine abnorme Erweiterung ihrer Wirkungssphäre erfährt die Phantasie in der Ekstase, wo es dann meistens vom herrschenden Affekt abhängt, wie, wo und in welchem Grade sie ihre Tätigkeit entfaltet.

Im Affekt finden stärkere Emanationen psychischer Kraft statt und dieses begünstigt zwischen den Individuen eines kleineren oder größeren Kreises von Menschen den Eintritt einer psychophysischen Verbindung (eines sogenannten Rappports), wodurch sie gleichsam ein Leib und eine Seele werden.

Da ein einer Mehrheit von Individuen gemeinsamer Affekt durch Einwirkung der Individuen aufeinander sich sozusagen befruchtet und auf diese Weise sich bis zu einem hohen Grade

steigert, so liegt die Möglichkeit nahe, daß, wofern sich zur Ekstase inklinierende Individuen darunter befinden, selbe dadurch in diesen abnormen Zustand geraten, welcher infolge der zwischen den Individuen bestehenden psychophysischen Verbindung (Rapport) sich dann rasch der Gesamtheit mitteilt und in dieser auch jene Wirkungen äußert, wie im Individuum, von dem die Ekstase ausging.

Eine, durch ein schreckliches Ereignis veranlaßte plötzliche allgemeine Gemüterschütterung wird einer derartigen Entstehung und Verbreitung der Ekstase noch besonders förderlich sein.

Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß eine Mehrheit von Individuen durch einen von außen kommenden, von einem Ekstatiker ausgehenden Einfluß in einen ekstatischen Zustand versetzt und dadurch untereinander psychophysisch verbunden werden, welchenfalls dann eine von ihm übermittelte Suggestion von jener Mehrheit wie von einem einzelnen Subjekte einheitlich empfangen und realisiert werden würde.

Betrachtet man den psychophysisch verbundenen Menschenkomplex gleichsam als ein Kollektiv-Subjekt, so könnte man den ersteren Vorgang als eine Kollektiv-Autosuggestion, den letzteren als eine Kollektiv-Fremdsuggestion bezeichnen.

Das Medium, welches eine Mehrheit von Individuen zu einem einheitlich empfindenden und wirkenden Komplex vorübergehend verbindet, ist — von dessen Natur abgesehen — offenbar dasselbe, welches schon innerhalb des Organismus ein einheitliches Empfinden und Wirken ermöglicht.

Den Vorgang einer temporären psychophysischen Verbindung von Individuen zu einer solidarischen Kollektivität hat man sich vielleicht in der Weise zu denken, daß sich infolge der Ausdehnung der individuellen Auren diese zu einer Gesamtaura verbinden, ein Vorgang, auf dem nach Davis und anderen die zwischen Operator und Subjekt beobachteten Rapporterscheinungen beruhen.

Betrachtet man z. B. den uns aus der Zeit Kaiser Julians berichteten Fall im Lichte vorerwähnter Auffassung, so erklären sich die darin geschilderten verschiedenartigen mystischen Erscheinungen ganz einfach und ungezwungen als lokale magische Wirkungen eines in hohem Grade fanatischen christlichen Ekstatikers. Vergewärtigt man sich zur Erleichterung des Verständnisses dieser wunderbar scheinenden Vorkommnisse das Verhältnis zwischen Operator und Subjekt, so darf man hierbei nicht außer Acht lassen, daß die Wirkungskraft des Ekstatikers infolge der in diesem Zustand freiwerdenden psychischen Potenzen, der Macht seiner Affekte und der durch sie belebten Phantasie eine ungleich größere ist als jene eines gewöhnlichen Hypnotiseurs.

Das hellstrahlende Kreuz in den Wolken, die auf den Kleidern

der jüdischen Arbeiter erschienenen Kreuze, sowie die wiederholten Vereitelungen des Tempelbaues durch Feuerkugeln und Wirbelwind sind sämtliche als telekinetisch und teleplastisch realisierte Ideen zu betrachten, wie sie eine durch religiösen Fanatismus hochgradig erhitzte Phantasie eingibt.

Was das letztere Phänomen anbetrifft, so erscheint es mir angebracht, um etwaige Zweifel zu zerstreuen, die sich in manchem in bezug auf seinen mystischen Ursprung erheben könnten, einen jenem analogen Fall aus einer viel späteren Zeit auszugsweise hier anzuführen:

Um das im Jahre 1716—1717 erbaute Griesheimer Jagdhaus bei Darmstadt erhoben sich heftige Stürme, die dann auf einmal aufhörten; oft sah man es erleuchtet, wiewohl es unbewohnt war. Der Rittmeister Fuchs vermaß sich, mit zwanzig auserlesenen Dragonern, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Leute wurden aber durch Feuer und Stürme verjagt. Im Jahre 1770 ließ der Landgraf von Hessen das Haus des ewigen Spukes wegen niederreißen. (Magikon II, S. 348 ff.)

So mannigfaltig in Form und Ausdruck wie die divinatorischen Träume sind auch die Zukünftiges anzeigenden, mystischen Erscheinungen, was selbstverständlich erscheint, wenn man berücksichtigt, daß sie tatsächlich nichts anderes sind, als telekinetische und teleplastische Objektivierungen solcher. Es ist z. B. eine wohlverbürgte Tatsache, daß Menschen, welche an der Pest starben, kurz vor ihrem Tode jene bezeichneten, die ihnen demnächst folgen würden; die ins wache Leben eingreifende divinatorische Traumphantasie liebt es jedoch nicht, sich in so einfacher und prosaischer Weise auszudrücken; ihrem Wesen gemäß kleidet sie ihre Offenbarungen, die ihr aus der Psyche, infolge ihres innigeren Kontaktes mit der Weltseele, unter Umständen zufließen, mit Vorliebe in anschauliche poetische, allegorische oder symbolische Formen: die Erscheinung einer riesenhaften Engelsgestalt mit entblößtem Schwerte; durch die Straßen verseuchter Orte wandelnde Schemen, die in Häuser treten, oder an deren Tore pochen; das Erscheinen von Kreuzen an den Gewändern bestimmter Personen usw., sind ebensoviele Ausdrucksformen, deren sich eine extern wirkende, divinatorische Traumphantasie bedient, um den nahen Ausbruch einer Seuche oder ihre Todesopfer anzudeuten.

Eine einheitliche Erklärung der ganzen Reihe von Erscheinungen, wie sie hier durch typische Beispiele vertreten sind, kann nicht gelingen, wenn man die Halluzinationen -- seien es nun solche des Gesichts, Gehörs oder Gefühls --- als rein subjektive Erscheinungen betrachtet, denen keinerlei objektive Realität entspricht. Hingegen begegnet eine solche Erklärung keinen wesentlichen Schwierigkeiten, wenn man schon den Vorstellungen, Ge-

danken und Träumen eine gewisse Substantialität zuerkennt und die Halluzinationen als eine Veräußerlichung derselben betrachtet.

Abgesehen davon, daß gewisse Begleiterscheinungen mancher Visionen, wie plötzliche und gewaltige Luftströmungen, Dämpfe, Lichteffekte usw., welche namentlich bei ihrem Entstehen und Vergehen beobachtet werden, auf ätherische und materielle Bewegungsvorgänge deuten, erscheint auch die Ansteckungskraft, die sich bei diesen Erscheinungen äußert, nach dem landläufigen Halluzinationsbegriff schlechterdings unerklärlich, da nicht einzusehen ist, wieso bloßen Vorstellungen, die durch Reizung gewisser zentraler Gehirnteile entstehen und den Anschein objektiver Wirklichkeit erwecken, eine derartige Ansteckungskraft eigen sein sollte, um sich ohne vermittelnde Vehikel rasch einer Mehrheit von Individuen mitzuteilen und auf diese Weise die Form einer Massenhalluzination anzunehmen.

Erwähnenswert ist folgende Bemerkung, die Perty in bezug auf das vorliegende Problem machte: „Wenn Hagen sagt, das Wesen der Halluzination sei noch unerklärt, so hat er recht; denn das ‚Gesetz der exzentrischen Erscheinung‘, welches ich für begründet halte, lehrt nichts über die erzeugende Kraft. Hier sind große Geheimnisse; aber sie sind die des Geistes überhaupt, der Gestalten in seinem Inneren zu erzeugen und anzuschauen vermag. Ist dies nicht eine Kraft, derjenigen verwandt, die nicht nur die Gestalten des Menschen, sondern alle Naturgestalten ins Dasein gerufen — die göttliche Phantasie?“ —

Diese Streitfrage könnte übrigens schon längst auf experimentellem Wege entschieden sein, da sich die objektive Realität von Visionen durch den photographischen Apparat, jene von Auditionen durch den Phonographen einwandfrei nachweisen ließe.

Für die Substantialität der Halluzinationen spricht auch folgender aus Becker's „Bezauberte Welt“⁷⁾ hier auszugsweise angeführte Fall: „Zweiunddreißig Personen, dem Schiffsvolk eines gescheiterten Schiffes angehörig, sahen, als sie sich auf einem Flosse dem Lande näherten, dort eine bunte Szene mit Holländern, Fischern, Netzen, Fahrzeugen und allen Details der Kleidung. Da der Kapitän, Steuermann und Wundarzt auch durch Fernglas und Tubus diese Szene genau beobachten konnten, so fiel es niemand bei, an der Realität des Geschauten zu zweifeln; sie waren daher nicht wenig erstaunt, als bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle mit einem Male alles verschwunden war, und eine auf der wüsten Insel sofort angestellte Nachforschung nicht das geringste Resultat ergab.“

Perty findet es sehr auffallend, daß sie es so deutlich erst

7) Übersetzt von Schwager und herausgegeben von Dr. Semler III S. 245 ff.

mit bloßem und noch deutlicher mit bewaffnetem Auge sahen, und Daumer knüpft daran folgende, mir höchst beachtenswert erscheinende Betrachtung:

„Waren diese Menschen in dem Momente gleichsam in eine und dieselbe Person zusammengeschmolzen? In ungewöhnlichen Fällen, wo große Aufregungen und abnorme Zustände walten, läßt sich ein solches Fallen der die Individuen sonst auseinander haltenden Scheidewände wohl denken; es gibt sympathetische Zusammenstimmungen und Verschmelzungen, wo mehrere Menschen ja ganze Menschenmassen nur als eine und dieselbe Person fühlen, anschauen, vorstellen, handeln, leiden.“ —

Ehe wir dieses durch eine Reihe von Beispielen charakterisierte Erscheinungsgebiet, das sich uns als anormales Wirkungsgebiet der schöpferischen Kraft der Phantasie darstellt, verlassen und zur Naturerscheinung der sogenannten Fata Morgana übergehen, erscheint es geboten, vorerst noch die Wirksamkeit jener Kraft in ihren wesentlichen Phasen festzustellen, welche sie bei Expandierung ihrer normalen Wirkungssphäre ins Abnorme sukzessive durchläuft.

Vorerst offenbart sich die Phantasie normalerweise unter Kontrolle des bewußten Willens intern in den Erzeugnissen des Vorstellungsvermögens; vermutlich vermöge Differentiierung einer organisch gebundenen ätherischen Substanz. Sodann betätigt sie sich normalerweise, aber der Kontrolle des bewußten Willens entzogen, intern im gewöhnlichen Traume. Ferner anormalerweise, der Kontrolle des bewußten Willens zumeist entzogen intern in den sogenannten Schlumberbildern und kaleidoskopartigen Erscheinungen, wie sie sich bei manchem schon beim Schließen der Augen einzustellen pflegen. Alsdann anormalerweise, der Kontrolle des bewußten Willens teilweise entzogen, extern, halluzinatorisch wirksam, in den Produkten des künstlerisch schaffenden Genius.

Hiermit schließt ihre übersinnliche, intern- und externideative Wirksamkeit und es beginnt ihre sinnenfällige ideoplastische und ideomotorische Wirksamkeit. Obschon sie in dieser Wirkungsweise dem bewußten Willen völlig entrückt erscheint, bleibt sie doch der Suggestion zugänglich.

In dieser abnormen Wirkungssphäre äußert sich die Phantasie zunächst intern als periphero-somatische Ideoplastik (in der Stigmatisation) und extern in der Para- und Teleplastik, deren jede man wieder in eine emotionelle und divinatorische teilen könnte.

Dieser Systematisierungsversuch der hier durch Beispiele vertretenen Erscheinungen will selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern soll nur bezwecken, die Absicht, die Daumer bei der Anordnung seiner typischen Fälle verfolgte, leichter erkennbar zu machen, insofern dadurch ein gewisser Über-

blick über die verschiedenartigen Erscheinungen gewonnen wird. — Was nun das jetzt zu erörternde Phänomen anbelangt, das als optische Erscheinung unter dem Namen Fata Morgana eine wissenschaftliche Existenzberechtigung erhalten hat, so wird man sich aus den folgenden ausführlichen Schilderungen, die Horst in seiner Deuteroskopie davon entwirft, leicht überzeugen können, daß auch dieses seltene und grandiose Naturschauspiel noch sehr der Aufhellung bedarf, es daher von keiner geringen Dreistigkeit zeugt, mit dem unzulänglichen Begriff, den sich die Wissenschaft oberflächlichweise von dieser Erscheinung gebildet hat, auch noch mystische Phänomene, die mit jenem einige Ähnlichkeit haben, ohne weiteres erklären zu wollen.

Ein anderes sehr instruktives Phänomen, das vorerst noch in Betracht gezogen zu werden verdient, ist folgendes, von Daumer also geschildertes.

„In großen Wüsten und Einöden kommen bekanntlich die sonderbarsten Erscheinungen vor; wie in den afrikanischen der sogenannte Ragl, der sich gewöhnlich zwischen Mitternacht und 6—7 Uhr morgens einfindet und den Tag über aussetzt, außer bei großer Erschöpfung, wo er auch bei Tag anhält. Man sieht dabei die Gegenstände ungemein vergrößert und phantastisch umgestaltet. Einem Reisenden erschien sein Notizbuch als ein großes Album mit schönen Zeichnungen.“ „So spukt auch hier,“ meint Daumer, „der künstlerische Genius“ und Perty vergleicht, wie er erwähnt, den Ragl mit den Traumbildern des Halbschlafes.

Meines Erachtens nähert sich der Ragl schon mehr den Träumen des Nachtwandlers, der sich in einer traumgemäß umgestalteten Umgebung orientiert und bewegt und auf ihre Einwirkungen in einer seinen Traumbildern entsprechenden Weise reagiert. Allerdings werden auch im Halbschlaf Sinneseindrücke traumhaft umgestaltet, d. h. im Sinne von auftauchenden Traumideen gedeutet.

Es ist allerdings richtig, wie der Rationalismus behauptet, daß Erschöpfungszustände und daher auch strenge Askese das Auftreten von Illusionen und Halluzinationen außerordentlich begünstigen; aber der wahre Grund davon, der zugleich Aufklärung über das Wesen jener Erscheinungen geben würde, bleibt unberührt, nämlich daß in diesem Zustand hochgradiger physischer Abspannung der materielle Organismus nicht mehr vermögend ist, jene psychophysische Substanz in sich festzuhalten, welche der Träger der individuellen Kräfte ist. Den Zustand aber, welcher sich durch einen anormalen Ausstrom psychologischer Substanz, vermittelt welcher der Geist Eindrücke empfängt und Wirkungen vollbringt, charakterisiert, bezeichnet man gewöhnlich als Ekstase. Es ist demnach dieser Zustand, und zwar in einem gewissen Stadium, in welchem sich Illusionen und Halluzinationen ein-

zustellen pflegen; und Erschöpfungszustände begünstigen sie nur insofern, als sie der Entstehung ekstatischer Zustände förderlich sind. Daß bei externer Tätigkeit der Phantasie der Produzent des Phantasmas zugleich auch Perzipient desselben sein kann, darf um so weniger betremden, als man ja auch bei ihrer internen Produktion zwischen einem Phantasiebild als Wahrnehmungsobjekt und einem Wahrnehmenden unterscheidet. Darum sagt auch Daumer: „Wir — im Sinne unseres gemeinen, tagwachen Selbst oder Ich — sind es nicht, von welchen das im Schläfe, Halbschlaf oder Wachen auftretende Phantasiebild oder Phantasma erzeugt wird. Diesem Selbst oder Ich ist eine solche Kraft und Macht zu schaffen, zu bilden und dadurch sich selbst zu täuschen nicht verliehen.“ —

Nach dieser durch den sogenannten Ragl veranlaßten Abschweifung, in welchem die Phantasie wie in dem mystischen Phänomen der Transfiguration eine transformative Wirksamkeit entfaltet, wobei ihr Gegenstände der Umgebung oder aus ihr empfangene Eindrücke anscheinend als Nucleus dienen, mögen nun jene Erscheinungen eine ausführlichere Darstellung hier finden, welche ein hyperkritischer, an metaphysischer Bedürfnislosigkeit krankender, überaus seichter Rationalismus mit Vorliebe dazu benützt, um damit Phänomene mystischer Art, wofern sie mit ihnen einige Ähnlichkeit haben, natürlich aufzulösen; welche aber der mit gründlicherem und umfassenderem Wissen ausgestattete H e r s t, mit Rücksicht darauf, daß sie in Ermangelung emotionaler, symbolischer und divinatorischer Elemente einen psychischen Ursprung auszuschließen scheinen, als Naturerscheinungen von jenen mystischen (oder metapsychischen) Phänomenen vollkommen abtrennt, und ihnen in seiner Deuteroskopie ein eigenes Kapitel widmet, das ich seinem wesentlichsten Inhalte nach unter demselben Titel hier folgen lasse: „Fata, oder Fee Morgana. Ähnliche prachtvolle Luftbilder in Indien und anderen Ländern:“

„In gewisser Hinsicht könnten auch die prachtvollen Lufterscheinungen auf den Namen von Deuteroskopien Anspruch machen. Denn bei ihrer Erblickung ist es wirklich, als sähe man mit einem anderen Gesicht Dinge, welche sich dem natürlichen Auge als nie gesehene Wunder darstellen. Das Volk scheint dies von alter Zeit her dunkel gefühlt zu haben, da es — „Feenschöpfungen“ daraus gemacht, und solche auf diese Weise in das Gebiet des Geistigen und Übernatürlichen versetzt hat. Da sie aber ganz gewiß keinen übernatürlichen Einwirkungen angehören und selbst vom abergläubigsten Scharfsinn darin nie etwas Symbolisches oder Bedeutungsvolles (wie z. B. in den Wolkenbildern) hat entdeckt werden mögen, so ist derer im Werke selbst nicht unter obiger Kategorie gedacht worden. Hier aber stehen ein paar Worte darüber nicht am unrechten Orte.

Wohl sind es natürliche Erscheinungen oder Luftbilder, aber — erkenne man hierin das Mangelhafte alles unseres Wissen! — ob wir dies gleich mit Bestimmtheit wissen; so ist man in ihrer Erklärung bis jetzt noch nicht weiter gekommen, als die beiden berühmten Naturforscher Kircher und Schott bereits im 17. Jahrhundert waren. Und vielleicht wird sich die Wunderpracht und das zugleich Natürliche und Künstlerische in der Farbengebung, das Unerklärliche in der Symmetrie und Anordnung des Ganzen usw. — vielleicht wird sich dies alles nie ganz befriedigend erklären lassen.

Die Fata Morgana findet in der Gegend von Rheggio im mamertinischen Sunde statt, ist selten, und gemeiniglich nur bei großer Sonnenhitze zu sehen. Die Feen-Bilder sind natürlich nicht jedesmal dieselben; sie wechseln mit erstaunenswürdigem Reichtum bei jeder einzelnen Erscheinung unaufhörlich miteinander ab. Jetzt glaubt man Festungen, Paläste, regelmäßig geordnete Straßen in der Luft schweben zu sehen. Allmählich verschwinden diese, und nun erblickt man eine unzählige Menge von Säulen, hier in langen Reihen, dort gruppenartig geordnet, und zu einem künstlerischen gefälligen Ganzen verknüpft. Auch diese Szenerie verschwindet nach und nach wieder, und macht einem anderen, wo möglich noch prachtvolleren und bewundernswürdigeren Schauspiel Platz.

Sofort stellen sich große Waldungen dar, die ihren ungeheuren Schatten weithin in angenehme Täler werfen, ganze wohlgeordnete Alleen — gemeiniglich fünf Reihen in paralleler Linie — von Zypressen, Fichten und anderen Bäumen. Es zeigen sich, dies sahen neuere Reisende, auf einmal fruchtbare weite Felder, mit einer Menge Menschen darauf, allerhand ländliche Gegenstände, kleine und große Herden Viehes — alles in seiner natürlichen Farbenwechselung, künstlicher Mischung des Lichts und des Schattens, und so lebhaft, ausdrucksvoll, feenhaft-zauberisch und prachtvoll, daß nie ein Maler imstande sein wird, solch ein Zaubergemälde hervorzubringen.

Aber nicht bloß in Sicilien, sondern auch in Mittelindien und in anderen orientalischen Ländern finden nicht selten ähnliche Erscheinungen statt. Hier sind solche der Regel nach jedoch nur im Winter bemerklich, wie umgekehrt dort in den heißesten Sommertagen.“

„Die außerordentlichen Lufterscheinungen werden von den Bewohnern von Meru si-kotè (Luftschlösser, oder eigentlich Winterschlösser), im westlichen Hindostan tehitram (Bilder) und in den, von dem Tschembul und Dschumna durchfluteten Niederungen dissaser genannt. Die Perser geben dieser auffallenden optischen Täuschung, welche schon den Alten bekannt war, den Namen ser-ab oder sir-ab (geheimnisvolles Wasser), aber so verschieden

die Benennungen sind, so mannigfaltig sind auch die Arten der Erscheinung selbst.“

„Das erste Mal“ — erzählt ein neuerer Reisender — „als ich das schöne Schauspiel mit eigenen Augen sah, ward meine Aufmerksamkeit durch eine dunkle, hohe Mauer von dickem Rauche am äußersten Horizont erregt. Die dunkle Masse verdünnte sich allmählich und ward durchscheinend; die Gebüsche verwandelten sich in mächtige Räume. Jetzt fiel ein Lichtstrahl auf die Dunstwand und im Augenblick erschienen an ihrer Stelle Schlösser, Türme, Bäume usw., jeder neue Sonnenstrahl brachte eine neue Veränderung in dem tehitram hervor, bis endlich die Sonne zu viel Kraft erlangte, und das ganze Gebilde wie ein Feentraum in der Luft zerrann.“

Später sah ich ein solches Naturpanorama sich auch bewegen und ich behaupte, daß das Auge nie etwas Schöneres sehen kann. Es war in Kotal kurz vor Aufgang der Sonne, als ich in meinem Garten spazieren ging. Zufällig fielen meine Blicke auf die nachbarlichen kleinen Hügel, die den Horizont in Südwest begrenzen, und ich bemerkte, daß sie sich bewegten und in wellenförmigen Schwingungen längs dem Horizonte hinschwammen. Ehe ich mir über die Wunder Rechenschaft zu geben vermochte, waren sie meinen Augen entschwunden; jetzt bin ich aber überzeugt, daß es nichts weiter war als ein tehitram, das ein leichter Lufthauch auf seinen Fittichen mit sich führte.

Wie schön auch dieser Anblick war, so stand er doch dem, dessen ich mich später in Hissar erfreute, weit nach. Der Leser denke sich in die Mitte einer weiten unbewohnten Ebene, wo nichts dem in die Weite schweifenden Blicke im Wege steht, am Horizonte aber eine hohe schwarze Mauer bemerkbar ist. Sobald nun der erste Sonnenstrahl auf diese Wand fiel, zertheilte und verwandelte sie sich, wie durch Zauberei, in eine unendliche Menge phantastischer Gestalten, Türme, Paläste, Säulenhallen, Bogen, Bäume usw., die alle sich wiederum tausendfältig umgestalteten, bis das ganze Luftbild endlich zerrann. Man nennt diese hier sehr gewöhnliche Erscheinung Hertchend radja ka pouri (Stadt des Rajah Hartschend), der ein in dem eisernen Zeitalter Hindostans sehr berühmter Fürst war. Die Kraft der Strahlenbrechung in diesem Bilde kann ich nicht besser verdeutlichen, als wenn ich sage, daß ich in demselben das alte Agarroa mit seinem Fort und seinen Bastionen erkannte, obgleich dies dreizehn Meilen weit entfernt ist.“

„Doch genug davon; wer eines der herrlichsten Schauspiele der Natur sehen will, der reise einmal in die Ebenen von Mairta, oder von Hissar und betrachte vor dem Aufgange der Sonne die luftige Stadt des Hertchend, und er wird den Anblick noch groß-

artiger finden, als den Sonnenaufgang auf den hohen Gipfeln der Schweiz.“

„Dr. Clark und Baron Lichtenstein,“ setzt der Redakteur der „Zeit-Bilder“ in der gehaltvollen Zeitung für die freie Stadt Frankfurt a. M. hinzu, „haben in ihren Reisen ebenfalls genaue Beschreibungen dieser höchst merkwürdigen Naturerscheinung gegeben. Eine genügende Erklärung davon ist noch nicht vorhanden, wenigstens ist sie uns nicht bekannt.“ — —

Erscheinungen wie die dieser Studie vorangestellte, aus Prag berichtete, sollen auch an verschiedenen anderen Orten Böhmens und Mährens wahrgenommen worden sein. So sollen einem Berichte der „Bohemia“ zufolge am 21. und 22. Juni 1915 zwischen 8 Uhr 20 Minuten und 8 Uhr 35 Minuten abends in Sowinka (Markt i. Bez. Jungbunzlau) Truppen gesehen worden sein, die in einer Breite von zirka 500 m kolonnenweise über ein herrschaftliches Feld aus der Richtung von Kovanec heranmarschiert kamen, dann in Schwarmlinien vorgingen, zirka 600 Schritte vor Sowinka Halt machten, sich alsdann wieder zurückzogen, beiläufig eine Kompagnie westwärts detachierten, und nach Verlauf einer Viertelstunde wieder verschwanden, um einem anderen belebten Bilde, das bis 9 Uhr 45 Minuten währte, Platz zu machen, das sich anderntags in kleineren Dimensionen wiederholte, aber dann nur eine Viertelstunde lang anhielt.

Die „Bohemia“ und andere Blätter bezeichneten dieses Phänomen als „kriegerische Fatamorgana“ und sehen darin die Spiegelung eines wirklichen Vorgangs, den sie auf den westlichen Kriegsschauplatz glauben verlegen zu müssen. — Leider bleiben uns diese gelehrten Berichterstatter die Aufklärung schuldig, warum diese entfernte Szene nicht in den oberen Luftraum, sondern auf die Erde reflektiert wurde, und zwar in einer Weise, daß sie sich mit allen Details ihrer Bewegung genau in die Landschaft einfügte, und sich nicht noch manche andere Fragen stellen, aber die wissenschaftliche Aufklärung unserer großen Zeit liebt es nicht also interpelliert zu werden, sondern hält es mit Lohengrin, der da sagt:

„Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen.“

Da sie von Wissendurst nicht eben geplagt ist, würde sie vorwitzige Frager am liebsten wie John Fallstaff abfertigen, und ihnen bedeuten, daß wenn Gründe so wohlfeil wie Brombeeren wären, sie welche haben sollten.

Da also eine genaue wissenschaftliche Beobachtung dieser Phänomene nicht vorliegt, so läßt sich selbstverständlich auch keine Entscheidung darüber treffen, ob sie in das Gebiet der mystischen Psychologie oder in das der Physik gehören.

Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft.

Von H. Hä n i g.¹⁾

Wer heute — etwa vom theologischen oder philosophischen Standpunkt — an das Studium des Okkultismus herantritt, wird vor einer Enttäuschung nicht bewahrt werden können. Der heutige Okkultismus hat, obwohl er in Deutschland mindestens ein halbes Jahrhundert besteht, wenig Anziehendes: er besitzt weder ein einheitliches, nach allen Richtungen ausgebautes System, noch bietet er eine leichte Möglichkeit, ihn zu studieren, so daß schon Manche, die sich ihm ernsthaft widmen wollten, diese Beschäftigung unmutig aufgegeben haben. Die Tatsachen sind in aller Welt zerstreut, und von den großen Systemen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgebaut worden sind, ist kaum mehr als ein Bruchteil übrig geblieben. Die Opposition, die zum Teil von seiten der Wissenschaft und der Kirche dagegen eingesetzt hat, hat das Ihrige getan, um das Vertrauen stark zu erschüttern, das in einzelnen Fällen dem Okkultismus entgegenbracht worden ist.

Trotzdem wird man behaupten dürfen, daß gerade in der Gegenwart das Interesse für den Okkultismus in Deutschland so stark wie nie zuvor ist. Er ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, jetzt sogar dem gewünschten Ziele näher als je gekommen: eine ganze Reihe von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft beschäftigen sich heute mit seinen Problemen, und besonders die Strahlenforschung hat deutlich gezeigt, daß eine Grenze zwischen Okkultismus und Wissenschaft in der Gegenwart kaum mehr zu ziehen ist. Es kann nach der Natur der Dinge nicht ausbleiben, daß auch die moderne Religionswissenschaft sich mit diesen Problemen auseinandersetzen muß. Vorläufig wird man ihr allerdings die abwartende Haltung nicht verdenken können, die sie gegenüber den Ergebnissen des Okkultismus eingenommen hat. Für eine Geistesrichtung, die von Hegel beeinflusst ist und an die Tübinger Schule anknüpft, kann von vornherein wenig Neigung dafür erwartet werden, sich an eine Sache zu wagen, mit der seit Jahrhunderten der größte Mißbrauch getrieben worden ist. Wie sollten wir auch über ein Gebiet etwas aussagen können, für das

*) Diese Artikelserie brachte die von Univ.-Prof. Dr. R a d e in Marburg in H. im 30. Jahrgange herausgegebene „Christliche Welt“ (Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände) in Nr. 14 bis 16 d. J. Es ist ein bedeutendes Verdienst unseres z. Z. im Felde stehenden, sehr geschätzten Herrn Mitarbeiters, das Interesse der aufgeklärten protestantischen Theologen — ähnlich wie dies der hochwürdige Prof. Dr. Ludwig-Freising in katholischen Kreisen seit Jahren mit bedeutendem Erfolg durchführt — auf die Probleme und Strebeziele der okkultistischen Forschung zu lenken. — Red.

uns, wie Goethe sagt, die Aussicht verrannt ist, d. h. für das unsere fünf Sinne nicht mehr ausreichen? Die moderne Weltanschauung will sich nicht mehr mit bloßen Vermutungen begnügen, sondern sie sucht Tatsachen und wendet sich daher instinktmäßig einzig dem Diesseits zu, wo sie allein Sicheres zu finden hofft.

Freilich wird man dabei eine große Einschränkung machen müssen. Auch die moderne Theologie kann nicht umhin, jenen metaphysischen Trieb im Menschen zuzugeben, der immer wieder das treibende Moment zu Neubildungen geworden ist und auch heute wieder bei der Ausbreitung des Okkultismus eine große Rolle spielt. Der Mensch, wenigstens der tiefer angelegte, hat nun einmal das Bedürfnis, über die Sinnenwelt hinauszugehen und auf diese Weise eine Beantwortung der Fragen zu suchen, die sich ihm bei der Betrachtung der Umwelt täglich und stündlich aufdrängen. Wäre dem nicht so, so wären weder die großen Systeme der Philosophie des 19. Jahrhunderts zu verstehen noch die große Bewegung, die heute unter dem Namen Theosophie, Spiritismus oder Okkultismus auftritt und wenigstens in ihrer jüngsten Entwicklung als eine Gegenbewegung gegen den Materialismus aufzufassen ist, der seit den achtziger Jahren in Deutschland so große Ausbreitung gewonnen hat.

Die protestantische Theologie sieht sich hier vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Wird sie die ganze Bewegung ignorieren, so wird sie sich ohne Zweifel ein gutes Teil der Möglichkeit nehmen, sich weiter zu entwickeln, und eines Tages in die Lage kommen, sich über Fragen bei dem Okkultismus Rat holen zu müssen, auf die ihr weder die Naturwissenschaft noch die Psychologie eine Antwort geben können. Es kann den, der seit Jahren die Entwicklung des Okkultismus und der neueren Theologie verfolgt, nur Wunder nehmen, daß ein großer Teil ihrer Vertreter heute immer noch nichts weiß von den Forschungen De Rochas' und Durville's, obgleich gerade sie das größte Interesse daran hätten. Würde sich die Theologie dagegen bedingungslos dem Okkultismus verschreiben, so würde das eher einen Rückschritt als einen Fortschritt bedeuten, da heute auf diesem Gebiete noch eher als auf jedem anderen alles im Fluß ist und ein jahrelanges Studium dazu gehört, um auch nur einigermaßen das zu finden, was man als gesicherte Ergebnisse bezeichnen kann und was für die Zukunft im wahrsten Sinne des Wortes fruchtbringend zu werden verspricht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich auch die neuere Religionswissenschaft in erster Linie mit dem Gebiete des Okkultismus auseinandergesetzt hat, das ihr am nächsten liegt und daher die meisten Berührungspunkte mit ihr hat: der Theosophie. Der innere Weg, den der Mensch zu gehen hat, um in den Besitz höherer Kenntnisse zu gelangen, wird heute wieder in unzähligen

Vorträgen und Schriften gerühmt, und die hohe Ethik, die sich damit verbindet, wird schon Manchen für diese Bewegung gewonnen haben, der an sich gern einen anderen Weg eingeschlagen hätte. Die erste und grundlegende aller okkultistischen Anschauungen ist auf diese Weise wieder Vielen bekannt geworden: unser irdisches Bewußtsein, das wir fälschlich Seele nennen, ist nur eine Abart eines höheren, dahinterstehenden, und man braucht nur jenes auszuschalten (durch den sogenannten negativen Zustand), um dieses zu erleben und dadurch in Verbindung mit einer höheren Welt zu treten. So nimmt der Mensch gewissermaßen das vorweg, was einst allen Menschen zuteil werden wird, wenn die Zeit dazu gekommen ist: — die modernen Theosophen haben sich immer als Vorläufer dieser Zeit gefühlt, und man begegnet daher in ihren Schriften Anschauungen, die uns schon in den Büchern des Alten und des Neuen Testaments entgegentreten.

Allerdings bietet die Theosophie in der Gegenwart ein so zerfahrenes und verworrenes Bild, daß man durchaus daran zweifeln kann, ob sie die hohe Aufgabe erfüllen wird, die sie sich gesteckt hat. Sie predigt von einer Durchforschung der religiösen Urkunden des Menschengeschlechtes, um das Gemeinsame darin zu suchen und auf diese Weise verborgene Schätze unserer Kultur dienstbar zu machen, — aber gerade ihre Hauptvertreterin, Helene Blavatzki, muß sich von einem ihrer neueren Kritiker (Speyer, Die indische Theosophie) sagen lassen, daß sie fremdländische Zitate unkritisch benutzt und indische Ausdrücke falsch übersetzt hat. Sie verweist beständig auf die sogenannte Geheimlehre, die aus Aufzeichnungen von Menschen entstanden sein soll, welche in jenen höheren Zustand eingegangen sind; aber der englische Major Waddel, der den Lama von Lhasa 1904 bei der englischen Expedition über die Geheimlehre fragte, erhielt nach Speyer von diesem die Antwort, daß er weder von dieser noch von dem Bestehen der Geheimbrüderschaft etwas wisse, in deren Kreisen jene Metaphysik entstanden sein soll.²⁾ Die Theosophie wirft ferner dem Spiritismus beständig vor, daß er sich

²⁾ Einen starken Stoß hat der Glaube an die Unfehlbarkeit der indischen Theosophie besonders durch den Bericht erfahren, den Dr. Hodgson nach einer sehr strengen und unparteiischen Untersuchung über das Treiben der indischen Theosophie veröffentlicht hat, nachdem er im Auftrage der Londoner Gesellschaft für psychologische Forschung nach Indien gesandt worden war (Proceedings B. III. „Hodgson Report of Phenomena connected with Theosophy“ p. 201—400). Zur Einführung in den Gedankenkreis der abendländischen Theosophie, die in neuerer Zeit immer mehr von der indischen abgerückt ist, eignen sich am besten die Schriften Dr. R. Steiners, von denen besonders das 1914 erschienene Buch „Theosophie“ sowie die „Geheimwissenschaft im Umriß“ (4. Auflage 1914) und „Das Christentum als mystische Tatsache“ von 1902 zu nennen sind.

kritiklos unter den Einfluß fremder Wesen stelle, während ihre eigenen Anhänger nicht weniger kritiklos alles hinnehmen, was ihnen von seiten der Geheimlehre und der sogenannten Hellseher geboten wird.

Es bleibt also vorläufig für den, der die heutige Theosophie studieren will, nichts weiter übrig, als selbst jenen inneren Weg der Erkenntnis zu gehen, der ja auch unter dem Namen der Mystik und der Ekstase in der Geschichte der christlichen Kirche bekannt ist. Ob sich die so gewonnenen Erkenntnisse für die Gesamtheit unserer Kultur verwenden lassen, ist vorläufig mehr als zweifelhaft. Alle die Anschauungen, denen wir in der modernen Theosophie begegnen (Seelenwanderung, Eingehen des Menschen in das Allbewußtsein, Karma d. h. Bestrafung des Menschen im nächsten Erdenleben), sind auch schon vor ihrem Auftreten in Europa bekannt gewesen, ohne deshalb zu allgemeinen Anschauungen geworden zu sein. Aber auch andere Bedenken sind gegen diese Art von Erkenntnis laut geworden. Die völlige Ausschaltung des Bewußtseins ist zu Lebzeiten des Menschen viel schwieriger, als mancher Theosoph denken mag, und die Frage bleibt immer noch, ob nicht auch das Unterbewußtsein in uns an solchen Wahrnehmungen beteiligt ist. Wir geraten hier auf ein glattes und schlüpfriges Gebiet, bei dem es uns erlaubt sein muß, alle Einwände zu erheben, ehe wir uns zu einem Schluß drängen lassen, der sich auf ein außerhalb unserer Sinnenwelt liegendes Gebiet bezieht. Selbst der Einwand, daß auch in jener höheren Welt, zu der uns dieser Weg führen könnte, Gutes und Schlechtes durcheinander gehe und daß uns daher jede Erfahrung fehlen würde, beides voneinander zu unterscheiden, muß als durchaus berechtigt gelten und denen entgegengehalten werden, die auf diese Weise bereits glauben, die Rätsel des Menschen und des Daseins gelöst zu haben. (Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Zur Frage der ewigen Wiederkunft aller Dinge.

Von Hofrat Max Seiling (München).

Zu dieser im Mai-Heft (S. 234) von Herrn Justizrat Dr. Heinsfurter angeregten Frage möchte ich mir erlauben, die folgenden Bemerkungen zu machen.

Mir scheint die besondere Frage, ob Heine oder Nietzsche „der Vater des ungeheuren Gedankens“ ist, insofern überflüssig, als die Auffassungen der beiden Denker sich keineswegs decken. Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft ist nichts anderes

als die vom Materialismus bestätigte ewige Wiederholung eines und desselben, ungezählte Jahrtausende währenden Weltprozesses. Der Materialismus kennt nur eine sich mit absoluter Notwendigkeit vollziehende Bewegung von Atomen, die anfänglich einen Urnebel bilden, aus dem allmählich Sonnen und Planeten mit all ihren mannigfaltigen Erscheinungen entstehen, um dann schließlich wieder zum Urnebel zurückzukehren, worauf der ganze Prozeß von neuem beginnt und sich stets in genau der gleichen Weise abspielt. So wiederholt sich denn auch das einzelne Menschenleben in allen seinen Phasen und bis ins allerkleinste gehenden Verrichtungen unendliche Male. Wer sich dies genügend ausmalt, wird wohl gerne zugeben, daß dieser ungeheuerliche Gedanke — wie bald nach Nietzsches Verkündigung der Lehre von der ewigen Wiederkunft treffend gesagt wurde — entweder von einem Verrückten stammt oder aber verrückt machen kann.

Diese Art der menschlichen Wiederkunft darf nun beileibe nicht mit der Lehre von der Wiederverkörperung identifiziert werden. Denn dort handelt es sich um ein erst nach ungezählten Jahrtausenden wiederkehrendes Bewußtsein von verschwindender Zeitdauer, hier aber um ein kontinuierliches Geistesleben, das nur während der jeweiligen Verkörperung eine Einschränkung erfährt, die von Goethe als „körperliche Verdüsterung der Entelechie“ bezeichnet worden ist. Dabei liegt zwischen den einzelnen Verkörperungen ein verhältnismäßig kurzer, übrigens sehr verschiedener Zeitraum, der höchstens nach Jahrhunderten zu bemessen ist.

Während es sich also bei der Lehre von der Wiederverkörperung um Unsterblichkeit im Sinne einer Fortdauer nach dem Tode handelt, hat der Wahngedanke Nietzsches damit so wenig zu tun, daß sein Urheber über die Unsterblichkeit nicht genug spotten kann. So heißt es z. B. im 211.: „An die Träumer der Unsterblichkeit“ überschriebenen Aphorismus der „Morgenröte“: „Diesem schönen Bewußtsein eurer selbst wünscht ihr also ewige Dauer? Ist das nicht schamlos? Denkt ihr denn nicht an alle anderen Dinge, die euch dann in alle Ewigkeit zu ertragen hätten, wie sie euch bisher ertragen haben, mit einer mehr als christlichen Geduld? Oder meint ihr, ihnen ein ewiges Wohlgefühl an euch geben zu können? . . . Ihr Erdenbewohner mit euren Begriffelchen von ein paar Tausend Zeitminütchen wollt dem ewigen allgemeinen Dasein ewig lästig fallen! Gibt es etwas Zudringlicheres!“ Mit derartigen Auslassungen teilt der freilich nicht immer also denkende und sich so oft widersprechende Nietzsche auch die Meinung Haeckels, daß der geringste Bazillus dem Menschen an Bedeutungslosigkeit nicht nachstehe.

Was nun Heines etwas unklare Ausführungen betrifft, so scheinen sie auf den ersten Blick allerdings etwas Ähnliches zu sagen wie Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft aller Dinge. Bei genauerem Zusehen ergibt sich jedoch, daß Heine eine Wiederkehr des Menschen auf dieser Erde, also innerhalb eines der obenerwähnten Weltprozesse im Auge hat. Was ihn aber von Nietzsche noch mehr unterscheidet, ist der Inhalt des folgenden Satzes: „Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird ganz wie ich, und ein Weib geboren wird ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Torheit enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sie sich beide begegnen.“ Die Wiederkehr wird also nach Heine unter *veränderten* Verhältnissen (Kopf des Mannes und besseres Land) eintreten. Infolge dieses Umstandes steht Heines Idee der sinnvollen Lehre von der Wiederverkörperung ungleich näher als Nietzsches sinnloser „ewiger Wiederkunft“. Von einer Vaterschaft Heines bezüglich des Gedankens der Wiederverkörperung könnte aber keine Rede sein, da dieser Gedanke, wie von der Schriftleitung bereits hervorgehoben, lange vor Heine sich vielfach auch anderweitig findet.

Angesichts der Wichtigkeit der das Menschenrätsel wie keine andere Lehre aufhellenden Reinkarnationsidee darf ich hier vielleicht bemerken, daß ich in meiner Schrift „Wer war Christus?“ (C. Kühn, München) zahlreiche Aussprüche hervorragender abendländischer Denker über diese Frage zusammengetragen habe. Was die wichtigste dieser Stimmen — Goethe — betrifft, habe ich auf meine früher erschienene Protestschrift „Goethe und der Materialismus“ (O. Mutze, Leipzig) verwiesen, woselbst ich viele Äußerungen unseres großen Dichter-Denkens zu der in Rede stehenden Frage bereits angeführt hatte. Da ich in der Zwischenzeit vier weitere entdeckt habe und andererseits zur Einsicht gekommen bin, daß einige der von mir damals beigebrachten Auslassungen auch anders gedeutet werden können, möchte ich die Stellung Goethes zum Reinkarnationsgedanken, wie sie sich mir jetzt ergeben hat, bei dieser Gelegenheit an der Hand der nötigen Zitate charakterisieren.

Die früheste Spur findet sich in dem (1774 gedichteten) „Prometheus“. Auf die Frage Pandoras: „Und nach dem Tod?“ antwortet der Menschenbildner:

„Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt, in Wonne schläft —
Dann lebst du auf, auf's jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!“

(Es ist verblüffend, in welcher naher Übereinstimmung mit der theosophischen Geheimwissenschaft diese Verse den Zustand des

Menschen nach dem Tode schildern, insofern die beiden ersten Verse sich auf die Seelenwelt (Kamaloca) und der dritte sich auf das Geisterland (Devachan) bezieht.)

Bald darauf versucht Goethe seine starke Neigung zur Frau von Stein mit den folgenden an Wieland gerichteten Worten zu erklären: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib!“ Und das gleiche sagte er (1776) der Freundin selbst mit den bekannten (schon von der Schriftleitung S. 235, Fußnote, angezogenen) Versen:

„Sag' was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.“

Ferner schrieb er ihr drei Jahre später: „Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin.“ Des weiteren im Juli 1781, als ob es sich um eine ganz selbstverständliche Sache handelte: „Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen.“ Sodann im Dezember des gleichen Jahres: „Herders Gespräche über Seelenwanderung sind sehr schön und werden Dich freuen.“

In einem an Knebel (1781) gerichteten Brief findet sich die Stelle: „Ein Artikel meines Glaubens ist es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufen eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.“

Aus Venedig schreibt Goethe im Oktober 1786: „Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zumute, als ob ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wieder sähe.“

Am Todestage Wielands (25. Januar 1813) führte er mit Falk ein mit geradezu unheimlicher Mystik übersättigtes Gespräch, in dem er unter anderem verlauten ließ: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wieder zu kommen.“ Ein anderes Mal sagte er zu Falk: „Wir alle, so viel wir unser sind, haben uns von der Welt doch irgend etwas weismachen lassen, und eben deshalb können wir auch noch einmal wiederkommen.“

Im August 1815 äußerte Goethe gegen Boisserée: er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt; alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an . . . Boisserée sei gewiß auch schon dagewesen im 15. Jahrhundert. Und im September des gleichen Jahres drückte er gegen denselben Freund seine Freude aus, daß die

Welt, das Leben für Bedürfnisse sich immer gleich bleiben, was ein Trost für Seelenwanderer sei.

Gegen den Schluß von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ heißt es mit Bezug auf Makarie: „Wir hoffen, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserem Sonnensystem entferne, sondern, wenn sie an die Grenzen desselben gelangt ist, sich wieder zurücksehnen werde, um zugunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohltun wieder einzutreten.“

Ferner ist der Gedanke an die Wiederverkörperung wohl auch in den an Eckermann (März 1828) gerichteten Worten zu erkennen: „Jeder außerordentliche Mensch hat eine Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem!“

Im Gedicht „Wohl zu merken“ ist die Rede von einem „Folgeleben“.

Endlich kann noch die Strophe herangezogen werden:

„Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefestigt, einmal verflüchtigt.“

Außer diesen an Bestimmtheit nichts zu wünschen lassenden Belegen gibt es noch verschiedene dunkle Worte, die im Sinne der Reinkarnationslehre gedeutet werden können, wegen dieser ihrer Unentschiedenheit aber hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

Erwägt man, daß Emerson von Goethe mit Recht gesagt hat, der alte ewige Genius, der diese Welt auferbaute, habe sich ihm mehr anvertraut, als je einem Andern, — dann müßte die Art, wie der also Gewürdigte für die Lehre von den wiederholten Erdenleben eingetreten, die Gegner dieser Lehre eigentlich doch stutzig machen.

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena).

(Fortsetzung von Seite 226.)

So fällt auch dieser Vorwurf des logischen Widerspruches in Nichts zusammen. Und Petzold, der ihn übrigens nur dem transzendentalen Idealismus entlehnt und etwas neu aufgeputzt hat,⁴⁾ würde ihm auch wohl kaum soviel Gewicht beigemessen haben, wenn er nicht in die Frage nach der Welt an sich mit Unrecht ein Verlangen „nach der absoluten Wahrheit“ (199) hinein-

⁴⁾ Vergl. die Widerlegung seiner idealistischen Fassung bei Ed. v. Hartmann „Das Grundproblem der Erkenntnistheorie“, 3. Aufl. S. 45 ff.

gedeutet hätte. Er verwechselt eben selbst, wie die meisten anderen Positivisten (Mach, Verworn, Kleinpeter u. a.) auch, den erkenntnistheoretischen Begriff des „Dinges an sich“, der nur ein von unserer Wahrnehmung unabhängiges Ding bezeichnet, von vornherein mit dem metaphysischen Begriff eines absoluten oder gar eines unveränderlichen Seins (82, 172) und erblickt deswegen auch in dem kantischen „Ding an sich“ „nur eine Variation der körperlichen Substanz“ (172) oder gar „die eigentliche Substanz im alten Sinne“ schlechthin (172, vgl. 186). Und doch haben diese beiden Begriffe gar nichts miteinander zu tun. Sie fließen wohl bei den alten griechischen Denkern noch zusammen, unklar ineinander, weil hier die Probleme der Erkenntnislehre noch nicht von denen der Metaphysik gesondert waren.⁵⁾ Heute aber sollte man sie wirklich nicht mehr so durcheinander wirren, wie es Petzold des Öfteren tut. Denn wenn ich von einem Dinge sage, daß es unabhängig von mir und meiner Wahrnehmung existiert, so schreibe ich ihm damit noch keineswegs ein absolutes, schlechthin und nach jeder Hinsicht unabhängiges oder gar unveränderliches Sein zu; sondern ich sage nur, daß es meine flüchtige Wahrnehmung überdauert und durch sie auch in seiner Beschaffenheit nicht verändert wird. Und ich schreibe mir von dieser seiner wahren, wirklichen Beschaffenheit auch keineswegs eine absolute, unbedingt gewisse Erkenntnis zu; sondern ich begnüge mich damit, sie mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen und mit ihrer Hilfe eine „widerspruchsfreie Auffassung“ der Welt (182) zu gewinnen, wie sie uns der Positivismus mit seiner Anleihe bei der „Bildungskraft“ des gemeinen Mannes eben nicht bietet.

Aber Petzold hat noch einen letzten Einwand gegen den transzendentalen Realismus in Bereitschaft. Und dieser letzte Einwand ist wohl für ihn selbst der entscheidende. „Wir können“, so schreibt er: „die Dinge immer nur so denken, wie wir sie vorfinden; nie so, wie sie niemand vorfindet.“ „Daraus geht hervor, daß, wenn ich die Dinge unabhängig von meiner Wahrnehmung denken soll, ich sie grundsätzlich mit allen den Qualitäten denken muß, die ich während der Wahrnehmung an ihnen finde, aus denen ich sie bestehend finde“ (186). „Die Welt vorstellen oder sie denken, bedeutet eben sie mit Qualitäten vorstellen oder denken, während die Frage nach der Welt an sich ausdrücklich von allen sinnlichen Qualitäten absieht“ (198). „Ein Erkennen der Welt, wie sie ohne uns ist, wie sie niemand vorfinden kann, wäre ein Sehen ohne Augen oder ein Hören ohne Ohren“ (199).

Hier haben wir den eigentlichen Grund für Petzolds

⁵⁾ Vergl. Arthur Drews: „Der Monismus im Altertum“.

Widerstand gegen jeden Versuch einer Erkenntnis der Welt an sich. Und dieser Grund ist kein anderer als seine Vorliebe für die sinnliche Anschauung oder sein Glaube an die Unmöglichkeit einer nichtsinnlichen Erkenntnis (69 f.). Er meint: wir können uns nichts denken, was wir uns nicht sinnlich vorstellen können. Aber das ist doch nur ein Vorurteil des allerbeschränktesten Empirismus. Denn in Wahrheit beginnt ja alle wirkliche Erkenntnis gerade erst mit der Erhebung des Denkens von der sinnlichen Anschauung zum Begriff. Und wenn ein Teil unserer Begriffe auch aus der sinnlichen Anschauung gewonnen ist, so ist das bei vielen anderen doch nicht der Fall. Ja, gerade die wichtigsten von ihnen, wie z. B. die der Einheit, des Zusammenhanges, der Gesetzmäßigkeit u. a., haben ihren Ursprung ganz entschieden nicht in der sinnlichen Erfahrung, und sie bezeichnen auch nichts, was sinnlich angeschaut oder vorgestellt werden kann. Ja, sogar die Lehrsätze der Geometrie lassen sich, wie P e t z o l d selbst bemerkt, rein begrifflich entwickeln und darstellen: ohne Rücksicht auf die Raumanschauung unseres Gesichts- oder Tastsinnes (195).

Die Beschränkung unserer Erkenntnis auf das Sinnlich-Vorstellbare ist also ganz verkehrt. Und schließlich kommt ja auch P e t z o l d mit Mach zu der Überzeugung: es sei „denkbar, daß unsere physikalischen Theorien von der besonderen Qualität unserer Sinnesempfindungen unabhängig werden“ (189). Jedenfalls aber liegt auch für ihn „das Bleibende und Allgemeine“ oder „der Kern der begrifflichen Erfassung der Welt“ in den R e l a t i o n e n. „An welchen Qualitäten diese vorgefunden werden,“ sagt er, „das ist erkenntnistheoretisch von nebensächlicher Bedeutung“ (! 197). „Das erkenntnistheoretisch Wertvolle sind die Beziehungen zwischen relativ gleichgültigen Qualitäten. In diesen Beziehungen erfassen wir die von unserer besonderen biologischen Organisation unabhängige Welt unmittelbar“ (! ? 197). Die sinnliche Anschauung tritt also auch für P e t z o l d schließlich an Wert und Bedeutung ganz hinter der rein begrifflichen Erkenntnis der vorhandenen Gesetzmäßigkeiten zurück (197). Er wagt nur noch nicht sich ihrer völlig zu entledigen. Denn er meint; es sei „undenkbar, die Relationen ohne irgend welche Qualitäten vorzustellen“ (197 f.). Und darum „bedeutet die Welt vorstellen und denken“ für ihn „eben: sie mit sinnlichen Qualitäten vorstellen und denken“ (198). Aber das ist doch nur eine Halbheit, die notwendig auf einen Widerspruch hinausläuft. Denn wenn wir uns die gesetzmäßigen Beziehungen der von uns und unseren Sinnen unabhängigen Welt an sich mit den nur für uns und unsere Sinne vorhandenen Qualitäten der Farbe, des Tones, der Härte usw. verbunden vorstellen, dann verdinglichen wir eben damit auch diese sinnlichen Qualitäten zu selbständigen Trägern

jener gesetzmäßigen Beziehungen und betrachten sie als die wirklichen Elemente der „von unserer besonderen biologischen Organisation unabhängigen Welt“. D. h. wir heben ihre vorher festgestellte Abhängigkeit von unseren Sinnen in Gedanken wieder auf und stellen sie uns im Widerspruch mit unserer besseren Einsicht doch als an sich daseiende Dinge, als „Qualitäten an sich“ vor.

Wir geraten also gerade durch das ängstliche Festhalten an der sinnlichen Anschauung in jene „heillose logische Verwirrung“, die P e t z o l d gern vermeiden möchte (199). Und ein Ausweg aus den von ihm nicht überwundenen Schwierigkeiten des Erkenntnisproblems ist nur dadurch zu erreichen, daß wir uns bei unseren Aussagen über die wirkliche Beschaffenheit der Welt ganz von der besonderen Qualität unserer Sinnesempfindungen unabhängig machen (189).⁶⁾ Darum brauchen wir es dem Naturforscher noch keineswegs zu verargen, wenn er für seine nächsten Zwecke auch die sinnliche Vorstellung mit zu Hilfe nimmt. So mag er z. B., wie bisher, auch weiterhin ruhig fortfahren, uns von jener Urzeit der Erde, wo es noch keine Lebewesen mit besonderen Sinnesorganen gab, ein Bild zu entwerfen, das mit den Farben unserer sinnlichen Anschauung gezeichnet ist (191 f.). Und er mag sich auch bei der Beschreibung der chemischen und physikalischen Vorgänge gern der herkömmlichen atomistischen Vorstellungen bedienen (192) und sich die Elemente der Chemie oder die Elektronen der modernen Physik als kleine Körperchen oder raumerfüllende Stoffteilchen vorstellen. Aber er soll sich dabei immer bewußt bleiben, daß diese „Korpuskeln“, ebenso wie jene Farben und Töne an seinem Bilde der Urzeit unseres Planeten, nur „Hilfsmittel der Beschreibung“ sind, die als solche „wohl zum Entwerfen von (vorläufigen) Bildern des Wirklichen verwendet, aber nicht als die Wirklichkeit selbst angesehen werden dürfen“ (192)! Und wenn er gar ein Erkenntnis-kritiker sein will, dann soll er sich, ebenso wie der Philosoph, der sich mit dem „Weltproblem“ befaßt, grundsätzlich klar machen, daß jene sinnlichen Qualitäten der uns gegebenen Empfindungswelt von der Tätigkeit unserer Sinnesorgane a b h ä n g i g sind und daß sie darum auch nicht die wirklichen Elemente der von uns u n a b h ä n g i g e n Welt des physischen Geschehens und die Träger oder Gegenstände ihrer gesetzmäßigen Beziehungen sein können. —

Es ist also — trotz aller Einwände P e t z o l d s — ganz in der Ordnung, wenn „die Frage nach der Welt an sich ausdrücklich von allen sinnlichen Qualitäten absieht“ (198). Und nicht das ist „unlogisch“, daß man überhaupt nach Dingen an sich oder

⁶⁾ Auf S. 189 lasen wir ja bei Petzold selbst, daß das „denkbar“ sei.

den eigentlichen Trägern jener gesetzmäßigen Relationen fragt (198); sondern unlogisch ist es nur, wenn man sich die Dinge an sich mit sinnlichen Qualitäten behaftet oder aus ihnen bestehend denkt und in diesen vermeintlichen „Qualitäten an sich“ die eigentlichen Träger jener gesetzmäßigen Beziehungen sucht: wie es Petzold trotz seines eigenen Verbotes doch immer wieder tut (186 ff., 198). Und wenn wir es uns recht überlegen, so finden wir ja auch jene gesetzmäßigen Relationen, um die es sich bei unseren physikalischen Theorien handelt, nicht an den sinnlichen Qualitäten vor: wie Petzold irrtümlicher Weise meint (189).

Man denke nur an die Lehren der Astronomie: da liegt es doch auf der Hand, daß z. B. die von der Wissenschaft festgestellten Größenverhältnisse, Abstände und gegenseitigen Lagen der verschiedenen Teile unseres Sonnensystems keine „funktionellen Abhängigkeiten unserer Empfindungen voneinander“ ausdrücken. Hier ist es nicht nur „gleichgültig, an welchen sinnlichen Qualitäten jene Relationen sich finden“ (197). Es handelt sich überhaupt nicht um irgendwelche unmittelbar gegebene Beziehungen zwischen irgend welchen sinnlich gegebenen Elementen: wie z. B. zwischen der wahrgenommenen Sonnenscheibe und dem Lichtflecken Mars. Sondern es handelt sich um etwas ganz anderes: es handelt sich um mittelbar erschlossene Beziehungen zwischen mittelbar erschlossenen, aber niemals sinnlich gegebenen Dingen an sich oder wirklichen Himmelskörpern. Und wenn wir in diesen gesetzmäßigen Beziehungen tatsächlich „die von unserer besonderen biologischen Organisation unabhängige Welt erfassen“, wie Petzold selbst sagt (197), dann ist diese von uns und unseren Sinnen unabhängige Welt oder „Welt an sich“ eben nicht unerkennbar; sondern sie wird von uns, wenigstens nach ihrer formalen, logischen oder gesetzmäßigen Seite, allmählich immer besser erkannt. Nur das kann allenfalls noch zweifelhaft sein, ob wir sie auch nach ihrer materiellen Seite hin zu erkennen vermögen: d. h. ob wir imstande sind, das eigentliche Wesen jener Dinge an sich oder das, was ihre Realität, im Gegensatz zu dem bloß gedanklichen Sein unserer Vorstellungen, ausmacht, irgendwie näher zu bestimmen.

* * *

*

(Fortsetzung folgt.)

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Unbekannte Naturkräfte oder Rätsel des Seelenlebens*).

Schon Ende der vorigen Woche ging uns von privater Seite eine Mitteilung zu, wonach sich in Großerlach Oberamt Backnang in dem Hause der Postbotenwitwe K. spukhafte Erscheinungen von außerordentlicher Heftigkeit gezeigt haben sollen. Wir haben von diesen Dingen bis jetzt keine Notiz genommen, weil wir erst authentische Nachrichten abwarten wollten. Nun ging uns aber gestern von einem in Murrhardt ansässigen Leser des „Hohenstaufen“ eine Zuschrift zu, der eine Mitteilung oder Stellungnahme erwartet. Obwohl wir nun zu einer Stellungnahme ohne vorausgegangene Ermittlung und Prüfung der Ereignisse an Ort und Stelle nicht in der Lage sind, wollen wir den Tatbestand so, wie er bis jetzt in die Öffentlichkeit gekommen ist, nicht weiter zurückhalten. Im „Backnanger Amtsblatt“ und in der „Murrh. Ztg.“ wurde darüber folgende, fast gleichlautende Darstellung veröffentlicht:

„Großerlach, 19. Mai. (Spuk.) Aus unsern Waldgegenden wurden in früheren Zeiten gar manchmal allerhand unglaubliche Spukgeschichten verbreitet; auch unser aufgeklärtes Zeitalter bleibt nicht frei von solchen unaufgeklärten übernatürlichen Erscheinungen. So lebt derzeit die Gemeinde Großerlach in nicht geringer Aufregung. Bei der Postbotenwitwe K., deren Mann zu Norbes in Frankreich voriges Jahr den Tod fürs Vaterland starb, wurde in letzter Zeit vielfach das Vieh im Stall — er ist in einer vom Wohnhaus unweit gelegenen Scheuer — losgebunden. Und zwar am hellichten Nachmittage konnte man zusehen, wie die Ketten von selbst sich lösten und unter der Streu verschwanden. Dieser Vorgang wiederholte sich immer wieder, sobald die Tiere mit der Kette festgehalten waren. Am letzten Montag übertrug

*) Entlehnt dem in Göppingen (Württ.) erscheinenden radikal demokratischen Tageblatt: „Der Hohenstaufen“ vom 25. V. cr. Der uns persönlich wie auch unsern Lesern durch frühere wertvolle Beiträge als scharfsinniger Denker vorteilhaft bekannte Herausgeber Herr Joh. Illig schreibt uns zur Einsendung dieser sehr merkwürdigen Spukgeschichte von Großerlach: „Ich habe bereits am Sonntag (21. Mai) mich mit dem dortigen Schultheißenamt in Verbindung gesetzt und will womöglich persönlich an Ort und Stelle gehen, sobald es mir möglich ist, hoffe also noch Näheres berichten zu können.“ — Herausgeber des konservativ-agrarischen Amtsblatts des Bezirks Backnang ist der Landtagsabgeordnete Stroh. Auch in diesem Fall muß erst das Ergebnis sachkundiger Untersuchung abgewartet werden, über die wir im nächsten Hefte berichten. Red.

sich der rätselhafte Spuk auch in die Wohnung und unter Beisein mehrerer Zuschauer und Zeugen, die für den Hergang einstehen können, flogen hier Haushaltsgegenstände, groß und klein, vom Aufstellungsort auf den Boden oder an die Wand und an den Köpfen vorbei, ohne daß das Geringste vor irgend einem Wesen zu bemerken war. Ja selbst die Türen hoben sich aus den Angeln. Wohnräume und Küche boten das Bild der Zerstörung. Da die Familie nicht von der Unruhe verschont blieb, wurden die Kinder inzwischen bei Verwandten untergebracht. Nun ist auch auf behördliche Anordnung die Landjägersmannschaft aufgefordert, in die eigenartigen, rätselhaften Vorgänge Licht zu bringen, hoffentlich gelingt dies rasch und sicher.“

Der „Backnanger Volksfreund“, welcher die Vorgänge nicht selber erlebt, sondern sich nur an Ort und Stelle „informiert“ hat, bemerkt dazu folgendes: „Die Frau Postbotin in allen Ehren, eine fleißige, tätige Frau, sie trinkt auch zuweilen so ein Gläschen nicht ungern und ist deshalb in glücklichen Stunden mit einer außerordentlich ‚reichen‘ Phantasie begabt. In einer solch dichterischen Stimmung erzählte sie auch die rührend-schöne Geschichte von den fliegenden Milchhäfen usw. Am letzten Dienstag hat sich nun der Landjäger ins Haus begeben und bald hatte er den umstürzlerischen ‚Geist‘ entdeckt. Unter der Jugend des Hauses befindet sich auch ein kürzlich aus der Schule gekommener junger Herr (ein sog. ‚heller Kopf‘), der jedenfalls die ‚eigenartigen Vorgänge‘ mit den Milchhäfen usw. gemacht und Redakteure, Schultheißen und sonstige Beamten zum — Besten gehabt hat! Seit nämlich der Landjäger diesem ‚Geist‘ die Hölle heiß gemacht hat, hören auch die Spukgeschichten auf! Die Blamage der frommen Leute ist groß; Großerlach aber ist um seine ‚Seherin‘ gekommen, die es sich fast in Konkurrenz mit Prevorst beigelegt hätte.“

— Wir bedauern, diesem harten Urteil des uns politisch nahestehenden Backnanger Blattes nicht ohne weiteres zustimmen zu können. Das Blatt traut seinem Urteil offenbar selber nicht recht, denn es kann nicht behaupten, daß der Knabe die Vorgänge tatsächlich gemacht habe, sondern es meint nur, daß er sie „jedenfalls“ gemacht habe. Der Umstand, daß die Vorgänge seit dem Besuch des Landjägers aufgehört haben, beweist gar nichts für ihre Möglichkeit. Solange wir uns nicht selber an Ort und Stelle informiert haben, wollen und können wir kein Urteil abgeben, ob sich die Vorgänge in Wirklichkeit ereignet haben oder ob eine Betrugswahrscheinlichkeit vorliegt. Nur dieses Eine möchten wir aussprechen: Von der Möglichkeit solcher Vorgänge sind wir durchaus überzeugt und wer sie von vornherein mit Hohn und Spott abtut, beweist nur, daß er nicht unterrichtet ist und daß ihm die Kenntnis alles dessen abgeht, was heute von einer ernsten Wissenschaftlichkeit kaum mehr bestritten wird.

Von den zahlreichen Forschern, die berühmte Namen tragen, nennen wir nur den Direktor der Pariser Sternwarte, Flammarion, und den Mailänder Psychiater Cesare Lombroso. Dieser letztere hat zahlreiche Spukhäuser untersucht und ist dadurch zu der Überzeugung gekommen, daß es sich hier um die Wirkung von ‚Geistern‘ handelt. Er schreibt darüber in seinen ‚Hypnotischen und spiritistischen Forschungen‘ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) u. a. folgendes:

„Ein wichtiger Beitrag für die Lösung des Problems einer Tätigkeit Verstorbener wird uns von den Vorgängen in Spukhäusern geliefert. Diese Phänomene sind den medianischen absolut gleich. Nur äußern sie sich spontan, oft ohne Ursache, und sind meist an ein Haus, ein Zimmer oder an eine Gruppe von Personen gebunden. Die häufigsten sind sehr starke Klopflaute, Reibungsgeräusche, Schritte. Auch werden Gegenstände in verschlossene Zimmer verschleppt. Erscheinungen sind seltener. Joire bemerkt ganz richtig, daß diesen Bewegungsphänomenen augenscheinlich jeder Zweck fehlt, und daß sie sich hierdurch sowie durch ihre Absurdität von den medianischen unterscheiden. Klingeln ertönen, Lichter brennen an und erlöschen; Pfannen, Hüte und Schuhe verirren sich nach den sonderbarsten Plätzen, sogar bis auf den Dachboden; Kleider werden zusammengeknittert.

Ein anderer Unterschied ist der, daß die Geräusche oft sehr laut sind und Gegenstände brutal herumgeworfen werden. In den medianischen Sitzungen hingegen wird mit den Anwesenden und oft auch mit den Möbeln vorsichtig umgegangen. Manchmal scheint in Spukhäusern direkt eine böswillige Absicht vorzuliegen. Man findet abgebrannte Matratzen, zerschnittene Kleider usw. — Die Tradition vom Vorhandensein derartiger Häuser ist so alt und eingewurzelt, daß in allen Sprachen bestimmte Ausdrücke dafür vorhanden sind: deutsch Spukhäuser, englisch haunted houses, französisch maisons hantées, italienisch case spiritate oder infestate. Außerdem gibt es noch eine Menge lokaler Dialektbezeichnungen.

Das Vorhandensein solcher Spukhäuser ist durch zahlreiche gerichtliche Gutachten bestätigt worden.“

In seinen weiteren Ausführungen unterscheidet Lombroso zwei Arten von Spukhäusern. Er sagt: „Es gibt Häuser, in denen derartige Phänomene nur eine begrenzte Zeit hindurch auftreten, und bei denen sich fast stets der Einfluß eines Mediums (Vermittlungsperson) feststellen läßt. Man müßte solche Häuser medianische Häuser nennen. In anderen erscheinen die Phänomene andauernd, und jeder medianische Einfluß ist anscheinend dabei ausgeschlossen.“

In einem weiteren Artikel sagt Lombroso: „In anderen Häusern zeigt sich ein großer, wenn nicht ausschließlicher Einfluß Verstorbener, die durch ihr Erscheinen oder durch Erklärungen in

medianischen Sitzungen zu ganz bestimmten Zwecken eine oft schreckliche Macht entwickeln. Manchmal wollen sie sich für das Bewohnen eines früher ihnen gehörigen Hauses rächen, oder sie treten für die Ehre der Familie ein, oder sie geben auf Moral und Religion bezügliche Ratschläge.“

Zusammenfassend sagt Lombroso: „Es gibt also Fälle, in denen Phänomene von meist kürzerer Dauer durch Anwesenheit von Medien in Spukhäusern erklärt werden können. Viel zahlreicher sind aber diejenigen Fälle, wo die Annahme medianischen Einflusses nicht zur Erklärung ausreicht. Ihre Dauer ist ja auch weit länger und erstreckt sich manchmal auf ganze Jahrhunderte. Die Einwirkung Verstorbener wird kontrolliert durch typtologische Mitteilungen, durch Erscheinungen und durch Stimmen, die sensiblen Personen vernehmbar sind. Von dem Einfluß Toter erzählen die ältesten Zeiten und die Sagen aller Völker. Spukhäuser liefern uns demnach die ältesten, verbreitetsten und am wenigsten bestrittenen Zeugnisse eines andauernden, fast autonomen Willens Verstorbener. Diese erscheinen oft lange nach ihrem Tode. Zu ihren besonderen Gewohnheiten gehört, daß sie sich im Kostüm ihrer Zeit und zu bestimmten Stunden nachts zeigen. Selten sprechen oder schreiben sie. Häufig wiederholen sie immer dieselben Bewegungen, besonders solche, die ihnen zu Lebzeiten zur Gewohnheit geworden waren. Erst manifestieren sie sich von den Medien durch Geräusche, dann meist durch Bewegungen, die sie Gegenständen erteilen, schließlich durch vereinzelt Sichtbarwerden. Manchmal wollen sie sich rächen oder raten von sündhaften Handlungen ab. Vielfach sind die Gründe ihres Handelns absurd und lächerlich, z. B. im Fall der Children, die sich als die Besitzer eines Schlosses ausgaben, in dem sie vor hundert Jahren einmal gewohnt hatten. Oft wollen die Geister der Toten sich an jemand rächen, oder sie zeigen den bevorstehenden Tod einer Person an.“

Zum Schluß sagt Lombroso: „Interessant ist es, zu beobachten, daß man in der Neuzeit derartige Vorkommnisse so überaus zahlreich und in der überzeugendsten Weise sah, während das in den letzten zwei Jahrhunderten nicht der Fall war. Nur die unteren Volksschichten wußten früher von diesen Dingen, doch zwischen dem Volk und den gebildeten Klassen besteht ja eine Kluft. Der gebildete Mensch glaubte nicht an die Phänomene, selbst wenn sie sich vor seinen Augen abspielten. Er wollte sie nicht prüfen, machte sie nicht bekannt und vergaß sie bald. Jetzt erst beginnt man sie zu studieren. Trotzdem fällt heute noch vieles der Vergessenheit anheim oder wird nicht geglaubt, sondern verlacht. Wenn ich z. B. im Falle Fumero nicht hartnäckig auf dem Posten geblieben wäre, so würde man geglaubt haben, daß infolge meiner Ankunft oder beim Einschreiten der Polizei die

Phänomene aufgehört hätten. Man würde von Betrug gesprochen und so die allgemeine Aufmerksamkeit von den betreffenden Vorgängen abgelenkt haben.“

So Lombroso. Man kann seine Deutung der Erscheinungen gelten lassen, man kann sie auch bestreiten. Aber die Tatsächlichkeit der Erscheinungen wird man nicht mehr leugnen können.

N a c h s c h r i f t. Soeben geht uns eine Erklärung des Ortsvorstehers in Großerlach zu, die sich gegen den „Volksfreund“ wendet, und in der es heißt: „Großerlach. Auf die Darstellung im ‚Backnanger Volksfreund‘, betreffend angebliche Entlarvung des sogenannten bösen Geistes, möchte ich folgendes erwidern: Die Vorkommnisse in der Wohnung der Witwe Kleinknecht am 15. Mai haben sich genau so zugetragen, wie sie im ‚Murrthalboten‘ Nr. 115 geschildert worden sind. Die Geschichte soll schon 3 Wochen lang gedauert haben, ich aber hatte wichtigeres zu tun, als mich um derartige Gespräche zu bekümmern. Mir selbst hat die Witwe Kleinknecht, der ich einige Tage vorher wegen ihres anstoßerregenden Lebenswandels Vorhalt machte, von der sogenannten Geistergeschichte nichts gesagt, weil sie wußte, daß ich für derartigen Blödsinn nicht empfänglich bin. Da aber an dem genannten Montag die Sache in regelrechten Unfug und öffentlichen Auflauf ausartete, mußte ich notgedrungen nach der Sache sehen und fand die Wohnung und die Küche in einem Zustand, der jeder Beschreibung spottet. In der Küche befand sich kein ganzes Stück Geschirr mehr, sogar an einem eisernen Hafen war ein Stück herausgerissen, ein großer Rahmhafen und die Milchhäfen lagen zerbrochen am Boden, deren wertvoller Inhalt lief in der Stube herum; während meiner kurzen Anwesenheit flogen weitere drei Milchhäfen und der Mostkrug von ihrem Aufstellungsort weg und 1—2 Meter weit auf den Boden usw. Da ich nicht an Geister und Hexen glaube, ersuchte ich den Landjäger, nach der Sache zu sehen, die Wohnung ließ ich, um Unfälle zu vermeiden, über Nacht schließen. Als der Landjäger am andern Tag kam, war alles wieder ruhig, er konnte seine Schlußfolgerung: der 14jährige sogenannte helle Kopf — wie der ‚Volksfreund‘ sagt — sei der Täter, nur auf Vermutungen und Erzählungen gründen; es ist also nicht richtig, daß die Landjägersmannschaft den umstürzlerischen Geist entdeckt hat. Im übrigen scheint nach meinem Dafürhalten eine Veröffentlichung der Angelegenheit ganz am Platze, denn nur dadurch kann die Sache einer Aufklärung entgegengeführt werden.

Den 21. Mai 1916.

Schultheiß K i r c h e r.“*)

*) Zu dem bereits durch die ganze „aufgeklärte“ Tagespresse gehenden Entlarvungsbericht schreibt uns u. a. Herr Cl. H. Wieben Amtsvorsteher in Todenbüttel in Holstein (dat. 30. Mai 16): „Anliegend erlaube ich mir Ihnen als Redakteur der ‚Psych. Stud.‘, deren Leser ich bin, eine Beilage der ‚Neuen Hamburger Zeitung‘ vom 29. Mai mit einer interessanten Mitteilung über einen ‚Spuk von Großerlach‘ zu übersenden. Die Schilderung trägt offenbar Merk-

Sir W. F. Barrett über Weiterleben und die Visionen bei Mons.

Von Prof. Willy Reichel, Los Angeles (Cal.).

Die englischen spiritualistischen Journale, ebenso auch andere, sind seit Monaten voll von Beschreibungen von Phantomen, die angeblich den englischen Soldaten in der Schlacht bei Mons gegen die Deutschen geholfen haben sollen. In deutschen Journalen las ich nichts darüber. Die spiritualistische Literatur beschreibt aber öfters solche Fälle; ich erinnere nur an das Buch von Elsa Barker „War letters from the Living dead man“, New York, Mitchell Kennerly, 1915, das in der englischsprechenden Welt sehr viel gelesen wird, wohl hauptsächlich, weil es gegen die Deutschen gerichtet ist. Dann „Ghostland“ von Emma Hardinge Britten, Chicago, 1897, usw.

Mir selbst ist einmal ein Fall vorgekommen, der, wenigstens für mich, so überzeugend war, daß ich ihn hier nachträglich mitteilen will. Es war im Jahre 1892 oder 1893, wo ich noch in Berlin lebte, als ich eines Sonntags nach dem Müggel-See fuhr und entlang diesem, von Friedrichshagen nach Rahnsdorf spazieren ging. Ich kenne die Gegend dort genau, da ich 1870 in Friedrichshagen meine Gymnasialferien verlebte. Zwischen diesem Ort und Rahnsdorf befand sich ein Försterhaus, umgeben von Pflaumenbäumen, von denen ich eine noch grüne pflückte, ohne mir weiter etwas dabei zu denken, da solche ganz unreif waren und auf einem offenen Felde standen. In demselben Augenblick hörte ich einen Ruf „Halt, Halt“ und ich sah den Förster in Uniform mit einem großen Hunde auf mich zulaufen. Ich blieb stehen, da ich mir ja auch nichts Böses bewußt war, denn daß ich eine ungenießbare harte Pflaume gepflückt hatte, hielt ich für kein Verbrechen. Als der Förster mich erreichte, schrie er mich an: „Ich verhafte Sie, Sie haben Pflaumen gestohlen.“ Ich zeigte ihm meine einzige grüne Pflaume und nahm gleichzeitig einen Fünfzig-Mark-Schein aus meiner Briefftasche, um keine weiteren Un-

male wirklich okkulter Vorgänge an sich. Wenn der kluge „Volksfreund von Backnang“ solche nicht kennt und, wie es anscheinend geschehen ist, vom Standpunkte der „Ueberlegenheit, welcher alle Naturvorgänge klar auf der Hand liegen“ urteilt, so will das wenig besagen. Es müßte aber meiner Ansicht nach eine Verbindung okkulter Forscher bestehen, welche es möglich macht, solche Vorgänge vorurteilsfrei zu prüfen.“ — Der Spottartikel spricht von den vielen „Schwachen im Geiste, bei denen der Krieg, wie leicht erklärlich, den Boden für Aberglauben und allerlei mystischen Vorstellungen zugänglich gemacht“ habe und schließt mit den Worten: „So geschehen im 20. Jahrhundert, nicht im tiefen Rußland, sondern in Deutschland“. —

Wir bringen im nächsten Heft den ausführlichen Bericht des Herrn Illig über die von ihm genau untersuchten und als durchaus echt befundenen Spukerscheinungen. — Red.

annehmlichkeiten zu haben. Im selben Augenblick sah ich den Förster mit entstellten Zügen umkehren und davonlaufen und mit ihm seinen großen Hund mit eingekniffenem Schwanz. Ich stand für einige Minuten wie ein begossener Pudel da, denn ich verstand nicht, was diesen Förster so plötzlich bewog, mit angsterfüllter Miene mit seinem Hunde davon zu laufen.¹⁾ Ich ging dann langsam nach dem Rahnsdorfer Bahnhof und fuhr nach Berlin zurück. Am gleichen Abend ging ich zu Frau Valcska Töpfer, die, wenn sie auch von menschlichen Schwächen nicht frei war, die ihr Verdächtigungen und Verfolgungen zuzogen, das beste Trance-, Schreib- und Klopfmedium war, das ich je in fast allen Erdteilen auf meinen Weltreisen antraf. Ihr sogenannter geistiger Führer — Zwibor nannte er sich — schien zu wissen, weswegen ich kam, und sagte mir, daß er mir heute geholfen habe, was er aber nicht hätte tun dürfen, falls ich eine Sünde begangen hätte. Er habe dem Förster einen Schrecken eingejagt, so daß er davongelaufen sei. Auf meine Frage, wie er das gemacht habe, antwortete er: „Da Du ein Medium für ziemlich alle Phasen bist, so habe ich, ihm sichtbar, ein schreckliches Gesicht hinter Deinem Rücken materialisiert, das ihm Schauder einflößte; doch, nochmals gesagt, wir können das nur dann tun, wenn wir dazu die Bedingungen finden und der Betreffende nichts Unrechtes getan hat.“ [Man könnte hierbei Gedankenlesen des Mediums annehmen.] Was nun den Fall Barrett und die Mons-Visionen betrifft, so berichtet „Light“ (London) vom 15. Jan. 1916:

„Sir W. F. Barrett, F. R. S. schrieb am 5. Jan. einen Artikel in der „Christian Commonwealth“ über „The Hither and the Beyond“, in dem er sagt, daß er, obschon er nicht persönliche Erfahrungen von großem Wert von einem Weiterleben von Verwandten und Freunden mitteilen könne, doch völlig überzeugt sei von der Tatsache, daß diejenigen, die einst auf dieser Erde lebten und uns nahe standen, die wir noch in den Körper eingepfercht sind, mit uns in Verbindung treten können und es in einigen Fällen auch tun. Was die vermeintlichen Visionen von Engeln bei Mons und anderswo auf den Schlachtfeldern in Frankreich betrifft, so sieht er nichts Unbegreifliches darin, daß gewisse Soldaten die Gabe des Hellsehens besitzen, die unzweifelhaft einige Menschen haben. Er führt dann folgenden Brief an, der ihm zugesandt wurde. Er ist von einem Soldaten, dessen Arm bei dem Rückzug von Mons zerschmettert wurde und der nun im Hospital in Brighton liegt. Er schreibt in einem an seinen (Barretts) Neffen gerichteten Brief: „Ich will Ihnen einige wunderbare Dinge aus meinen Erlebnissen

¹⁾ Der Mann war wohl durch das unerwartet „noble“ Angebot verblüfft und hatte den Eindruck, an den Unrechten gekommen zu sein, so daß er für sich selbst Unannehmlichkeiten befürchtete. An Geisterhilfe braucht man also noch lange nicht zu denken! — Red.

in Frankreich und Belgien erzählen, von Blicken in die Hölle und Lichtblicken in den Himmel. Es war nicht ungewöhnlich, daß Tausende von Deutschen, von, wie es schien [N. B.! Red.], wenigen von uns, zurückgeworfen wurden [? Offenbarer Schwindel! Red.]. Heerscharen des Himmels schienen uns zu helfen. Die Verwundeten auf dem Schlachtfelde wurden von Krankenpflegerinnen in weißen Kleidern — Engeln Gottes — gepflegt. Das wird Ihnen unglaublich erscheinen, doch nichtsdestoweniger ist es eine Tatsache, da ich selbst ein lebender Zeuge von einigen dieser Visionen bin. Nicht jeder sah diese Engel, doch eine ganze Reihe von uns sahen sie, und ich bin sicher, hätte uns nicht Gottes und seiner Engel Hand geschützt, niemand von uns hätte solch eine Hölle überstanden.“ —

Sir William findet es schwierig, den Wert dieses Zeugnisses einzuschätzen, denn wir müssen, so sagt er, rechnen mit dem weit ausgedehnten Einfluß von Einbildung und Suggestion, bzw. mit Halluzination, die von Illusionen der Sinnesempfindung herrühren können. [Das ist in der furchtbaren Aufregung und dem Höllenlärm eines Trommelfeuers ganz wohl denkbar. — Red.]

Englische Zeitungen brachten nun über diese angeblichen Visionen englischer Soldaten und die diesen vom „Himmel“ zuteil gewordene Hilfe spaltenlange Artikel, während in Deutschland obiger Bericht wohl mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen werden wird. [Ohne Zweifel! — Red.]

Kurze Notizen.

a) † Dr. jur. H ü b b e S c h l e i d e n. Unmittelbar vor Redaktionsschluß ging uns noch die nachfolgende erschütternde Trauerbotschaft aus Göttingen (Nikolausbergerweg 34, 25. 5. 16) zu: „Am 17. Mai abends 11 Uhr entschlief sanft nach langem schweren Leiden mein lieber Adoptivvater Dr. Wilhelm Hübbe Schleiden im 70. Lebensjahr, tief betrauert von seinen Verwandten, Freunden und seiner Tochter Paula Hübbe Schleiden.“ — Damit ist der Mann aus dem irdischen Dasein geschieden, der neben d u P r e l der Hauptbegründer der ganzen okkultistischen Bewegung in Deutschland war; denn die von ihm viele Jahre lang herausgegebene und musterhaft geleitete Zeitschrift „Sphinx“ war das erste große, nach wissenschaftlichen Grundsätzen redigierte Organ dieser neuen, den Materialismus mit fortschreitendem Erfolg bekämpfenden Richtung. Daß es ihm nicht gelang, diese Monatschrift zu halten, kam zweifelsohne hauptsächlich daher, daß er sie immer ausschließlicher und, wenn auch in der besten Absicht, immer einseitiger zum Organ der in Adyar begründeten alten „Theosophischen Gesellschaft“ machte, mit deren ausgesprochen

englischer Richtung viele seiner eigenen bisherigen Mitstreiter nicht einverstanden waren. Den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Leistungen als Philosoph bildete seine klassisch schöne Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Ein Beitrag zum Darwinismus“ (Braunschweig 1891), die uns wohl berechtigt, ihn den größten und scharfsinnigsten Denkern der Menschheit beizuzählen. Auf dem metaphysischen Gebiet des gesamten Okkultismus insbesondere galt er als erster und umfassender Kenner aller einschlägigen Verhältnisse und Fragen, so daß wir seine bis zuletzt uns treu gebliebene Mitarbeit an den „Psychischen Studien“ uns zu hoher Ehre anrechneten. Er war Edelmensch vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn seine letzten Lebensjahre durch die innerhalb der Theosophischen Gesellschaft ausgebrochenen Streitigkeiten getrübt wurden, so zeigte er sich auch hier stets als echter Vorkämpfer jener wahren „Gottesweisheit“, deren höchstes Prinzip die *L i e b e* und die *W a h r h e i t* ist. Möge sein hoher Geist, nachdem er nun den ewigen Frieden der „Kinder Gottes“ gefunden haben wird, auch fortan unser Unternehmen, wie bisher, freundlich und wohlwollend umschweben! Für nähere Mitteilungen über den Lebensgang und die schriftstellerische Tätigkeit des teuren Abgeschiedenen von seiten eines seiner früheren Mitstreiter wären wir dankbar. — Die „Fürst. Reuß. Geraer Zeit.“ schreibt (Göttingen. 24. Mai): „Im Alter von 70 Jahren starb in Göttingen der Weltreisende und Theosoph Dr. jur. Wilhelm Hübbe Schleiden, einer der Pioniere unserer Kolonialpolitik, für die er schon 1874 auch in mehreren Werken eingetreten ist. Seine Erfahrungen als Beigeordneter des deutschen Generalkonsulats in London und seine afrikanischen Reisen kamen ihm dabei sehr zu statten. Ein Jahrzehnt später zog er sich vom politischen Leben zurück und wirkte für die Ausbreitung der theosophischen Bewegung in Deutschland. In seiner idealistischen Zeitschrift „Sphinx“ veröffentlichte der Maler Fidus seine ersten Zeichnungen. Seine Abhandlung „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“, die 1892 erschien, behandelte die altindische Weltanschauung vom Standpunkte des Darwinismus aus. Seine letzten zehn Jahre brachte er einsam in Göttingen zu, wo ihn nun der Tod von langer Krankheit erlöst hat.“

b) *Prophetische Kriegskunst in der Dorfkirche.* — In den „Blättern des Schwäbischen Albvereins“ ist zu lesen: Bei Ellwangen, etwa 20 Minuten von der Stadt in der Richtung Rindelbach, Crailsheim zu, kommt man an eine „Kapelle bei der Eich“, in der voriges Jahr die Decke mit einem Gemälde heruntergebrochen und nun ein neues Bild gemalt worden, modern, mit Soldaten, und doch kirchlich, und höchst ergreifend: Schwarzer Wolkenhimmel, Gewitterstimmung. Die Sonne bricht durch die Wolken und strahlt (wie beim Wasserziehen) auf die Szene hernieder. Rechts ein Fels, steinige Landschaft, auf dem Fels ein

Kreuz mit sterbendem Christus, wunderbar ergreifend, erschreckend. Eine Stufe niederer steht eine alte Frau im dunklen Mantel mit erhobenen gefalteten Händen, den Blick auf das Kreuz gerichtet, im Antlitz den Ausdruck des Schreckens und der Angst. Im Vordergrund Ausmarsch: auf steiniger Straße ziehen Feldgraue, alte und junge, in strammem Marsch in den Krieg; die vordere Abteilung mit der wehenden Fahne „schwarzrot“ und „furchtlos und treu“, die hintere Abteilung, Männer und Jünglinge, winken Abschied den an der Straße stehenden Angehörigen. Es sind ein alter Herr, weiß im Bart und Haar, den Hut zum letzten Abschied schwenkend, Frauen mit Tüchern, ein kleiner Bauernknabe, hemdärmelig mit Holzsäbel an der Seite, eine Frau, zusammenbrechend vor Schmerz, und eine mit einem Säugling auf dem Arm, die ihrem Mann den letzten Händedruck beim Vorbeimarsch gibt. Und nun das Merkwürdige: die zum Abschied zurückblickenden Soldaten sind die Gefallenen vom Dorfe! Ein schönes Denkmal zum Gedächtnis derer, die für uns gestorben sind! Am Fuße des Bildes auf einem Stein steht: „Kriegsjahr 1914 15“.

c) **Aus der Vogelwelt.** Von einem seltenen Vorkommnis berichtet ein Landmann. Als er vor einigen Tagen auf seinem Acker im Sandfelde mit Eggen beschäftigt war, flog ihm plötzlich eine Lerche auf die Schulter und blieb dort sitzen, trotzdem er in erster unwillkürlicher Abwehr den Vogel verscheuchen wollte. Als er verwundert über das seltsame Gebaren nach der Ursache forschte, bemerkte er, daß ein Habicht über ihm zum Stoß stand. Der geängstigte Vogel hatte also Schutz bei dem von ihm sonst gemiedenen Menschen gesucht und gefunden. Noch geraume Zeit, als die Gefahr schon vorüber war, hielt sich die Lerche in der Nähe des Ackermannes auf.

(„Stralsunder Tageblatt“ vom 7. Mai 1916.)

d) **Eine verlorengegangene nautische Erfindung.** Aus den Geheimakten des Pariser Marineministeriums teilen die „Annales des Sciences Psychiques“ einen fesselnden Briefwechsel zwischen dem damaligen französischen Marineminister und dem Gouverneur der Insel Mauritius (Bourbon) mit, der sich auf eine seitdem wieder verlorengegangene, aufsehenerregende nautische Erfindung bezieht. Im April 1730 bot ein Angestellter der französisch-indischen Kompagnie namens Baltineau der französischen Regierung die Erwerbung eines Geheimnisses an, das seinen Besitzer in den Stand setzen sollte, mit mathematischer Sicherheit auf hoher See befindliche Schiffe, mochten sie selbst 250 Meilen vom Lande entfernt sein, festzustellen. Der Marineminister fragte daraufhin die Behörden der Insel Bourbon an, ob Baltineau in der Tat ein derartiges Geheimnis wisse, und ob er über den Schiffsverkehr auf der Höhe der Insel Bourbon richtige Angaben zu liefern in der Lage sei.

Die Antwort, die er auf dieses Schreiben erhielt, bestätigte die Angaben Baltineaus; wie ein eigens zur Prüfung seines Geheimnisses gebildeter Ausschuß berichtete, hatte er das Einlaufen von 114 Schiffen und das Vorüberfahren von 216 Schiffen mit vier oder fünf Ausnahmen richtig gemeldet, ohne daß es möglich gewesen wäre, die sehr weit entfernten Fahrzeuge etwa durch ein scharfes Fernglas zu unterscheiden; in den wenigen Fällen, wo er sich geirrt hatte, entschuldigte er sich mit unvorhergesehenen Schwankungen der Witterung. Einige der von ihm gemeldeten Beobachtungen grenzten ans Fabelhafte; so versicherte er z. B. am 20. August 1782, mehrere Schiffe befänden sich vier Tagesreisen von der Insel entfernt, würden aber von widrigen Winden von ihrem Kurse entfernt gehalten. Bei dieser Angabe blieb er bis zum 10. September; als am 11. die Brise umsprang, kündigte er die Ankunft der signalisierten Flotte binnen zwei Tagen an. In der Tat lief in der vorausgesagten Zeit ein ganzes Geschwader von Kauffahrern ein, und wie sich herausstellte, waren sie wirklich seit dem 20. August auf der Höhe der Rodriguez-Inseln festgehalten worden. Baltineau schiffte sich daraufhin nach Frankreich ein; auf der Überfahrt signalisierte er 27 Schiffe und dreimal die Nähe von Land; was dann aber aus ihm geworden ist, geht aus den Akten des Marineministeriums nicht hervor, und seine erstaunliche Erfindung ist spurlos im Sande verlaufen.

(„Leipziger Tageblatt“ vom 5. Mai 1916.)

e) Die amerikanische Nationalhymne ein Traumerzeugnis. — Anlässlich der jüngsten deutsch-amerikanischen Spannung gedachte „Tit Bits“ der Entstehung der Nationalhymne der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Während des Bürgerkrieges hörte eines Abends Julia Ward Howe, eine Dichterin von keineswegs bedeutendem Rufe, einige Soldaten einen Gassenhauer singen. Der lebhafte und dabei feierlich klingende Rhythmus bewegte die Dichterin so, daß sie begann, nach einem Text kriegerischer Natur für diese Melodie zu suchen. Im Nachsinnen wurde sie vom Schläfe überwältigt, und noch in derselben Nacht hatte sie einen Traum, der ihr alle Worte der Hymne diktierte, die sie, erwacht, auf den Marmor ihres Nachttischchens notierte. Drei Monate später war das Traumlied die Nationalhymne der Vereinigten Staaten geworden. — Der Name der Dichterin erinnert die Zeitschrift an den Erfinder der Nähmaschine, Elias Howe, der ebenfalls durch ein Traumerlebnis zur Vollendung seiner Erfindung getrieben wurde. Den Mechanismus der neuen Maschine hatte er bereits vollendet, nur die Nadel fehlte ihm noch. Alle Versuche mit einer gewöhnlichen Nähnaedel versagten. Eines Tages schlief er, schon verzweifelt darüber, ein. Da träumte ihm, der Tod stünde vor ihm und geböte, binnen vierundzwanzig Stunden sein Werk zu vollenden, sonst würde er ihn sofort zur Hölle

führen. Der Erfinder fiel auf die Knie und erbat sich flehentlich noch wenigstens eine Woche Zeit zum Nachdenken. Plötzlich aber brach er in einen Schrei aus und erwachte. Die am Fuße durchlochte Nadel war gefunden. Ekkehard.

f) Eine Versuchsperson für telepathische Experimente gesucht. Herr Dr. med. Tischner, München, Leopoldstr. 42, teilt uns mit, daß er behufs wissenschaftlicher Versuche über Telepathie, bezw. Hellsehen geeignete Versuchspersonen suche, mit welchen er einfache, aber für die exakte Wissenschaft beweisende telepathische Experimente methodisch durchführen könnte. Es handelt sich dabei u. a. um das Lesen verschlossener Briefe, deren Inhalt dem Experimentator selbst vorerst unbekannt bleiben muß. Leser, welche brauchbare Personen (bezw. Medien) dieser Art namhaft machen können, mögen im Interesse der Sache deren Namen und Bedingungen umgehend an obige Adresse einsenden oder die Betreffenden veranlassen, selbst mit Herrn Dr. Tischner in Beziehung zu treten.

g) Haben die Bienen einen Farben- und Formensinn? — Zur Klärung der tierpsychologischen Streitfrage, ob die Bienen einen Farben- oder Formensinn besitzen, hat der Forscher Dr. v. Frisch in München außerordentlich sorgfältige und umsichtige, alle Probleme und möglichen Einwände berücksichtigende Versuche angestellt, über die er im 35. Band der „Zoologischen Jahrbücher“ ausführlich berichtet. Durch diese interessanten Versuche erscheint der Nachweis einwandfrei erbracht, daß die Bienen tatsächlich Farbensinn besitzen und nicht nur, wie v. Heß behauptet, die Fähigkeit, Helligkeitsabstufungen wahrzunehmen. Wie sehr die Bienen auf Farben achten und sie als Merkzeichen für ihre Orientierung verwenden, geht aus den unzweideutigen Ergebnissen der Versuche hervor, die der Autor zur Klärung der alten Streitfrage, ob ein farbiger Anstrich der Bienenstöcke den heimkehrenden Bienen das Auffinden ihres Stockes erleichtert, unternahm. Es gelang ihm durch Vertauschen der Farben die heimkehrenden Bienen vollzählig in einen falschen (leeren) Stock zu locken; ja, durch die Farbe getäuscht, versuchten die Bienen sogar in bewohnte fremde Stöcke einzudringen. Der Farbensinn der Biene entspricht dem eines rotgrünblinden Menschen, d. h. sie sieht Rot als Schwarz und Blaugrün als Grau, verwechselt Orangerot mit Gelb und Grün, Blau mit Violett und Purpurrot. Interessant ist nun, daß Blaugrün und reines Rot, d. h. jene Farben, die das Bienenauge nicht farbig sieht, in unserer Flora nur ganz selten vorkommen. Diese Feststellung spricht natürlich zugunsten der von den Blütenbiologen aufgestellten Lehre von der Anpassung dieser Blumen an den Insektenbesuch. Die Annahme aber, daß Blau und Purpurrot, weil sie an den von Bienen und Hummeln besuchten Blüten die vorwiegenden Farben

sind, die Lieblingsfarben der Bienen darstellen, läßt sich nicht halten. Die Versuche des Verfassers verpflichten vielmehr zu der Annahme, daß sich die Farben Blau und Purpurrot für das Bienenauge am kräftigsten von der grünen Farbe des Laubes abheben. Weiter glaubt der Verfasser aus seinen Beobachtungen über die Blumenstetigkeit der Bienen, daß sie die Blüten einer Pflanzenart als zusammengehörig erkennen und sicher von den Blüten anderer Pflanzen unterscheiden. Beim Aufsuchen zusammengehöriger Blüten scheinen sie sich außer von den Blütenfarben und dem Geruch noch von anderen Merkmalen leiten zu lassen. Wahrscheinlich spielen die Saftmale als Kombinationen von Farben und Formen dabei eine Rolle. All dies weist aber auf eine wenn auch nicht klar bewußte geistige, weil unterscheidende, Tätigkeit hin.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

„Das Reich“, so lautet der Titel einer neuen von Alexander Freiherrn von Bernus herausgegebenen im Hans Sachs-Verlag in München erscheinenden Vierteljahres-Schrift. Zu beziehen ist sie zu dem verhältnismäßig niedrigen Preis von M. 2.50 für das Einzelheft und Mk. 8.50 für den Jahrgang von 4 Heften. —

Mit dem Titel: „Das Reich“ ist nicht etwa das deutsche Reich gemeint, sondern das ideale Reich einer höher strebenden Geisteskultur. Entsprechend der Weite dieses Reiches sind die Gebiete, die diese Vierteljahrs-Schrift bebauen will, äußerst zahlreich. Ihr Ziel ist die Erhöhung, Erweiterung und Vertiefung des geistigen Lebens unserer Nation. Dienen sollen in erster Linie hierzu die Ergebnisse und Erkenntnisse der „geisteswissenschaftlichen Forschung“. Was das für Erkenntnisse sind, das geht aus Inhalt eines Aufsatzes von Dr. Rud. Steiner hervor, den das erste Heft bringt, betitelt: „Die Erkenntnis von dem Zustand zwischen dem Tode und einer neuen Geburt.“ Hier wird der Leser in das Wesen dieser Art von Forschung eingeführt.*) Andere Gebiete, die das Reich vorzugsweise pflegen wird, sind: Philosophie, insbesondere Religionsphilosophie, Metaphysik, Mystik und Esoterik. So erscheint im ersten Heft ein sich mit den Problemen der Metaphysik auseinandersetzen Aufsatz: „Vom Sein, vom Sinn und vom Sagen“ des Heidelberger Philosophen Universitätsprof. Dr. F. A. Schmid-Noerr. Ferner wird sich das „Reich“ mit einzelnen wichtigen Problemen der Mathematik befassen, wie der Aufsatz: „Die vierte Dimension“ von Baarat J. Haase (München) zeigt. Weiterhin wird es Aufsätze aus dem Gebiet der Naturwissenschaften und Medizin unter Einschluß der sogen. okkulten Forschungsgebiete liefern. So finden wir im ersten Heft einen trefflichen Aufsatz von Dr. med. Felix Peipers über: „Gesunde Geistesforschung und krankes Seelenleben“. Endlich wird das „Reich“ seinen Lesern auch Proben der zeitgenöss. deutschen Dichtung vorsetzen, der lyrischen sowohl wie der dramatischen. So bringt das erste Heft einen „Vorgesang

*) Auf diesen Aufsatz wurde bereits im Maiheft S. 243 hingewiesen.

der neuen Zeit“ von Alex. Freih. von Bernus und eine Tragikomödie: „Narcissos und die Amazone“ von Max Pulver. Und noch vieles andere mehr. Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß diese vornehm ausgestattete Vierteljahrs-Schrift auch Kunstbeilagen bringt, von offenbar gewähltem Geschmack. Beispielsweise enthält das erste Heft zwei alte Kupfer- resp. Stahlstiche, die mittelst Strichätzung reproduziert wurden. Es sind Brustbilder des Michel Angelo und des Theophrastus Paracelsus. — Wie die deutsche Lesewelt diesen zum Teil etwas schwierig assimilierbaren Lesestoff aufnehmen wird, bleibt abzuwarten. Die Urteile darüber werden sicher stark auseinandergehen, vereinzelt aber doch eher zustimmend als ablehnend ausfallen. Dafür sorgt schon die Not unserer Zeit, die die Menschenseele für solche tiefgründige Probleme empfänglich macht.

Ludw. Deinhard.

Hilferuf.

Unser langjähriger hochverdienter Mitarbeiter, Univ.-Professor Dr. Eduard Reich ist, wie wir schon aus Anlaß seines 80jährigen Geburtstages bereits im Märzheft (Kurze Notiz a) S. 144) mitteilten, durch den Kriegsschrecken aus Belgien vertrieben worden und nun in solche Not geraten, daß er sich gezwungen sieht, die Hilfe edler Menschenfreunde anzurufen. Er schreibt uns (dat. Muiderberg in het Gooi nächst Amsterdam, 24. April 1916) u. a.: „Ohne die großen Verluste, welche der Krieg unmittelbar und mittelbar veranlaßte, und die Verbannung bedeutend vermehrte, wären meine Verhältnisse nicht erschüttert worden, nicht so viele Leiden über mich und meine gute Gattin gekommen. Oefters schon wurde ich von Ohnmachten angewandelt, und durch die schweren Gemütsbewegungen ist mein Schlaf gestört, leidet der ganze Organismus. Gestatten Sie, daß ich Sie bitte, herzlich bitte, einer Ihnen freundlich gesinnten edelmütigen Persönlichkeit zu dauernder monatlicher Unterstützung mich zu empfehlen. Ohne solche reibe ich mich auf. Anbei einige meiner neuesten Aufsätze als Beiträge zu Ihrer schätzbaren Zeitschrift. Mit hochachtungsvollen Grüßen Ihr dankbarer Dr. Eduard Reich.“ Wir bitten diejenigen begüterten Leser, die in der Lage sein sollten, in dieser schweren Zeit, wo man im eigenen Vaterlande alle Hände voll zu tun hat, für den bedrängten, unserer Sache stets treu gebliebenen Greis aus Dankbarkeit für seine geistvollen Aufsätze etwas zu tun, sich entweder unter oben angegebener Adresse direkt mit ihm in Beziehung zu setzen, oder etwaige Beiträge an die Verlagsbehandlung zu senden, welche die Uebermittlung gerne besorgen und später darüber Rechenschaft ablegen wird.

Briefkasten.

Herrn E. W. Dobberkau, Kötzchenbroda. Wir wollen nicht versäumen, die Leserschaft von Ihrer Verteidigung gegen den Ihnen im Briefkasten des vorigen Heftes gemachten Vorwurf hinsichtlich Ihrer Berichte nach Vesme hiermit in Kenntnis zu setzen. Sie schreiben (dat. 8. V. 16) u. a.: „Herr Oberlehrer Dr. Z. in H. scheint doch den Zweck meiner Referate „Zur Geschichte des Spiritismus“ in seiner Zuschrift zu verkennen: Ich will das ganze Tatsachenmaterial des Okkultismus in knappen, streng sachlichen Worten darstellen, es vom Standpunkte der Philosophie du Prel's kurz beleuchten und die Verlängerungslinien vom geschichtlichen zum gegenwärtigen Okkultismus ziehen. Dabei folge ich in der Reihen-

folge Vesme's Geschichte des Spiritismus in ihrem Originaltext, gehe aber überall zu den Quellenwerken zurück, die ich heranziehe, sowie sie Vesme ungenau zitiert oder m. E. das betreffende Problem nicht klar genug herausstellt. Daß ich auf den Originaltext des alten und später auch des neuen Testaments zurückgreife, ist selbstverständlich, obschon ich vorzugsweise nach Luther zitiere, weil seine Verdeutschung, trotz aller neueren Uebersetzer, die sprachlich gewaltigste ist. Hinsichtlich der Bibelkritik ziehe ich fast alle Werke zu Rate, die im neuesten Literarischen Ratgeber des Dürerbundes und „religiösen und theologischen Schrifttum der Protestanten“ als wertvoll empfohlen werden, selbstverständlich auch die dort besprochenen Bibel-Ausgaben von Kautzsch und Weizsäcker, sowie die des neuen Testaments von Weiß. Im übrigen bin ich ein besonderer Schüler Prof. Pfeiderer's und Tiele's. Aber das kommt für meine Referate kaum in Frage, da ich ja nur den Text der Bibel zu zitieren habe, ohne alle religionsphilosophischen und bibelkritischen Bemerkungen. Die philosophische Bearbeitung des ganzen okkulten Tatsachenmaterials biete ich später in Referaten über die Philosophie du Prel's und Hellenbach's. Das erscheint mir wichtiger als aller religionsphilosophische Streit, der für mich durch die Kulturgeschichte erledigt ist.“ — Da von beiden Seiten auf Einzelheiten nicht näher eingegangen wurde, so dürfen wir wohl den Fall hiermit als erledigt betrachten. — Ich kann jedoch nicht umhin, beizufügen, daß ich selbst auf dem von mir beherrschten Gebiet des klassischen Altertums, bezw. der griechisch-römischen Geschichte und Mythologie, mit welchem sich der sehr geschätzte Herr Verf. im folgenden Heft befäßt, die gleiche, offenbar durch dieselbe unlautere Quelle verursachte ungenaue, bezw. unwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes, wie sie schon in der Mißhandlung der Eigennamen für jeden Sachkundigen auf den ersten Blick deutlich hervortritt, feststellen mußte. — Maier.

Herrn Adolf Reiners (em. Pfarrer in Luxemburg). Zu einer Fortsetzung der Auseinandersetzung über den Teufelsglauben Luthers ist leider in den „Psych. Studien“ kein Raum, da der Herr Verleger infolge der Kriegsschäden nur noch je drei Bogen geben kann, so daß nur das unentbehrlichste untergebracht werden kann. Daß das Urteil Grisars' auf eigenen Worten des Reformators fußt, ist uns und wohl auch den meisten Lesern bekannt, es handelt sich nur um die auf seinen Charakter und sein Reformationswerk daraus gezogenen Schlüsse. Um aber auch Ihrem Widerspruch gerecht zu werden, stehen wir nicht an, denselben hier wörtlich abzudrucken. Sie schreiben (dat. 6. V. 16): „Hochgeehrter Herr! Die Bemerkung S. 246 der „Psych. Stud.“ würde die schlagendste Entgegnung finden durch Abdruck der authentischen Worte von Luther, die Gisar aus dessen von Reformatoren gedruckten Werken zusammengetragen hat. Sein Buch ist von den gewiegtsten Protestanten als kritisch-wissenschaftlich und unparteilich gelobt worden. Ich habe ein umfangreiches Kapitel verfaßt, auch Erzählungen von anderen Reformatoren seiner Zeit. Gerade die Leser der „Psych. Studien“ würden zur Belehrung, die psychischen Forscher mit höchstem Interesse die zahlreichen Fälle von Haus- und Koboldspuk, von Obsessionen usw. des großen Reformators lesen. Gehässig werden nur von Freidenkern und Ungläubigen Luthers Spukerlebnisse ausgeschlachtet, keineswegs von Katholiken, die ja heute noch denselben Teufelsglauben mit Luther haben. — Soll ich meine Abhandlung Ihnen zur Verwertung zusenden? Hochachtungsvoll Ad. Reiners.“

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Juli.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Der Spuk in Großerlach.

Von J. Jllig.

»Man darf sich also nicht abschrecken lassen, gewisse Begriffe unter den Menschen zu verbreiten. Wenn sie nützlich sind, so werden sie nach und nach Früchte bringen. Der Schriftsteller muß nur seine Augen nicht gerade auf die Zeit, in der er lebt, und auf seine gegenwärtigen Mitbürger oder sein Vaterland, sondern auf das ganze menschliche Geschlecht und die Nachkommenschaft richten. Vergeblich würde er erwarten, seine Grundsätze von seinen Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen zu sehen und von eingenommenen Gemütern für seine vorzeitige Aufklärung Belohnung zu erhalten. Wenn er Wahrheiten vorgetragen hat, so werden künftige Jahrhunderte seine Bemühungen rechtfertigen. Unterdessen muß er mit dem Gedanken, gut gehandelt zu haben oder dem heimlichen Beifall der wenigen Freunde der Wahrheit zufrieden sein. Der wahrheitsliebende Schriftsteller triumphiert erst nach seinem Tode, wenn Haß und Neid ihren Stachel verloren haben und der Wahrheit Raum geben, die, weil sie ewig ist, alle irdischen Schrecknisse überleben muß. *Système de la nature.*«

Vor einigen Jahren veröffentlichte der „Simplizissimus“ eine Federzeichnung, die zwei weibliche Gestalten mit blöden Gesichtern darstellte. Unter der Zeichnung las man die ebenso lakonischen wie tiefsinnigen Worte: „Glaubst du an Amerika?“ — „I glaub net dra, d’Mueter glaubt au net dra.“ Diese weisheitsvollen Worte haben sich mir tief ins Gedächtnis eingepägt, weil sie eine große

*) Wir entnehmen diesen musterhaften Bericht über die Ergebnisse der näheren Untersuchung des an den Resauer Spuk erinnernden rätselhaften Falls, sowie die weiter unten abgedruckte gehaltvolle Studie über den Philosophen Fechner gleichfalls dem vortrefflich redigierten Göppinger Tagblatt „Der Hohenstaufen“ Nr. 128 (2. Blatt vom 3. Juni 1916). — Möge sich die aufgeklärte Tagespresse an diesem mutigen Vorgehen ein Beispiel nehmen.

Red.

Lebenswahrheit ausdrücken. Sie erklären uns, warum es so schwer hält das ungebildete Volk von Dingen zu überzeugen, welche auf der Hand liegen. Denn seine Ueberzeugung stützt sich nicht auf eigenes Denken und auf eigene Prüfung, sondern auf das, „was d'Mueter glaubt oder net glaubt“. Die „gebildeten“ Kreise dünken sich natürlich über diese Abhängigkeit von der „Mueter“ hoch erhaben. In Wirklichkeit sind aber auch sie in ihrem Denken von der „Mueter“ abhängig, nur ist ihre „Mueter“ von anderer Art als die des „ungebildeten Volks.“ Selbst in den „wissenschaftlich gebildeten“ Kreisen spielt die „Mueter“ die allergrößte Rolle, wenn sie auch da nicht eine fremde, sondern die eigene Autorität ist, bestehend aus dem selbstgeschaffenen Schnürgerüst einer ein für allemal festgelegten Weltanschauung — bei den Philosophen sagt man „System“, in welches Steine, Balken und Mörtel sich fügen müssen, ob sie hineinpassen oder nicht. Was nicht passen will, wird eben so lange behauen, bis es paßt. Aus dieser Abhängigkeit von Systemen und Lehrmeinungen erklärt sich auch ihre auffallende Scheu vor der Prüfung von Erscheinungen, welche in die Systeme einer „modernen Weltanschauung“ anscheinend nicht passen wollen und eher geeignet sind, einen veralteten „Aberglauben“ zu stützen, als eine Erkenntnis zu fördern.

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!

Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern:

Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;

Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr.“

So charakterisiert Mephistopheles im „Faust“ den Gelehrten, der bis auf den heutigen Tag derselbe geblieben ist. Im Mittelalter war es die spiritualistische Weltanschauung, welche das Denken und Forschen tyrannisierte und heute ist es die materialistische Weltanschauung, welche einem unbefangenen Erkennen hindernd in den Weg tritt, mag sie sich dabei in ihre gröberen oder feineren Gewänder kleiden. Aus dieser hemmenden Tendenz alles Prinzipiellen und Weltanschaulichen erklärt sich's von selbst, daß die Schulweisheit von heute allen Erscheinungen, die nach „Hexen- und Geisterspuk“ riechen, in weitem Bogen aus dem Wege geht, trotz des vielzitierten Shakespeare'schen Worts: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Der Wahrheit ist aber nicht gedient, wenn man den Rätseln, die sich uns aufdrängen, ausweicht. Wer auf ihren Grund kommen will, muß den Mut des Zugreifens haben, selbst auf die Gefahr hin, einen Fehlgriff zu tun oder sich dem Spott aller „Aufgeklärten“ auszusetzen.

Von solchen Gedanken und Erwägungen ließ ich mich leiten, als ich mich am letzten Samstag, den 27. Mai, entschloß eine Reise nach Großerlach zu machen, um den in der Nummer vom 25. Mai erwähnten Spukerscheinungen auf den Grund zu gehen, die in-

zwischen in einem Teil der württembergischen Presse der Gegenstand eines oberflächlichen Spottes geworden sind. Ich sage „oberflächlich“, weil sich der Spott lediglich auf eine vorgefaßte „Meinung“ stützen konnte und nicht auf das Ergebnis einer ehrlichen und umfassenden Tatsachenprüfung an Ort und Stelle. Diese Tatsachenprüfung habe ich mir zum Ziel gesetzt; und ich erkläre es vornweg, sie hat zu einer vollkommenen und einwandfreien Bestätigung der behaupteten Tatsachen geführt. Weil der Gegenstand, um den es sich handelt, für jeden aufrichtigen Wahrheitsforscher von größter Wichtigkeit ist, will ich zunächst mitteilen, wie ich verfahren habe, damit jeder Einwand gegen die Zuverlässigkeit der von mir angewandten Methode von vornherein abgeschnitten ist. Mein Besuch in Großlarch war brieflich und telephonisch vorbereitet und alle Zeugen, darunter auch der Ortsvorsteher, Schultheiß Kircher, stellten sich mir in bereitwilligster und liebenswürdigster Weise zur Verfügung. Die Vernehmung der ortsansässigen Zeugen fand in deren Wohnungen statt, die der auswärtigen ebenfalls separiert. Die Zeugen, welche Amtsdieners Scheuermann aufbot, der mir während meiner ganzen Anwesenheit in anerkennenswertester Weise zu Diensten war, wurden stets einzeln vernommen und ausdrücklich angehalten, mir nur das zu sagen, was sie mit eigenen Augen deutlich gesehen hatten. Es waren durchweg reife und achtenswerte Männer mit nüchternem Blick, die alle die merkwürdigen Erscheinungen längere Zeit genau beobachtet und unerschrockenen Mutes zugegriffen hatten, wo sie glaubten, sie könnten etwas gegen die rätselhafte Kraft ausrichten, die da ihr wunderliches Wesen trieb. Außer zahlreichen Ortseinwohnern, darunter der Ortsvorsteher, der Lehrer und der Amtsdieners, waren auch einige zufällig anwesende Fremde Zeugen der augenfälligsten Vorgänge. Auch ein Bezirksbeamter aus Backnang, der an dem Tag, an welchem die Vorgänge zu einem öffentlichen Auflauf führten, auf dem Rathaus in Großlarch zu tun hatte, war Augenzeuge und machte sich sofort Notizen und Skizzen. Der Pfarrer blieb dem Schauplatz des Spukes fern. Aus einer Predigt, die er jedoch am 21. Mai gehalten hat, ist nach Aussagen von Gemeindegliedern zu entnehmen, daß er nicht bloß von der Richtigkeit der behaupteten Tatsachen überzeugt ist, sondern daß er auch schon eine ganz bestimmte Deutung für sie hat. Ich werde in dieser Darstellung die Namen der Zeugen nicht nennen, die ich gehört habe, weil es einige nicht wünschen und weil ich das auch nicht für nötig halte. Für eine spätere ausführlichere Bearbeitung des Falles in einer anderen Form, zu der ich vielleicht noch schreiten werde, wenn meine noch im Gange befindlichen Ermittlungen gänzlich abgeschlossen sein werden, behalte ich mir die Benennung aller Zeugen (natürlich nur mit deren Zustimmung) vor.

20*

Die Örtlichkeiten.

Großlach ist eine kleine, auf dem Mainhardter Wald gelegene Gemeinde mit 2—300 Einwohnern, zu der verschiedene Teilgemeinden gehören. Von der Station Sulzbach an der Murr gelangt man in 1½ Stunden bequem dorthin. Das Anwesen, in welchem sich die merkwürdigen Erscheinungen zeigten, liegt ganz außen am Ort. Es besteht aus Haus und Stall mit Scheuer. Doch ist das Ökonomieanwesen nicht an das Haus angebaut, sondern von diesem durch einen Hof getrennt. Das Anwesen scheint ziemlich alt zu sein. Nach der Aussage von Einwohnern ist es eines der ältesten am Platze. Eine Jahreszahl war nicht festzustellen. Nur der Ofenstein, auf welchem ein Kachelofen ruht, zeigte eine solche. Es ist die Zahl 1740. Die Räumlichkeiten in Stall und Wohnhaus sind sehr beschränkt. Im Wohnhaus befinden sich nur die Küche und zwei Zimmer. Durch den Hauseingang gelangt man in den Öhrn, der in gerader Richtung in die Küche mündet. Auf der rechten Seite des Öhrns befindet sich eine Stiege, die zur Bühne führt. Die Küche zeigt einen großen gemauerten Herd mit pechschwarzem Rauchfang darüber. Dieser Herd nimmt fast den meisten Raum der ganzen Küche ein. Er steht links, rechts steht eine Küchenbank, auf welcher außer einer großen Emailwassergölte noch verschiedene Wassereimer und Häfen stehen. Über der Küchenbank ist ein Schüsselbrett. Gegenüber dem Kucheneingang befindet sich ein hinterer Ausgang und daneben das einzige Küchenfenster. Auf der linken Seite des Öhrns gelangt man durch eine Tür in die kleine Wohnstube. Stellt man sich unmittelbar bei der Türe auf, so hat man in einem Abstand von kaum einem Meter zur linken Seite eine in der Ecke stehende Kommode, auf welcher mindestens 20 Milchhäfen stehen. In der anderen Ecke der linken Zimmerseite steht der Tisch, um welchen eine Bank führt. Rechterhand in der Ecke ist der bereits erwähnte Kachelofen aufgestellt. In der vierten Ecke steht ein Pult. Außerdem stehen noch 2 oder 3 Stühle in der Stube. Durch die rechte Stubenwand führt eine Türe in die noch kleinere Schlafkammer, die von zwei großen Betten fast ganz ausgefüllt wird. Durch die Schlafkammer geht eine kleine Türe in die Küche. Das ist das ganze Haus, das nirgends einen Raum zum Verstecken bietet. Der Stall ist ebenso bescheiden im Umfang. Es stehen 5 Stück Vieh darinnen; 2 Kühe und 5 Stück kleines Vieh, die den ganzen Platz in Anspruch nehmen und nur noch einem vergitterten Hasenstall Raum gewähren. Das Anwesen gehört der Witwe Rosine Kleinknecht geb. Notdurft, etwa 35 Jahre alt. Ihr Mann war Postbote und fiel im vorigen Jahr in den Kämpfen an der Westfront. Die Hausgenossen während der unerklärlichen Vorkommnisse waren drei Mädchen im Alter von 2 bis 11 Jahren und ein Knabe von 14 Jahren. Die Mädchen sind die

Kinder der Witwe Kleinknecht. Der Knabe ist der Sohn ihrer Schwester, welcher an Stelle des fehlenden Mannes die Arbeiten in Stall und Scheuer zu verrichten hatte. Bis zum 30. April ds. Js. wurde weder im Haus noch im Stall etwas Auffälliges wahrgenommen. In der Frühe dieses Tages zeigten sich die merkwürdigsten Erscheinungen im Stalle und Wohnhaus, die in dem Nachstehenden ausführlich geschildert werden.

Die rätselhaften Vorkommnisse.

Der 30. April war ein Sonntag. Frau Kleinknecht und ihr Schwestersonn Adolf hatten den Stall besorgt und waren um 7 Uhr mit Melken und Füttern fertig, worauf sie sich aus dem Stall entfernten und die Tür schlossen. Kurz darauf brüllte ein Kalb mehrmals, weshalb der Knabe wieder in den Stall ging, um nach der Ursache des Brüllens zu sehen. Er fand das Kalb losgebunden. Die Kette war am Hals und am Trog gelöst und lag auf dem Mist. Alles Vieh war sehr aufgereggt, sprang in die Höhe und schlug mit den Hinterfüßen hinaus, so daß sich der Knabe gar nicht zu dem Vieh hintraute. Frau Kleinknecht band das Kalb wieder an und ging hierauf wieder aus dem Stall. Gleich darauf brüllte das Kalb wieder. Die Frau öffnete den Stall und fand zwei Stück Vieh in gleicher Weise losgebunden, wie das Kalb. Das Vieh schwitzte, wie wenn es mit Wasser begossen wäre. Von jetzt an wiederholte sich dieser Vorgang alle Augenblicke. Kaum, daß ein Stück Vieh angebunden war, so war es auch schon wieder los. Der Knabe getraute sich gar nicht mehr in den Stall. Als nach Beginn des Gottesdienstes die merkwürdige Geschichte immer noch nicht aufhören wollte, begab sich die Frau zu einem Nachbar und bat ihn um seinen Beistand. Dieser begab sich alsbald in den Stall, fand eine Kuh losgebunden und band sie wieder an. Vor der Ankunft des Nachbarn waren die Kühe gefüttert worden und fraßen ruhig. Doch waren sie naß vom Schwitzen. Kaum hatte der Nachbar die Kuh angebunden, so war sie auch schon wieder los. Der Nachbar bestätigt ausdrücklich, daß der Knabe, der ohne erweisliche Gründe der Täterschaft bezichtigt worden war, während seines Dortseins nicht in die Nähe der Kühe kam. Bis mittags um 1 Uhr nahm die zauberhafte Erscheinung ihren Fortgang. Der Vorgang des LoslöSENS der Kette, wurde aus unmittelbarer Nähe und in aller Ruhe genau beobachtet. Wenn man auf den Knebel (das eiserne Stäbchen am Ende der Kette), der die Kette infolge seiner wagerechten Stellung innerhalb des am Futtertrog befindlichen Loches festhielt, genau Obacht gab, so konnte man sehen, wie er sich ganz von selber auf einer Seite langsam hob, um dann mit der anderen Seite durchs Loch hinauszuschlüpfen. Ähnlich war der Vorgang am Hals. Man konnte die Bewegungen der Kette ganz genau

beobachten, bis die Lösung der ganzen Kette bewirkt war. Dazwischenhinein verknötete sich die Kette am Hals wieder zu einem dichten Knäuel unter den Augen der genau beobachtenden Zuschauer und zwar zuweilen so fest, daß man glaubte, das Vieh werde ersticken. Die Verknötung erfolgt in der Weise, daß sich die Halskette so lang einwärts drehte, bis sich der Knoten am Hals gebildet hatte und ein weiteres Drehen anscheinend nicht mehr möglich war. Um das Losbinden der Tiere in der eben geschilderten Weise unmöglich zu machen, verknötete man alsdann die Kette noch mit Schnüren und später mit Stricken und band die Kühe und Kälber auf diese Weise an den Trog. Aber obgleich man die Tiere gleichzeitig mit Ketten und Stricken anband und 4—5 Knoten machte, lagen Ketten und Stricke alsbald wieder unter dem Tiere oder sie wurden auf die Seite geworfen. Eine Untersuchung der Verknötung ergab stets eine regelrechte Auflösung der Knoten und kein Zerreißen oder Verzerren. Gegen 1 Uhr mittags verknötete man die Kette auch noch mit fest zugedrehtem Draht, doch löste sich auch dieser Drahtverschluß, wenigstens bei einer Kuh in wenigen Minuten wieder, bei zwei weiteren Kühen hielt er bis zum späten Nachmittag, doch wurden auch diese Kühe gleich wieder am Halse losgelöst. Nach 1 Uhr mittags trat eine Pause ein, die bis $\frac{1}{4}$ Uhr dauerte. Zu dieser Zeit fing der Spuk aufs neue an, und zwar ganz in der gleichen Weise wie am Vormittag. Er dauerte bis abends 7 Uhr, dann trat wieder Ruhe ein. Am Montag, den 1. Mai, wiederholten sich die Vorgänge morgens früh um 7 Uhr genau wieder in ganz gleicher Weise, wie am Tage zuvor. Sie pausierten auch zur gleichen Zeit und setzten sich um dieselbe Zeit am späten Nachmittag wieder fort. Am Morgen des 2. Mai war das Vieh losgelöst. Die Frau nahm die beiden Kühe aus dem Stall und fuhr mit ihnen in den Wald. Die Kälber ließ sie frei laufen, damit die geheimnisvolle Kraft, die sich das Kettenlösen zur Aufgabe gemacht zu haben schien, kein Angriffsobjekt mehr fand. Nachmittags herrschte Ruhe. (Schluß folgt.)

Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft.

Von H. Hänig.

(Forstung von Seite 268.)

II.

Immerhin bleibt natürlich die Möglichkeit einer solchen Erkenntnis bestehen, und der erwähnte Kritiker der Theosophie, Speyer, hat durchaus Unrecht, wenn er gerade mit Berufung auf Kants Philosophie die Grundgedanken der Theosophie von

vornherein ablehnt. Hat doch gerade Kant den Gedanken ausgesprochen, daß wir schon bei Lebzeiten einer höheren Welt angehören, für die uns nur die Augen verschlossen sind, aber mit der wir noch einmal in Verbindung treten werden, wenn sich uns die Augen dafür öffnen.³⁾ Nimmt man die Aussagen der Hellseher und Somnambulen zusammen, so bekommt man durchaus den Eindruck, daß diese Einblicke in eine höhere Welt gewonnen haben, wengleich wir jene Eindrücke nicht schlechthin im objektiven Sinne verwerten können.⁴⁾ Denn eine Person, die mit ausschließlich subjektiven Halluzinationen behaftet ist, kann durch die Produkte ihrer Einbildungskraft unmöglich Eindruck auf die Materie bewirken, wie das die bekannteste aller Somnambulen, die Seherin

³⁾ Siehe Kants Träume eines Geistersehers und seine Vorlesungen über Psychologie.

⁴⁾ Auffällig ist in dieser Hinsicht besonders die Uebereinstimmung, die sich in spiritistischen, theosophischen und anderen Berichten über das Wesen des Jenseits findet, obgleich sie ganz unabhängig von einander geschrieben und auf ganz verschiedene Art und Weise zustande gekommen sind. Man vergleiche z. B. das vielgenannte Buch des Dr. Robert Fricse: Stimmen aus dem Reich der Geister¹ 1908 (O. Mutze, Leipzig), das auf die Aussagen angeblicher Geister gegründet, mit den Berichten des Theosophen Leadbeater: Die Astralebene² 1909 (M. Altmann, Leipzig), Die Devachanebene² 1911 (Th. Grieben, Leipzig), die auf Hellsehen beruhen sollen und die Aussagen der Seherin von Prevorst, die weder von Spiritismus noch von Theosophie eine Ahnung hatte und doch über das Jenseits nach den Angaben ihrer Geister dieselben Aussagen macht. Die sieben Himmel, von denen diese reden, entsprechen z. Beispiel ganz der theosophischen Anschauung, wonach sich die Astralwelt, in die der Mensch nach dem Tode eintritt, um sich von seinen Begierden zu reinigen, aus sieben Abteilungen zusammensetzt, deren unterste sich noch ganz an die Erdoberfläche anschließt, während sich in den höheren das Materielle allmählich verliert, so daß wir hier eine sehr zweckmäßige Anpassungserscheinung vor uns hätten, wie sie besonders durch die Entwicklungslehre bekannt geworden ist. Daher auch die oft wiederkehrende Angabe solcher Wesen, daß sie an einen höheren Ort oder in eine höhere Sphäre gehen müßten, wo sie nicht mehr mit den Menschen verkehren könnten; so die Geister der Seherin von Prevorst, das Phantom der Katie King, das dem englischen Gelehrten Crookes erschien, die verstorbene Frau des Pastor Oberlin nach Herbst: Was haben wir vom Spiritismus zu halten? (Verlag der Bayerischen Bundesbuchhandlung in Nürnberg). 2. Auflage, S. 12. Auch die theosophische Annahme einer noch tieferen Sphäre, wo diejenigen, die durch einen gänzlich unmoralischen Lebenswandel auf der Erde alles Höhere in sich erstickt haben, einem allmählichen Verfall entgegengehen, findet sich schon bei der Somnambule Kerners, der ein Geist erscheint, welcher nach der Angabe des anderen nicht selig werden kann. Die nächste Stufe ist nach der Theosophie dann die Himmelswelt, wo die Seele ausruht, bis sie zu einer neuen Verkörperung auf die Erde herabgezogen wird, wenn der Mensch beim physischen Tode nicht die höchste ihm mögliche moralische Höhe erreicht hat. Natürlich läßt sich auf diese Anschauungen, von denen hiermit eine Probe

von Prevorst, getan hat.⁵⁾ Es gibt auch heute noch Leute, die, ohne auch nur einmal mit dem Okkultismus in Berührung gekommen zu sein, sich klüger dünken als z. B. D. F. Strauß, der jene Seherin selbst beobachtet hat und von der Wirklichkeit ihrer Erfahrungen so ergriffen war, daß er in seinen Schriften davon Zeugnis abgelegt hat. Inzwischen hat die Theosophie wenigstens das eine Verdienst erlitten, den Teil des Okkultismus wesentlich beeinflußt zu haben, der gerade in der Neuzeit am meisten umstritten ist: den eigentlichen Geisterglauben.

Dasjenige Moment, auf das der Spiritismus von jeher den größten Wert gelegt hat und das auffälligerweise am wenigsten von seinen Gegnern beanstandet worden ist, ist weder das Hellsehen noch das Fernwirken usw., sondern die Wiedererkennung von Verstorbenen, die sich uns Lebenden als materialisierte Phantome oder auf dem Wege des Hellsehens kundgeben sollen. Schon bei der Seherin von Prevorst treten solche Wesen auf, die aufs genaueste Namen und Ort ihrer ehemaligen Wirksamkeit angeben, und das spiritistische Hauptwerk Aksakows⁶⁾ bringt eine ganze Reihe von Fällen, in denen sogar die Graphologie als Beweismaterial für die Wiedererkennung gebraucht wird. In neuester Zeit hat sich besonders der Münchener Psychiater Dr. von Schrenck-Notzing in einem durch Genauigkeit und Gründlichkeit unübertroffenen Werke⁷⁾ dem Studium dieses dunklen Gebietes zugewendet und den einwandfreien Beweis erbracht, daß wenigstens die Nachrichten über die Entstehung derjenigen Phantome, die, ohne selbst Leben zu haben, in der Nähe des Mediums entstehen, nicht auf Selbsttäuschung zurückgeführt werden können. Es ist kein Zweifel, daß eine mit derselben Strenge durchgeführte Analyse auch über die übrigen Fragen der sogenannten Materialisation eine endgültige Klarheit schaffen wird, soweit nach den Untersuchungen von Crookes bis zu Ch. Richet darüber noch Zweifel bestehen.

gegeben sein soll, noch keine Wissenschaft gründen; aber es ist immerhin möglich, daß mit der zunehmenden Erkenntnis sich an der Hand solcher Aussagen noch manches Problem der Wissenschaft, besonders der Physik, lösen lassen wird, worauf auch schon von exaktwissenschaftlicher Seite hingewiesen worden ist.

⁵⁾ J. Kerner: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Herbeinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mit einer biograph. Einleitung von C. du Prel bei Reclam. 630 S. Preis brosch. nur 1 M., geb. 1 M. 50 Pf. und 20 Pf. Porto. Vorrätig bei Oswald Mutze, Leipzig.

⁶⁾ Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Halluzination und des Unbewußten. Uebersetzt von G. K. Wittig. 2 Bände. Leipzig, O. Mutze, 4. Auflage 1905.

⁷⁾ Materialisations-Phänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie. München, Ernst Reinhardt, 1914. Preis 14 M., geb. 16 M., vorrätig bei Oswald Mutze, Leipzig.

Natürlich hat sich auch der Spiritismus eine bis ins Einzelne gehende Kritik gefallen lassen müssen, die für die Klärung dieser Fragen nur förderlich gewesen ist. Trotzdem wird man behaupten können, daß die Materialisationen für uns heute noch genau dasselbe Rätsel darstellen wie früher. Weder die Betrugshypothese, die man so gern dagegen ins Feld führt, noch die Annahme einer Selbsttäuschung oder gar der Massenhalluzination genügt für alle Fälle, um so mehr als es sich im letzteren Falle noch um ein sehr wenig geklärtes Gebiet handelt, durch das man unmöglich ein noch dunkleres aufhellen kann. Wenn es möglich ist, daß z. B. siebzig Personen ohne weiteres plötzlich von einer Kollektivhalluzination ergriffen werden, so ist überhaupt nicht mehr einzusehen, wo in der Welt die wissenschaftliche Sicherheit beginnt und wo sie aufhört. Inzwischen sind aber die wissenschaftlichen Spiritisten auch auf diesen Einwand eingegangen und haben ihr Augenmerk besonders auf die optischen und chemischen Hilfsmittel gelenkt, da z. B. eine photographische Platte weder Halluzinationen noch sonstige Eindrücke haben kann, die von etwas anderem als der Materie herrühren.⁸⁾

Der ältere Spiritismus baute, wie gesagt, seinen Hauptbeweis auf die Übereinstimmung der Merkmale, die solche transzendente Wesenheiten mit den jeweilig Verstorbenen gezeigt haben. Da kein Wesen im Weltall denkbar ist, das alle Eigenschaften eines anderen Individuums völlig nachahmen kann, so muß man nach ihm in einem solchen Falle eben auf die Identität der Persönlichkeiten schließen und hat so den Beweis in Händen, daß der Mensch nach dem Tode bewußt weiterlebt und sich gelegentlich auch zu uns Menschen äußern kann. Es ist indessen bezeichnend, daß schon der Begründer des wissenschaftlichen Spiritismus in Deutschland, Aksakow, auf die Unsicherheit dieser Beweisführung aufmerksam gemacht hat. Es ist zunächst nicht gesagt, daß wir ohne weiteres, auch wenn wir jene Möglichkeit zugeben, von den Äußerungen jener Wesen sichere Schlüsse auf das Wie und Wo ihres Weite-

⁸⁾ Von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen haben u. a. auch hervorragende Mitglieder der englischen und amerikanischen Geistlichkeit Zeugnis abgelegt, so z. B. Stainton Moses, der sich in späteren Jahren ganz vom Amte zurückzog und selbst Medium war, und vor allem der Rektor von Stockton, der Archidiakon Colley, der selbst zahlreiche Versuche auf diesem Gebiete angestellt hat. Ich besitze eine ausgezeichnete Wiedergabe einer mediumistischen Photographie, wo das Medium der Geistliche H. R. Moore in New-York (City. 120 W. 13 the street), bei vollem Licht mit dem materialisierten Phantom photographiert ist, das sich in Gestalt eines überlebensgroßen Mädchens $2\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden erhebt und den Geistlichen teilweise mit ihren langen, durchsichtigen Gewändern verdeckt! Die Sitzung ist in den Gesellschaftsräumen des Geistlichen am 18. November 1905 gehalten worden und wurde von über 65 Personen besucht (Zeitschrift für Spiritismus, 10. Jahrgang, 17. Februar 1906, Nr. 7, S. 57).

lebens machen können. Wir sind aber auch nicht imstande, die Möglichkeit zu widerlegen, daß es im Weltall Wesen geben könne, die jene Fähigkeit haben, die Eigenschaften eines anderen Individuums nachzuahmen, und sie zur Ausübung bringen können. Aksakow hat selbst in seinem zweiten Hauptwerke (Vorläufer des Spiritismus) eine Reihe solcher Beispiele gesammelt, die beweisen, wie vorsichtig wir in dieser Hinsicht sein müssen. Wer freilich die Geschichte des Spiritismus genauer kennt, wird wissen, daß es dennoch Fälle gibt, wo sich dem Beobachter die Annahme einer Identifikation mit fast unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt und es den Anschein hat, als würden von jenen Wesen selbst die größten Anstrengungen gemacht, um eine Verbindung zwischen den beiden Welten herzustellen. Aber alle diese Gründe sind doch, wie Aksakow selbst sagt, rein subjektiv -- die objektive Wissenschaft fordert noch andere Beweise, die wir aus Unkenntnis jener anderen Welt nicht zu erbringen vermögen. (Schluß folgt.)

Nachträgliches zu meinem Aufsätze über Telepathie.

Von Ludwig Jahn (Höxter, W.)

Verschiedene Gründe bestimmen mich, auf den im Juli-August-Heft des vorigen Jahrganges veröffentlichten Aufsatz: „Einiges über Telepathie“ zurückzukommen. Einmal handelt es sich darum, einige Punkte klarzustellen und zu ergänzen, ein andermal sind es die Wiederholung eines der interessantesten Versuche und die Fortschritte, die hier und da, dank fortgesetzter Übung, gemacht worden sind. Besonders letzteres möchte ich dem Leser in der Voraussetzung nicht vorenthalten, daß gerade auf okkultem Gebiet vorderhand noch ein Zuviel an Beweisen mittels praktischer Versuche, oder an Erlebnissen so leicht nicht geboten werden kann. Einiges dient vielleicht auch manchem zur Bewertung achtlos beiseitegeschobener Erlebnisse.

Ich erwähne da zuerst das Experiment mit den Droschkenpferden.

Das Pferd ist ja heutzutage durch die Krall'schen Arbeiten -- über die, nebenbei erwähnt, ich mir bis heute kein Urteil erlauben darf -- so in den Vordergrund gerückt, als ein Geschöpf erkannt, das durchaus nicht stumpfsinnig, sondern intelligent und somit unseres besonderen Interesses wert ist, daß wenn ich auf dieses Experiment zurückkomme, es in der Hoffnung geschieht, keinen Leser damit zu langweilen.

Es war dies: Während der Fahrt auf der Berliner elektrischen Straßenbahn hatte ich eine lange Reihe Droschkenpferde telepathisch derart beeinflußt, daß diese hintereinander der Reihe

nach wie auf Kommando den Kopf mir zuwandten. — Diesen Versuch schätze ich hoch; er ist aber auch so sehr schwierig, daß er sich in diesem Umfange wohl nicht mehr wiederholt, es müßten denn dieselben äußerst günstigen Bedingungen und Umstände wieder gegeben sein. Um einem Abschweifen des Gedankenganges beim Lesen der Schilderung vorzubeugen, schickte ich damals voraus, daß die Großstadtperde an allerhand Geräusche, wie Rasseln der Wagen, Klingeln und Pfeifen der Wagenführer gewöhnt sind, darauf gar nicht reagieren, war deshalb enttäuscht, als ich die von der Redaktion beigefügte Schlußbemerkung: [„Wohl wegen des Geräusches“] entdeckte.*) — Allerdings ist es nicht zu verwundern, daß dieses Erlebnis auf Fernstehende, d. h. auf solche, die meine Liebhaberei für Pferde nicht teilen, verblüffend wirken muß und vielleicht nicht als Folge der Fernwirkung, der Telepathie, ausgelegt wird, um so mehr, als ich selbst, der ich seit dreißig Jahren tagtäglich die Pferde beobachte und studiere, über das „restlose“ Gelingen überrascht war. Aber ich kann mit gutem Gewissen versichern, der Versuch war einwandfrei! Mit einzelnen Pferden mache ich den Versuch auch heute noch. — Gewiß gibt es in Großstädten auch Pferde, die bei jedem Geräusch den Kopf wenden, das sind entweder ganz junge Tiere oder Neulinge vom Lande, wie ich es des öfteren festgestellt habe. Diese sind schon an der Kopfhaltung erkennbar und bei Droschken äußerst selten.

Vielleicht wird der eine oder andere Leser seine Aufmerksamkeit von jetzt ab mehr diesen Geschöpfen zuwenden und dann auch bald selbst merkwürdiges erfahren. Doch genug hierüber, hoffe aber hiermit den mir wertvoll erscheinenden Versuch gerettet zu haben.

Anders lag die Sache mit dem elften Versuche, der im Hauptrestaurant der J. B. A. 1913 in Leipzig sich abspielte und worüber im August-Heft berichtet war. Ich bekam dort nämlich das im Stillen gewünschte, nicht das bestellte Gericht. — Ich war hier auf Kritik gefaßt, da ich selbst anfangs stutzte; konnte aber beim wiederholten Nachprüfen keine Fehler und keine „Hilfen“ finden — auch hier handelte es sich um reine Gedankenübertragung. Meine Freude war aber trotzdem groß, als sich der Fall neuerdings wiederholte, ein Beweis für mich, beim Nachprüfen des vorigen Vorganges also nicht allzu optimistisch vorgegangen zu sein.

Da besondere psychische Erlebnisse nur dann eventuell als Material den zeitgemäßen Forschungen nützen, wenn schon beim Nachlesen die Überzeugung kommt, daß alles einwandfrei ist, so möchte ich auch noch diesen jüngsten Fall ausführlich mitteilen zur Beschwichtigung etwa doch noch vorhandenen Zweifels.

*) Unsere kritische Anmerkung sollte auch nur auf eine u. E. naheliegende, jedenfalls nicht ohne weiteres abzuweisende Erklärungsmöglichkeit hinweisen. — Red.

Diesmal geschieht es in Frankfurt. Mit hungrigem Magen nehme ich allein an einem Tische eines mittelgroßen Restaurants Platz. Vor mir liegt die Mittagskarte. Beim Ergreifen der Karte kommt mir die Erinnerung an Leipzig in den Sinn, an das vortreffliche, wenn auch prosaische Beispiel reiner unbewußter Gedankenübertragung, und ich frage mich selbst, werde ich je noch einmal so etwas im höchsten Maße Überzeugendes erleben? — Das Erinnerungsbild verschwindet so plötzlich, als es aufgetaucht ist. —

Ich finde ein schmackhaftes Gemüse, das ich gern hätte, mit wenig zusagender Beilage, finde auch ein willkommenes Fleischgericht. Die Qual, die der hat, der die Wahl hat, dauert diesmal nicht lange, die Entscheidung fällt für das Fleischgericht, das der sich nähernden Bedienung in Bestellung gegeben wird. — Die Politik der Tageszeitung führt nun meine Sinne irgendwo nach den Kriegsschauplätzen hin, fesselt mich und hat scheinbar den hungrigen Magen beschwichtigt, denn beim Nahen des Essens lasse ich nicht davon ab. Erst eine Bemerkung bringt meine Sinne urplötzlich nach dem Mittagstisch in Frankfurt zurück. Und welche Bemerkung war es? „Das paßt nicht zusammen!“ — Blitzschnell habe ich die Situation erfaßt, ich sehe in der einen Hand des Kellners das bestellte Fleischgericht, in der anderen Hand — — mein Gemüse.“ Ich sage nichts. — Das Gemüse wird sofort wieder fortgetragen, es paßte allerdings nicht zu dem bestellten Gericht.

Sollte ein drittes Mal ähnliche Übertragung gelingen, ich bringe dergleichen nun nicht mehr, denn es ist nicht angebracht, in dieser fettlosen Kriegsbrotzeit schmackhafte Speisen vorzuführen und auch später nicht, um dem Vorwurf zu entgehen: „Schon wieder das Essen, leibliche Genüsse, wie prosaisch!“ — Aber schließlich bei der Liebe gibt es auch Prosa, wie das Sprichwort: „Liebe geht durch den Magen“ sagt, warum soll die Telepathie nicht auch mal durch den Magen gehen? —

Die bewußt angestellten Versuche mit Personen, über die ich ferner im vorigen Aufsätze berichtet, werden hier und da noch fortgesetzt und fanden im ganzen bisher 33 Sitzungen mit 12 verschiedenen Personen, darunter auch Schuljungen, statt. Der Hauptwert wird letzthin auf Übertragen von Zahlen gelegt, das damals noch nicht so zur Zufriedenheit gelangte, wie die angestellten einleitenden Übungen. (Siehe unter 6. des vorigen Aufsatzes.) Neuerdings wird die Übung eingeleitet mit Übertragen von Eigennamen, Farben, Gegenständen des Zimmers und erst dann aus einer Reihe von fünf bis zehn Zahlen eine übertragen und empfangen. Fast regelmäßig sind zu Anfang die Resultate beim Zahlenübertragen richtig, entweder die ersten drei, oder die nächsten drei, oder auch die ersten sechs Ergebnisse hinterein-

ander, dann kommen hier und da Schwankungen. Endlich wird mit ein und derselben Person in der dritten Sitzung u. a. folgendes gute Resultat erzielt: Die ersten 3 Versuche falsch, die nächsten 10 richtig, 1 wieder falsch, dann wieder 5 richtig, hinterher 1 falsch, die nächsten 8 richtig, zum Schluß noch 1 falsch. Also von 29 Versuchen 23 richtig!

Die Übungen — denn als solche müssen die Versuche vorläufig bezeichnet werden — haben bewiesen, daß es nicht gut ist, die Personen oft zu wechseln, weil bei jeder neuen Person Zeit zum Einarbeiten geopfert werden muß, es muß erst „abgestimmt“ werden. Bei diesen fortgesetzten Experimenten ist mir nunmehr zum Bewußtsein gekommen, unter welchen Bedingungen die Versuche am besten gelingen, wie sich Empfänger und Absender des näheren zu verhalten haben — wessen Aufgabe eigentlich größer ist — und daß ferner auch hier das Wahrwort gilt: „Übung macht den Meister“.

Ich sagte oben, es müßte erst abgestimmt werden, das ist sehr wichtig, denn ohne Abstimmen kein Erfolg. Erleichtert wird das Abstimmen bei Personen, die uns sympathisch, die ferner mit Interesse bei der Sache sind. Trifft dies nicht in gewünschtem Maße zu, so ist das Arbeiten anstrengend, fast eine Qual. Nachahmer der Experimente seien bei dieser Gelegenheit übrigens vor einem Forcieren gewarnt, solche Versuche sollten nur hier und da mit großen Unterbrechungen — tage- oder wochenlanger Pause — ausgeführt werden.

Ich kann nun sagen, die Aufgabe, vielmehr das Verhalten der Versuchsperson dünkt mich weit schwieriger zu sein, als die Aufgabe des Übermittlers; beim Vertauschen der Rollen, nämlich als Empfänger, habe ich es persönlich erfahren; sein Verhalten ist ausschlaggebend. Wohl hat der Auftragsteller die Gedanken stark zu konzentrieren, er darf die Gedanken nicht schweifen lassen, jedoch des Mediums Gehirn muß „leer“ sein! Das ist nicht so einfach, hier hilft, falls keine Veranlagung da ist, nur Übung, gepaart mit gutem Willen. Das Medium muß sich also passiv im wahrsten Sinne des Wortes verhalten, dann stellt sein Gehirn — sagen wir meinetwegen — eine Klaviatur dar, die leicht anspricht.

Es gelingen deshalb auch bei Tieren, besonders bei Pferden telepathische Versuche entsprechender Art so gut, weil diese keinen Willen, hervorgerufen von irgend einer Schwäche, z. B. Eitelkeit, dagegen stellen, da sie eben unbefangen (naiv) sind. Man beeinflusse mal telepathisch eine Dame mit hübschem Profil, aber keineswegs vorteilhafter Vorderansicht (en face), diese statt jene Kopfhaltung für den Beschauer einzunehmen, und man wird sehen, wie viel schwieriger dies ist, als bei harmlosen Geschöpfen. —

Wenn man auf dem Tisch einen Katalog in der Annahme

liegen läßt, jemand könnte sich für diesen interessieren und eine Stunde nachher wird der Wunsch auf Überlassung desselben ausgesprochen; oder wenn man fernab der Wohnung irgendwo im Garten schönen Flieder blühen sieht, dabei denkt, ein Zweig würde im Zimmer sich gut ausmachen und kaum wieder zu Hause wird der Gedanke zur Tat, wird tatsächlich ein Fliederstrauß ins Zimmer gebracht, so ist hier beidesmal bei zwei verschiedenen Personen ein und derselbe Gedanke gekommen und aufgenommen worden, wobei es gleichgültig ist, wer von beiden zuerst den Gedanken gefaßt hat. Oder die Wirtin erhält Besuch; dieser macht dem Zimmerherrn seine Aufwartung, verabschiedet sich jedoch bald mit der Bemerkung: „Ich möchte nicht länger stören, möchte auch noch etwas musizieren“. Und nun? An und für sich ist nichts besonderes daran, wohl aber, daß die Aufwartung eines völlig fremden Herrn mit allen Einzelheiten uns mit diesen Worten eine Stunde vorher schon telepathisch übermittelt worden war!

Gedanken kommen und gehen und viele Gedanken erreichen gar nicht ihr Ziel, finden noch nicht das zur Aufnahme empfängliche, d. h. abgestimmte Hirn. Und wenn Gedanken ihr Ziel erreichen, so geschieht es nicht zufällig, sondern notwendig, wenn der Vorgang auch noch so unwichtig erscheint. Da es keinen Zufall im Weltgeschehen, im allgemeinen gibt, kann es auch keinen Zufall bei Gedankenübertragung, im besonderen geben. Diese Behauptung läßt sich glücklicherweise, wenn auch nicht direkt, so indirekt beweisen, vielmehr ist schon längst bewiesen worden. Nämlich das Gegenteil, daß alles Geschehen notwendig geschieht, ist bewiesen und zwar durch die Tatsache der Voraus- und Rückschau (Hellsehen). Kann wohl etwas einleuchtender für obige Behauptung sein, als gerade die Tatsache des Voraussehens, denn wie wäre das möglich, wenn es Zufall gäbe, wenn nicht alles so geschähe, wie es notwendig geschehen müßte!

Ich erwähnte seinerzeit den praktischen Nutzen der Telepathie; wie auch die Kenntnis des Hellsehens nützlich, und wie auch hier von Zufall gar nicht die Rede sein kann, möchte ich durch folgendes veröffentlichte¹⁾ Beispiel zeigen, das wohl zwischendurch mit eingeflochten werden darf.

Im Oktober 1912 verschwand eine Frau G. in Hildesheim. Nach fast dreimonatlichem, vergeblichen Suchen erfuhr der Schwiegersohn dieser Frau, daß der Magnetopath P. in Bielefeld die Fähigkeit haben sollte, in die Vergangenheit zu schauen. Der junge Mann suchte den Magnetopathen daraufhin auf und bat ihn, ihm den Aufenthalt seiner Anverwandten zu nennen. — Obwohl Herr P., wie er sagte, nicht öffentlich wirke, da er oft Undank geerntet hätte, ließ er sich doch zuletzt herbei, den Versuch zu

*¹⁾ „Die Loge“ 1914 No. 2 bei Rohm-Lorch.

machen. — Er konzentrierte sich auf einen von der Verschwundenen getragenen Gegenstand, den der junge Mann bereit hatte und sagte folgendes aus: „Die Frau ist nicht mehr am Leben, sie ist bei einer großen Holzbrücke, an der viele Weiden stehen, ins Wasser gegangen und durch die Strömung, sowie das Hochwasser, weit abgetrieben. Die Leiche finden Sie, wenn Sie den Fluß verfolgen, an einer Biegung desselben, wo mehrere Bohrtürme stehen, die rechte Hand aus dem Wasser haltend.“ Man verfolgte den Innerstefluß und fand an der bezeichneten Stelle, am 25. Dezember 1912, die Leiche in der angegebenen Lage. —

Anläßlich einer Konsultation bei diesem Magnetopathen fragte ich ihn mal, wie er das mache, worauf er erwiderte: „Ich sehe dies alles nach und nach und so wie ich es sehe, so teile ich es mit; übrigens werde ich oft in ähnlichen Fällen um Rat gefragt.“ —

Telepathie im Zeichen des Hungers, des Wohlwollens und der Sympathie, Heilsehen im Zeichen der Sympathie und der Sehnsucht. — — Ich machte im vorigen Aufsätze den Vorschlag, nicht allein das Wort „Zufall“, sondern auch das Wort „Mißtrauen“ außer Kurs zu setzen. Wenn ich sagte, Mißtrauen soll man nicht zeigen, nicht kennen, so wird dieses Ansinnen hoffentlich nicht dahin verstanden worden sein, als wenn dies hieße, es ist alles blindlings, glaubensselig hinzunehmen, das wäre der Zumutung zu viel, jedoch man soll alles und zwar — hierin liegts — „o h n e V o r u r t e i l“ willig hören und prüfen und soweit es möglich ist, sich selbst überzeugen, um dann zu glauben und zu behalten.

Wenn eine geistig so hochstehende Persönlichkeit wie der Freimaurer Kerning (Krebs) in seiner — übrigens sehr lesenswerten — Schrift „Christentum“ sogar von den Proben des Christentums spricht, wieviel mehr können oder sollen wir Dinge nachprüfen, einer Kritik unterziehen, die nicht so erhaben und geheiligt sind, wie jenes epochemachende Ereignis! — Studieren wir weiter, machen wir nur immerzu Proben auf alltägliche Geschehnisse okkulter Art und staunen wir darüber, vielleicht kommt dann auch einst die Zeit, wo das, was jetzt noch in weiter Ferne unerreichbar uns erscheint, naherückt und erreichbar wird und das ist: „Proben abzulegen für das Christentum!“ Nicht für das moderne Scheinchristentum, sondern für das Christentum in seiner Reinheit „über dessen Hoheit und sittliche Kultur“, nach Goethes Äußerung zu Eckermann „der menschliche Geist nicht hinauskommen kann“. Der Besitz dieses Christentums bedeutet somit unser letztes und höchstes Ziel!

Aber sind nicht wohl schon Anzeichen für die Verwirklichung da, hört man nicht hier und da von solchen Anfängen? Lesen wir die betreffende Stelle im „Buch der Bücher“ nach — Kerning nennt es das Buch enthüllter geistiger Kräfte der menschlichen

Natur —, so erkennen wir das Christentum als eine Religion der Tat, denn „auf Kranke die Hände legen zu können, so daß es besser mit ihnen wird“, ist als eine der Proben, eine gute, nützliche Tat, berufen, die Vollwertigkeit und ewige Wahrheit dieses Christentums zu beweisen!

Aber wehe denen, die heute schon darnach lehren und tun, das hat der jüngste Berliner Scientisten-Prozeß wieder gezeigt.

Wieviel Übelwollendes ist da gesagt, wieviel Gift wieder verspritzt worden, einmal während der Verhandlungen, die länger als eine Woche währten und auch noch nachher; fast jede Zeitung glaubte sich verpflichtet, das angestimmte „Steinigt sie“ nachzusprechen. — Und doch — es geschieht ja alles so, wie es geschehen muß —, wird dieser Prozeß auch sein Gutes haben. — Vor mir liegt das bekannte Beiblatt des Berliner Tageblattes, der „Weltspiegel“ vom Jahrgang 1907; es zeigt die Kirche der Christian Science-Sekte in Concord, Massachusetts, auch ein Porträt der Gründerin Mrs. Eddy, darunter liest man: „Vom Gesundheitswindel“ und die Äußerung, daß die Gründerin anscheinend nicht ganz zurechnungsfähig ist. — Wieviel anders ist das allerdings heute schon geworden, heute werden, obwohl vereinzelt, vor den Richtern schon Lanzen gebrochen, wenn auch nicht zu Ehren der Gründerin, so doch für die Lehre einer Heilung auf religiöser Grundlage. Gerade in der letzten Verhandlung sind herrliche Bekenntnisse gemacht worden.

Und die leidige Honorarfrage? Anfänglich haben die Heiler, was kein Arzt tut, ihre Hilfe ohne Entschädigung angeboten, solange, bis sie von Neugierigen überlaufen wurden; schließlich kann auch keiner verlangen, daß jemand für ihn ganz ohne Gegenleistung seine Zeit opfert. Auswüchse gibt es überall — in diesem Falle glaube ich nicht daran —, soll deswegen die ganze gutgemeinte Bestrebung, die großen Fortschritt [? Red.] darstellt, verdammt werden? Zu bewundern sind die Menschen, die mehr wie ihre Pflicht tun, die, um anderen zu helfen, der Liebe willen, sich selbst erziehen, indem sie ihre Gedanken Höherem zuwenden.

Christian Science ist christliche Wissenschaft, Wissenschaft, die Christo nachfolgt; soll ihre Hauptaufgabe, das Gesund- oder Gesündermachen durchaus betont werden, dann sage man: „Gesunddenken!“ Was der Mensch denkt, das wird er! — Auch das habe ich seinerzeit erwähnt. — Die Anhänger dieser Wissenschaft heilen durch die Kraft der Gedanken, die sie auf das Höchste, Beste, Erhabenste und Reinste richten und wofür wir ein Wort setzen, das alles umfaßt: „Gott!“
So spricht der Dichterkönig Goethe.

. . . Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt . . .

„Telepathie — — — Sympathie — — — Liebe — — —
Gott!!“

Der Wege nach obigem Ziel sind mancherlei, der Dichter flüchtet sich in seine Nebelwelt, der Musiker hat die Welt der Töne, in die er sehnsuchtsvoll einkehrt und untertaucht, andere finden ein anderes Mittel, dem Alltag zu entfliehen, sich hochzuschwingen, sich einzufühlen, — und alle haben den Trieb, ja den Glauben an etwas Weiseres, Glücklicheres und Göttlicheres, als wir auf Erden kennen, in sich — im Gebet! Jedoch alles, was wahr sein soll, soll empfunden sein, ein gedankenloses Gebet ist unnütz, eine Religion ohne Empfindung nur Formendienst. Man verachtet eine Kunst, die nur Natur nachahmt, die Kunst ist minderwertig, wenn sie bar ist jedes Empfindens, jeder Seele, und dann soll das für die Religion nicht gelten?!

Und schließlich, was hat man gegen das Wörtchen „Beten“, was bedeutet überhaupt Beten, was ist Gebet?

Wir bekommen die schönste Auslegung und Erklärung von Zanoni im gleichnamigen Roman von Bulwer-Lytton. Zanoni, der Eingeweihte, findet sein Weib, das, bösen Einflüsterungen zufolge, ihn um ihres Kindes willen verlassen, im Kerker der französischen Revolution wieder. Jetzt von ihrem Wahne geheilt, legt sie aus eigenem Antriebe dem vermeintlichen Zauberer das Kind in die Arme und bittet: „Bete für unser Kind!“ — Da läßt der Verfasser seinen Zanoni folgende, einzig schönen Worte sagen: „Beten für mein Kind! Die Gedanken sehnsüchtiger, nach dem Höheren strebender Seelen sind alle Gebet!“ —

Ich fand mal eine drastische, aber anschauliche Schilderung, wo der jeden Nerv bloßlegende, alles sezierende Mensch mit einem Floh verglichen wurde, der seinen Rüssel in das Fleisch des Menschen senkt, um Studien über dessen Natur zu machen. — Das gilt für viele.

Herrlich weit haben wir es, dank unserer wissenschaftlichen Arbeiten, schon gebracht und werden es noch weiter bringen, soweit eben der Menscheng Geist die Dinge erfassen kann, nur soll er auch wissen lernen, daß „er“ eigentlich nichts weiß und soll vor dem Urgrund alles Seins, Kants „Ding an sich“, das Schopenhauer „Wille“ (aber göttlicher, schöpferischer Wille), Paracelsus „Seele der Seele“, d. h. „Geist“ (göttlicher Geist) nennt, schweigend und ehrfurchtsvoll halt machen. Goethe vertritt die Ansicht: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin.“ —

Alles ist materialisierter Geist, alles Allbeseelung, alles göttlicher Wille, mehr oder weniger offenbar in allen Dingen, in der

ganzen Natur, und so ist der Mensch — in seiner wahren Wesenheit —, als Teil der Natur, auch geistig, göttlich und in diesem Sinne wollen wir Pfarrer Jathos Mahnwort: „Heilig sei dir der Mensch“ verstehen und beherzigen.

Aber das wahre Wesen, das Göttliche, kann beim Menschen nicht durchdringen, wenn er gegen hohe Gedanken und Ideen, die aus ungemessenen Räumen fernwirkend sich ihm nahen, sich verschließt, sich dagegen wehrt; wahre Erkenntnis und göttliche Kräfte bleiben ihm da fern. Wie wenig ist heute von diesen Kräften geblieben, wie wenig es den Wenigen! —

Der Mensch wurde mit einem Floh verglichen; in seiner Anmaßung allerdings, die meist umgekehrt proportional seinem Wissen, kann er mit dem größten Tiere verglichen werden. Nach Häckel ist Mensch und Bazillus gleich an Wert. Aber nennen wir unseren Nächsten, ein „Du, das ich ist“ — wobei vielleicht ein klein wenig Eigenliebe mit durchklingt —, nicht Bazillus, seien wir liebevoller und nennen ihn, den armen, nur-ich-vollen Streber, den vom Licht durchwobenen . . . Sonnenstäubchen!

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studien von E. W. Dobberkau.

IV.

Die meisten Götter der alten Griechen waren Menschen, die man erst nach ihrem Tode verehrte. Zeus (Jupiter) war angeblich König auf Kreta. Dort wurde sein Grab bewacht und gepflegt. Auch andere Helden und Herrscher wurden nach ihrem Tode zu Halbgöttern und Göttern. Daraus ist das Ectmenschliche und oft Allzumenschliche ihres Wesens leicht zu erklären. Ferner wurden jeden Geistwesen, das irgendwo erschien und in die Geschicke der Menschen eingriff, göttliche Ehren erwiesen und ihm ein Kultus eingerichtet. Darüber klagte schon Platon, daß selbst ungerufenen Geistern Tempel errichtet wurden. Den Eleaten erschien ein Kind, das sie ihrem Feldzeichen vorantragen ließen. Es verwandelte sich in eine Schlange, die sich in eine Höhle verkroch.*) Sofort er-

*) Solche Mythen und Legenden der sagenschöpferischen Phantasie sollten doch nicht wie glaubwürdige Facta berichtet werden!
— Red.

richtete man dort diesem „Retter des Vaterlandes“ einen Tempel. Den Römern kündete ein Geist den plötzlichen Anmarsch der Gallier an. Er wurde daraufhin als Gott verehrt. So entstanden viele Kulte mit neuen Göttern, gewiß ebenso viele, wie die Kulte der als Gottheiten verehrten Naturkräfte.

Die Christen sahen in derartigen Gottheiten Verkörperungen des Teufels; es ist dies auch eine Erklärung! Ihr war es vorbehalten, zum mittelalterlichen Teufelswahn auszuarten, dem 8 $\frac{1}{2}$ Millionen Menschen als Hexen und Zauberer geopfert wurden. Dies darf nie vergessen werden!

Anaxagoras leugnete das Dasein anderer Götter als die Geister von Verstorbenen. „Es sind eure Toten, die Götter geworden sind,“ warf Clemens von Alexandrien den „Heiden“ vor. Nach Hesiod waren die Dämonen Schutzgeister der Menschen. Sie unterstanden den Göttern, waren aber nicht die Geister von Verstorbenen, sondern verwandelte Menschen des goldenen Zeitalters. Nach Platon sind die Dämonen Vermittler zwischen den Göttern und Menschen und daher Quellen aller Wahrsagekünste, Zaubereien und Weissagungen. Pindar und Menander hielten die Dämonen für Schutzgeister und glaubten, daß jeder Mensch einen habe. Nach Plutarch gibt es gute und böse Dämonen. Sie sind mächtiger als die Menschen und werden ebenso von Leidenschaften beherrscht wie diese. Sie leben länger wie diese, sterben aber gleich ihnen. Unverbesserlich böse Dämonen werden in menschliche Körper versenkt. Nach Pausanias war Lykaon ein böser Dämon. Ihm mußte jährlich eine Jungfrau dargebracht werden, bis ihn Euthymus verjagte. Nach Plutarch waren Isis, Osiris, Typhon, Bacchus und Herkules Dämonen. Aus Indien erhielten die Griechen auch den Glauben an verfluchte Dämonen, die man fast in allen Sagen wieder findet.

Die Geister der Verstorbenen wurden zunächst Heroen, falls sie tugendhaft waren. Dann wurden sie nach Plutarch zu Dämonen und sogar zu Göttern. Diesen Aufstieg verkündete das Orakel zu Delphi. Die Dämonen und die Geister von Verstorbenen waren schwer voneinander zu unterscheiden und wurden viel miteinander verwechselt. Wenn man sie anrufen wollte, wandte man sich an Hekate-Proserpina, die Göttin der Zauberei, der Träume und Gespenster.

Die Griechen glaubten an einen geistigen Körper des Menschen, der vom Tode unberührt bleibt. Er kann sich auch vorübergehend vom irdischen Leibe als Doppelgänger trennen und Wanderungen unternehmen. Dies willkürlich tun zu können, rühmte sich Hermetimus von Klazomenae, der so fremde Länder durchwanderte und dann von seinen geistigen Reisen berichten konnte. Während einer solchen Wanderung ließ seine Frau den irdischen Körper ihres Ehegemahls verbrennen. Da fand er bei

21*

seiner Rückkehr von seiner geistigen Wanderung seine irdische Hülle nicht wieder und mußte in der Geisterwelt bleiben. Daß ein solches Entsenden des Doppelgängers möglich ist, haben neuere Versuche erwiesen! [Wie so? Red.]

Die Gesänge Homers sind voll von Berichten über Erscheinungen dieser Art. So erschien der Geist des Patroklos dem Achilles, der ihn vergeblich zu umarmen versuchte. Homer teilt darin den Glauben seiner Zeit. Er wurde übrigens von Herodot als Magier geschildert. Auch Thales glaubte an Genien und Geister. Epimenides wollte von Dämonen beeinflußt sein. Er behauptete im eigenen früheren Erdenleben Aeakus gewesen zu sein.

Auch Demokrit glaubte an Genien und die Geister von Verstorbenen. Nur erklärte er sie als Schattengestalten, die aus „sphärischen Atomen“ bestehen, die ihre frühere Zusammensetzung wieder annahmen. — Was die Atomentheorie nicht alles erklären kann! In unseren Tagen soll sie sogar das Wesen der Energie enthüllen! — Demokrit schrieb ein Buch über die Ausübung der Magie. So berichtet Plinius und Vitruvius.

Nach Pythagoras besteht der Menscheng Geist aus einem geistigen, himmlischen Teil und der Seele, die er sich als feinkörperlich vorstellte, so daß sie unter bestimmten Bedingungen sichtbar werden kann. Diese Seele ist der vergeistigte Menschenleib, der nach dem Tode des irdischen Leibes fortbesteht. Überall umgeben uns die Geister; sie können uns beeinflussen und mit uns in Verkehr treten. Diesen Verkehr pflegten die Pythagoräer eifrig und waren an ihn so gewöhnt, daß sie den bestaunten, der noch nie einen Geist gesehen haben wollte.

In Ägypten und Indien lernte Pythagoras die Wiederverkörperungslehre kennen, der zuliebe er sich nur in Pflanzengewebe kleidete und alles Fleisches enthielt.

Auch Platon lehrte die Lehre von der Wiederverkörperung der Menschenseele. Er behauptete sogar, daß gottlose Menschen als Tiere wiedergeboren werden könnten.

Sein Schüler Aristoteles glaubte mit seiner verstorbenen Frau im Verkehr zu stehen. Diesen Glauben bekannte er öffentlich, so daß er mit einem Prozeß bedacht wurde. Er berichtet von einem Priester des Jupiter, daß er nach seiner Ermordung wieder erschien und seinen Mörder bezeichnete, so daß dieser bestraft werden konnte.

Dem Feldherrn Pausanias erschien beständig ein junges Mädchen, das er getötet hatte. Sie bedrohte ihn, bis er sie von Priestern anrufen und verbannen ließ.

Nach der Schlacht bei Platää ließ man ihn im Tempel der Minerva Hungers sterben. Da verblieb sein Geist so lange dort, Furcht und Schrecken verbreitend, bis er von einem Priester verbannt wurde.

Auch Perseus erschien noch lange Zeit nach seinem Tode im Tempel zu Chemmis und erschreckte alle.

Im Tempel des Ortes, wo Orpheus den Geist seiner Gattin Eurydice angerufen hatte, ließ der König Periander den Geist seiner Gattin Melissa um Rat fragen. Cimon reiste nach Heraklea, um den Geist seiner Schwester zu befragen.

Vom Philosophen Athenodor berichtet Plinius der Jüngere, daß ihm ein Geist in rasselnden Ketten erschien, der ihn auf den Hof führte und dort verschwand. Als man da nachgrub, fand man ein Gerippe mit Ketten gefesselt. Man bestattete es ehrenvoll und von da an hörten alle Spukerscheinungen in jenem Hause auf.

Einen ähnlichen Fall berichtet Lucianus vom Pythagoräer Antigonus.

Simonides hatte die Dioskuren Kastor und Pollux besungen. Zum Danke ließen sie ihn einst aus einem Festsale auf die Straße rufen. Als er niemand dort sah und umkehren wollte, stürzte der Festsaal ein und begrub alle übrigen Festteilnehmer unter seinen Trümmern.

Pelopidas sah zu Leuktra die Töchter des Skedacius ihre Gräber umirren und letzterer verließ sein Grab, um den Thebanern den Sieg zu verkünden. Als die Schlacht begann, hörte man im Tempel des Herkules zu Sparta starkes Klirren der Waffen und seine Bildsäule bedeckte sich mit Schweiß. In Theben öffneten sich von selbst die Tempeltore und die Waffen des Tempels stürzten zu Boden.

Ähnliches berichtet Tacitus vom Tempel von Jerusalem. Als Titus es belagerte, sah man am Himmel streitende Heere in blitzenden Waffen. Den Tempel durchzuckten leuchtende Blitze, seine Tore sprangen auf und eine starke Stimme rief: „Die Götter schreiten heraus“. Darauf hörte man einen Lärm, als ob sie heraus schritten.

Pausanias versichert, daß man auf dem Schlachtfelde von Marathon nach 400 Jahren noch die einst gefallenen Menschen und Tiere seufzen und wimmern hörte und daß ihre Schatten sichtbar wurden.

In der Schlacht bei Salamis erschien den Griechen eine gespenstische Frauengestalt, die sie ermutigte, und man sah Heere in der Luft. Angesehene Athener sahen auf der Ebene von Troas ein Heer, dessen Gesänge sie hörten. Dann zog es in einer Wolke nach Salamis, wo die See-Schlacht gegen Xerxes begann.

Auch aus der Zeit Pipins des Kurzen wird von streitenden Heeren und von Schiffen am Himmel berichtet. Man schrieb ihr Erscheinen den Luftgeistern zu, deren Herbeirufung Ludwig der Fromme mit schweren Strafen belegte.

Im Jahre 1192 sah man bei Nogent le Rotrou ebenfalls Luftheere.

1815 sahen 3 Bewohner von Verviers eines Morgens ein Heer am Himmel; sie erkannten sogar die Uniform der Artillerie und die Lafette einer Kanone, deren eines Rad zerbrochen war. Das war zur Zeit der Schlacht bei Waterloo.

Garnier berichtet, daß am 20. September 1835 die Bewohner der Hügel von Mandip in England nachmittags 5 Uhr am Himmel Reiterscharen sahen, die von dichten Dampfvolken umgeben waren. Man erkannte deutlich Pferde und Reiter.

Diese Erscheinungen als Luftspiegelungen anzusehen, dürfte wohl nicht immer angebracht sein, wenn man neueren Berichten dieser Art glauben darf.

Pausanias und Plutarch berichten, daß den Griechen in der Schlacht bei Marathon die Gestalt des Theseus voran ging und er mit Hilfe des Heroen Erechtheus die Schlacht entschied. Letzterer schlug mit einem Pflugeisen viele Barbaren nieder. Die Griechen bauten daher diesen beiden Geistergestalten zum Danke Tempel. Miltiades schrieb ihnen den Sieg zu und rief sie immer als Beistand an, wenn er in den Kampf zog.

Als die Perser unter Xerxes das Orakel zu Delphi plündern wollten, wurden sie am Tempel der Minerva Pronoa mit Blitzschlägen empfangen. Der Parnassos erzitterte und zwei ungeheure Felsklötze stürzten auf die Perser, viele von ihnen zerschmetternd. Sie flohen, verfolgt von zwei übermenschlichen Reitern, den Schutzheroen Phylakos und Autoonos, denen man daher Dankopfer einrichtete. So berichten Herodot und Diodorus.

Die Priesterin Phannis hatte den Ansturm der Gallier voraus gesagt. Sie kamen im Jahre 278 v. Chr. Als sie Delphi bedrohten, erklärte Apollo durch sein Orakel sich selbst zu verteidigen und er offenbarte sich, so glaubte man, durch ungewöhnliche Zeichen und Erscheinungen.

Und es geschah: Ein furchtbarer Sturm erhob sich, ein schreckliches Gewitter tobte, Erdbeben erschütterten den Berg und stürzten große Felsmassen auf die Gallier, so daß sie die Flucht ergriffen und heimzogen nach ihren Landen. *) Ihr Häuptling nahm sich selbst das Leben. So berichten Pausanias, Justinus und Valerius Maximus. Dürfen wir ihnen glauben?

Von einem Thespesius erzählt Plutarch, daß das Orakel des Amphiloehus ihm voraussagte, er werde sich erst nach seinem Tode bessern. Eines Tages stürzte Thespesius und blieb drei Tage tot liegen. Im Grabe erwachte er wieder und war fortan ein tugendhafter Mensch.

Sein Bericht über das, was er im Jenseits erlebte, steht ganz außerhalb des damaligen griechischen Denkens; er erzählte, daß

*) Eine solche scheinbare Auffrischung des alten Götterglaubens kann — ganz abgesehen von der Entstellung der Fremdnamen bei Vesme — nicht als wissenschaftlich angesehen werden. — Red.

ihm zunächst war wie einem Seemann, der im Meere versinkt. Dann sah er die Seelen der Gestorbenen als leuchtende Kugeln aufwärts schweben, die zersprangen und menschliche Gestalt annahmen. Einige schwebten leicht und rasch empor, andere drehten sich wie eine Spule um sich selbst, bald aufwärts, bald abwärts, ziel- und planlos. Drei von ihnen erkannte Thespesius als Verwandte. Er wollte sie anrufen, doch achteten sie nicht auf ihn. Erst drehten sie sich allein um sich selbst, dann trafen sie auf andere Seelen im gleichen Zustande, mit denen sie sich vereinten und dabei undeutliche Laute schmerzlicher Freude ausstießen.

Da näherte sich dem Thespesius ein längst verstorbener Verwandter und hieß ihn willkommen. Der nahm ihn mit sich und erklärte ihm das geheimnisvolle, göttliche Walten im Menschen-schicksal. (Forts. folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena).

(Fortsetzung von Seite 271.)

Die Agnostiker werden diese Frage nach dem eigentlichen Wesen der Wirklichkeit jedenfalls mit Nein beantworten. Ich glaube aber, daß wir sie getrost bejahen und das Reale der Natur mit Leibniz und Ed. von Hartmann in gesetzmäßig bestimmten Kraftäußerungen suchen und uns das zunächst noch dunkle Wesen der Kraft nach Analogie mit unserem Willen einigermaßen verständlich machen dürfen.⁷⁾

Doch wie man auch darüber denken möge: jedenfalls begiebt sich die Naturwissenschaft mit ihren Aussagen über die von uns und unserer Sinneswahrnehmung unabhängige Welt der naturgesetzlichen Vorgänge selbst schon in jenen „romantischen Nebel des Transzendenten“, den wir nach Petzold (199) durchaus vermeiden sollen. Und es ist die reine Selbsttäuschung, wenn Petzold sich auch als Naturforscher ganz auf dem immanenten Boden der sinnlichen Erfahrung zu bewegen glaubt und „nur aufzeigbare Tatsachen zu Worte kommen lassen will“. (194). Die Welt des natürlichen Daseins und Geschehens ist eine außerbewußte, transzendente Wirklichkeit, die uns niemals unmittelbar gegeben ist, sondern nur mittelbar durch

⁷⁾ Vergl. Ed. von Hartmann: „Grundriß der Metaphysik“. S. 18f. „Philosophie des Unbewußten.“ 11. Aufl. B. I. S. 100 ff. II. S. 118f.

Denken erkannt wird. Sie ist eben jene von Petzold bald geleugnete und bald für unerkennbar erklärte „Welt von Dingen an sich“, durch die unsere Sinne affiziert werden (199). Und wenn der Schluß von den uns gegebenen Sinnesempfindungen auf deren außerbewußte Ursachen wirklich berechtigt wäre, wie Hume meint (154), dann würde damit nicht nur die Metaphysik, sondern auch die Naturwissenschaft und überhaupt jede menschliche Wissenschaft zusammenstürzen. Ist aber jene Behauptung Humes nur der Ausfluß eines inkonsequenten Skeptizismus, der das Problem der Außenwelt einfach „ungelöst stehen läßt“ (156), und wird im Gegensatz zu ihr der Naturwissenschaft mit dem Schluß von unserer Lichtempfindung eines Fixsternes auf das Dasein eines wirklichen Fixsternes einmal der große Sprung in das erkenntnis-theoretisch transzendente Gebiet einer außerbewußten, an sich vorhandenen Wirklichkeit erlaubt, dann eröffnet sich damit auch die Möglichkeit einer induktiven Metaphysik, die das Wesen dieser an sich daseienden Wirklichkeit zu bestimmen sucht. Und nur eine unklare, dogmatische Willkür kann eine solche metaphysische Untersuchung von vornherein als unwissenschaftlich abwehren wollen.

Freilich können wir die Mittel zu dieser metaphysischen Bestimmung des Wesens der Welt immer nur unserem eigenen Inneren entnehmen (199). Aber wenn es richtig ist, „daß wir selbst mitten in dieser Welt stehen und nur ein Teil von ihr sind“ (198), dann muß sich schließlich doch auch ihr übersinnliches Wesen irgendwie in uns und unserem Bewußtsein offenbaren. Und wenn die Naturwissenschaft recht hat, die Anschauungs- und Denkformen unseres bewußten Geistes (Raum, Zeit, Gesetzmäßigkeit, ursächlicher Zusammenhang u. a.) auf jene außerbewußte, niemals erfahrene Wirklichkeit anzuwenden und auf dieser metaphysischen Annahme einer Übereinstimmung der allgemeinen Formen und Gesetze des Bewußtseins und des natürlichen Daseins ihr stolzes Gebäude zu errichten, dann ist nicht einzusehen, warum wir nicht auch das innerste Wesen dieser natürlichen Wirklichkeit in Analogie mit unserem eigenen Geiste deuten und ihre Kräfte als unserem Willen verwandt ansehen sollen. Kommt doch am Ende auch Ernst Mach zu der gleichen Ansicht (Mechanik. S. 271. Wärmelehre S. 371. Ges. Vorlesungen S. 15. 271). Und bekennt sich doch auch Petzold ausdrücklich zu dem Worte Goethes: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen? (206). Warum soll da einer kritischen Metaphysik verboten sein, was die naiv-realistische oder sensualistische Metaphysik des Positivismus sich unbekümmert erlaubt? Eine absolute Erkenntnis beanspruchen wir ja keineswegs: ebenso wenig wie Mach und Petzold; sondern wir bleiben uns, gleich ihnen, immerdar der Beschränktheit und Bedingtheit aller

unserer Aussagen ebenso bewußt wie unseres unlösbaren Zusammenhanges mit der übrigen Welt und des steten Flusses aller Dinge.

Die Einsicht in die Relativität alles Seins und aller Erkenntnis ist eben keineswegs ein Sondereigentum des modernen Positivismus, der sich gern mit ihr identifizieren oder sie für sich allein in Anspruch nehmen möchte (vergl. VI. 84. 204 f.). Und sie kann darum auch nicht dazu helfen, Petzolds angebliche „klare und rein immanente Auffassung des Wirklichen“ (vergl. 199) von ihren inneren Widersprüchen zu befreien und jede weniger bescheidene Erkenntnislehre als „romantischen Nebel“ abzuwehren (199). Denn auch für den transzendentalen Realismus ist alles Wahrnehmen und Erkennen selbstverständlich eine Relation (82, 204). Auch für ihn ist der ganze gegebene Inhalt des Bewußtseins ein Gewebe von aufeinander bezogenen Empfindungen oder seelischen Elementen. Auch für ihn löst sich alles wirkliche Sein am letzten Ende in dynamische Beziehungen auf. Auch für ihn „bestehen alle sogenannten Eigenschaften der Dinge nur im Zusammenhang mit den Eigenschaften anderer Dinge.“ Auch für ihn ist ein „Ding“ nur „ein relativ, nicht ein absolut beständiges Zusammen solcher Eigenschaften“, die „in diesem „funktionellen Zusammenhange ihr Dasein erschöpfen“ und keines (individuellen) Trägers bedürfen (78). Und auch für ihn gilt selbstverständlich der Satz: „Kein Ding könnte für sich allein existieren: es ist immer unmittelbar in den Zusammenhang vieler Dinge und dadurch in den aller Dinge verstrickt“ (82). Ja, die Unmöglichkeit anders als in Beziehungen zu denken, ist gerade von dem Hauptvertreter des transzendentalen Realismus und einer kritischen Metaphysik, von Ed. von Hartmann, viel eindringlicher und überzeugender betont worden als von irgend einem Vertreter des modernen Positivismus. Und wenn diese sich einmal in der „Kategorienlehre“ Hartmanns umsehen und den Abschnitt über die „Urkatégorie der Relation“ (S. 173—196) nachlesen wollten, dann würden sie kaum mehr glauben, mit dem bloßen Hinweise auf die Relativität aller unserer Erkenntnis auch die Frage nach der Beschaffenheit der Welt an sich abschneiden und aller Metaphysik den Garaus machen zu können. —

Eins freilich können wir bewußten Metaphysiker den unbewußten Metaphysikern des Positivismus nicht nachmachen“, wir können nicht, wie sie es tun, den an sich richtigen Gedanken von der Relativität aller Erkenntnis durch törichte Übertreibung in Unsinn verkehren und damit schließlich jeden Maßstab für Wahrheit oder Unwahrheit aus der Hand geben. Denn darauf läuft die Sache bei Petzold und seinem Meister Mach tatsächlich hinaus. Für sie, wie für den alten Protagoras „gibt es keine allgemein gültige Wahrheit“. Denn für das, was wahr ist, hat jeder einen Maßstab in sich selbst, und jeder einen anderen, ja

oft genug einundderselbe zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen; gleichwohl ist jeder solche Maßstab von vornherein genau soviel wert wie jeder andere!“ (81). „Alle Weltwahrnehmungen, alle (sinnlichen) Anschauungen sind daher, wie sie gleich wirklich sind, auch gleich wahr: gerade so wie die verschiedenen, von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommenen Ansichten eines und desselben Gegenstandes durchaus gleich berechtigt und gleich richtig sind“ (82 f). „Die Welt ist für jeden so, wie sie ihm erscheint (188). Darum giebt es auch zuletzt keinen Unterschied zwischen Schein und Sein. Beide unterscheiden sich erst infolge der Differenz von Haus aus durchaus gleichberechtigter Wirklichkeiten; und es ist nur ein praktischer, kein theoretischer Gesichtspunkt, der dem Gewöhnlichen den Stempel des Seins, dem Ungewöhnlichen den des Scheins aufdrückt. Theoretisch genommen ist die Weltanschauung Don Quichotes genau so wahr wie die Sancho Pansas. „Richtig“ ist kein theoretischer, sondern nur ein praktischer Begriff. Nur weil die Windmühlenflügel Don Quichote die Glieder zerschmettern, hat Sancho Pansa recht (188).*)

Hier haben wir die völlige Auflösung aller Wahrheit in bloße subjektive Meinungen. Und es muß zugegeben werden, daß sie das folgerichtige Ergebnis jenes *naiven Realismus* ist, zu dem uns *Petzold* zurückführen will. Denn wenn wir in unserer Sinneswahrnehmung die wirklichen Außendinge „unmittelbar ergreifen“, dann sind diese Dinge auch so, wie sie uns *erscheinen*. Aber wir haben ja schon gesehen, daß diese Ansicht zu unlösbaren Widersprüchen führt. Denn daß ein und derselbe Gegenstand zugleich groß und klein, oder, wie der ins Wasser getauchte Stab, zugleich gerade und geknickt sei, das ist ein Widerspruch. Und da *Petzold* selbst an eine wissenschaftliche Weltanschauung den Anspruch stellt, daß sie „frei von Widersprüchen sei (182, 183), so müßte er seinen *naiven Realismus* eigentlich aufgeben. Gewiß: „es gibt keine absolute Normalintelligenz, deren Wahrnehmungen als die absolut richtigen angesehen werden könnten“ (189). Aber das behaupten wir Gegner des Positivismus ja auch gar nicht. Sondern wir behaupten im Gegenteil, daß alle sinnliche Wahrnehmung uns immer nur ein *subjektiv gefärbtes Bild* der Wirklichkeit gibt, das auf theoretische Wahrheit überhaupt keinen Anspruch machen kann. Und wenn wir ein wissenschaftliches Weltbild anstreben, dann suchen wir uns gerade „von der besonderen Qualität unserer Sinnesempfindungen unabhängig zu machen“ (189) und die Welt rein begrifflich zu erfassen (197): wie es auch

*) Warum zerschmettern die Windmühlenflügel dem Don Quichote die Glieder? Doch nur, weil seine Anschauung der Wirklichkeit widerspricht, also auch theoretisch „falsch“ ist. —

P e t z o l d im Widerspruch mit seinem naiven Realismus fordert. Und für diese begriffliche Erkenntnis der Welt, die freilich keine Erkenntnis a priori, sondern eine solche a posteriori ist, gibt es in der Tat einen allgemein gültigen Maßstab, den auch P e t z o l d anerkennen muß, weil er ihn selbst, allerdings mit Unrecht, gegen uns auszuspielen sucht (198) und ohne ihn überhaupt zu denken und zu forschen aufhören müßte. Und dieser allgemeingültige Maßstab, mit dessen Hilfe wir Wahrheit und Irrtum, Wirklichkeit und Schein unterscheiden, ist der Satz der Identität oder der Satz von der Ausschließung des Widerspruchs (30!, 66, 196, 199).

Freilich gilt dieser Satz zunächst nur für unser Denken. Und wir können niemals mit unbedingter (absoluter) Gewißheit behaupten, daß er auch für das wirkliche Naturgeschehen gelten müsse (167). Aber wir m ü s s e n a n n e h m e n , daß er auch hier gilt. Denn ohne diese Annahme müßten wir überhaupt auf jede Erkenntnis der Welt verzichten. Die logische Notwendigkeit, oder was dasselbe besagt: die allgemeine unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs ist die unentbehrliche, grundlegende Voraussetzung aller wissenschaftlichen Erkenntnis eben dieses natürlichen Geschehens. Und diese Voraussetzung wird uns nicht nur durch die Überlegung nahe gelegt, daß wir mit unserer eigenen subjektiven Logik doch auch nur ein Teil der Welt sind (198) und an ihrer innersten Beschaffenheit Anteil haben müssen. Sondern sie ist auch durch alle bisherigen Ergebnisse unserer Forschung immer wieder bestätigt worden, so daß wir ihr eine sehr hohe, der Gewißheit nahe kommende Wahrscheinlichkeit zuschreiben dürfen. "Nehmen wir (aber eine solche) Gesetzmäßigkeit (des Weltlaufs) an, und wir wissen, daß wir sie auf Grund der Erfahrung annehmen m ü s s e n " (189!), dann erkennen wir eben damit auch den ursächlichen Zusammenhang und die logische Notwendigkeit des natürlichen Geschehens an. Denn diese logische Notwendigkeit des Naturgeschehens, die P e t z o l d törichterweise leugnet (149), ist eben nichts weiter als jene allgemeine Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, die Petzold selbst fordert (190). Beide sind nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache. Und wenn Petzold ganz richtig sagt: „Die Kausalität ist das logische A priori — das heißt aber nichts anderes als die unerläßliche Voraussetzung — für die erfahrungsmäßige Beständigkeit unserer Umgebung“ (168), so widerlegt er damit seine eigene irrümliche Behauptung, daß Hume den Kausalitätsbegriff kritisch zersetzt habe und daß von einem ursächlichen oder notwendigen Zusammenhange zweier aufeinander folgender Naturvorgänge nicht die Rede sein könne (148 f.).

Nicht minder verfehlt als dieser Einwand P e t z o l d s gegen die Begriffe Ursache und Wirkung, gegen die er sich wohl mehr

durch M a c h als durch Hume hat einnehmen lassen,⁸⁾ nicht minder verfehlt ist auch sein Kampf gegen den Begriff der S u b s t a n z , dem er mit seinem Buche glücklich den Garaus gemacht zu haben glaubt (VIII!, 209). Zwei Trümpfe sind es, die er dabei als vermeintlich durchschlagend immer wieder ausspielt: einen logischen und einen empirischen (49). Der empirische gipfelt in dem Satz: die Substanzvorstellung widerspricht der Erfahrung, die uns immer nur veränderliche Dinge oder Gruppen veränderlicher Elemente, aber niemals ein ihnen zugrunde liegendes unveränderliches Wesen zeige (34, 46, 49 u. a.). Und daran ist auch soviel richtig, daß wir in der Erfahrung niemals ein unveränderliches Sein entdecken. Aber die unveränderliche Substanz soll ja auch den Dingen der Erfahrung nur „zugrunde liegen“ (34, 49, 66!) oder ihr „innerstes Wesen ausmachen“ (34), das „nicht zu Tage liegt“ (34), sondern „verborgen in ihnen darin steckt oder sich hinter den gegebenen Erscheinungen verbirgt“ (66). Und wenn Petzold gegen die Substanz den Einwand erhebt, daß sie in der Erfahrung nicht zu finden sei (34, 46, 49), dann begeht er zunächst einen logischen Fehler oder Verstoß gegen den Satz der Identität: er sucht die Substanz im Widerspruch ihrer Definition gerade dort, wo sie ihrem Begriff und Wesen nach überhaupt nicht gesucht werden darf, und triumphiert dann höchst überflüssigerweise darüber, daß sie hier nicht zu entdecken ist. Leugnet er aber auf Grund dieser vergeblichen Suche in der Erfahrung auch jedes unveränderliche Sein hinter der Erfahrung, wie er es tatsächlich tut: dann verfällt er einfach in ein negatives Dogma. Denn er setzt dabei voraus oder behauptet schlankweg, daß es etwas, was nicht erfahren wird, auch nicht geben könne. Einen Beweis dafür aber erbringt er nicht und kann er auch gar nicht erbringen. Wer aber etwas Unerweisbares behauptet, der ist eben ein Dogmatiker: gleichviel ob er verneint oder bejaht. —

(Forts, folgt.)

Zur Kritik des Idealismus.

»Vor allem seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt.«

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

Der Idealismus ist, im Gegensatz zum Realismus, jenes philosophische System, welches aus erkenntnistheoretischen Gründen sich auf die Ansicht stützt, daß das, was wir als Außendinge und als Außenwelt zu betrachten gewohnt sind, in Wirklichkeit kein

⁸⁾ Ueber E. Machs verfehlten Kampf gegen die Kausalität vergl. Oswald „Annalen der Naturphilosophie“. B. XVIII. Seite 113—138.

objektives, sondern nur ein subjektives Dasein besitzt, und nur in Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen besteht.

Da das vorstellende Subjekt sich nur seiner eigenen Existenz unmittelbar gewiß ist, jedes fremde Ich ihm aber nur als ein Bestandteil jener Außenwelt erscheint, deren objektive Realität verneint wird, so sieht sich der Idealismus im Solipsismus folgerichtigerweise gezwungen, alle übrigen denkenden Subjekte gleichfalls nur als Vorstellungen eines einzigen, seiner Existenz sich unmittelbar gewissen Subjektes gelten zu lassen. Nach dem Solipsismus verschwindet die wirkliche Welt und damit auch jedes fremde Ich mit unserer Wahrnehmungsfähigkeit. Da sie aber trotzdem in der Wahrnehmung des anderen Ich fortbesteht, so beweist dies die Realität ihrer von uns unabhängigen objektiven Existenz. Wenn aber diese Ich oder Subjekte, die für uns einen Teil der außer uns bestehenden Welt ausmachen, noch fortbestehen, so ist nicht einzusehen, warum dies nicht auch mit der ganzen objektiven Welt der Fall sein sollte. Aus der Tatsache, daß das Weltbild individuell verschieden erscheint, zu folgern, daß es eine rein subjektive Erscheinung sei, der keine wirkliche Welt als Objekt entspricht, erscheint mir ebenso verfehlt, wie aus der Tatsache, daß Convex-, Concav- und Planspiegel voneinander abweichende Bilder eines Gegenstandes zeigen, zu schließen, daß kein wirkliches Objekt dafür vorhanden sein könne. Diese Parallele wird besonders jenen als angebracht erscheinen, welche sich gleich mir für die Definition der Vorstellung entscheiden, die Häckel in seinen „Welträtseln“ wie folgt befürwortet: „Unter den zahlreichen widersprechenden Definitionen, welche die Psychologen von dem Begriffe der Vorstellung (Dokesis) gegeben haben, halten wir diejenige für die zweckmäßigste, welche darin das innere Bild des äußeren Objektes erblickt, welches durch die Empfindung vermittelt ist (Idee in gewissem Sinne)“.

Der Idealismus hat, um sich das Daseinsrätsel zu vereinfachen und erklärlicher zu machen, die Welt in ihrer Vielgestaltigkeit begrifflich auf die Vorstellung und das Ich reduziert, aber abgesehen davon, daß jene dadurch keineswegs begreiflicher geworden ist, hat er das vorstellende Subjekt als das größte aller Rätsel zurückgelassen. Nach den Lehren des Idealismus bleibt es ganz unbegreiflich, warum zwischen Vorstellung und sinnlicher Erfahrung, also zwischen der inneren Realität und einer bloßen Fiktion, Übereinstimmung und gesetzmäßiger Zusammenhang bestehen sollten; warum sich z. B. die Vorstellung ins Ungeahnte erweitert, wenn sich der Fiktion der Sinneserfahrung fiktiverweise durch die Fiktion der Erfindung optischer, die eingebildeten Sinne verschärfender Instrumente, wie das Mikro- und Teleskop, gleichsam neue Welten zu erschließen scheinen.

Ohne auf alle der gesunden Vernunft widerstreitenden Un-

wahrscheinlichkeiten des Idealismus hier näher einzugehen, ziehe ich vor, ihn selbst in einem seiner eifrigsten Verfechter hier zu Worte kommen zu lassen. Es ist dies der Dichter und Philosoph Robert Hamerling, der in seiner „Atomistik des Willens“ unter anderem folgendes sagt: „Was du den Baum, die Rose nennst, das existiert nicht ohne dich und außer dir; ohne dich und außer dir existieren nur die Bedingungen, durch welche das, was du den Baum, die Rose nennst, in deiner Anschauung zustande kommt. Was wir den Baum, die Rose nennen, ist nicht der Gegenstand, wie er an und für sich ist, sondern wie er für uns ist. Nun tritt vielleicht jemand auf und entgegnet: Nun ja, ich unterscheide zwischen der Vorstellung, der Anschauung des Gegenstandes in uns und dem Gegenstand außer uns. Aber der Gegenstand und meine Anschauung sind einander gleich: die Einwirkung des Gegenstandes auf mich besteht eben darin, daß er in mir die Anschauung seiner Wesenheit erweckt. Es ist eben der Gegenstand an sich, den ich mir gleichsam wiederhole, indem ich ihn anschau und vorstelle. Wer so sprechen könnte, der hätte eben von der Theorie des Idealismus nicht das Mindeste verstanden und man müßte ihn neuerdings fragen: Du denkst also, daß es neben dem Geruch in der Nase des Riechenden auch noch einen Geruch außerhalb der Nase, neben dem Klang im Ohr auch noch einen Klang außerhalb des Ohres, neben Licht und Farbe im Auge, auch noch Licht und Farbe außerhalb des Auges gebe, neben dem Anschauungsbild in deinem Gesichtssinn auch noch ein ganz gleiches Bild außerhalb desselben vorhanden sei? Halte doch fünf Minuten lang fest, daß das, was den Klang in deinem Ohr bewirkt, außer dir nicht wieder ein Klang, sondern Luftschwingungen sind — daß das, was Licht und Farbe in deinem Auge bewirkt, außerhalb dir nicht wieder Licht und Farbe, sondern Ätherschwingungen sind — daß das, was ein bestimmtes räumliches Anschauungsbild in deinem Gesichtssinne bewirkt, außer dir nicht wieder dasselbe Gesichtsbild, sondern das Resultat von Einwirkungen ist, welche deine Sinne veranlassen, ihre formgebende Tätigkeit nach den ihnen eingebornen physikalischen und physiologischen Gesetzen zu entfalten.“ —

Hierauf läßt sich erwidern, daß, wenn, wie Aristoteles lehrt, das Wesen der Dinge, das wir unter dem Begriffe der Dinge denken, in ihrer Form liegt, der Einwurf, daß die Einwirkung des Gegenstandes auf uns darin bestehe, daß er in uns die Anschauung seines Wesens erwecke, den Hamerling dem Durchschnittsverband in den Mund legt, durchaus nicht absurd, sondern wohl begründet erscheint, indem wir gleich einer photographischen Platte von jedem Dinge vermöge der von ihm in eigentümlicher Weise reflektierten Lichtstrahlen ein Bild seiner charakteristischen Form und somit einen richtigen Eindruck seines Wesens empfangen. So wenig sich Kraft

von einem substantiellen Substrat trennen läßt, so wenig sich im Kosmos etwas Reales (Substantielles) denken läßt, das nur für sich allein, ohne jede Beziehung zu allem Übrigen bestünde, ebenso wenig läßt sich auch ein Lebewesen ohne eine seiner Eigenart angemessene Form denken.

Es ist übrigens gar nicht einzusehen, warum die Natur, die überall nach denselben einheitlichen Prinzipien wirkt, unsere Sinne — von der Beschränktheit ihrer Wahrnehmungsfähigkeit abgesehen — so gebildet haben sollte, daß wir von den Außendingen falsche, ihrem Wesen ganz unangemessene Eindrücke empfangen. Überall finden wir eine gesetzmäßige Übereinstimmung zwischen Aktion und Reaktion, zwischen Wirkung und Gegenwirkung; warum sollte diese also nicht auch zwischen Sinneseindruck (Sinnesreiz) und Sinnesempfindung vorhanden sein? Es ist augenscheinlich eine Mißdeutung dieses Verhältnisses, welche Hamerling zu folgender gereizten Frage veranlaßt: „Ist denn das Brennen einer Mauschelle auf der geschlagenen Wange eine Eigenschaft der schlagenden Hand?“ —

Allerdings nicht, könnte man antworten, aber die Hand muß Eigenschaften besitzen, daß sie solchen Schlag erteilen, solche Wirkungen hervorbringen kann: sie muß Bewegungs- und Widerstandskraft besitzen. Übrigens empfinden wir den Schlag zuerst als solchen, als Erschütterung, das brennende Gefühl der Wange und ihre Erhitzung sind Nachwirkungen des Schlages. —

„Für anders organisierte Wesen,“ doziert Hamerling weiter, „würde das, was wir Pferd nennen, schlechterdings nicht existieren. Wenn ich das Pferd in mir habe, so brauche ich es glücklicherweise nicht zu kaufen! scherzt vielleicht jemand. — Das Pferd brauchst du allerdings nicht zu kaufen, aber jenes vorläufig unbekanntes Reale mußt du in deinem Stalle haben, welches dir dazu verhilft, das ‚Pferd‘ immer von Neuem in dir zu produzieren. Nur wenn das ‚Ansich des Pferdes‘ in deiner Gewalt ist, kannst du auf dem Pferde reiten. — Wir können auf ein Ding nur wirken, indem unser Ansich auf das Ansich des Dinges wirkt und so auch umgekehrt. — Jedenfalls beginnt mit dieser richtigen Einsicht alle Philosophie und wer sich nicht zu ihr erschwingt, der ist zum Philosophen verdorben.“ —*)

Das „Ding-an-sich“, die qualitätslose Substanz, erscheint mir trotz alledem als ein bloßes Unding, da ich eine Substanz ohne Eigenschaft für eine ebensolche Unmöglichkeit halte wie eine Kraft ohne Substanz. Auf das Ding-an-sich, dieses Produkt begrifflicher Abstraktion, läßt sich der Vers aus Lenaus Faust anwenden:

„Auch so ein abgezogner Geist,
Der euch im dunklen Kopfe kreist.“

*) Robert Hamerling, „Die Atomistik des Willens“.

Beachtenswert erscheint mir auch das Urteil, welches der englische Arzt, Dr. Herbert Mayo, in seinem Buche „Wahrheiten im Volksaberglauben“ über diese Weltauffassung vom Standpunkt der supernormalen übersinnlichen Wahrnehmung aus fällt und das wie folgt lautet:

„Für Berkeleys und Boscovichs Spekulationen über die Nichtexistenz der Materie, wie für die Kants und anderer über die Willkürlichkeit aller unserer Begriffe, sind die Intuitionen der Kataleptischen vom höchsten Interesse, denn sie werden durch dieselben widerlegt. Das kataleptische Individuum erfaßt und begreift die es umgebenden Gegenstände unmittelbar; allein diese Gegenstände sind dieselben, welche es mittels seiner Sinne auffaßt und zum Bewußtsein bringt. Es bemerkt keinen Unterschied in bezug auf dieselben; Größe, Form, Farbe, Entfernung bleiben ebenso reelle Elemente, wie im andern Falle. Die Kataleptische sieht die Zukunft, aber nicht etwa als wenn die Zeit gar nicht existierte; sie sieht sie vorher; die Zukunft ist für sie Gegenwart; sie mißt die Zeit, die gegenwärtige, wie die zukünftige, mit befremdender Genauigkeit — befremdend sage ich, denn selbst eine Annäherung an die Wirklichkeit, anstatt dieser Gewißheit, würde noch staunenswert gewesen sein. So ergibt sich denn, daß unsere Begriffe von Materie, Kraft, von Zeit und Raum, ohne die wir nichts zu begreifen vermögen, nicht etwa unserem menschlichen und zeitlichen Sein angepaßte Fiktionen, sondern Elemente der ewigen Wahrheit sind!“ —

Der Positivismus hält an der Wahrheit fest, daß Materie nie ohne Kraft, die Kraft nie ohne Materie existiert. was gleichbedeutend damit ist, daß die Kraft der Materie innewohnt. Nachdem es aber eine Erfahrungstatsache ist, daß, wie z. B. im Tode, gewisse Kräfte sich von der Materie trennen, Kraft aber ohne ein materielles Substrat nicht bestehen kann, so ergibt sich der zwingende Schluß, daß nicht die ponderable sinnlich wahrnehmbare Materie der Träger dieser Kräfte sein kann, sondern daß eine imponderable, nicht sinnenfällige Substanz das Substrat derselben bilden und im Tode zugleich mit ihnen den materiellen Organismus verlassen muß. Diese aus einer einfachen Grundwahrheit des Positivismus sich ergebenden Schlüsse machen eine übersinnliche Erfahrung, auf welche sich Mayo beruft, in hohem Grade wahrscheinlich. Gibt es aber tatsächlich eine solche Erfahrung, so liefert uns diese wohl den besten Beweis, daß nicht unsere Sinnenwelt, wohl aber die qualitätslose Substanz, das Ding-an-sich des Idealismus, eine bloße Fiktion ist.

Auf das Ding-an-sich wäre man sicherlich nie verfallen, und daher ebensowenig auf den Idealismus als philosophisches System, wofern man stets an dem Grundsatz festgehalten hätte, den Häckel in seinen „Welträtseln“ in den folgenden Worten zum Ausdrucke

bringt: „Die einseitige Überschätzung der Empirie ist ein ebenso gefährlicher Irrtum, wie jener entgegengesetzte der Spekulation. Beide Erkenntniswege sind sich gegenseitig unentbehrlich.“

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Dr. Hübbe-Schleiden †.

Nekrolog von Ludwig Deinhard.

Die schönen Abschiedsworte, die der Schriftleiter der „Psychischen Studien“ seinem dahingeschiedenen Kollegen Dr. Hübbe-Schleiden, dem ehemaligen Herausgeber der in den Jahren 1886 bis 1896 erschienenen Monatsschrift „Sphinx“ im Juniheft S. 287, 8 gewidmet hat, veranlassen den oben bezeichneten früheren langjährigen Mitkämpfer des Genannten, es zu versuchen, die von Prof. Dr. Maier gewünschten näheren Mitteilungen über den Lebensgang und die schriftstellerische Tätigkeit dieses vielseitigen Gelehrten und Forschers zu liefern.

*

*

*

Geboren am 20. Oktober 1846 in Hamburg als jüngster Sohn des dortigen juristischen Beamten Dr. Wilh. Hübbe und dessen Gattin Mina geb. Schleiden — der Schwester des bekannten Botanikers Prof. Dr. Matthias Schleiden, hat Dr. H. S. den mütterlichen Namen Schleiden erst später während seiner Londoner Zeit, von der wir gleich reden werden, mit Erlaubnis des Hamburger Senats seinem ursprünglichen Namen Wilhelm Hübbe angefügt.

Seine ungewöhnliche Begabung scheint frühzeitig hervorgetreten zu sein, denn die „Gelehrte Schule Johanneum“ in Hamburg, an der er seine Gymnasialstudien absolvierte, stellte ihm ohne Prüfung das Maturitäts-Zeugnis aus. Er studierte dann an den Universitäten von Göttingen, München und Leipzig Jura und erwarb an der letztgenannten den Titel eines Doctor juris utriusque und zwar summa cum laude. Nach kurzer Praxis als Rechtsanwalt in Hamburg siedelte er nach London über, um dort als Beamter eines großen Export- und Import-Hauses den Welthandel kennen zu lernen.

Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 hatte er beim deutschen Generalkonsulat in London den Posten eines Privatsekretärs inne, eine Stellung, die ihn mit hervorragenden Persönlichkeiten der Berliner Hochfinanz in Berührung brachte.

Nachdem jene Kriegszeit vorübergerauscht war, faßte er den kühnen Entschluß, in Gemeinschaft mit einem Londoner Kapitalisten an der Westküste Afrikas eine eigene Faktorei zu begründen. Die Folge war, daß er 3 Jahre in dem dicht am Äquator gelegenen Gabon (oder Gaboon) zubrachte, dort allen Fährlichkeiten dieses heißen Klimas ausgesetzt — eine Zeit vielfacher Abenteuer zu Wasser und zu Land, die er spannend zu erzählen verstand. Namentlich war es der jähe Abschluß dieser Lebensperiode unseres Dr. H. S. die gewaltsame, brutale Entführung dieses Mannes aus seiner Faktorei, die für ihn ein verhängnisvolles Ereignis bildete. Die französische Regierung, die sich schon damals an der Nordwestküste Afrikas bedeutenden Kolonialbesitz gesichert hatte, ließ ihn nämlich wegen ihres ganz grundlosen Verdachts der Teilnahme an der Ermordung eines französischen Untertanen verhaften und auf ein Kriegsschiff bringen, und er wäre sicher zum Tod verurteilt worden, wenn sich nicht die deutsche Regierung ins Mittel gelegt und mit aller Energie seine Haftentlassung verlangt hätte.

Nach der deutschen Heimat zurückgekehrt, begann nun Dr. H. S. seine in Afrika gemachten Erfahrungen wissenschaftlich zu bearbeiten. Es entstanden in rascher Folge mehrere bedeutende Schriften, durch die er einer der verdienstvollsten Pioniere unserer deutschen Kolonial-Politik geworden ist. Es sind dies folgende 3 Bände: 1. *Ethiopien*, Studien über Westafrika; 2. *Überseeische Politik*, eine kulturwissenschaftliche Studie; 3. *Deutsche Kolonisation*. Sämtlich bei L. Friederichsen & Co. in Hamburg 1879—81 erschienen.

Nicht bloß damals, sondern auch heute noch werden die Verdienste des Kolonialpolitikers Dr. H. S. voll gewürdigt. So hat ihm auch jetzt einer der kompetentesten Fachmänner, der Afrikaforscher Dr. Karl Peters einen ehrenvollen Nachruf gewidmet. Den beredtesten Ausdruck fand die ihm gezollte Anerkennung aber dadurch, daß die anfangs der 80er Jahre im Berliner Auswärtigen Amt geschaffene Kolonial-Abteilung an ihn eine Berufung zur Mitarbeit ergehen ließ — einen Ruf, dem er aber aus Gründen, die wir gleich hören werden, nicht Folge leistete. Es wird kaum nötig sein, zu betonen, daß es nicht etwa Gründe materieller Natur waren, die ihn dazu bestimmten, diesen Ruf abzulehnen, sondern solche rein ideeller Art.

Es mag etwa ums Jahr 1883 oder 1884 gewesen sein,*) als ihm wie man zu sagen pflegt „zufällig“ das kurz vorher erschienene Buch: „*Esoterischer Buddhismus*“ von A. P. S i n n e t t in die Hände fiel. Dies Buch war für Dr. H. S. geradezu schicksal-

*) So schreibt mir ein naher Verwandter von Dr. H.-S. Herr Günther Wagner, dem ich manche biographische Notiz verdanke.

bestimmend. Spiritistische Erfahrungen hatte er freilich schon allerlei gemacht. Jetzt aber wurden durch diesen „Esoterischen Buddhismus“ ganz andere Saiten seiner Seele angeschlagen. Ein mächtiges Verlangen nach esoterischer Erkenntnis war jetzt in ihm erwacht und eine Begeisterung für Indien und dessen Schätze einer uralten Weisheit, die ihn von da an niemals mehr verlassen hat. Sein Interesse für kolonial-politische Fragen trat nun ganz in den Hintergrund und das Berliner Kolonialamt besaß nichts Verlockendes mehr für ihn. Um so mehr aber drängte es ihn jetzt, mit den Führern der über die ganze angelsächsische Kulturwelt sich erstreckenden theosophischen Bewegung in Verbindung zu treten, mit Colonel H. S. Olcott und der Russin H. P. Blavatsky. Nachdem dies erreicht, war sein nächster Gedanke der, diese Bewegung auch auf deutschen Boden zu verpflanzen. Und wirklich kam 1884 an den Ufern des Starnberger Sees die „Theosophische Sozietät Germania“ zustande, der eine Anzahl bedeutender Männer wie Dr. Carl du Prel, der Maler Gabriel v. Max, der spätere brasilianische Kolonie-Direktor A. W. Sellin u. a. beitraten. Aber diese Vereinigung hatte nur eine kurze Lebensdauer. Sie brach schon nach 1½jährigem Bestehen wieder zusammen, als Opfer der 1885 von der Londoner Gesellschaft für psychische Forschung inszenierten Hetze gegen H. P. Blavatsky, die diese Londoner Herren für eine der geschicktesten, raffiniertesten und interessantesten Betrügerinnen des 19. Jahrhunderts erklärten.

* * *

Ein Erlebnis, das Dr. H. S. damals hatte, darf hier nicht übergangen werden, weil es für ihn den Anfang seiner Beziehungen zu indischen Okkultisten bildete und zwar zu den Okkultisten, die in der theosophischen Literatur als „Mahatmas“ bezeichnet werden — Beziehungen, die für Dr. H. S. später verhängnisvoll werden sollten.

Dies Erlebnis war kurz folgendes: Einige der Mitglieder der oben erwähnten Sozietät Germania waren bald nach deren Gründung in Elberfeld mit Frau Blavatsky zusammen gekommen, in deren Gegenwart stets irgendwelche okkulte Phänomene auftraten. In diesem Kreis befanden sich auch Dr. H. S. und H. S. Olcott, der vielgenannte Präsident. Als die Versammlung vorüber war, bestiegen diese beiden die Eisenbahn, um nach Leipzig zu fahren. Auf der Fahrt kamen sie auf die kurz vorher beobachteten Phänomene und die sich daran anknüpfenden Probleme zu sprechen, wobei sie schließlich an einer Frage anlangten, über die sie sich nicht einigen konnten. In diesem Augenblick erscheint der Schaffner am Fenster, um, wie dies damals üblich war, vom Trittbrett aus die Fahrkarten zu kontrollieren. — Dr. H. S. erhebt sich von seinem Sitz, um dem Schaffner sein Billet vorzuweisen.

22*

Zu seinem Sitz zurückkehrend bemerkt er auf demselben etwas Fremdes: ein beschriebenes Papier, das einen ganz fremdartigen Eindruck macht. Auf dem Papier stehen mit farbigem Stift geschrieben ein paar Zeilen in englischer Sprache, die eine Antwort enthalten auf die vorhin aufgeworfene Streitfrage. Und die beiden Herren, für die diese Antwort bestimmt war, waren später stets von der festen Überzeugung durchdrungen, daß ihnen hier ein „Mahatma“ zu Hilfe gekommen war.

Wer will es entscheiden, ob sie darin Recht oder Unrecht hatten?*)

Im Januar des Jahres 1886 begann Dr. H. S. die eingangs erwähnte „Sphinx“, Monats-Schrift für die geschichtliche und experimentelle Begründung der übersinnlichen Weltanschauung, herauszugeben. Er hatte damit ein Arbeitsfeld gefunden, dem er sich mit voller Kraft widmen mußte, das ihm aber auch gleichzeitig Gelegenheit gab, seinen theosophischen Standpunkt zu vertreten. Als Redakteur entfaltete er eine Unermüdlichkeit und Gewissenhaftigkeit ohnegleichen. Es war aber auch nötig. Anfänglich mußte er beinahe die ganze Zeitschrift allein schreiben. Denn außer Dr. Carl du Prel waren für diese vornehme, von Fidus illustrierte Zeitschrift zunächst keine geeigneten Mitarbeiter vorhanden. Er mußte sich solche erst mit viel Geduld heranziehen, eine Eigenschaft, die er zum Glück in ungewöhnlichem Grad besaß. Seine erste Aufgabe war nun die, mit dieser Zeitschrift die übersinnliche Weltanschauung auf experimentell-empirischer Basis zu begründen, also ganz im Sinne der Londoner Gesellschaft für psychische Forschung vorzugehen. Daneben veröffentlichte du Prel dort seine geistvollen Aufsätze, die damals geradezu epochemachend wirkten. Die altindische Weltanschauung dagegen, für die mit auffallend reichlich eingestreuten Sanskritworten von der „Theosophischen Gesellschaft“ (Adyar) Propaganda gemacht wurde, trat in den ersten Jahrgängen der „Sphinx“ nur schüchtern hervor; sie verschwand unter der großen Masse von Aufsätzen philosophisch-metaphysischen und okkult-psychologischen Inhalts. Obwohl sie das eigentliche Lieblingsthema des Herausgebers bildete, brachte doch dieser den damals zahlreichen Sphinxlesern das Opfer, damit zurückzuhalten. Er ließ es sich aber nicht nehmen, diese altindische Weltanschauung in einer besonderen von Fidus hübsch illustrierten Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“ (1891 bei C. A. Schwetschke & Sohn, Braunschweig) in neuzeitlicher Darstellung zu behandeln, die nach dem Urteil des Redakteurs der „Psych. Studien“ (vgl. Juniheft S. 288): „den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Leistungen als Philosoph bildete und uns berechtigt, ihn den größten und

*) „Pia fraus“ Olcott's? — Red.

scharfsinnigsten Denkern der Menschheit beizuzählen“. — Die „Sphinx“ hat leider nur 10 $\frac{1}{2}$ Jahrgänge erlebt. Sie wurde den meisten Lesern vom 6. Jahrg. an allzu populär und dilettantisch, bezw. allzu indisch und theosophisch. Juni 1896 ging sie ein. Schon längere Zeit vorher war Dr. H. S. nach dem Land seiner stille gehegten Sehnsucht, nach Britisch-Indien zu einem Studien- und gleichzeitig Erholungs-Aufenthalt gefahren, der beinahe 2 Jahre währte. Die letzten Sphinxbände brachten noch seine ungemein interessant geschriebenen indischen Reisebriefe, an denen sich viele Leser erfreut haben.

Denn wie kaum jemals zuvor trat in diesen Reisebriefen aus dem indischen Wunderland — dem Mutterland einer uralten Weisheit und dem Heimatland eines philosophisch so hoch veranlagten Volks-Stammes — die ganze Meisterschaft seiner Darstellungskunst hervor.

Über seinen Verkehr mit indischen Okkultisten, über seine dortige Begegnung mit einem, wie er überzeugt war, wirklichen „Mahatma“ enthalten diese Reisebriefe wenig oder nichts. Davon redete er später nur in intimem Freundeskreis. — Es wird überraschen, wenn ich sage, daß ihm selbst vieles in Indien als etwas Längst-bekanntes erschien. Diese riesigen Tempelbauten mit ihrem geheimnisvollen Innern machten auf ihn oft den Eindruck von etwas längst Geschehenem. Und es lag für ihn als Theosophen nahe, derartige Eindrücke auf ein früheres Erdenleben zu beziehen, an das sich sein inneres Selbst in solchen Momenten erinnerte. Wenn man das bedenkt, dann wird man auch die Begeisterung verstehen, die stets über ihn kam, wenn er später von diesen indischen Reise-Erlebnissen sprach. In dieser Begeisterung brach jene während der Indienfahrt gewonnene Überzeugung hindurch, daß ihn alte „karmische Bande“ mit diesem Land verknüpfen.

Dieser Studienaufenthalt sollte jedoch noch andere Früchte zeitigen. Nach fast zweijähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt, stellte er jetzt in der ländlichen Stille des Dorfes Döhren bei Hannover in einem 268 Seiten starken Band: „Indien und die Indier“*) die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Ergebnisse dieses Studienaufenthalts im fernen Osten zusammen. In diesem Buch finden sich eingehende Betrachtungen über Hinduismus und Brahmanismus, über das Familienwesen der Hindus, über deren Gesellschafts-Ordnung, Kulturleistungen, Religion und Philosophie. Es enthält eine besonders heute sehr beachtenswerte Darstellung der britischen Staatswirtschaft und schließt mit folgendem Ausblick in Indiens Zukunft: „Indien wird zu einem mächtigen Staat erwachsen, der zugleich der Träger einer freien religions-philosophischen Geisteskultur der Menschheit sein wird, wie sie bisher nicht erreicht ward. Das ist die zukünftige

*) Hamburg, L. Friedrichsen u. Co. 1898.

Blüte aus der jetzigen Befruchtung des indischen Ostens durch den europäischen Westen, ein ganz neues und doch das alte Indien.“

*

*

*

Aber mit diesem Buch sollte die Lebensaufgabe, die sich dieser unermüdliche, hochstrebende Geistesarbeiter gestellt hatte, keineswegs ihren Abschluß finden. Ein von ihm längst geplantes großes philosophisches Werk stand noch auf seinem Programm. Und zwar sollte es sich bei diesem Werk um die Begründung einer kinetischen Weltanschauung handeln. Denn alles Dasein — sagte er — ist Bewegung. Auf der Grundlage einer physikalisch-biologisch-psychologischen Mechanistik hoffte er hier den Begriff der menschlichen Individualität feststellen zu können, jener Wesenheit, die theosophisch gesprochen die aufeinanderfolgenden Erdenleben durchläuft. Und weiterhin sollte dieses Werk dem Leser die Möglichkeit bieten, sich von dem Vorgang der „Palingenie“ — wie sich Dr. H. S. stets ausdrückte, wenn er von Wiederverkörperung sprach — eine klare objektive Anschauung zu bilden. Es war also dazu die allergründlichste Durcharbeitung des Problems der Palingenie in erkenntnistheoretischer, physikalischer, biologischer und psychologischer Hinsicht nötig. Alles in allem eine Riesenarbeit, die für einen ehemaligen Rechtsanwalt und Kolonialpolitiker wie Dr. H. S. trotz aller Vielseitigkeit seiner Geistes- schulung, trotz all seiner literarischen Gewandtheit von ihm allein kaum zu bewältigen war. Das mußte er sich von vornherein sagen. Aber die gewünschte Hilfe blieb eben aus, so emsig er auch jahr- aus jahrein darnach gesucht hat. Vergebens war alles Suchen nach einer akademisch gebildeten, die heutigen Naturwissenschaften beherrschenden Hilfskraft. Nur eine solche konnte ihm nützen.

Er selbst aber entfaltete volle 17 Jahre lang einen Riesen- fleiß, um wenigstens das ihm Mögliche zu leisten. Hunderte von Büchern wurden exzerpiert, hohe Stöße von Manuskriptblättern häuften sich an, Dutzende von Tabellen über die verschiedenen Arten von Energie wurden entworfen und riesige Modelle, die das Grundatom oder Uratom darstellen sollten, komplizierte spiralige Gebilde, wurden in Draht angefertigt. Aber alles Zureden seiner Freunde, doch endlich mit der Veröffentlichung zu beginnen, blieb wirkungslos. Von all diesen Arbeiten hat die Welt bis jetzt nie etwas erfahren.

*

*

*

Unter all den Enttäuschungen und Kümernissen, die die literarische Produktionskraft dieses Mannes lähmten und ihm das Arbeiten erschwerten, waren wohl die bittersten die, die ihm, der doch der Begründer und erste Organisator der theosophischen Be-

wegung in Deutschland gewesen war, innerhalb dieser Bewegung selbst widerfahren. Die Verwirrung, die unter diesen verschiedenen über die ganze Kulturwelt zerstreuten theosophischen Gesellschaften fortgesetzt herrschte, war für einen solch verständlich und tolerant denkenden Mann wie Dr. H. S. unerträglich.

Das Ansehen der Adyar-Gesellschaft war ja ohnehin durch den Stoß schwer geschädigt, den ihr die Londoner Gesellschaft für psychische Forschung im Dezember 1885 versetzt hatte, als sie damals den Bericht Dr. Richard Hodgsons veröffentlichte, den die Londoner Herren als „Sachverständigen“ nach Adyar gesandt haben, um die okkulten Phänomene, die sich dort um die Person von Frau Blavatsky herum abgespielt haben sollten, auf ihre Echtheit zu prüfen. Mit diesem Bericht hatte jene Hetze gegen diese Frau ihren Anfang genommen, von der oben die Rede war. Für Dr. H. S. waren dies alles höchst peinliche Erfahrungen.

Mit dem Jahr 1902 begann dann die für die theosophische Bewegung in Deutschland so einschneidend bedeutungsvolle Zeit der Übernahme der Deutschen Section der Adyar-Gesellschaft durch Dr. Rudolf Steiner. Damit trat unter den sich gegenseitig den Rang ablaufenden theosophischen „Brudergesellschaften“ wenigstens ein Waffenstillstand ein und Dr. H. S. konnte aufatmen und endlich ruhig arbeiten.

Doch diese Stille dauerte nicht lange. Im Herbst 1911 brach der Sturm los, den der kurz vorher in Adyar ins Leben gerufene „Orden vom Stern des Ostens“ in der Deutschen Section entfachen mußte und die ganze große internationale Adyar-Weltgesellschaft mit Frau Besant an der Spitze war empört über die Deutsche Section, als diese bestimmt erklärte, jenem Orden nicht beitreten zu können, weil seine Satzungen gegen die Wahrheit und gegen die Auffassung des Christus-Problems verstoße, die sich die Deutsche Section zu eigen gemacht hatte. Es kam zum Bruch und die Deutsche Section wurde im Frühjahr 1912 aus der Adyar-Gesellschaft ausgeschlossen.

Es sind dies ja alles bekannte Dinge, aber es war nötig, hier an diese Vorgänge zu erinnern, weil der Mann, dessen vielverschlungenen Lebenslauf wir hier zu zeichnen versuchen, ihnen gegenüber unbedingt Stellung nehmen mußte. Es sind dies alles Vorgänge, die, wenn man sie rein objektiv heute betrachtet, ein kleines Vorspiel darstellen zum heutigen Weltkrieg. Damals im Jahr 1912 wurden ein paar Tausend Deutsche aus einer internationalen Weltgesellschaft ausgeschlossen, jetzt möchte man das ganze deutsche Volk von der Kulturwelt abschließen.

Nun ist es leider Tatsache, daß Dr. H. S. sich damals an die Spitze derjenigen deutschen Theosophen gestellt hat, die sich nicht aus der Adyar-Gesellschaft ausschließen ließen, sondern dieser

Gesellschaft durchaus treu bleiben wollten. Schwer, recht schwer ist er deshalb von seiten derjenigen getadelt worden, die wirklich ausgeschlossen wurden und sich heute Anthroposophen nennen. Wer nun aber, wie dies hier mit wenigen Strichen geschehen ist, den ganzen Lebenslauf, den ganzen Entwicklungsgang von Dr. H. S. überblickt, wem es bekannt ist, wie innig dieser Mann mit allen Fasern seines Wesens mit Indien und der von Frau Blavatsky inszenierten indisch-theosophischen Geistesbewegung verknüpft war, der wird, ja er muß es begreifen, daß gerade dieser Mann sich nicht dazu entschließen konnte, jenen Austritt mitzumachen.

Und dazu kommt noch eines. Dr. H. S. hatte sich, nachdem er 1884 Frau Blavatsky kennen gelernt, sehr mit dieser Frau angefreundet, hatte viele Wochen lang beobachtet, wie sie in Würzburg an ihrer „Secret Doctrine“ arbeitend allem Anschein nach von einem unsichtbaren Helfer, den sie als ihren „Meister“ bezeichnete, inspiriert wurde — wahrhaftig ein ideales Arbeiten, wenn man solch einen Helfer zur Seite hat. Ja, muß es nicht das Arbeiten schon sehr erleichtern, wenn man nur glaubt, man hätte solch einen unsichtbaren Helfer? Konnte nicht bei jemand, der H. P. Blavatsky in Würzburg arbeiten sah, leicht der Glaube entstehen, es werde auch ihm dereinst geholfen werden? Tatsache ist, daß Dr. H. S. in den letzten Jahrzehnten seines Lebens von dem Glauben an die Hilfe eines indischen „Meisters“ beseelt war. Ob dies nur ein ihn sicherlich beglückender Wahn war, oder ob er wirklich von einem der „Mahatmas“, die die ganze theosophische Bewegung angefacht haben sollen, wie alle älteren Anhänger beständig behauptet haben, beim Arbeiten inspiriert wurde, wer vermöchte das zu entscheiden? Geglaubt hat er es jedenfalls, das steht fest. Und es mußte hier unbedingt auf diesen Zug in seinem Wesen hingewiesen werden. Denn erst jetzt wird sein Verhalten im Frühjahr 1912 wirklich verständlich: ein unsichtbares Band hatte ihn an Adyar gekettet, ein Band, das ihm teuer war.

Und dazu kam ja noch, daß er sich in jenen unglückseligen „Orden vom Stern des Ostens“ — eine Schöpfung seiner alten Freundin Frau Besant verstrickt hatte, von dieser ungewöhnlich klugen Dame gefangen war, wie die Fliege im Netz — alles Dinge, die auf die letzten Lebensjahre dieses hochstrebenden Mannes den Schatten eines tieftragischen Schicksals werfen. Er starb am 17. Mai 1916 zu Göttingen nach mehrmonatlichem Leiden.

Wie viele sind es sowohl in deutschen Landen, wie auch draußen in dem uns jetzt verschlossenen Ausland, namentlich in England und Indien, die der Hingang dieses bedeutenden Mannes mit tiefer Trauer erfüllen wird! Wie viele sind es, die sich seiner warmen Freundschaft erfreuten, wie viele, die aus seinen zahllosen Sphinx-Aufsätzen, aus seinen Büchern und Schriften unschätzbare Nahrung für Seele und Geist schöpfen durften!

Möchten ihm doch diese alle ein dankbares Andenken bewahren, das Andenken an einen liebenswerten, seinen höchsten Idealen nachlebenden Edelmenschen.

Kurze Notizen.

a) Ein übergeschnappter Psychiater. In einer jüngst erschienenen Schrift des Medizinalrates und badensischen Irrenarztes Dr. Fuchs finden sich, wie uns Herr A. Kaindl aus Linz (dat. 28. Juni d. J.) mitteilt, u. a. nachfolgende bemerkenswerte Stellen: „Der Friede wäre eine Katastrophe, die einzige Möglichkeit ist der Krieg. Der Krieg, bisher Reaktion auf Reiz (!), Ehrensache, Mittel zum Zweck, muß Selbstzweck werden. Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern.“ Die patriotische Kundgebung dieses „Mannes der Wissenschaft“ schließt: „Erziehung zum Haß, zur Hochachtung des Hasses! Fort mit der unreifen Scheu, mit der falschen Scham vor Brutalität und Fanatismus! Mehr Backpfeifen und weniger Küsse! Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verkünden: Uns ist gegeben Glaube, Hoffnung und Haß. Aber der Haß ist der größte unter ihnen!“ — Wie verlautet, haben diese verrückten Auslassungen des gelehrten Herrn, der bei Nietzsche, dem Philosophen des genialen Wahnsinns, und wohl auch bei Mr. Grey, dem Teufel der Neuzeit in Menschengestalt, in die Schule gegangen zu sein scheint, selbst in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ keinen Anklang gefunden. Man könnte in der Tat glauben, der Herr Psychiater sei von einem der bösartigsten Insassen seines Narrenhauses mit moralischem Irrsinn angesteckt worden. Wir selbst haben diesem Urteil kein weiteres Wort beizufügen. Eine solche Entgleisung gehört in die Psychologie des Wahnsinns, bzw. solche Kriegshetzer vor die Kanonen!

b) Neue Berichte über rechnende und buchstabierende Hunde bringt Prof. Dr. H. E. Ziegler (Stuttgart) in den sehr zu empfehlenden „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie“ (4. Jahrg. Nr. 1., 1916). Der berühmte Mannheimer Hund „Rolf“ hat z. B. 5 Tage nach dem Tode seiner Herrin, Frau Dr. Paula Moekel, deren ältester Tochter Luise, die ihm den Karton hinhielt und die Zahlen aufschrieb, u. a. folgenden ganz eigenartigen Brief an Herrn Dr. med. Neumann, der mehrmals an das Krankenlager gekommen war, herausbuchstabiert: „Lib, arm lol is draurig uegn, w u is falg, weil mei lib mudr is dod; du soln gomn dresdn arm lol; lol wil wisn, wie lang wardn bis gan gn dsu ir, wissn du, gus von dei arm lol (d. h. „Lieber! Der arme Rolf ist traurig uegn — w! u ist falsch —, weil meine liebe Mutter tot ist. Du sollst kommen trösten den

armen Rolf. Rolf will wissen, wie lang er warten muß, bis er kann gehen zu ihr. Weißt Du es? Kuß von Deinem armen Lol“). Der treue, seelenvolle Hund gibt da also nicht nur seinem Schmerz rührenden Ausdruck und sucht Trost beim Freund, sondern stellt auch die offenbar seinem eigensten Nachdenken entstammende naive Frage, wann er wohl wieder zu seiner Herrin gehen könne. Solche tiefgehende Blicke in das Gemüt unserer freilich mit Worten nicht sprechen könnenden Brüder aus der Tierwelt sind so verblüffend, daß sie auf den ersten Anblick ganz unglaublich erscheinen. Wenn man aber die weiteren Mitteilungen und Erklärungen, die Prof. Ziegler gibt, ohne Vorurteil in allen dort ausführlich angegebenen Einzelheiten sorgfältig prüft, so kommt man unfehlbar zu der Überzeugung, daß hier tatsächlich eine ganz neue Welt geistiger Erkenntnis und ein unberechenbarer Fortschritt auf psychologischem Gebiet vorliegt. Es finden sich eben dort Berichte über die im Besitz eines Pfarrers befindliche Hündin Ilse, über den Hund Heinz des Landgerichtsrats Leser in Mannheim, ferner über einen Hund Harras des Fräuleins Eva Hoffmann auf Schloß Berwartstein bei Bergzabern, über den noch von Frau Dr. Moekel selbst unterrichteten, inzwischen leider verunglückten kleinen Roland, über die von Frl. H. Kindermann übernommene sehr gelehrige Hündin Lola, sowie eine lichtvolle Studie des selben Verfassers über „Die psychische Verschiedenheit der Hunderrassen“.

Auch zur Streitfrage über die Elberfelder rechnenden Pferde bringt dasselbe Heft einen wertvollen Nachtrag. Die Vertreter der exakten Psychologie an der Universität Göttingen hatten einem dänischen Illusionisten und schwindelhaften Zauberkünstler, der (ähnlich wie Leo Erichsen) mit antispiritistischen Vorträgen über Taschenspielerlei, Gedankenübertragung, Telepathie u. dgl. Geld macht und sich mit dem Mädchennamen seiner Frau (einer Schauspielerin aus Finnland) „Faustinus Edelberg“ nennt, ihr Vertrauen geschenkt. Einen Brief dieses Kronzeugen, der sich schon im Jahre 1913 bei Herrn Karl Krall eingeschlichen hatte, um dessen „Tricks“ zu entlarven, hatte der Göttinger Professor der Psychologie Geheimrat G. E. Müller im 73. Band der „Zeitschrift für Psychologie“ (Leipzig 1915) mit einer Einführung von ihm selbst veröffentlicht und dessen „Gutachten“ zugestimmt, wonach der Pferdewärter Albert (Bühren) den klugen Pferden absichtlich Zeichen gegeben haben soll. Diese ebenso plumpe als naheliegende Hypothese wird nun in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit aufs glänzendste nachgewiesen, während der Göttinger Philosophie-Professor Dr. Heinr. Maier (früher in Tübingen) in einem Artikel des Schwäbischen Merkur (1915, Nr. 563 vom 30. Nov., Abendblatt) meinte, daß „in der Wissenschaft die Akten über die Elberfelder Pferde damit geschlossen seien.“ — Möge die „Gesellschaft für Tierpsycho-

logie“ fortfahren, durch methodisch durchgeführte Experimente noch mehr gelehrten Staub aus den Perücken der ehrwürdigen Häupter der völlig unfruchtbaren alten Psychologie zu schütteln; sie wird sich dadurch ein Verdienst um den Fortschritt echter Geisteswissenschaft erwerben.

c) **In Vorahnung des Todes.** Aus Dettelbach wird uns geschrieben: Das 38. Kriegsoffer für das liebe deutsche Vaterland hat unsere Stadtgemeinde gebracht. Kaum haben die Totenglocken die Gläubigen gerufen zur Trauerfeier für die beiden letzt gefallenen Helden in den Kämpfen von Verdun, traf heute die allgemeine Teilnahme erweckende Nachricht ein, daß am 2. Juni l. J. auch der Unteroffizier und Offiziers-Aspirant Herr J D . . . von hier im Feindesland gefallen und im Friedhof des 9. Inf.-Reg. militärisch feierlich beerdigt worden sei. Desch war Kriegsabiturient des Neuen Gymnasiums in Würzburg und mehrjähriger Zögling des Chilianeuums. Im Felde stand er seit Februar 1915 und war den Monat April l. J. hindurch zum Offizierskurs nach Grafenwörth einberufen. Vorzüglich qualifiziert, beliebt bei seinen Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen ob seines lebenswürdigen Charakters und seiner Leutseligkeit und Herzengüte sollte er in den nächsten Tagen Leutnant werden. Nach dem Kriege war er fest entschlossen, in das Priesterseminar einzutreten. Gott hat es zum größten Schmerze seiner Mutter und Geschwister anders gewollt. Diesen blieb keine Art von Leid erspart. Sein Vater, ein angesehener Böttnermeister dahier, fand 1907 den Tod in den Flammen bei dem großen Spiritusbrand der Firma Hellermann dahier mit 3 seiner Arbeiter. 2 brave erwachsene Töchter der tiefgebeugten Witwe starben im Blütenalter ihres Lebens. Der Gatte der kriegsgetrauten ältesten Tochter, Friseur L. in Würzburg, sowie dessen Bruder fielen beide vor kurzem auf der blutigen Walstatt und um das Maß der Heimsuchung der ehrengedachten Familie voll zu machen, brach auch noch die letzte Stütze derselben durch einen Kopfschuß zu Tod getroffen auf dem Schlachtfelde. Die Familie, die Vaterstadt, das Neue Gymnasium, die kathol. Studentenverbindung Markomannia, die marianische Studentenkongregation kann stolz sein auf diesen ihren Helden. Mehr als jede Lobrede sagt sein letzter Brief an Mutter und Geschwister in Vorahnung seines nahen Todes am Morgen des furchtbaren Sturmangriffes, dem der tapfere Akademiker bereits abends 6 Uhr zum Opfer fiel.

Der Brief lautet: „An meinem Sterbetag! Meine liebste, beste, gute Mutter! Es hat nicht sollen sein, daß Du, liebe, gute Mutter, Deinen Dir in kindlichster Liebe zugetanen Sohn wieder siehst. Das Vaterland, ja auch Euer aller Wohl und Sicherheit rief mich in den Tod, ich bin ihn gerne gestorben. Lebe wohl, gute Mutter! Hart wird es mir zwar, Dich allein hier lassen zu

müssen. Doch vielleicht sehen wir uns drüben bald wieder. Sei beruhigt, Dein Hans ist wohl vorbereitet in den Tod gegangen. Weine nicht, liebste Mutter, laß mir die Freude, der liebe Gott sorgt schon für Dich, Eva und Marie werden gewiß bei Dir sein und für Dich sorgen. Liebe Mutter! Ich danke Dir von Herzen für all Deine mütterliche Liebe und Deine vielen Sorgen, die Du um mich hegst. Gott danke es Dir tausendmal. Noch eine Bitte, liebe Mutter! Laß meinen Körper in Feindes Erde ruhig schlafen, da wo ich geblutet, möchte ich ruhen, bis ich einst gerufen werde. Liebste, beste Mutter! Du stehst nochmals in all Deiner Liebe und Güte vor mir. Ich frage Dich: ‚Mutter, wußtest Du, daß ich Dich über alles lieb hatte?‘ Frage meine Kameraden! Du weißt es gewiß auch selbst. Liebste Mutter! Ich schaue Dir in Deine lieben Augen, wie ich es sonst so und oft getan. Mutter, Mutter, ich danke Dir für all Deine Liebe und Sorge. Komm, laß mich noch einmal an Deiner Brust ruhen. — Nun behüt Gott, liebste Mutter, ich umarme und küsse Dich herzlichst und mit Deinem lieben Bilde an meiner Brust gehe ich in den Tod! Auf Wiedersehen! Dein treuer und dankbarer Sohn Hans. Auf Wiedersehen! Liebe, gute Schwestern! Lebt auch Ihr wohl, danke auch für Eure edle Geschwisterliebe, sorgt für die gute Mutter und Ihr werdet stets Glück haben. Ich lege Euch dieses als letztes Vermächtnis an Euer Herz. Es ist Eure Pflicht!“ —

Diesen Brief übergab Desch am Tage vor seinem Heldentod einem Kameraden zur Besorgung, am nächsten Tage traf ihn die tödliche Kugel des Feindes. — Nur eine tief religiöse Seele kann angesichts der Ewigkeit einen Brief schreiben, der von der rührendsten Kindes- und Geschwisterliebe durchhaucht ist und einen Einblick in das edelste Herz gestattet, das für das irdische Vaterland ausgeschlagen hat und im himmlischen für immer schlagen wird. („Fränkisches Volksblatt“, Nr. 147 v. 10. 6. 16.)

d) Ein neuer Psychologieprofessor. Dem Privatdozenten für Philosophie an der Tübinger Universität Dr. Konstantin Oesterreich ist, wie gemeldet, der Titel und Rang eines a. o. Professors verliehen worden. Prof. Oesterreich, ein geborener Stettiner (1880), erwarb 1905 in Berlin den Doktorgrad mit einer Arbeit: „Kant und die Metaphysik“, arbeitete dann wissenschaftlich auf philosophischem sowie vornehmlich auf psychologischem Gebiet, besonders auf den Grenzgebieten zur pathologischen Psychologie. Im Sommer 1910 erwirkte er seine Zulassung als Privatdozent in Tübingen auf Grund einer Schrift: „Die Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen“; 1. Bd. 1. Teil: „Das Ich und das Selbstbewußtsein“. Prof. Oesterreichs Spezialgebiete sind: Grenzgebiete zwischen normaler und pathologischer Psychologie; Religionsphilosophie und -psychologie; Geschichte der neueren Philosophie; Erkenntnistheorie und Logik.

Von seinen anderen Werken nennen wir: „Die deutsche Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (1910), „Die religiöse Erfahrung als philosophisches Problem“ (1915), ferner die völlig neue Bearbeitung des 4. Bandes von Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie (vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart) 1916. Prof. Oesterreich bringt auch den metapsychischen Problemen lebhaftes Interesse entgegen.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Geistige Veranlagung und Vererbung. Von Georg Sommer, Dr. phil. et med. Band 512 „Aus Natur und Geisteswelt.“ Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1916. Preis geh. 1.— M., geb 1.25.

Mit großer Genugtuung machen wir die Leser d. Z. auf das vorstehend genannte, äußerst interessante kleine Werk aufmerksam. Nach einer seinen und der allgemeinen Wissenschaft Standpunkt charakterisierenden Vorrede und Einleitung behandelt der Verf. die psychischen Eigenschaften und das körperliche Substrat derselben: Großhirn, Kleinhirn, Rückenmark und sympathisches Nervengeflecht. Sodann die Vererbung dieses Substrates und die Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes, sowie die ererbte seelische Konstruktion. Hierauf bespricht er die speziellen Anlagen, den Instinkt und die Sprache, Begabung, Talent und Genie nebst der Vererbung der im Individualleben erworbenen psychischen Eigenschaften. Zu einem kurzen Referat eignet sich das gehaltvolle Werk durchaus nicht. Wir wünschen das kleine Buch in die Hand eines jeden Lesers d. Z. Nur die besonders wichtige Feststellung des Verf's, was wirkliches „Keimgut“ und was „Neuerwerb“ ist, und welche Bedeutung diesen beiden Faktoren für die Bildung des Individuums zukommt, möchten wir hier hervorheben. Und eine einzelne besonders kennzeichnende Stelle aus dem Werke möchten wir im Wortlaut anführen: „Bei vielen Individuen wird man ein und dieselbe Disposition wiedererkennen und sie mit dem gleichen Namen bezeichnen, und doch ist sie bei jedem durch ihren Zusammenhang und die gesamte seelische Konstitution derselben eine andere. Es gibt hier von vorherein, vom ersten Erwachen der Seele an, nichts Unabhängiges. Alles Einzelne erhält durch die Gesamtheit der Persönlichkeit seine besondere Tönung, ja vielfach seinen Wert und seinen Unwert. Nicht als gesonderte etwaige Erbeinheit oder Erbeinheitenkomplex schlummerte die Neigung, das Talent im Keimgut des Individuums, sondern als abhängiger Bestandteil einer durch unberechenbare Beziehungen verknüpften Gesamtdisposition.“ — Die Lektüre dieser kleinen Schrift wird jedem Leser zur Freude und zur Anregung dienen. — Freudenberg, z. Z. Cassel-Wilhelmshöhe.

Einführung in die Psychologie. Von Dr. E. von Aster, a. o. Prof. an der Universität München. Mit 4 Figuren. Geh. 1 M., geb. 1,25 M.

Einführung in die experimentelle Psychologie. Von Dr. N. Braunschhausen. Mit 17 Abbildungen im Text. Geh. 1 M., geb. 1,25 M. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1915.

Die vorgenannten Schriften sind als 484. bzw. 492. Bändchen der wissenschaftlich-gemeinverständlichen Darstellungen „Aus Natur- und Geisteswelt“ erschienen. Jedes dieser kleinen Werke behandelt vollständig den von ihm in Betracht gezogenen Gegenstand. Man könnte höchstens sagen, daß die beiden Bändchen einander ergänzten. In keinem Punkte ist das eine eine Wiederholung des anderen. Die Arbeitsteilung ist vielmehr eine vollkommene. Das von Aster'sche Werk zerfällt in 4 Abschnitte. In dem ersten bietet uns der Verf. Allgemeines über das Wesen des Psychischen. Es behandelt den Gegenstand, Aufgabe und Methode der Psychologie, Leib und Seele, sowie das Bewußtsein und seine Inhalte. Hier werden die tiefsten Grundbegriffe der Psychologie in einer auch dem Laien verständlichen Weise klargelegt. Angenehm fällt hierbei die strenge Objektivität des Verf.'s auf und der Umstand, daß er alles rein Spekulative nach Möglichkeit vermeidet. Im 2. Abschnitt werden Empfindung und Wahrnehmung behandelt, zunächst in ihrem Verhältnis zu den Sinnesorganen, das Auge und das Sehen, das Ohr und das Hören, sowie die übrigen Sinnesempfindungen und die durch sie bedingten Wahrnehmungen, nach Qualität und Intensität, ihrer Selbständigkeit und ihrer Verknüpfung mit einander. Auf der so gewonnenen Grundlage bespricht der Verf. alsdann die Raum- und Zeitwahrnehmung. Der dritte Abschnitt behandelt das Vorstellungsleben. Hier wird eine Lehre von der Aufmerksamkeit geboten, das Gedächtnis und die Gesetze des Vorstellungsablaufes behandelt und die Domäne von Vorstellung, Gedanke und Begriff abgegrenzt. So gelangt der Verf. zu einer Darlegung des Prozesses des Erkennens. In methodischem Fortschritt behandelt er u. a. nunmehr im vierten und letzten Abschnitt die Bedeutung von Gefühl und Wille. Er schildert die Gefühle nach ihrer Entstehung und ihrem Umfang, behandelt Streben und Wollen; bei der Darlegung des Wesens der Willensbehandlung führt er uns tief hinein in die Psychologie der Persönlichkeit und ihrer Struktur. — Wir können das vorliegende kleine Werk einem jeden, der sich über die Grundlehren der Psychologie unterrichten will, als geeignetes Lehrbuch in kurzer und faßlicher Form nur bestens empfehlen.

* * *

Aehnlich Günstiges läßt sich von dem zweitgenannten Bändchen sagen. Naturgemäß behandelt Braunshausen seinen Gegenstand in einer weit spezielleren Weise. Nach einem orientierenden Ueberblick über die Geschichte der experimentellen Psychologie bespricht er die Berechtigung der experimentellen Methoden nebst den Hilfsquellen der experimentellen Psychologie und gelangt zu einer Darstellung der seelischen Gebilde. Als solche behandelt er zunächst die Empfindung und deren Intensität. Das Weber'sche Gesetz läßt er zum Teil gelten, dem Fechner'schen spricht er nur mehr historische und methodische Bedeutung zu. Alsdann wird das Wesen der Auffassung, Perzeption und Apperzeption, sowie d. r Umfang des Bewußtseins erläutert. Nach Klarstellung des Begriffes „Vorstellung“, nach Zeichnung der Vorstellungstypen geht der Verf. zu Assoziationsversuchen, zur Tatbestandsdiagnostik und zur Psychoanalyse über. Gedächtnis und Aussageversuche, Phantasie, Aufmerksamkeitsversuche, Denkvorgänge, Intelligenzprüfung und geistige Ermüdung werden trefflich geschildert und in genügend eingehender Weise behandelt. Sehr lichtvoll sind des Verf.'s Ausführungen über ästhetische, moralische und religiöse Gefühle, sowie seine Darlegungen über den „Willen“ und über Reaktionsversuche. In seinem Schlußwort sagt der

Verf., daß die Untersuchung der anormalen Erscheinungen des Seelenlebens sowie des Unterbewußtseins, der Halluzinationen, des Hypnotismus, des Spiritismus, der Telepathie, der Verdoppelung und Spaltung der Persönlichkeit in das Gebiet der experimentellen Psychologie falle, daß sie aber die weitergehenden metaphysischen Fragen der Seelenlehre nicht vor ihr Forum ziehen dürfe. —

Freudenberg, z. Z. Cassel-Wilhelmshöhe.

Carl Ludwig Schleich, Vom Schaltwerk der Gedanken. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh 4 M., geb. 5 M.

Von Carl Ludwig Schleich liegt ein neues Buch vor, das unter dem Titel „Vom Schaltwerk der Gedanken“ als Ergänzung, Erweiterung und Fortführung seines Buches „Von der Seele“ angesehen werden kann. Schleich, der berühmte Chirurg, ist nicht bloß ein Fachmann, er ist ein philosophischer und dichterischer Mensch. Das ganz Wichtige und Ausgezeichnete seiner Persönlichkeit aber ist, daß er, der am liebsten die Grenzgebiete der Wissenschaften durchforscht, nie voreilig die Grenzen verwischt. Sein neues Buch hat zum Grundthema das Verhältnis zwischen Körper und Seele; aber obwohl er den gewöhnlichen Materialismus mit aller Entschiedenheit ablehnt, läßt er sich nie zu einer bequemen Naturphilosophie verführen. Er untersucht mit Forschergeist und Phantasie das Gehirn und seinen Apparat, jedoch er weiß, daß er damit noch nicht die Seele selbst in Händen hat. Indem er das mechanische Problem in seinem Bezirk läßt, — und als Gelehrter imstande ist, eine Fülle neuer Gedanken und neuer Vermutungen darüber auszusprechen —, leugnet er die Seele nicht, läßt auch sie in ihrem Bereich und spricht von ihr mit dem freudigen Mund des Dichters. Wo er die Einwirkung der Seele auf die Körperwelt zum Thema nimmt, tut er es mit Vorsicht, deutend, ahnend und nicht dogmatisch. Als das vielleicht interessanteste Kapitel dieser Art finden wir in seinem Buch einen Aufsatz über Hysterie. Namentlich mit diesem Kapitel sollten sich die Leser der Psychischen Studien bekannt machen, denn es handelt sich darin um Fragen, die nur der Okkultist wirklich lösen kann. Dhd.

Parsifal im neuen Lichte. Von Moritz Wirth. Umschlag in den Farben des Grals. M. 3.—, geb. M. 4.— Verlag Oswald Mutze, Leipzig.

Der bekannte Wagnerforscher bietet hier eine Sammlung älterer Aufsätze dar, die jetzt erst aktuell geworden sind, und neu geschriebener; man darf von ihnen sagen, daß sie die Bühnengestalt des Weihfestspiels für die Zukunft bestimmen werden. Wirth weist nach, daß Wagner: 1) wichtige Stücke der Inszenierung noch nicht abschließend durchdacht hatte, als zwingende Umstände eine übereilte Aufführung herbeiführten; daß 2) bereits richtig von Wagner Bestimmtes, weil die technische Ausführung unauffindbar blieb, mit Notbehelfen entstellt aufgeführt wurde; daß Wagner 3) durch seine Krankheit verhindert war, mehrere grundlegende wichtige Szenen seinen Darstellern mit der richtigen Wirkung einzustudieren. Wie eine unvollendete Rechnung von Jedem, der mit ihren Regeln vertraut ist, richtig zu Ende gerechnet werden kann, so ermittelt Wirth in streng methodischer Folgerung aus der Philosophie, der Handlung, den Charakteren des Parsifal die in wichtigen Punkten noch fehlende richtige Bühnengestalt von Wagners umstrittenstem Werke. Wir erhalten u. a. den wahren Graltempel nebst dem richtigen Klingsorturm; Aufschluß über das Wesen des Lichtstrahls (eines optischen Paradoxons) und das Verfahren seiner Herstellung; den Nachweis der Notwendigkeit eines neuen Instrumentes für das

richtige Erklingen des Gralmotives; den richtigen Vortrag des Titurel und des großen Schmerzensausbruches des Amfortas. — Das Vorspiel zum Parsifal enthält nach Wirths Erläuterung die tiefste, unserer Religion noch fehlende Ergründung des Versöhnungstodes Jesu Christi. Die Schrift ist eine schwere Anklage der Leiter des Bayreuther Parsifal, welche bisher ein kritikloses Sammelsurium von Richtigem und Falschem, Vollendetem und Unfertigem den ahnungslosen Festspielbesuchern als Wagnersche „Tradition“ dargeboten haben. Von der Auffassungsunfähigkeit der nächsten Umgebung Wagners wird ein erstaunliches Beispiel beigebracht, das eine in der ganzen Wagnerschen Welt hochverehrte Persönlichkeit auffällig bloßstellt. — Dr. —r.

Eingelaufene Bücher etc.

Mitteilungen der Gesellschaft für Tierspsychologie, herausgegeben von Prof. H. E. Ziegler (Berlin W., Junk). IV. Jahrg. 1916. [Nr. 1 dieser eine Fülle von fesselndem Stoff bietenden neuen Zeitschrift enthält u. a.: Nachruf für Frau Paula Moekel (geb. als Tochter des Majors von Moers in der Pfalz, fast zwanzig Jahre Gattin des Rechtsanwalts Dr. Moekel, erfaßte die Lehre vom Verstand der Tiere mit Begeisterung und erzielte mit ihrem Hunde „Rolf“ die erstaunlichsten Erfolge; gest. in Mannheim am 25. Nov. 1915). — Neue Berichte über rechnende und buchstabierende Hunde. — Die psychische Verschiedenheit der Hunderassen. — Beobachtungen an einem Foxterrier. — Ein Brief von Herrn Krali über den Zauberkünstler Faustinus. — Mitglieder (Jahresbeitrag 8 M.) erhalten diese Mitteilungen unentgeltlich.]

Der Begriff des Instinkts einst und jetzt. Eine Studie über die Geschichte und die Grundlagen der Tierpsychologie. Verlag von Gustav Fischer in Jena 2. Aufl. 1910. 110 Seiten mit 16 Figuren und 2 Tafeln. Preis 3 M. [Sehr zu empfehlen].

„**Dem deutschen Volke**“. Von Friedrich Soenneken (Bonn). Sonderdruck aus dem Berl. Tageblatt Nr. 196 vom 15. April 1916 [Widerlegung der aus der „Deutschen Tageszeitung“ vom 4. April in andere Zeitungen übergegangenen irreführenden Nachricht, daß der Ausschuß für die Ausschmückung des Reichstagsgebäudes am 3. April beschlossen habe, für die Inschrift nicht die lateinische (Antiqua), sondern Unzial- (Frakturschrift) zu verwenden, die es nie gegeben hat und nie geben kann, weil die gotischen und Fraktur-Großbuchstaben bereits Unzial — d. h. Schreibschriftformen sind. Die sog. gotische Schrift ist wie die Unziale durch Federzug aus den lateinischen Buchstaben entstanden. Die Lateiner erhielten dieselben von den Griechen, diese in ihren Grundformen von den Phöniziern. Die Unziale ist wegen der Unvollkommenheit ihrer Formen, wie die gotische wegen der Kompliziertheit der Großbuchstaben für eine monumentale Aufschrift nicht geeignet, noch viel weniger die „deutsche“ (Fraktur-) Schrift, ein Zerrbild der gotischen Schrift. Lehrreich sind die beigegebenen Schriftproben, welche deutlich zeigen, daß die Empfehlung der letzteren vom nationalen und ästhetischen Standpunkt aus auf Irrtum beruht.]

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

August.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Der Spuk in Großerlach.

Von J. Illig.

(Schluß von Seite 300.)

Bei eintretender Nacht übertrugen sich die spukhaften Erscheinungen auf die Wohnung und wurden anscheinend von dem jüngsten Kinde, einem 2--3 Jahre alten Mädchen, zuerst wahrgenommen und zwar, wie es den Anschein hat, mehr mit dem Gefühl als mit den Sinnen. Das Kind gebärdete sich äußerst aufgereggt, weinte fortwährend und war nicht zu beruhigen, trotzdem es die Mutter zu sich ins Bett genommen hatte. Bald darauf erhob sich in der Küche ein Gepolter und die von der Küche in die Schlafkammer führende Tür tat einen heftigen Krach, wie wenn sie zersprungen wäre. Dieses Krachen der Türe wiederholte sich in Pausen von etlichen Minuten in ununterbrochener Folge von abends 9 Uhr bis morgens um 3 Uhr. Das erwähnte Kind fuhr dabei in die Höhe und wollte sich um jeden Preis aus dem Zimmer entfernen. Auf die Frage der Mutter, warum es denn so aufgereggt sei, erwiderte das Kind: „Siehst du denn den schwarzen Geißbock an deinem Bett nicht?“ Da ein solcher Geißbock weder von der Mutter noch von den übrigen Kindern wahrgenommen wurde, handelte es sich hier um eine rein subjektive Erscheinung, die ich aber der Vollständigkeit halber doch nicht unerwähnt lassen wollte, weil die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, daß das Kind von sensitiverer Art war, als die übrigen Anwesenden und daher auch möglicherweise Sinneseindrücke gehabt haben kann, die von allerfeinster Art waren. Der Rest der Nacht und der darauffolgende Tag war ruhig. Nach dem Zubettgehen jedoch fing die Unruhe des Kindes wieder an, weshalb sich die Mutter nach einiger Zeit veranlaßt sah, aufzustehen und das Kind für den Rest der Nacht in ein Nachbarhaus zu geben, wo es sich beruhigte. Als sich Frau Kleinknecht wieder in ihrem eigenen

Haus zur Ruhe gelegt hatte, fing die Aufregung bei der 7 Jahre alten Emma an. Diese schreckte immer zusammen, weinte und redete unsinniges Zeug. Sie erklärte, daß sie grüne Ohren, grüne Augen usw. habe. Weiter ereignete sich in dieser Nacht nichts, und auch die Aufregung der Kinder soll hier nicht als eine ungewöhnliche Erscheinung angeführt sein, sondern nur im Interesse einer lückenlosen Darstellung der ganzen merkwürdigen Periode. In der Zeit vom 3. bis zum 5. Mai nahmen die Erscheinungen rasch ab, man fand nur ab und zu ein Stück Vieh losgebunden. Sonst ereignete sich nichts von Belang. Vom 6. Mai ab trat vollständige Ruhe ein, die bis zum 13. Mai nachmittags um 5 Uhr anhielt. An diesem Tag begannen die Erscheinungen aufs neue und nahmen in den folgenden Tagen eine solche Heftigkeit und Ausdehnung an, daß sie schließlich zu einem Menschauflauf führten, welcher den Anlaß zu den im „Hohenst.“ bereits erwähnten Preßnotizen in den Backnanger Lokalblättern gab. Im folgenden Abschnitt sollen diese Vorkommnisse geschildert sein.

Am Samstag den 13. Mai abends um 5 Uhr geriet ein auf dem Herd liegendes Holzscheit plötzlich in selbständige Bewegung. Es lief auf dem Herd hin und her und fing an, von einem Ort zum andern zu fliegen. Im Verlauf dieser seltsamen und unheimlichen Erscheinung kam ein herzhafter Bauer aus einem Nachbardorf ins Haus und sah sich den Spuk mit an. Er ging auf das Holzstück los, erfaßte es und warf es durchs Küchenfenster weit in den Hof hinunter. Doch kaum hatte er sich umgedreht, so war das Holzscheitchen auch schon wieder in der Küche, ohne daß man sah, wie es hereinkam. Der betreffende Bauer warf es noch mehrmals aus dem Haus, aber im Umsehen war es immer wieder da. Es flog auch aus der Küche in den Öhrn, von dem Öhren auf die Bühne und kam von dort wieder in die Küche zurück. Dieses Schauspiel dauerte etwa 2 Stunden. Später gesellte sich zu dem Holzscheitchen auch noch ein Holzstumpfen und machte ebenfalls seine Flüge in der Küche. Als endlich die Holzscheitchen zur Ruhe gekommen waren, wurden die Milchhäfen unruhig. Im Laufe des Abends flogen etwa 5 Milchhäfen von ihrem Aufstellungsort herunter, gossen ihren Inhalt aus und zerschellten auf dem Boden. Während der Nacht trat wieder Ruhe ein, die auch den folgenden Sonntag über anhielt. Am Morgen des 15. Mai ging das Kettenlösen im Stall wieder an wie am 30. April und 1. Mai. Es dauerte den ganzen Tag mit wenigen Pausen. Von vormittags 11 Uhr ab wurde es auch im Haus unruhig. Die Erscheinungen gingen also von diesem Zeitpunkt an im Stalle und Haus nebeneinander her. Während sich im Stall die Ketten in der bereits geschilderten Weise lösten, gesellten sich auch Würfe und Schläge hinzu. Diese Erscheinungen zeigten sich auch im Wohnhaus, doch nahmen sie dort die allergrößten

Formen an. In der Wohnstube waren auf der Kommode links von der Tür etwa 20—25 irdene Milchhäfen aufgestellt, die im Laufe des Tages allesamt von ihrem Platz sprangen, ins Zimmer geworfen wurden und zerschmetterten, wobei sie natürlich ihren Inhalt ausgossen. Ähnliches geschah mit den Mostkrügen, Schüsseln, Tellern, Pfannen, Schmalzhäfen, Wassereimern, Wassergölten und sonstigen beweglichen Gegenständen, so daß schließlich Stube, Küche und Öhrn einen einzigen Trümmerhaufen bildeten. Den Höhepunkt erreichten die Erscheinungen von 1½ Uhr ab, um welche Zeit sich auch alle Türen des Hauses aus den Angeln hoben und zu den zertrümmerten Gegenständen geworfen wurden. Einzelne Gegenstände wurden nicht bloß von der Küche in den Öhrn, sondern sogar noch durch die Haustüre aus dem Haus hinausgeworfen. Der Wassereimer, die Wassergölte wurden aus der Küche nach der im Öhrn stehenden Frau Kleinknecht geworfen, die schließlich mit samt ihrem Schwager, der zu Hilfe gekommen war, das Haus verlassen mußte. Die Kinder hatten das Haus ohnehin schon verlassen und standen mit den anderen Zuschauern vor dem Haus, von wo aus sie die Vorgänge im Öhrn beobachten konnten. Um an einigen Beispielen zu zeigen, wie genau und einwandfrei die Vorgänge beobachtet wurden, mögen folgende Stichproben aus der Vernehmung der Augenzeugen angeführt sein. Der Ortsvorsteher einer Teilgemeinde, der am 15. Mai nachmittags 2 Uhr mit dem schon erwähnten Bezirksbeamten aus Backnang zunächst in den Stall ging, sah dort die Verknotung der Ketten, deren Loslösung und Fortwerfen. Darauf ging er, während der Bezirksbeamte im Stall blieb, durch den hinteren Hauseingang in die Küche, in welcher sich außer ihm niemand befand. Der Knabe war bei dem Beamten im Stall geblieben. Als er die Küche durchschritten hatte und eben durch die Tür in den Öhrn getreten war, flog ihm ein Milchhafen nach, welcher an der Tür zerschellte, die sich hinter ihm wieder zurückgedreht hatte. Darauf ging er wieder zurück in den Stall. Nach einer halben Stunde trat er wieder in die Wohnung. Da flog ihm ein eiserner, mit Wasser gefüllter Hafen nach, der ihn zwar nicht traf, aber an seinem Ohr vorbeisauste und einige Schritte vor ihm auf den Boden aufschlug, wo er umstürzte und das Wasser ausgoß. Der Zeuge sah deutlich, wie der Hafen schwebte und konnte feststellen, daß während des Schwebens kein Tropfen des Inhalts zu Boden fiel, erst beim Aufschlagen schüttete er den ganzen Inhalt aus. Der Zeuge trat dann in die Stube, in welcher sich außer ihm niemand befand. Er stellte sich neben die Tür, um der Dinge zu harren, die da kommen würden. Auf dem Kachelofen stand eine Schüssel mit Nudeln. Diese Schüssel tat plötzlich einen lauten Krach und fiel in Scherben mit samt den Nudeln auf den Boden. Der Knabe war während dieses Vorgangs nachweislich

im Stall, wo ihn der Zeuge auch noch vorfand, als er wieder dorthin kam. Als er nach einer Weile wieder in die Wohnung zurückkehrte, fand er alle Türen des Hauses ausgehängt, alle Milchhäfen zerschellt, den schweren Hackklotz umgeworfen und verschiedene Gegenstände, die sich auf der Bühne befanden, in den Öhrn geworfen, doch war die Bewegung der Gegenstände noch nicht zum Stillstand gekommen. Er traf unter anderem unter der Türe einen Bauern, der während dieser Vorgänge mit der Peitsche in die Wohnung getreten war, um der geheimnisvollen Kraft auf den Leib zu rücken, von welcher er aber übel zugerichtet wurde, worauf er seine Zuflucht zum Gebet genommen haben soll. Leider war es mir bei meinem Besuch in Großlarch nicht möglich, diesen Bauern selber zu sprechen, weil er in einem entfernten Ort wohnte. Ich kann mich daher in diesem Falle lediglich auf Hörensagen berufen. Von der Haustüre aus sah der Zeuge nun im weiteren Verlauf seiner Beobachtung verschiedene aus Stroh geflochtene Backnäpfe von der Bühne herunterfliegen und sich im Öhrn in Reih und Glied aufstellen. Auch der auf der Bühne stehende Kinderwagen wurde lebendig und kam die Bühnenstiege herunter. Der Zeuge packte ihn, schaffte ihn wieder hinauf und stieß ihn in eine Ecke. Aber kaum hatte er sich umgedreht und die Stiege wieder betreten, so kam der Wagen schon wieder von hinten her an ihm vorbeigesaust und war wieder drunten im Öhrn, ehe er selbst drunten war. Ich habe mir die Örtlichkeiten selbst genau angesehen und habe gefunden, daß der Bühnenboden von der Treppe nach hinten geneigt ist. Diese Feststellung schien mir nötig, um dem Einwand zu begegnen, der Kinderwagen sei möglicherweise von selbst in Bewegung geraten infolge einer Neigung des Bühnenbodens in der Richtung nach der Treppe. Dieser Zeuge sah auch den Mosthafen (die Mostkrüge waren bereits zerschmettert, weshalb man den Most aus einem Milchhafen trank) vom Tisch aus gegen den Pult und von dort im Bogen gegen den Ofen fliegen, an welchem er in Stücke ging. Diese Beobachtung ist wichtig, weil sie zeigt, daß es sich nicht bloß um geradlinige Wurfbahnen handelt, sondern daß die Flugbahn zuweilen auch so gekrümmt war, daß man ganz willkürliche Schwebbewegungen vor sich hatte, ja daß man sogar an ein Tragen durch die unsichtbare Kraft denken könnte. Schultheiß Kirchner, der veranlaßt worden war, sich auch an den seltsamen Schauplatz zu begeben, hat, wie im „Hohenstaufen“ bereits mitgeteilt wurde, seine Beobachtung schon der Öffentlichkeit übergeben. Seinen etwas allgemein gehaltenen Mitteilungen kann noch folgendes hinzugefügt werden: Er trat mit dem schon erwähnten Vorsteher einer Teilgemeinde ins Wohnzimmer und nahm unmittelbar bei der Türe Aufstellung. Sein Begleiter war einen Schritt weiter ins Zimmer getreten. Außer ihnen war niemand im Zimmer. Kurz nach ihrem Ein-

treten tat es auf der Kommode einen heftigen Krach. Ein Milchhafen war aufgefliegen und in die Stube geworfen worden. Dieser Vorgang wiederholte sich. Er vollzog sich mit solcher Schnelligkeit, daß die ganze Bescherung schon auf dem Boden lag, ehe man sich's versah. Charakteristisch war der Krach, von dem das Auffliegen der Gegenstände begleitet war. Nach den Milchhäfen erhob sich auch der auf dem Tisch stehende Mostkrug und flog gegen den Zeugen. Diesen Krug konnte er während des Schwebens beobachten. Der Begleiter des Zeugen griff nach dem Krug und stellte ihn auf den Tisch. Als er dort gleich darauf wieder aufflog und sich gegen den Zeugen richtete, wich dieser zurück. Beim Verlassen der Wohnung wurde er noch von einem auffliegenden Milchhafen getroffen und mit Milch übergossen. Die Tochter dieses Zeugen sah den Wassereimer aus der Küche in den Öhrn kommen. Er schwebte nicht, sondern humpelte auf dem Boden daher. Den Backnanger Bezirksbeamten konnte ich persönlich noch nicht sprechen. Durch die freundliche Vermittlung des Ortsvorstehers von Großerlach ließ er mir aber mitteilen, daß er mir die Aufzeichnungen über seine Beobachtungen zur Verfügung stellen werde, sobald er sie von dem Herren, dem er sie zur Einsichtnahme zusandte, wieder zurückerhalten habe. Schließlich sei noch bemerkt, daß dem Amtsdieners Scheuermann, der verschiedene Einzelheiten in ähnlicher Weise bekundet, beim Verlassen der Wohnung die Kappe von hinten vom Kopf geschlagen wurde, wobei er feststellen konnte, daß niemand hinter ihm stand oder ging.

Obwohl am Nachmittag des 15. Mai alles umgeworfen oder zerschlagen wurde, was überhaupt umgeworfen oder zerschlagen werden konnte, trat abends Ruhe ein. Da im Laufe des Nachmittags verschiedene Personen verletzt worden waren, ließ der Ortsvorsteher, um noch größeres Unheil zu verhüten, während der Nacht das Haus abschließen. Von diesem Zeitpunkt an war es während der Nacht überhaupt nicht mehr bewohnt. Nur während des Tages gingen die Bewohner im Hause ein und aus. Am 16. Mai wurden auch die Kühe aus dem Stall geschafft. Sie sind aber inzwischen wieder in diesen zurückgebracht worden. Seither ist nur ein einziges Mal ein Tier losgebunden worden, doch hat niemand zugesehen, wie das geschah. Sonstige auffallende Erscheinungen sind nicht beobachtet worden. Ich selbst bin am Sonntag den 28. Mai vormittags um 8 Uhr längere Zeit in dem Haus gewesen, nicht etwa, weil ich eine Erscheinung erwartet hätte, sondern nur, um die Örtlichkeit kennen zu lernen. Als ich mich in der Stube in Gegenwart des Amtsdieners Scheuermann mit Frau Kleinknecht über die Vorkommnisse unterhielt, entstand plötzlich in der anstoßenden Kammer, in welcher sich in diesem Augenblick niemand befand, ein Getöse, welches das Häuschen

erschütterte, daß man glaubte, es sei ein Erdstoß erfolgt. Eine Ursache war nicht zu erkennen. Ob dieses Getöse, das nur 2—3 Sekunden dauerte, mit den übrigen merkwürdigen Erscheinungen irgend welchen Zusammenhang hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich will es aber der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen.

Ein Verdächtiger.

Da in einer Zeitung mitgeteilt worden war, der am nächsten Tage eingetroffene Landjäger habe den Veranstalter des großen Spuks in der Person des schon mehrfach erwähnten 14jährigen Knaben bereits ermittelt, habe ich versucht, mir auch in bezug auf diese Behauptung die nötige Aufklärung zu verschaffen. Der Verdacht, daß dieser Knabe wohl der Täter sein könne, wurde von einem jüngeren Mann ausgesprochen, der gelegentlich auch in den Stall kam und dort den Knaben traf, der ihn fragte, ob er „noch keine“ an die Ohren erhalten habe, er selbst habe sein Teil schon abbekommen. Da der Zeuge kurz darauf einen Schlag von hinten erhielt und gleich darauf auch heftig an den Kopf geworfen wurde, stand es bei ihm fest, daß sowohl Schlag wie Wurf nur von dem Knaben gekommen sein könne, weil dieser allein zugegen war und hinter ihm stand. Ich habe mich persönlich zu diesem Zeugen begeben und ihn nach den Gründen des von ihm ausgesprochenen Verdachts befragt, worauf er mir die eben erwähnte Auskunft erteilt hat. Auf Befragen, ob er gesehen habe, wie der Knabe gegen ihn manipulierte, verneinte er dieses. Sein Verdacht gründe sich lediglich auf die schon erwähnten Umstände. Von mir des weiteren befragt, ob der Standpunkt des Knaben derart war, daß man von dort aus mit Sicherheit sein Ziel habe erreichen können, erwiderte der Zeuge, daß ihm selbst das wohl nicht möglich gewesen wäre. Wie es der Knabe angestellt habe, ihn zu treffen, das wisse er nicht. Er müsse wohl über besondere Fähigkeiten verfügen, von denen er nicht wisse, wer sie ihm gelehrt habe. Befragt, was der Zeuge mit dieser „besonderen Fähigkeit“ ausdrücken wolle, gab er zu verstehen, daß er damit nicht eine natürliche Handgeschicklichkeit meine, sondern daß er da schon mehr an ein geheimnisvolles, magisches Können denke. Das Wort „magisch“ hat der Zeuge selber nicht gebraucht. Er umschrieb das, was er sagen wollte, in vorsichtiger Weise und verneinte nicht, als ich das Ergebnis unserer Unterredung dahin zusammenfaßte, daß der Zeuge also nicht behaupten wolle, der Knabe habe den Spuk durch natürliche Kunstfertigkeit in Szene gesetzt, sondern er „könne mehr wie Brot essen“; mit anderen Worten: ohne ein bißchen Hexerei ließen sich die Vorgänge nicht erklären. Diese Bekundung des Zeugen genügte mir. Bis jetzt hat der Knabe sich noch nicht für schuldig bekannt, obgleich

ihn der Landjäger wiederholt in ein peinliches Verhör nahm. Wenn diese Verhöre noch eine Weile fortgesetzt werden, ist's am Ende noch möglich, daß der „helle Kopf“ (wie ihn eine Zeitungsnotiz bezeichnete) eingesteht, daß er der große Zauberer und Hexenkünstler ist, der das grandios-abenteuerliche Schauspiel in Szene gesetzt und „Schultheißen, Notare, Anwälte, Lehrer und andere Leute am Narrenseil herumgeführt hat“. Zur Zeit der Hexenprozesse haben die armen Opfer des Hexenwahns ja auch unter dem Druck der hochnotpeinlichen Verhöre ihre Schuld eingestanden, trotz des drohenden Scheiterhaufens. Infolge des gegen ihn ausgesprochenen Verdachts hat es der Knabe vorgezogen, Großerlach zu verlassen und wieder in seine Heimat zurückzukehren. Ich habe ihn gleichwohl gesehen und gehört. Er hat mir gegenüber alle Schuld auf das entschiedenste bestritten und auch entschieden verneint, als ich ihn fragte, ob er sich vielleicht zwischen die rätselhaften Vorgänge hinein gegen jemand ein Späßchen erlaubt habe, was man ja den Buben seines Alters nicht weiter übel nehme. Wer mit gutem Willen und mit unbefangener Wahrheitsliebe an die Prüfung der mitgeteilten Erscheinungen geht, wird zugeben müssen, daß der Verdacht, der Knabe könnte der Täter sein, ohne weiteres ausscheiden muß. Es ist nicht einmal festgestellt, daß er sich während des Auflaufs einer unschuldigen Neckerei schuldig gemacht hat, trotzdem eine solche einem Jungen seines Alters sehr nahe liegen könnte. Die Erscheinungen waren zu aufregend für alle Beteiligten, als daß überhaupt jemand eine Lust zum Scherzen gehabt haben könnte.

S c h l u ß b e t r a c h t u n g e n .

Damit wäre ich mit der Darstellung des äußeren Verlaufs der Erscheinungen fertig. Ob sie ein für allemal zu Ende sind oder ob sie sich wiederholen werden, kann nicht gesagt werden. Der Verlauf ähnlich gearteter Fälle in alter und neuer Zeit läßt Raum für beide Möglichkeiten. Denn ähnliche Fälle waren schon in wenigen Tagen oder Wochen zu Ende. Sie wiederholten sich aber auch sehr oft nach längeren oder kürzeren Pausen und dauerten manchmal jahrelang, wobei sich ihre Heftigkeit steigerte und die Erscheinungsformen die bösartigsten wurden. Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang in eine historische Betrachtung einzutreten, obwohl diese sehr interessant wäre und manche wichtige Fingerzeige böte. Ich will mich aber zu einer solchen Betrachtung nicht verleiten lassen, sondern in Beschränkung auf den vorliegenden, sehr scharf beobachteten Fall nur noch das sagen, was nach den bisherigen völlig sicheren Feststellungen zu sagen ist. Darnach hätten wir es hier mit der Wirksamkeit einer Kraft zu tun, die wir zunächst als eine physikalische bezeichnen

müssen. Denn sie vermochte Gegenstände zu bewegen oder zu zertrümmern, selbst recht schwere. Aber sie war nicht unbegrenzt, sondern bewegte sich in gewissen Schranken. Wenn man z. B. den Knebel an der Kette in dem Augenblick, in dem er sich aufrichtete und senkrecht zur Trogwand stellte, anfaßte und zurückdrückte, so war das Zurückdrücken nach Überwindung eines gewissen Widerstandes möglich. Ließ man mit dem Druck nach, so ging der Knebel wieder zurück in seine frühere Stellung. Auch das Lösen fest verflochtener und verknoteter Drähte machte dieser Kraft größere Schwierigkeiten und erforderte längere Zeit als das Lösen verknoteter Schnüre oder gar lose verhakter und befestigter Ketten. Wahrscheinlich ging auch die Bewegung der Halsketten, ihre Verknotung und Zuschnürung nur bis zu einer gewissen Grenze, weil sich die Muskulatur einer weiteren Einschnürung oder Einkettung widersetzte. Diese Kraftbegrenzung muß ausdrücklich festgestellt werden, weil die grundsätzlichen Leugner solcher Erscheinungen in der Regel den Einwand erheben: Ja, wenn die Kraft schon das und das tun konnte, warum hat sie dann nicht auch noch dies und jenes getan? Die Antwort auf diesen Einwand ist nicht schwer. Sie lautet: Sie hat's nicht getan, weil sie nicht konnte! Denn das, was bei solchen Spukerscheinungen aus dem Rahmen der bisher bekannten Naturgesetze herausfällt, muß darum noch lange nicht schrankenlos und von unbegrenzter Möglichkeit sein. Wenn wir erst einmal den vollen Mut gefunden haben werden, derartigen ungereimten Kraftäußerungen in ganzem Ernst und mit Beharrlichkeit nachzuspüren, dann werden wir wohl bald herausfinden, daß auch sie in einem folgerichtigen Zusammenhang mit dem übrigen Weltgeschehen stehen, mag der Schein vorerst auch noch so sehr dagegen sprechen. Was die meisten Leute, die gewohnt sind, sich das Weltgeschehen rein physikalisch zu erklären, veranlaßt, solche spukhafte Erscheinungen ohne weitere Untersuchung abzulehnen, ist der Umstand, daß in ihnen eine gewisse Intelligenz zu stecken scheint und daß sie eine mehr oder weniger deutliche Absichtlichkeit erkennen lassen, wie dies auch in dem Großerlacher Fall offen zutage trat. Denn die Erscheinungen knüpften sich an eine Familie, an deren Wohnung und Stall und übersprangen sowohl den Hof wie die angebauten Anwesen. Soweit Wurfgeschosse geschleudert wurden, suchten sich diese sogar ein Ziel, und wenn eine gewollte Äußerung der Kraft unterdrückt oder rückgängig gemacht wurde, so wiederholte sie sich. Wer indessen mit dem nötigen guten Willen und Verständnis verfolgt hat, was die Wissenschaft bis jetzt zur Aufklärung derartiger Erscheinungen geleistet hat, der ist nicht über sie erstaunt und lehnt sie auch nicht ab, denn er weiß, daß auch Gedanken und Wille Kräfte oder Daseinsformen sind wie das Licht, die Elektrizität oder der Magnetismus, und daß sie über

den Körper hinausreichen und hinauswirken, von dem sie ausgehen. Und er weiß ferner, daß ihr Träger eine zwischen Stoff und Kraft schwankende Substanz ist, wie sie die Wissenschaft auch für die elektrischen Erscheinungen, für das Licht und für manche andere physikalische Tatsache voraussetzt. Kein Geringerer als der derzeitige Direktor der Universität Birmingham, der Physiker Oliver Lodge, vergleicht die Kräfte, die wir bis heute noch als spukhafte bezeichnen, mit der Radioaktivität, und sagt: „Jene belebten Wesen, die sich für gewöhnlich unseren Sinnen nicht offenbaren, obwohl sie in beständiger Beziehung zu unserer psychischen Welt stehen, besitzen eine Art ätherischen (oder besser gesagt strahlenden) Körper und können sich zeitweilig die sie umgebenden irdischen Stoffe nutzbar machen, um daraus sich ein stoffliches Gefüge herzustellen, das auch unsern Sinnen zugänglich wird.“ Lodge spricht hier von „Wesen“ und nicht von „Kräften“, weil diese beseelt erscheinen, und weil er durch vieljähriges Studium zu der Überzeugung gekommen ist, daß ihre Träger menschliche Wesen sind, die ihren stofflichen Körper bereits abgelegt haben und ihre Weiterexistenz in ätherischer Form oder in strahlender Materie führen, die fürs gewöhnliche Auge zwar nicht sichtbar ist, von der aber doch eine Wirkung auf die Materie ausgehen kann.

Damit sind wir an dem springenden Punkt angelangt, nämlich bei der Frage, wie derartige Erscheinungen zu erklären und zu deuten sind. In den Worten Oliver Lodges, des Physikers, haben wir schon eine Erklärung, die von dem in der ersten Abhandlung vom 25. Mai („Hohenst.“ Nr. 121) bereits zitierten Mailänder Psychiater Lombroso geteilt wird. Sie nimmt an, daß sich in solchen Erscheinungen eine Menschenseele äußert, die ihre grobe Leibeshülle bereits abgelegt hat und nur noch in ätherischer oder strahlender Form existiert. Andere Gelehrte, wie z. B. der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Pariser Physiker Richet und der Münchener Nervenarzt Dr. von Schrenck-Notzing vertreten die Ansicht, daß den Gedanken des lebenden Menschen eine gestaltende, schöpferische Kraft innewohne, die sich unter gewissen Voraussetzungen betätige, wie unsere Phantasie im Traum, nur mit dem Unterschied, daß im Traum nur subjektive Bilder erzeugt werden, während die „Ideoplastik“ oder „Teleoplastik“, wie sie diese von ihnen angenommene Fähigkeit der Seele bezeichnen, wirkliche Bilder und Gestalten erzeuge und sogar Handlungen auslöse. Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, welcher dieser beiden Erklärungsversuche den Vorzug verdient oder der richtige ist. Nur auf den einen Umstand soll hier noch hingewiesen sein, daß es Häuser gibt, in denen sich gewisse Spukformen Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang wiederholen, was doch kaum damit erklärt werden kann, daß hier irgend ein zufälliger Gedanke oder Willens-

akt sein Spiel treibt. Ich selbst habe solche Spukarten in zwei Häusern längere Zeit hindurch beobachtet und habe bei dem einen feststellen können, daß er schon im Jahre 1809, und beim andern, daß er schon im Jahre 1830 beobachtet wurde. Hier müßte also geradezu der „Gedanke“ 80 bis 100 Jahre an einem und demselben Ort lebendig geblieben sein. Das ist doch kaum denkbar. Viel näher liegt hier doch die Annahme, daß die zum Teil sehr heftigen Laute, Tritte, Schläge, Rollen, Klingeln, Türöffnen und Schließen von einer örtlich gebundenen Kraft ausgingen, die über ein gewisses Bewußtsein verfügte und mit einer Zweckmäßigkeit handeln konnte, die sich den mit der Zeit veränderten äußern Verhältnissen anzupassen vermochte. Als erwiesen kann wohl angenommen werden, daß solche Erscheinungen durch die Anwesenheit gewisser Personen eine Förderung erfahren. Aber, ob diese Personen als direkte Ursachen in Betracht kommen oder nur als Kraftquellen, aus denen eine körperlose Kraft (wenn man so sagen will) strahlende Materie schöpft, die es ihr erst ermöglicht, auf die Körperwelt zu wirken, diese Frage muß vorerst noch offen gelassen werden. Wahrscheinlich treffen beide Möglichkeiten zu, und es kommt auf den einzelnen Fall an, ob er so oder anders zu deuten ist. Was ich im Großerlacher Fall bis jetzt ermitteln konnte, genügt nicht einmal zu einer Vermutung, geschweige denn zu einer Deutung. Weitere Beobachtungen und Ermittlungen erst können vielleicht die Frage entscheiden, in welcher Richtung man die Kraftquelle zu suchen hat. Bis jetzt liegen Andeutungen vor, welche sowohl eine animistische, wie eine spiritistische Deutung möglich erscheinen lassen. Doch möchte ich mich darüber vorerst noch nicht weiter äußern, weil diese Andeutungen noch nicht nachgeprüft werden konnten und vielleicht auch niemals nachgeprüft werden können.

* * *

Die spiritistischen Erscheinungen sehr skeptisch gegenüberstehende und daher mit ihrem Urteil lange zurückhaltende „Tübinger Chronik“ bemerkt zum auszugsweisen Abdruck des obigen Berichtes in Nr. 150 vom 30. Juni 1916:

„Wir haben einige Zeit gewartet, ehe wir diese merkwürdige Spukgeschichte brachten, weil wir erst die Aufklärung abwarten wollten. Diese ist inzwischen nicht erfolgt und so bleiben die Vorgänge einstweilen unaufgeklärt. Trotzdem geben wir die Hoffnung nicht auf, daß der rätselhafte Knoten noch auf natürlichem Wege gelöst wird, wie es auch in ähnlichen Fällen schon der Fall gewesen ist. Daß allerdings der 14jährige Neffe der geplagten Besitzerin als der böse Hexenmeister in Frage kommt, halten auch wir nach der obigen Darstellung für aus-

geschlossen.“ — Der Ortsgeistliche von Großerlach, Pfarrer St ü b e r, schreibt im Gemeindeblatt: „Unser Dörflein hat eine seltsame Art von Berühmtheit erlangt durch die Vorkommnisse im Kleinknechtschen Hause. Es sollte mich wundern, wenn die Landsleute in Amerika in ihren schwäbischen Zeitungen noch nichts darüber gelesen hätten. Ich werde gegenwärtig mit Anfragen überschwemmt, in denen mit Rücksicht auf beunruhigte Kriegerfrauen, die das Gruseln ankommen will, eine möglichst rasche Widerlegung der Zeitungsnachrichten gewünscht wird. Da kann ich leider schlecht dienen; denn alle Augenzeugen sind darüber einig, daß tatsächlich Dinge vorgefallen sind, die wir mit unsren fünf Sinnen und unsrem Verstand nicht begreifen können. Zur Beruhigung der Mitwelt kann ich bloß versichern, daß wir in Großerlach nach wie vor gut schlafen und unsrer Arbeit nachgehen, daß wir uns auch ärgern über allzu neugierige Städter, die an Sonn- und Festtagen hierher pilgern und das betreffende Haus durchstöbern, natürlich ohne auf ihre Rechnung zu kommen. Wir sind ruhig, weil wir wissen, daß Einer ist, dem alles untertan sein muß, auch die unheimlichsten Mächte. Wer auf Gott die Hoffnung setzt, — der behält ganz unverletzt — einen freien Heldenmut.“

Nachtrag.

Nachdem sich verschiedene Zeitungsblätter um eine „Entlarvung“ des ungeheueren Aufsehen erregenden Geisterspuks bemüht und sogar drei Dozenten der Tübinger Universität sich persönlich an den Tatort behufs genauer wissenschaftlicher Untersuchung des Tatbestandes begeben haben, sehen wir uns veranlaßt, auch noch die Verteidigung des Herrn Illig in Nr. 157 seines „Hohenstaufen“ (2. Blatt vom 8. Juli 1916) zum Abdruck zu bringen. Er schreibt unter der Überschrift:

„Die Wahrheit über Großerlach.“

Nachdem der Ortsvorsteher von Großerlach schon am 21. Mai im Backnanger Amtsblatt erklärt hat, daß er die rätselhaften Vorgänge im Hause der Witwe Kleinknecht selber beobachtet habe und daß die Behauptung des „Backnanger Volksfreund“, der Landjäger habe den umstürzlerischen Geist in der Person eines 14jährigen Knaben bereits festgestellt, den Tatsachen nicht entspreche; und nachdem ferner der Ortsgeistliche von Großerlach, Pfarrer Stüber, der sich seine Stellungnahme zu der Sache gegenüber der Öffentlichkeit jedenfalls wohl überlegte, im „Gemeindeblatt“ vor aller Welt erklärt hat, daß er denen, welche von ihm eine Widerlegung der Zeitungsmeldungen über den Spuk erwarten, nur schlecht dienen könne, weil alle Augenzeugen darüber einig seien, daß tatsächlich Dinge vorgefallen sind, die wir mit unseren fünf Sinnen und unserem Verstand nicht begreifen können

(vgl. „Hohenst.“ vom 1. Mai), hatte ich nicht mehr die Absicht, auf die Angriffe einzelner Zeitungen noch einmal zu erwidern, weil es keinen Sinn hat, und auch kein Vergnügen bereitet, sich über derartige Dinge mit Leuten auseinanderzusetzen, denen auf dem Gebiet, über das sie sich ein Urteil anmaßen, nicht bloß jede praktische Erfahrung, sondern auch jede Literaturkenntnis abgeht. Nun ist aber in dem sozialdemokratischen Heilbronner „Neckar-Echo“ ein Artikel des Redakteurs G. Hitzler erschienen, welcher mich zu einer nochmaligen Erwiderung nötigt, weil er eine angebliche Aufklärung des Großerlacher Falles bringen, bzw. „die Wahrheit über Großerlach“ enthüllen will, wodurch er „dem Spuk ein Ende machen zu können hofft“. Ich möchte nicht unterlassen, sofort an dieser Stelle zu erklären, daß Herr Hitzler „dem Spuk kein Ende gemacht hat“, denn er ist nicht imstande, auch nur eine einzige positive Tatsache für seine Behauptungen nachzuweisen, sondern er sieht sich genötigt, einen auf allerlei unhaltbare Spitzfindigkeiten aufgebauten Indizienbeweis zu führen, der so gewagt und so wenig überzeugend ausgefallen ist und ausfallen mußte, wie die Ausführungen eines Staatsanwalts ausfallen müßten, der auf Grund eines irgendwo gefundenen Hosenknopfes in einem Mordprozeß einen Antrag auf Fällung eines Todesurteils stellen und begründen wollte, weil sich der Angeklagte in der kritischen Zeit dadurch verdächtig machte, daß er Hosen trug und nicht nackt herum lief.

Herr Hitzler „beweist“ folgendermaßen. Er sagt: „Der Knabe, den der Landjäger und einzelne Zeitungen bisher im Verdacht der Täterschaft hatten, ist nicht schuldig. Schuldig ist einzig und allein die Frau Kleinknecht, weil nur sie allein ein Interesse an dem Spuk hatte, da es ihr darum zu tun war, ihr Besitztum zu entwerten, um bei der Nachlaßauseinandersetzung besser wegzukommen.“ Um das große Interesse der Frau nachzuweisen, hat Herr Hitzler ermittelt, daß der Wert der Güter allein vom Gemeinderat auf 15 000 M., der schuldenfreie Gesamtbesitz auf nahezu 19 000 M. taxiert worden sei. Außerdem stellt er das arbeitsfreie Renteneinkommen der Frau als Krieger- und Postbotenwitwe auf 1300 M. fest. Wenn man aus diesen Zahlenangaben ein „Interesse“ der Frau Kleinknecht an dem Spuk herleiten will, dann muß vor allen Dingen das Renteneinkommen ganz außer Betracht bleiben. Denn dieses Einkommen wird nicht größer und nicht kleiner, ob es in dem Hause spukt oder nicht spukt. Auch ist nicht zu verstehen, wie die etwa vorhandene Absicht, einen Teil der Rente für die Kinder sicherzustellen, durch den Spuk in ihrer Verwirklichung aufgehalten werden sollte. Es bleibt also nur noch das übrige Vermögen. Dieses besteht zum größten Teil in Gütern, in Äckern und Wiesen im Wert von 15 000 M. Daß diese da und dort im Gelände zerstreuten Äcker und Wiesen entwertet

werden könnten, wenn es in irgend einem Haus oder Stall in Großerlach spukt, ist ein Gedanke, auf den nur Herr Hitzler in seinem krampfhaften Bemühen kommen konnte, um jeden Preis einen „Schuldbeweis“ zu führen. Bleibt lediglich noch der Hausanteil, das Vieh und die Fahrnis im Anschlag von nicht ganz 4000 M. Da möchte ich nun aber den Metzger sehen, der die beiden Kühe und die 3 Stücke Jungvieh in der jetzigen fleischarmen Zeit zurückgewiesen hätte, weil sie von Zeit zu Zeit im Stall losgebunden worden waren! Summa Summarum: es bleibt als „Interesse“ der Frau an dem Spuk einzig nur der Hausanteil, bestehend aus zwei mehr wie dürftigen Stuben und einer Küche, sowie der kleine Stall mit Tenne. Wie hoch diese primitiven und teilweise bau-fälligen Räumlichkeiten vom Gemeinderat in Großerlach eingeschätzt wurden, kann sich jedermann von selbst ausrechnen, wenn er von den obigen „nicht ganz“ 4000 M. den Wert des Viehes und Futters, sowie der Fahrnis in Abzug bringt. Es bleiben dann kaum mehr 1500 M., von denen noch die Hälfte als Anteil des Kinderbes in Abzug zu bringen ist, so daß als Erbanfall der Frau an Gebäuden noch etwa 750 M. in Betracht kommen. Der Betrag, um den sie diese 750 M. durch Veranstaltung eines Spuks heruntermindern konnte, war also ihr „Interesse“ an dem Spuk. Nehmen wir an, der Waisenrat hätte aus Mitleid mit der armen reichen Frau, den Schätzungswert um 50 M. heruntergesetzt, so wäre dieser Betrag „ihr Interesse“ an dem Spuk gewesen, dessetwegen sie all ihr Küchgeschirr zusammengeslagen und alle ihre Milch und ihren Rahm auf den Boden geschüttet hätte! Ein Mensch, der auf einen solchen Gedanken kommen kann, muß schon bodenlos dumm sein, so dumm wie Frau Kleinknecht niemals sein kann, wenn sie, wie Herr Hitzler andererseits wieder behauptet, mit der genialen Fähigkeit ausgerüstet sein soll, die ganze Gemeinde vom Ortsvorsteher an abwärts tagelang am Narrenseil herumzuführen, ohne daß diese auch nur das Geringste von dem Seile bemerken, an dem sie gezogen werden. Aber Herr Hitzler ist der Meinung, daß man das alles glauben müsse, wenn er sich's aus den Fingern sauge und in seinem „Neckar-Echo“ schlankweg behaupte. Er hält es nicht einmal für nötig, den Nachweis zu führen, ob Frau Kleinknecht überhaupt den Versuch gemacht hat, den Schätzungswert des Hauses unter Berufung auf den Spuk herabzumindern. Wenn sie in dieser Richtung etwas hätte erreichen wollen, dann hätte sie das doch am zweckmäßigsten beim Ortsvorsteher versuchen müssen. Dieser aber erklärte schon am 21. Mai im „Murrthalboten“: „Mir selbst hat die Witwe Kleinknecht von der sogenannten Geistergeschichte nichts gesagt.“ Bei wem wollte dann aber die Frau mit dem Spuk etwas erreichen, wenn nicht bei der gemeinderätlichen Schätzungsbehörde, die unter der Leitung des Ortsvorstehers steht? Man sieht aus alledem, daß

bei der mehr wie plumpen und oberflächlichen Beweisführung des Herrn Hitzler nichts herauskommt, man mag die Sache drehen und wenden wie man will. Und so wie es mit seinem Versuch bestellt ist, ein Interesse der Frau Kleinknecht an dem Spuk in Höhe von 8000 M. nachzuweisen, so windig sieht es auch mit seiner übrigen Beweisführung aus, wenn man das Wesentliche aus seinem Schwall von Worten herauschält.

Herr Hitzler stellt sich die Inszenierung des genialen Spuks durch die „ganz beschränkte“ Frau Kleinknecht folgendermaßen vor: Sie bediente sich zur Erreichung ihrer Zwecke „genau der Mittel, die ihr ganz beschränkter Bildungsgrad ihr geeignet erscheinen ließ“. Diese Mittel waren folgende: Im Stall Losbinden der Kühe durchs Futterloch oder durch die in der Scheuer versteckte Frau, die „mit Hilfe eines Leiterleins oder sonst eines Hilfsmittels die 3 Meter hohe Wand überwinden konnte“; auf der Bühne spielte sie auch Versteckens, in der Stube und Küche bediente sie sich eines Schnurwerks, und die humpelnden Eimer zog sie am Strick hinter sich her. Das sind Behauptungen, mit denen man an einem Biertisch sicher Eindruck machen und sogar den aufgeklärten Mann spielen kann. Sie haben nur den einen, aber sehr bedenklichen Fehler, daß kein einziger der sehr zahlreichen Augenzeugen das Schnurwerk, die Stricke und die durchs Futterloch hereinkommenden Hände gesehen und auch niemand beobachtet hat, wie Frau Kleinknecht bald übers Leiterlein in den Stall stieg, bald sich in der Bühne und im Heuboden versteckte und gleichzeitig auch noch das Schnurwerk bediente. Ich fordere Herrn Hitzler hiermit auf, dieses Experiment in Großerlach vor allen Augenzeugen in eigener Person mit den angegebenen Hilfsmitteln vorzuführen. Wenn er's fertig bringt, ohne daß jemand sein Schnurwerk entdeckt oder ihn auf dem Leiterle oder sonstwo zu Gesicht bekommt, dann bekenne ich mich geschlagen und zahle ihm den größten Taler. Weist er mein Angebot zurück, so muß ich ihm erklären, daß er der Frau Kleinknecht, die er auf der einen Seite für „ganz beschränkt“ erklärt, auf der andern Seite Fähigkeiten zuspricht, die er sich selber nicht zutraut. Damit richtet er sich selber mitsamt seiner mehr wie unbekümmerten „Beweisführung“.

Damit könnte ich meine Erwiderung schließen, wenn Herr Hitzler nicht auch noch einige Einzelheiten und Nebensächlichkeiten meiner Darstellung bemängelt und einige neue nebensächliche Behauptungen aufgestellt hätte, mit denen er die Glaubwürdigkeit meines Berichts erschüttern und den Verdacht gegen Frau Kleinknecht nähren möchte. So behauptet er, daß Frau Kleinknecht zum Landjäger Reber von Grab gesagt habe, als dieser die Kühe festmachte: „Ja, wenn Sie sie festmachen, dann kommen sie nicht mehr los.“ Seitdem sei tatsächlich Ruhe im

Stall. Damit soll der Eindruck erweckt werden, als ob der Landjäger Reber während der Spukerscheinungen in den Stall gekommen wäre und dem Spuk durch das Anbinden der Kühe ein Ende gemacht hätte. Der Landjäger war aber während der ganzen Spukzeit gar nicht zugegen, er kam erst am 16. Mai, nachdem die Erscheinungen bereits aufgehört hatten, die ja auch vom 3. bis 12. Mai ohne den Landjäger oder einen andern erkennbaren Grund pausierten. Wenn also die Frau je eine Bemerkung wie die erwähnte dem Landjäger gegenüber getan haben sollte, dann mußte diese einen ganz andern Sinn gehabt haben als den, welchen ihr Herr Hitzler gibt. Von einer Frau, der man zutraut, daß sie imstande war, das ganze Schnurwerk eines raffiniert durchgeführten Betrugsmanövers vor zahlreichen Augenzeugen absolut geheim zu halten, wird man doch nicht annehmen dürfen, daß sie in dieser plumpen Weise aus der Rolle fällt und mit ihrem Geheimnis so ohne jede Not herausplatzt, wie Herr Hitzler glauben machen will. Auch daraus will Herr Hitzler einen Schuldbeweis ableiten, daß sich die Frau nicht verteidigte, als er, der sich anscheinend mit einer gewissen Verstellung unter Verschweigung seines „Zwecks“ und seiner „Art“ im Haus eingeführt hatte, „den Mantel fallen ließ“ und „den Frauen seinen Verdacht ins Gesicht hinein sagte“. Herr Hitzler verrät damit eine schlechte Menschenkenntnis. Denn wenn eine Frau vom Mainhardter Wald „mit ganz beschränktem Bildungsgrad“ perplex wird, wenn ein Heilbronner Stadtrat, der sich als possierlicher Pudel bei ihr eingeführt hat, plötzlich seinen Pferdefuß zeigt, kann das doch wahrhaftig niemand wundernehmen. Daß mir Herr Hitzler einige kleine Versehen in bezug auf die Kinderzahl und die Front, an welcher der Mann gefallen ist, mit Sperrdruck vorrechnet, um die Unverlässlichkeit meines Berichts zu beweisen, zeigt, mit welch kleinlichen Mitteln er das Augenmerk seiner Leser von der Hauptsache abzulenken bestrebt ist. Der eine dieser Fehler ist ein Versehen beim Diktat meines Berichts, den zweiten habe ich vom ersten Bericht des „Murrthalboten“ übernommen. Beide Fehler sind in meinem zweiten Artikel vom 10. Juni, also schon seit 4 Wochen, richtiggestellt. In bezug auf die Verlässlichkeit der Berichterstattung könnte ich den Stiel ruhig herumdrehen und sagen, daß Herr Hitzler unverlässlich berichte. Denn er dichtet mir an, daß ich „gegenwärtig das Wesen des bösen Risses am Kleinknechtschen Hause ausforsche“, von dem er festgestellt habe, daß er vom letzten Erdbeben herstamme. Diese „Aufklärung“ hätte sich Herr Hitzler ruhig ersparen können, denn „das Wesen dieses Risses“ habe ich schon bei meinem Besuch in Großerlach festgestellt. Ich habe daher gar nicht mehr nötig, „gegenwärtig das Wesen dieses Risses auszuforschen“. Die Behauptung des Herrn Hitzler ist un- wahr, wie ich durch einen in meinem Besitz befindlichen Brief vom

6. Juni beweisen kann, in welchem ich anfragte, was an der Behauptung eines Herrn sei, dem gesagt worden sein soll, es seien schon vor 2 Jahren Spukerscheinungen in dem betreffenden Hause vorgekommen. Die Antwort, die mir damals erteilt wurde, lautete, der Herr habe nach der Ursache der Risse gefragt, worauf man ihm geantwortet habe, das komme von dem Erdbeben vor 2 Jahren her, diese Antwort müsse der betreffende Herr falsch verstanden haben. Das ist es, was ich in Großerlach angefragt habe, und das verdreht Herr Hitzler flugs in die unwahre Behauptung, ich forsche „gegenwärtig nach dem Wesen des bösen Risses“, von dem er mir unterstellt, daß ich ihn für spukhaft halte, während er den Beweis des Gegenteils zu erbringen in der Lage sei. Wenn man andern Ungenauigkeiten zum Vorwurf machen will, dann darf man nicht mit solchen Verdrehungen der Wahrheit arbeiten, wie Sie in diesem Fall, Herr Hitzler!

Soviel zur Zurückweisung der rein negativen Art der Hitzlerschen „Beweisführung“. Ich muß nun aber auch noch einige positive Gesichtspunkte hervorheben, obschon ich weiß, daß ich damit eine Wirkung erzielen werde, als würde ich mit einem Blinden über die Farbe reden. Herr Hitzler glaubt nämlich einen Hauptschlag damit führen zu können, daß Frau Kleinknecht bei allen Vorgängen zugegen gewesen sei und zwar in der Richtung, aus der die Geschosse kamen und daß „kein Zeuge den Beginn, sondern nur den Ausgang des einzelnen Geschehnisses gesehen habe“. Die Richtigkeit dieser beiden Behauptungen muß ich nach meinen eigenen Feststellungen bestreiten, und die Hitzlersche Verdrehung des Falles vom „bösen Riß in der Wand“ gibt mir auch noch subjektiv eine gewisse Berechtigung dazu. Aber gesetzt den Fall, es wäre so, wie Herr Hitzler behauptet, was wäre damit für den Sachverständigen, der solche Fälle schon eingehend studiert hat, bewiesen? Gar nichts gegen, sondern nur alles für die Echtheit des Phänomens. Ich will nur einen einzigen Sachverständigen von den vielen anführen, die ich über diese Seite der Sache zitieren könnte. Der Staatsanwalt Dr. J. Maxwell am höchsten französischen Gerichtshof, der zu seinem juristischen Beruf noch viele Jahre Medizin studiert hat, erwähnt in seinem sehr feinen und vorsichtigen Buch „Neuland der Seele“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) einen Fall, von dem er auf Seite 252 sagt:

„Es erfolgt ein kurzer Schlag, wie wenn ein elektrischer Funke sich entlädt, und dies war das Zeichen, daß alles schon vorbei sei.“

„Ich hatte bemerkt, daß die Gegenwart der Frau V und besonders des Mädchens diese Erscheinungen sehr begünstigte, und daß sie schon eintraten, wenn eine der beiden sich auf der Schwelle des Zimmers zeigte.“

Wenn Herr Hitzler also sagt, er habe eine ähnliche Beobachtung in Großerlach festgestellt, so liefert er damit keinen Beweis gegen, sondern nur einen solchen für die Echtheit eines okkulten Vorgangs. Ich selbst habe das in bezug auf den ersten Punkt als hervorstechendes Moment bestätigt gefunden — aber nicht immer. Der Ortsvorsteher erklärte mir vielmehr in bezug auf den Mostkrug, „daß er ihn fliegen sah“, während er in bezug auf die Milchhäfen mit Maxwell übereinstimmte: „ein Schlag wie die Entladung eines elektrischen Funkens, und alles war vorbei“. Bezüglich der Frau habe ich nicht feststellen können, daß sie bei allen Vorgängen zugegen war, obwohl sie als Hauseigentümerin naturgemäß stets in der Nähe des Hauses sein mußte. Wenn aber festgestellt werden könnte, daß ihre Anwesenheit die Vorgänge tatsächlich begünstigte, so würde das wieder einzig nur für ihre Mediumität, also für die Echtheit eines okkulten Vorgangs sprechen, solange kein Zeuge für den Schnürwerksbetrieb beigebracht werden kann, den man ihr andichtet.

Herr Hitzler erklärt sich bereit zu einer gerichtlichen Beweiserhebung. Ich bin in der Lage, ihm den raschesten Weg dahin zu weisen. Wenn Frau Kleinknecht tatsächlich den Spektakel veranstaltet hat in der Absicht, sich dadurch einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, so hat sie sich nicht bloß eines groben Unfugs, sondern auch des Betrugsversuchs schuldig gemacht, und ich empfehle Herrn Hitzler, die Einleitung eines Strafverfahrens bei der Staatsanwaltschaft zu veranlassen, indem er dieser sein Beweismaterial unterbreitet.

Ich komme zum Schluß. Herr Hitzler behauptet, ich sei nach Großerlach gegangen, „um meinen Hunger nach Übernatürlichem zu befriedigen“, während er „nicht mit bestimmten, vorgefaßten Absichten, sondern mit dem guten Willen, die Wahrheit zu erforschen“, nach Großerlach gekommen sei. Dem möchte ich entgegenhalten, daß Herr Hitzler nach meiner Erinnerung in seinem „Neckar-Echo“ schon vor meiner Darstellung den Fall ins Lächerliche zog und darauf hinwies, daß er schon einmal einen Spuk entlarvt habe. Ich darf also mit Fug und Recht annehmen, daß er nicht als vorurteilsloser Forscher, sondern als Entlarver, der nach seiner eigenen Angabe einen „Zweck“ verfolgte, nach Großerlach ging in der bestimmten Absicht, zu einem „Schuldig“ zu gelangen wie ein Staatsanwalt. Er findet sich bei Verfolgung dieser Absicht in der Gesellschaft von Blättern, die ihre wahren Herzenswünsche weniger verbergen wie er. So sagt das „Haller Tagblatt“ zu der zustimmenden Erklärung des Pfarrers Stüber in Großerlach, nachdem es den Großerlacher Fall eine „Schmach des 20. Jahrhunderts“ genannt hat, keck heraus:

„Im Interesse der Großerlacher alten Weiber, männlichen und weiblichen Geschlechts, wäre es dringend zu wünschen ge-

wesen, der Ortsgeistliche hätte zur Aufklärung seiner Schafe andere Worte gefunden, als diese von ihm der Öffentlichkeit anvertrauten. Da darf es den Fernstehenden freilich nicht mehr wundern, wenn der von einem bisher noch nicht entlarvten Menschen veranstaltete Unfug sich zu diesem Unfug der unheimlichen Mächte auswachsen konnte.“

Das Haller Blatt macht es hier dem Pfarrer zum Vorwurf, daß er seine Überzeugung ausgesprochen und im Interesse der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts nicht gelogen hat. Ein solcher Vorwurf ist des 20. Jahrhunderts gerade würdig. Denn dieses Jahrhundert ist eben drauf und dran, alle seine Kulturblüten in unzweideutigster Weise zu entfalten. Wenn angesichts dieser Orgie des Materialismus jemand das Bedürfnis empfindet, nach einer neuen Orientierung zu suchen, die den Geist wieder über den Stoff, den Idealismus wieder über den Materialismus zu stellen imstande ist, so hat ein solcher wahrlich keinen Hohn und Spott, sondern Achtung und Anerkennung verdient, und das auch dann noch, wenn er bei diesem Bemühen einmal auf einen Irrweg geraten sollte. Bis jetzt ist ein solcher Irrweg im Großerlacher Fall noch nicht festgestellt worden. Das Haller Blatt stellt das selber fest mit den Worten: „Noch nicht entlarvt!“ Wer in Großerlach einen Betrug feststellen will, der darf das nicht bloß mit Vermutungen tun, sondern er muß positive Beweise haben. Das muß von jedermann verlangt werden, der einen Betrugsbeweis führen will. Ist er dazu nicht imstande, so ist auch nichts bewiesen und wenn sich, wie ich vermute, noch die ganze philosophische Fakultät in Tübingen in Bewegung setzt, um kraft ihres Ansehens dem „Schwindel“ ein Ende zu machen.

*

*

*

Einem anderen sozialdemokratischen Kollegen, der in seinem Blatt eine kriminalistische Behandlung des Falles wünschte, womit der Wahrheit und der Wissenschaft noch niemals gedient wurde, schreibt Herr Illig im „Hohenstaufen“ vom 10. Juli die nachfolgenden schönen Worte ins Stammbuch:

„Freiheit, verhülle dein Haupt! Das hiesige sozialdemokratische Organ, das in seinem Titel das stolze Wort „Freie“ trägt, verliert mehr und mehr jeden politischen Charakter und geberdet sich in manchen Fragen reaktionärer wie der „konservativste Scharfmacher“. Was bis jetzt, trotz eines in gewissen Kreisen gehegten Wunsches, noch kein Blatt fertig brachte, hat dieses Blatt fertig gebracht, es ruft nach der Staatsgewalt gegen die freie Meinungsäußerung einer Zeitungsredaktion, weil diese in einer speziellen Frage einen Standpunkt vertritt, der ihr nicht paßt.

:~:

Geradeheraus verlangt es vom Kgl. stellv. Generalkommando, es solle die Weiterverbreitung der im „Hohenst.“ veröffentlichten Artikel über die Vorgänge in Großlarch verbieten. So sieht die Freiheit dieses Blattes aus! Eine solche Freiheit hätte man zu erwarten, wenn man diesem Blatte folgen würde. Wenn irgend etwas auf der Welt ein Schwindel ist, dann ist diese Art von Freiheit ein Schwindel, das soll diesem Freiheitsblatt einmal geradeheraus gesagt sein. Wenn diese Sorte von Sozialdemokratie nur die Äußerungen zulassen will, die ihr passen, von den andern aber verlangt, daß sie durch den Machtspruch einer Staatsgewalt unterdrückt werden, dann haben diejenigen Recht, welche den sozialdemokratischen Zukunftsstaat einen Zuchthausstaat nennen. Für eine derartige politische Offenherzigkeit eines sozialdemokratischen Blattes können alle Gegner der Sozialdemokratie nicht genug dankbar sein. Das Blatt kann als Milderungsgrund höchstens geltend machen, es habe aus lauter Futterneid die Besinnung verloren, weil ihm jemand verraten habe, wieviele Sonderdrucke des „Hohenst.“ angeblich schon abgesetzt worden seien. Dagegen gibt es aber Rat. Die „aufgeklärte“ Presse braucht nur ihre Hetze gegen die Artikel einzustellen, dann wird die Nachfrage darnach ganz von selbst aufhören. Denn die Artikel werden immer dann wieder verlangt, wenn irgendwo ein Schimpfartikel gegen sie erschienen ist. Angeboten werden sie seitens des Verlags keinem Menschen und auch keinem Buchhändler. Wenn ein „Geschäft“ daraus geworden ist, wie das „Freiheits“-Blatt meint, so war das nie beabsichtigt, und es ist auch nichts dafür getan worden. Unsererseits kann das „Geschäft“ ruhig aufhören, aber aus allen Intelligenzschattierungen bis hinauf zu den Universitätsprofessoren werden die Artikel stets wieder verlangt. Warum sollen wir sagen: Ihr bekommt sie nicht?! Das sozialdemokratische Blatt begründet seinen Schrei nach der Staatsgewalt mit dem Hinweis auf einige hiesige Lehrer, sowie auch auf Nürtinger Seminarlehrer, welche den Inhalt unserer Artikel in den Schulen für „Unsinn“ erklärt hätten. Das mag wohl vorgekommen sein, wir wissen es nicht. Wir gönnen es aber jedem, wenn er seinem bedrückten Herzen auf diese einfache Weise Luft verschaffen kann, und ersehen daraus nur, daß es auch solche Leute gibt. Tröstlicherweise gibt es aber auf der Welt zum mindesten zweierlei Meinungen, auch bei den Seminarlehrern, und sie wollen nicht unterdrückt werden, wenn einmal der Zukunftsstaat nach dem Herzen des hiesigen Freiheitsblattes kommen sollte! Zu diesen andern Seminarlehrern gehört z. B. derjenige, der in Eßlingen Psychologie lehrt. Dieser, ein Professor ist es sogar, sprach in einer seiner Psychologiestunden auf Anregung seiner Schüler ganz anders über die Großlarcher Sache. Er drückte sich in bezug auf diesen speziellen Fall zunächst vorsichtig aus, weil man,

wie er ausführte, damit rechnen müsse, daß auch Suggestionen und Täuschungen mitunterlaufen sein können. Auf diese Fehlerquellen hinzuweisen war seine Pflicht als Lehrer. Dann aber ging er zur grundsätzlichen Seite des Falles über, die er *b e j a h t e*, und folgende Erklärungsmöglichkeiten gab: „Entweder Wirkksamkeit einer unsichtbaren geistigen Kraft, deren Träger eine Person in unsichtbarer Gestalt sein kann mit der Befähigung, auf die Materie oder auf einen Körper einzuwirken, — oder das zu einer mechanisch wirkenden Kraft gewordene Wollen eines lebenden Menschen. Der Professor verwies dabei auf die Heilungen Jesu und erzählte die Geschichte einer in Erfüllung gegangenen Todesahnung. Er wies ferner auf die Tatsache hin, daß Hysterische oft erstaunliche Kräfte entfalten und erklärte es nicht für unmöglich, daß unter Umständen Frau Kleinknecht die (unbewußte) Kraftquelle bei den Vorgängen in Großerlach sein könne, behaupten möchte er das freilich nicht. Lächerlich dürfe man die Sache auf keinen Fall machen, denn es handle sich hier um Dinge, die jeden nachdenkenden Menschen beschäftigen müssen.“ — So sprechen andere Seminarlehrer. Aber es ist höchste Zeit, daß sie ihre Ansicht aussprechen. Denn wenn die Menschheit erst einmal mit der Freiheit des Zukunftsstaats beglückt sein wird, von dem das hiesige Sozialistenblatt träumt, dann dürfen derartige Ansichten nicht mehr geäußert werden. Dann kommt das Generalkommando oder die Staatsanwaltschaft (natürlich die sozialistische) und erklärt im Namen der Freiheit und der Volksbeglückung: „Über Thema darf nicht gesprochen werden!“ Freiheit, verhülle alsdann dein Haupt!“

Endlich im „Hohenstaufen“ vom 13. Juli findet sich der nachfolgende vorläufige Schlußartikel:

„Zum Spuk in Großerlach. Die Blätter aller Schattierungen fahren fort, an den Tatsachenberichten aus Großerlach ihren Witz zu üben. Einige scheuen sogar vor groben Beleidigungen und Verleumdungen nicht zurück. Damit werden natürlich die Vorgänge selbst in keiner Weise aus der Welt geschafft. In der Samstagnummer des „Hohenstaufen“ war angedeutet, daß sich auch noch die philosophische Fakultät in Tübingen in Bewegung setzen werde, um mit der Wucht ihres wissenschaftlichen Ansehens dem „Schwindel“ von Großerlach ein Ende zu machen. Diese Bemerkung war nicht ohne Grund gemacht worden, denn der Ärger der Tübinger Fachpsychologen über den „Spuk in Großerlach“ war nicht unbekannt geblieben. Sie ärgerten sich vor allem darüber, daß das Tübinger Amtsblatt, die „Tübinger Chronik“, der erleuchteten Universitätsstadt die Schmach angetan hatte, den Spukbericht abzdrukken. Das betreffende Blatt ist für diesen Ärger nicht unempfindlich geblieben, sondern hat sofort

reuevoll den sogenannten Entlarvungsbericht des Heilbronner Sozialistenblattes abgedruckt, von dem überhaupt die ganze württembergische Presse bis hinauf zum „Staatsanzeiger“ seit 8 Tagen lebt. Am Dienstag ist sodann dem Tübinger Blatt die Ehre angetan worden, den „Befund“ dreier Fachpsychologen, die am Samstag und Sonntag in Großerlach waren, zu veröffentlichen. Dieser fachwissenschaftliche Befund lautet:

„In letzter Zeit sind in einem Teil der Presse Mitteilungen über ein „Spukhaus“ in Großerlach erschienen. Da sich da und dort die Gemüter beunruhigten, begaben wir uns gemeinsam zu einer näheren Untersuchung an Ort und Stelle. Am 8. und 9. Juli haben wir die in Betracht kommenden Gebäude einer bis ins einzelne gehenden Besichtigung unterzogen. Ferner haben wir die uns erreichbaren Hauptzeugen über die Vorgänge selbst und über die etwa an ihrer Veranstaltung beteiligten Personen vernommen. Endlich haben wir mit der Besitzerin des Spukhauses eine Reihe von tatbestandsdiagnostischen Assoziationsversuchen angestellt. Obwohl wir das Vorhandensein abnormer Vorgänge nicht von vornherein ausschlossen, kamen wir zu der bestimmten Überzeugung, daß ein Grund für eine solche Annahme hier nicht vorliegt und daß eine völlige Aufhellung der Angelegenheit nur noch ein spezielles zeugenpsychologisches und kriminalistisches Interesse bieten würde; wir brachen deshalb unsere Untersuchung ab.

Wir haben außerdem den Eindruck gewonnen, daß die Angelegenheit erst durch ihre Behandlung in der Öffentlichkeit auch im Orte selbst eine so ungewöhnliche Beachtung gefunden hat.

Tübingen, den 10. Juli 1916.

Professor Dr. K. O e s t e r r e i c h.
Dozent Dr. D e u c h l e r.
Privatdozent Dr. H a e r i n g. “

Diese Erklärung der drei Hochschullehrer bedeutet natürlich in den Augen des großen Publikums das „Roma locuta est“, wengleich es die Tübinger Herren nicht für nötig gehalten haben, ihre Erklärung auch näher zu begründen. Sie stellen sich auf den Standpunkt, daß der Fall nur noch ein kriminalistisches und ein zeugenpsychologisches Interesse habe. Sie nehmen also an, daß Betrug und Schwindel vorliege und daß sich die Zeugen allesamt getäuscht haben. Diesem Standpunkt gegenüber vertrete ich solange mit aller Entschiedenheit den gegenteiligen Standpunkt, bis die Vertreter der Betrugshypothese ihre Behauptungen durch einen schlüssigen Beweis und den Nachweis der Schuldigen geführt haben werden. Bis jetzt fehlt dieser Nachweis gänzlich, vielmehr gehen die Ansichten der Gegner weit auseinander, sofern ein Teil mit aller Bestimmtheit die Frau, der andere den Knaben

schuldig spricht. Ich war gestern und vorgestern selbst wieder an Ort und Stelle und habe meine früheren Erhebungen nachgeprüft und neue angestellt. Dabei ist meine frühere Anschauung nicht bloß nicht wankend geworden, sondern meine Überzeugung hat sich im Gegenteil noch wesentlich verstärkt und befestigt. Ich bin zwar nur Laie und nicht Fachpsychologe, aber ich kann für mich geltend machen, daß auch die Fachwissenschaft schon oft den größten Irrtümern unterworfen gewesen ist und daß sehr oft Laien es waren, die neuen Erkenntnissen die Bahn frei machen mußten unter schärfstem Widerstand der Schulweisheit. Mit der Hypnose war es ebenso. Ich werde nicht versäumen, in Bälde ausführlicher auf die Sache zurückzukommen. J.“

Der „Hohenstaufen“ Nr. 162 vom 14. Juli 1916 fügt dann noch bei: „Stuttgarter Preßkorrespondenzen, welche die württembergische Presse mit Nachrichten und „Meinungen“ versorgen, geben heute folgende Neuigkeit in die Welt hinaus, die natürlich überall gierig abgedruckt wird:

„Zum Großerlacher Spuk wird dem „Staatsanzeiger“ geschrieben, daß die Landjägersmannschaft dem Unfug, der am 15. Mai d. J. am größten war, näher getreten ist. Seit sie sich mit dem „Geist“ befaßt, zieht dieser vor, sich ruhig zu verhalten und verübt keine übernatürlichen Handlungen mehr. Er traut offenbar den Landjägern nicht recht.“

Wenn wir an dieser Notiz des „Staatsanz.“ etwas zu bedauern haben, so ist es der Umstand, daß sich das offizielle Organ der württembergischen Regierung zur Verbreitung derartiger irreführender Meldungen hergibt. Wir wissen allerdings, daß gewisse maßgebende Stellen bemüht sind, den Großerlacher Spuk um jeden Preis aus der Welt zu schaffen. Aber das darf doch nicht dazu führen, daß zu diesem Zweck im offiziellen württembergischen Organ sophistisch ausgeklügelte Notizen verbreitet werden, die im Wortlaut zwar richtig, im Sinn und in der Wirkung auf den Leser aber falsch sind. Wir haben bereits wiederholt und ausdrücklich festgestellt, daß der Landjäger den Spuk gar nicht sah, sondern daß dieser erst am andern Tag kam, nachdem die auffälligen und von vielen Augenzeugen, auch vom Ortsvorsteher und Lehrer, aufs beste bezeugten Vorgänge bereits aufgehört hatten. Der Spuk hat also ganz von selber aufgehört und nicht aus Respekt vor dem Landjäger.

Wenn der „Staatsanz.“ die Ansicht verbreitet, daß der Spuk auf Schwindel beruhe, also zu irgend einem betrügerischen Zweck veranstaltet worden sei, dann haben die Staatsbehörden die Pflicht, den Veranstalter ausfindig zu machen und zur Verantwortung zu ziehen. Sie verhalten sich aber sehr still und die Staatsanwaltschaft, die doch gewiß immer auf der Höhe ihrer Aufgabe steht

und kein Vergehen und Verbrechen unverfolgt und ungesühnt läßt, rührt keinen Finger, in den angeblichen „Schwindel“ von Großerlach Licht zu bringen. Und es wäre ihr bei den Machtmitteln, die ihr zur Verfügung stehen, doch so leicht, den „verbrecherischen“ Tatbestand aufzuhellen und die „Schuldigen“ zu bestrafen — vorausgesetzt, daß welche vorhanden sind.

Aber sie weiß, warum sie nicht vorgeht: „weil kein Schwindel vorliegt, weil alles auf einwandfrei beobachteten und bestimmt bezeugten Tatsachen beruht.“ — — Auch nach unserem Urteil haben alle Gegenerklärungen und „Gutachten“ nur dann Wert, wenn es ihnen gelingt, die Betrugshypothese mit triftigen Gründen zu belegen. Durch eine kriminalistische Behandlung solcher Fälle werden erfahrungsgemäß nur die Zeugen bzw. Medien eingeschüchtert und damit eine strengwissenschaftliche Untersuchung unmöglich gemacht. — Red.

Mineralogische Emanationen und deren Aeufferungen.

Von Ferd. Scheminzky, Wien.¹⁾

Reichenbachs mystisches Od, welches von Magneten, Kristallen usw. ausgestrahlt werden soll, brachte mich auf den Gedanken, Mineralien auf emanatorische Erscheinungen zu untersuchen. Während der Vorbereitung der Versuche erschienen Prof. Benedikts klassische Versuchsberichte über die Emanationen der Chemikalien²⁾ und bestärkten meine Vermutungen.

Zunächst zog ich die photographische Methode der Untersuchung, als die exaktere, heran. Die photographischen Platten,

¹⁾ Der hochzuschätzende Herr Einsender schreibt uns zu obigem sehr dankenswertem Beitrag (dat. Wien, 7. VI, 16) u. a.: „Gestatte mir Ihnen hiermit ein Manuskript für Ihre Zeitschrift zu übersenden, mit der Bitte, es abdrucken zu wollen. Prof. Benedikt, mit dem ich meine Versuche durchbesprochen, hatte mich für Ihre Zeitschrift bestimmt. Zugleich lege ich die Empfehlungskarte Prof. Benedikts bei. Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, daß ich mich für die Wahrheit und Tatsächlichkeit der Experimente verbürgen kann. Das Medium konnte leider von Herrn Prof. Benedikt nicht überprüft werden, da ihm von seinen Eltern aus weitere Experimente untersagt wurden, höchstwahrscheinlich aus dem Grunde, weil kurz vorher zwei seiner Brüder im Felde gefallen waren.“ — Die uns von Herrn Prof. Benedikt gütigst beigelegte Empfehlung ist datiert Wien (IX. Mariannengasse 1) und lautet: „G. H. R.! Das Medium hat sich aus „jugendlicher Blödheit“ zur Kontrolle nicht gestellt. Die Versuche scheinen mir aber der Wahrheit zu entsprechen und der jugendliche Autor dieses kleinen Aufsatzes ist sehr begabt. Ich glaube, Sie können den Abdruck wagen natürlich ohne Uebernahme jeder Garantie.“ — Red.

²⁾ „Die latenten (Reichenbachschen) Emanationen der Chemikalien“, Konegen, Wien 1915.

auf welche die Mineralien im Durchschnitt etwa 600 Stunden einwirken gelassen wurden, zeigten nach der Entwicklung eine deutliche Schwärzung an den Stellen, wo die Mineralien eingewirkt hatten. Die Form derselben war deutlich zu erkennen, mitunter konnten sogar die feineren Schattierungen des Minerals wahrgenommen werden.

Nicht nur Mineralien zeigten Aktivität, sondern auch Versteinerungen wie Muschelkalke, Sedimente usw.

Die zweite Methode beruht auf der Sensitivität des Mediums. Diese Methode weist der Forschung ein bedeutend größeres Arbeitsgebiet an.

Die Versuchsreihe ergab ein höchst interessantes Resultat. Nach dem photographischen Nachweise der Emanationen war wohl anzunehmen, daß im Dunkeln Leuchterscheinungen auftreten werden. Geschmacksempfindungen beim Nähern der Hand hatte bereits Prof. Benedikt festgestellt. Nun konnte Verf. als erster wahrnehmen, daß Farben „gefühl“ werden können.³⁾ So unglaublich diese Tatsache auch schien, konnte Verf. deren Richtigkeit nicht mehr leugnen; nachdem bei etwa 300 Mineralien die Farbe richtig „gefühl“ wurde, und der Fehlerkoeffizient etwa 3—5 % betrug.

Eigentlich ist der Ausdruck „Farbenfühlen“ paradox. Denn, den Begriff der Farbe bilden wir aus gesehenen Objekten. Der Begriff der Farbe erscheint daher dem Sehen zugeordnet. Wenn man daher von „Farbenfühlen“ spricht, ist dies ein Widerspruch. Wissenschaftlich müßte man diese Erscheinung als „Auslösen von Farbenvorstellungen durch mineralogische Emanationen“ bezeichnen. Da aber obige Bezeichnung jedermann verständlich ist, so ist sie als Kurzform vorzuziehen.

Zur Ausführung der Versuche stellte sich Herr Stanger selbstlos zur Verfügung. Verf. spricht ihm an dieser Stelle nochmals seinen Dank aus. Die Versuche wurden in einer Dunkelkammer ausgeführt. Während der Geschmacks- und Farbenbestimmung wurden dem Medium die Augen verbunden; die Aufzeichnung seiner Angaben wurde bei rotem Lichte vorgenommen.

Zunächst möchte ich eine Probe aus meinen Protokollen wiedergeben, und daran einige Bemerkungen knüpfen.

Zitrin: gelbe Kristalldruse,

M:⁴⁾ gelb; L. H. salzig; R. H. nichts;

F: Spitzen und Flächen leuchten blau.

Bergkristall: Druse mit großen farblosen Kristallen,

³⁾ Vorläufig bloß Mineralfarben; doch es ist sehr wahrscheinlich, daß dies allen Farben zukommt.

⁴⁾ Hier bedeutet: M die Aussagen des Mediums, L. H.; R. H. die Geschmacksempfindungen in der rechten und linken Hand F die im Dunkeln wahrgenommenen Leuchterscheinungen.

M: weiß; L. H. salzig; R. H. nichts;

F: Spitzen und Kanten leuchten grün.

D o p p e l s p a t : farblos, Rhomboëder,

M: weiß; kein Geschmack;

F: leuchtender fahlblauer Winkel.

E d e l o p a l : himmelblau bis weißes Dreieck in braunem Grunde.

M: braungraues Stück, in der Mitte blau bis weiß.

Die Farbenbestimmung wurde derart vorgenommen, daß das Medium mit verbundenen Augen (die Dunkelkammer war während der Versuche mit rotem Lichte erhellt) mit 3 Fingern der linken oder rechten Hand die Mineralien berührte. Auf diese Weise wurde der Tastsinn zur Erkennung des Minerals und seiner Farbe ausgeschlossen.

Schon an obigen Beispielen ist auffallend, daß farblose Mineralien als weiß bezeichnet wurden. Doch ist dies eine merkwürdige Tatsache, welche noch durch viele andere Versuche erhärtet wird. Weiß ist also für den Überempfindlichen mit farblos identisch.

Geschmacksempfindungen traten desgleichen beim Berühren auf, nur waren die der linken und die der rechten Hand verschieden. Merkwürdig ist auch, daß alle Siliciumdioxidverbindungen wie Bergkristall, Zitrin, Amethyst, Rauchtoper, Opale usw., in der linken Hand einen salzigen Geschmack hervorrufen, während sie der rechten gegenüber indifferent sind. Analoge Versuche mit Polysilikaten wie Granat, Almandin, Orthoklas usw., ergaben, daß ihnen obige Eigenschaft nicht zukommt. Es wäre immerhin möglich, daß ähnliche Atomgruppierung eine ähnliche Geschmacks-emanation bedingt.

Von anderen Geschmacksempfindungen wären noch zu erwähnen: laugenhafte (Malachit), sägespäneartige⁵⁾ (Carborund⁶⁾ L. H.), wie zerfließende Kristalle (Carborund R. H.), bitter-salzig (Heliotrop) usw.

Die Leuchterscheinungen wurden vom Medium nicht in jeder Sitzung wahrgenommen. Doch dieselben Mineralien zeigten stets dieselben Erscheinungen, wenn das Medium wieder sensitiv war.

Kristalle senden vorzugsweise Emanationen an den Polen und Kanten aus, deren Farbe jedoch nicht von der Natur der Substanz abhängen kann; denn Körper von gleicher elementarer Zusammensetzung wie Zitrin, Bergkristall und Amethyst zeigten fahlblaue, grüne und himmelblaue Emanationen. Amorphe Körper senden entweder nicht sichtbare oder überhaupt keine Strahlen aus, oder sie sind von grauem oder rosa Nebel eingehüllt. Wieder

⁵⁾ „Wie Sägespäne auf der Zunge“ (Worte des Mediums).

⁶⁾ Carborund ist zwar ein künstliches Produkt, da es sich aber in der Sammlung befand, wurden auch mit ihm Versuche angestellt.

andere zeigen bloß die Kontur als leuchtenden Kranz. Alle Farben waren durchwegs herrliche, satte Töne.

Interessant war es auch, die Zeit zu messen, die von der Berührung an verfließt, bis das Medium die Farbe angeben kann. Die Zeit war natürlich bei verschiedenen Farben eine verschiedene, bei gleichen Farben eine gleiche, natürlich ungerechnet kleiner Versuchsfehler. Die Farbe, die zugehörige Zeit, die hauptsächlich zur Verwendung gelangten Mineralien, sowie die Versuchsanzahl weist nachstehende Tabelle aus:

Farbe (im Licht!)	Mineral	Durchschnitts-zeit	Versuchszahl
Violett	Amethyst	3 sec	10
Blau	Agurit	4 sec	8
Grün	Heliotrop Malachit	5 sec	10
Gelb	Zitrin	6 sec	11
Rosa	Rosenquarz	6 sec	8
Weiß	Steinsalz	6 sec	12
Schwarz	Rauchtopas Lydit	8 sec	7

Wie aus der Tabelle leicht ersichtlich, reihen sich die Farben wie im Spektrum aneinander. Es ist auch leicht einzusehen, daß gerade violett an der Spitze steht, da ja die violetten, bzw. die ultravioletten Strahlen die chemisch wirksamsten sind.

Versuche, welche den Einfluß der Wärme auf die Aktivität dartun sollten, ergaben ein negatives Resultat. Die mögliche Temperaturerhöhung auf etwa 50 Grad hatte keinen, oder wenigstens nicht wahrnehmbaren Einfluß. Schwache elektrische Ströme, welchen das Medium einigemale vor den Versuchen ausgesetzt wurde, verminderten deutlich dessen Sensitivität.

Die Aufnahme von Farben-, Geschmacksempfindungen durch die peripheren Tastnerven beweist eine, wenn auch lockere Verbindung der einzelnen Nerven untereinander. Diese Bindung ist gewöhnlich nicht wahrzunehmen. Sie wird erst dann bemerkbar, wenn ein starker Reiz wie die Emanationen, den Widerstand dieser Verbindung überwindet. Daß eine solche Verbindung vorhanden ist, darf uns aber nicht Wunder nehmen, da ja zweifellos bei den primitivsten Tieren alle Sinnesorgane in einem Nervenganglion bestanden haben. Eine Differenzierung der Sinnesorgane trat erst dann ein, als sich die einzelnen Nervenzellen den verschiedenen Empfindungen separat anpaßten.

Die mineralog. Emanationen sind also nicht ein einheitliches Ganzes, sondern aus verschiedenen Strahlungen zusammengesetzt. Sie stellen ein Analogon der Radioaktivität dar. Diese kommt also allen Mineralien, nach Prof. Benedikt auch allen Chemikalien, anorganischer und organischer Natur, wenn auch in geringem Maße, zu. Nach Prof. Benedikt emaniert auch der menschliche Körper und es ist höchstwahrscheinlich, daß die gesamte Materie strahlt und daß wir in den radioaktiven Elementen nur den Sonderfall eines allgemeinen Naturgesetzes vor uns haben.

Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft.

Von H. Hänig.
(Schluß von Seite 304.)

III.

Scheinbar sind wir hier am Ende angekommen und hätten aus der bisherigen Geschichte des Okkultismus nur das Einē gelernt, daß der Mensch trotz vielfacher Bemühungen eben nicht imstande ist, auch nur einen Schritt über die Erfahrungswelt hinauszutun. Dies führt natürlich zu der weiteren Frage, ob für unsere Wissenschaften heute auch wirklich alle Hilfsmittel erschöpft sind, um der Lösung des Menschenrätsels auf der Grundlage der Erfahrung näher zu kommen. Am ehesten werden wir natürlich diese Frage an die moderne Psychologie richten müssen, die von dem Wesen der Seele als solcher so gut wie nichts weiß, während sie ihre Funktionen bis ins Einzelne verfolgt und erforscht hat. Hier begegnen wir denn auch bereits einem großen Mangel, der mit dem Festhalten an der alten kartesischen Definition von der Seele zusammenhängt: die Nachtseite des Seelenlebens, die uns allein tiefer in dieses Gebiet hineinzuführen vermag, ist von der modernen Psychologie vollständig übersehen worden. Sie weiß daher weder mit der Tatsache des Fernsehens noch mit den Ahnungen etwas anzufangen und begnügt sich eher mit der Annahme, daß alles auf Selbsttäuschung beruhe, als daß sie versuchte, ob nicht gerade auf diesem, so lange mißachteten Wege eine Lösung des Seelenrätsels möglich ist. Ist dieser Weg, also der experimentelle, gangbar, so bleiben wir natürlich ganz von selbst im Bereiche der Erfahrung und können von hier aus sogar Schlüsse auf ein Weiterleben der Seele nach dem Tode machen, die sicherer sind als diejenigen, die uns von der Theosophie oder dem Spiritismus an die Hand gegeben werden.

Glücklicherweise zeigen sich auch auf dem Gebiete des Okkultismus selbst genug Strömungen, die diese Art von Untersuchungen gefördert und in der Gegenwart beinahe zu einem wissenschaft-

lichen Systeme gemacht haben. Der ältere Spiritismus schloß deduktiv von dem Unbekannten auf das Bekannte — der neuere experimentelle verfährt umgekehrt, indem er induktiv von der Sinnenwelt, d. h. hier vom lebenden Menschen, auf das Über-sinnliche schließt, soweit hier überhaupt Folgerungen zu machen sind. Ist es wirklich so, wie die meisten Religionsformen behaupten, daß wir eine Seele besitzen, die nach unserem Tode frei wird, so liegt es nahe, schon bei Lebzeiten des Menschen Versuche anzustellen, diese Seele vom Körper zu trennen und ihre Wirksamkeit in diesem Zustande zu beobachten. Und umgekehrt: ist es Tatsache, daß im Menschen ein geistiges Prinzip lebt, das nicht an die Existenz unseres materiellen Körpers gebunden und daher schon bei Lebzeiten von ihm trennbar ist, so haben wir auch keinen Grund anzunehmen, daß dieses Prinzip mit dem Tode des Körpers zugrunde geht, sondern es muß weiter leben, wenn wir die Gesetzmäßigkeit nicht nur für diese, sondern auch für jene andere Welt anerkennen, und dann alle die Fähigkeiten entfalten, die es während des Zusammenlebens mit dem Körper nur keimhaft zum Ausdruck bringt.

Das ist also jene erweiterte Psychologie, die man in der Gegenwart kurzweg als experimentellen Okkultismus bezeichnet und die im übrigen ihre Wurzeln nicht bei uns hat, sondern in Frankreich, wo man schon im siebzehnten Jahrhundert daran ging, jenen Träger der Seele oder die Vermittlung zwischen ihr und dem Körper zu suchen. Erst um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts kann man hier von einem greifbaren Ergebnis reden. Es war ein jüngst verstorbener Oberst in Paris, de Rochas, dem es zum ersten Male gelang, die Trennung jenes Empfindungskörpers experimentell nachzuweisen, indem die Versuchsperson Reize (Nadelstiche u. a.) an ihrem eigenen Körper empfand, die in einer Entfernung von mehreren Metern der Luft versetzt worden waren. Rochas hat seitdem in dem weit verbreiteten Buche „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens“ darüber Rechenschaft abgelegt. Besonders vervollkommnet ist dieses Verfahren aber von den Brüdern Durville worden, die jene Trennung eines feinstofflichen Körpers (des „Fluidalkörpers“) als Sitz der Empfindung in allen möglichen Formen durchgeführt haben, so daß die Wissenschaft nun imstande ist, sich über das Wesen und die Tätigkeit jenes Körpers ein ziemlich genaues Urteil bilden zu können.⁹⁾

⁹⁾ Einen kurzen Ueberblick über die Vorgänge von de Rochas und Durville, zu denen übrigens auch der durch die vielumstrittenen Odforschungen bekannte Frh. von Reichenbach gehört, gibt jetzt de Rochas in dem Buche: Die Grenzen der Wissenschaft (übersetzt von H. Kordon. Leipzig, M. Altmann). Für die Forschungen über den Fluidalkörper kommen in Betracht H. Durville: Die Physik des Animal-Magnetismus (übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fr. Feerhow, Leipzig, M. Altmann) und H. Durville: Der Fluidal-

Die Frage, ob es bei dem Tode des Menschen auch mit seinem Bewußtsein vorbei ist, kann also heute zuversichtlich verneint werden; wir sind sogar imstande, aus diesen Versuchen ein paar Schlüsse auf das Leben zu machen, das nach dem Tode die menschliche Seele erwartet. Mit dem irdischen Bewußtsein, das steht nach diesen Versuchen jedenfalls gänzlich fest, darf die Seele auf keinen Fall identifiziert werden. Es ist noch etwas Anderes, Höheres in uns, das hinter unserem körperlichen Bewußtsein steht, und es ist gerade hieraus ersichtlich, wie weit unsere bisherige Psychologie noch vom Ziele entfernt ist, wenn sie sich ängstlich an dieses vorübergehende sinnliche Bewußtsein anklammert, das noch dazu in stetiger Entwicklung begriffen ist und keinen einzigen Schluß auf das wirkliche Leben der Seele gestattet. Allerdings reichen alle diese Erfahrungen, wie schon du Prel in dem Buche ausgeführt hat, in dem zum ersten Male die Ergebnisse der okkultistischen Experimentalforschung philosophisch verwertet sind,¹⁰⁾ zu einer eingehenden Metaphysik nicht hin, und auch mediale Kundgebungen können diese Lücke nicht ausfüllen. Wir müssen uns vorläufig mit dem begnügen, was wir haben, und dankbar dafür sein, daß wir auf diese Weise wenigstens einigermaßen in der Fülle der Rätsel, die uns umgeben, festen Fuß fassen und von hier aus an die Erreichung noch höherer Ziele gehen können.

Natürlich muß neben der Psychologie auch die Theologie und die Religionswissenschaft das größte Interesse an der Lösung dieser Fragen haben, und es sind bereits von seiten des Okkultismus eine

körper des lebenden Menschen, in gleicher Uebersetzung und in gleichem Verlage. Der Fluidalkörper Durvilles war natürlich auch schon vor diesen Untersuchungen bekannt und tritt bald als Astralkörper in der Theosophie, bald als Doppelgänger im Volksglauben auf. Die Versuche geschehen in der Weise, daß bei einem gewissen Grade des magnetischen Tiefschlafs die Empfindung den physischen Körper verläßt und in mehrere Säulen übergeht, die sich aus den dem Körper entströmenden Effluvien bilden, bis sie sich schließlich zu einem Phantom vereinigen, das gewöhnlich links von dem Versuchskörper steht. Dieses Phantom des Lebenden ist leuchtend und weiß und empfängt alle Eindrücke und setzt sie in Gefühle um, welche der physische Körper empfindet; es hat alle Sinne, vermag auf die Materie zu wirken u. s. f. Merkwürdig ist übrigens die Aehnlichkeit, die zwischen diesen Phantomen und denjenigen besteht, die sich auf ganz ähnliche Weise nach den Berichten als Materialisationen im spiritistischen Sinne gezeigt haben und die schon die Seherin von Prevorst beschreibt, sodaß schon danach der Schluß nahe liegt, daß wir es hier nicht mit Betrug zu tun haben, sondern mit Aeüßerungen einer unbekanntes Naturkraft, deren Erforschung uns vielleicht noch wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Materie geben wird. Einen lesenswerten Bericht über alle diese Fragen gibt die kleine Schrift von J. Peter: Der Spiritismus und seine Phänomene (Leipzig, O. Muzte).

¹⁰⁾ Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits. Leipzig. Max Altmann. 3. Auflage 1910.

ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, um hier zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Bieten doch nicht nur die Bücher der Bibel, sondern auch die Geschichte der christlichen Kirche eine ganze Reihe von Berichten dar, die so unverkennbar an das Tatsachenmaterial des Okkultismus erinnern, daß man nur gezwungen eine Trennung zwischen beiden Gebieten vornehmen kann.¹¹⁾ Ist es wahr, daß die magischen (d. h. erst nach dem irdischen Tode spontan eintretenden) Fähigkeiten der menschlichen Seele sich bloß bei dem voll entfalten, der das Bestreben hat, nur das Gute zu tun und im moralischen Sinne zu handeln, so ist von vornherein zu erwarten, daß auch in der geistigen Bewegung des Christentums, das wie keine andere Religion auf der Moral aufgebaut ist, sich jene Erscheinungen zeigen, deren Studium bisher von den exakten Wissenschaften so gänzlich vernachlässigt worden ist. Interessant und in neuerer Zeit viel beobachtet worden sind besonders die Zeugnisse, die angeblich Verstorbene selbst über das Wie und das Wo des Weiterlebens abgelegt haben. Die Geister, mit denen es die Seherin von Prevorst zu tun hat und die von ihrem wirklichen Vorhandensein mehr als einmal durch Einwirkung auf die Materie Zeugnis abgelegt haben, vertreten wie die Somnabule selbst im wesentlichen die Anschauungen des strengen Luthertums, während die Erscheinungen, die sich an das in der katholischen Kirche vielgenannte Phänomen der eingebrannten Hand knüpfen, eine derartige Bestätigung der Lehre von dem Fegefeuer zu sein scheinen, daß in der katholischen Apologetik selbst auf diese merkwürdige Erscheinung hingewiesen worden ist.¹²⁾ Hier ist ein Fall, wo allein der experimentelle Okkultismus helfen kann: da der Mensch nach ihm, wenn er das Jenseits betritt, weder seinen Charakter ändert noch seine Anschauungen, so ist mit der Annahme durchaus die Annahme möglich, daß der eben Verstorbene seine Gedanken in Handlungen umsetzt und um sich herum eine stoffliche Umgebung bildet, die durchaus dem entspricht, was er bei seinem Eintreten in jenes andere Bewußtseinsreich erwartet hat.

Freilich handelt es sich auch in diesem Falle wie so oft im Okkultismus nur um eine Möglichkeit, da auch noch die Annahme

¹¹⁾ Einiges Material dazu bietet in letzter Zeit W. Kuhaupt: Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu. Aschersleben, Hallersche Buchdruckerei 1913.

¹²⁾ Es handelt sich bei dem Phänomen der eingebrannten Hand um Brandspuren, welche in Form einer Menschenhand in dazu bereit gehaltenen Tüchern eingebrannt sind und angeblich von Verstorbenen herrühren, die im Fegefeuer für ihre Sünden zu leiden haben und sich an Lebende wenden, um sich durch deren Fürbitte ihren Zustand erleichtern zu lassen. Tücher mit derartigen unerklärlichen Malen werden mit der urkundlichen Beschreibung des Vorganges vielfach in katholischen Klöstern u. s. f. aufbewahrt. Siehe darüber u. A. Clericus: Zum Phänomen der eingebrannten Hand. Psychische Studien, 41. Jahrgang, 2. und 3. Heft.

eines Betrugers von seiten einer transzendenten Intelligenz nicht von der Hand zu weisen ist; aber der Fortschritt liegt gerade in diesem Falle darin, daß das Beweiskräftige, das man lange Zeit auf seiten des Katholizismus hierin gesehen hat, für immer beseitigt ist. Ein großer Teil des bis jetzt vorliegenden Stoffes bedarf noch der Ordnung, die allein auf jenem induktiven Wege möglich ist, den wir bei der Besprechung des experimentellen Okkultismus gekennzeichnet haben. Erfreulich ist, daß gerade in der letzten Zeit ein Werk erschienen ist, das in derselben Weise vorgeht und, weil es tief in die Probleme der Religionsgeschichte eingreift, zum Schlusse einer besonderen Erwähnung wert ist. Es ist das Buch des Freisinger Lyzeumsprofessors L. S t a u d e n - m a i e r : Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft. (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1912. 187 S. 4,50 M.) Der Leser begegnet hier einem großen Teil der mittelalterlichen Dämonen- und Spukgestalten, aber nicht in objektiver Form, sondern nur, soweit sie der Verfasser durch Autosuggestion in sich selbst hervorbrachte. Natürlich sind dadurch die Phänomene des Spiritismus, soweit sie durch optische und chemische Hilfsmittel festgestellt sind, nicht aufgehoben, aber die Ähnlichkeit zwischen beiden läßt durchaus verstehen, daß lange Zeit auf diesem Gebiet wie auf keinem andern Wahres und Falsches durcheinander gegangen ist und daß das Mißtrauen nur allzu gerechtfertigt war, das auch die Theologie dem Okkultismus entgegengebracht hat. Erst durch die Versuche am lebenden Menschen hat sich der Okkultismus den exakten Wissenschaften ebenbürtig an die Seite gestellt, und es ist zu wünschen, daß diese seine Bedeutung als erweiterte Naturwissenschaft von dieser selbst bald genügend gewürdigt wird und beide Teile dadurch eine entsprechende Belebung und Vertiefung erfahren.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Zur Kritik des Positivismus.

Von Wilhelm von Schnehen (Jena),
(Forts. u. Schluß von Seite 322.)

Der empirische Beweis gegen die Annahme einer Substanz ist also jedenfalls verfehlt. Und nicht besser steht es mit dem anderen, dem „logischen“ Trumpfe P e t z o l d s. Gewiß war es verkehrt, wenn T h a l e s das Wasser für die Grundform und eigentliche Wesenheit alles Seins ausgab (30 f.) Es war verkehrt, „weil bei dieser äußersten Verallgemeinerung der Begriff Wasser seinen ursprünglichen Sinn (im Gegensatz zu Erde und Luft) ganz verliert, ohne einen angebbaren neuen dafür wieder zu finden“

(34). Und jeder Versuch, irgend ein anderes erfahrenes Ding an die Stelle des Wassers zu setzen, ist natürlich ebenso verkehrt. Wir dürfen etwas, was selbst nur einen Teil der Erfahrung bildet, niemals in solcher Weise verallgemeinern und allem erfahrenen Dasein als gemeinsamen unveränderlichen Kern zugrunde legen (33); denn damit widersprechen wir nicht nur der Erfahrung, die uns ja die Veränderlichkeit aller gegebenen Einzeldinge lehrt, sondern wir verstoßen auch gegen den Satz der Identität: darin hat P e t z o l d (31) ohne Zweifel recht. Aber sein Einwand trifft doch auch nur die fehlerhaften Versuche, irgend ein Ding der E r f a h r u n g für das wahre und unveränderliche Wesen der Welt auszugeben. Aber es trifft nicht den Gedanken einer Substanz, die den gegebenen Erscheinungen oder veränderlichen Dingen der Erfahrung als ihr wahres Wesen nur „zugrunde liegt“ und selbst unerfahrbar ist (34). Und wenn P e t z o l d schließlich behauptet: dieser Gedanke sei „überhaupt nicht vollziehbar“: Substanz sei „nur die Benennung einer unklaren Vorstellung, die sich von anderen nicht durch die Sinnesqualitäten, aus denen sie zusammengesetzt ist,“ unterscheide, „sondern ganz allgemein durch ihre Unklarheit“ (46): so trägt er in den Begriff der Substanz wieder sein eigenes empiristisches Vorurteil hinein, nach dem wir uns nichts ohne sinnliche Qualitäten sollen denken können (198, 186). —

*

*

*

So bleibt von allen Einwänden P e t z o l d s nur die Tatsache übrig, daß wir ein unveränderliches, in sich selbst beharrendes Sein weder in der äußeren noch in der inneren Wahrnehmung jemals vorfinden. „Die absolut beharrende Substanz ist nie Gegenstand der Erfahrung“ (46). Sie ist zunächst nichts weiter als „ein Hirngespinnst“ (46) oder „ein reines Gedankending, von dem die Wirklichkeit (d. h. die Wirklichkeit unserer sinnlichen Erfahrung) nichts weiß“ (35). Und wenn wir ihr dennoch ein von uns unabhängiges, nicht bloß vorgestelltes Sein zuschreiben dürfen, so ist es jedenfalls nur ein transzendentes und hypothetisches, außerbewußtes, unerfahrbares und g e m u t m a ß t e s S e i n. Ob sie aber ein solches wirkliches Sein hat und mehr ist als ein bloßes Hirngespinnst unseres Denkens ohne jede objektive Wahrheit, das ist zunächst eine offene Frage, deren Entscheidung in der Hauptsache davon abhängt, ob wir die Substanz zum Verständnis der Erfahrung und zum begrifflichen Abschluß unseres Weltbildes brauchen.

P e t z o l d bestreitet dies. Er meint: die Substanz sei „auch zum Verständnis der Erfahrung nicht erforderlich“: wie denn zu solchem Verständnis nie etwas notwendig sei, was wir nicht aufweisen, nicht erfahren können (46). Aber diese Meinung, nach

der die Erfahrung selbst schon alle Mittel liefern soll, die zu ihrer intellektuellen Beherrschung erforderlich sind (46), entspringt doch nur aus jenem beschränkten, undurchführbaren Empirismus, der die ganze Wissenschaft in die Grenzen der Erfahrung bannen und ihr „die vollständige Beschreibung des Gegebenen“ zur alleinigen Aufgabe machen möchte (46). Und wir haben schon gesehen, daß P e t z o l d, unbekümmert um sein eigenes Verbot, überall selbst die Grenzen der Erfahrung überschreitet und von allerlei transzendenten Annahmen Gebrauch macht. Ist aber so der „Grundsatz der reinen Erfahrung“ einmal durchbrochen: hat unser Denken, um zu einem wirklichen Verständnis der gegebenen Tatsachen des Bewußtseins zu gelangen, notwendig über die Grenzen des Bewußtseins hinausgreifen müssen und unsere subjektiven Anschauungs- und Denkformen des Raumes, der Zeit, der Gesetzmäßigkeit, des ursächlichen Zusammenhanges u. a. mutmaßend auf das außerbewußte Sein übertragen, dann ist nicht einzusehen, warum wir von dieser transzendentalen Anwendung unserer Kategorien durchaus die Substantialität ausschließen und ihr allein keine transzendente Wahrheit zugestehen sollen.

In der Tat ist es auch noch niemand gelungen, ohne die Vorstellung irgend eines beständigen, in sich selbst beharrenden Seins auszukommen. Auch P e t z o l d entgeht ihr trotz aller seiner Einwände nicht. Denn wenn er sagt: es sei unmöglich, sich die gesetzmäßigen Relationen der von uns unabhängigen Welt (197) ohne irgend welche Qualitäten vorzustellen (198), dann gesteht er eben damit zu, daß auch er die Welt nicht ohne die Kategorie der Substanz, ohne einen bleibenden Träger ihrer veränderlichen Relationen denken kann. Und wenn er den aus sinnlichen Empfindungen zusammengesetzten „Dingen“ unserer Wahrnehmung ein von uns unabhängiges Dasein zuschreibt und sie in derselben Weise, wie er sie vorfindet, auch nach der Wahrnehmung fortexistieren läßt (V, 191), dann macht er sie eben damit zu „absoluten Existenzen“ (V!) oder wirklichen, an sich daseienden und beharrenden „Elementen“ der von uns unabhängigen Welt. Die Substanz hat also bei ihm auch nur die Haut gewechselt: sie ist in die verdinglichten Empfindungen hineingeschlüpft. Da aber müssen wir sie notwendig wieder hinausjagen, wenn wir nicht in den Fehler verfallen wollen, einem bloßen subjektiven Inhalt unseres Bewußtseins eine absolute Existenz anzudichten.

Ebenso verkehrt aber wie diese von M a c h und P e t z o l d beliebte Verdinglichung unserer Empfindungen zu „physischen“ (und metaphysischen) „Elementen“, ebenso verkehrt ist auch der Versuch, das bewußte „Ich“ zu dem angeblichen beharrenden Träger des Bewußtseins aufzubauschen und dieser „immaterieller Substanz“ in dem sinnlichen Trugbilde des raumerfüllenden „Stoffes“ eine „materielle Substanz“ gegenüberzustellen. Denn

das „Ich“ ist ja in Wahrheit nichts weiter als der Gesamthalt oder gar die bloße Form des Bewußtseins, die mit diesem in jedem Schlaf erlischt. Und der „Stoff“ wiederum ist nur der verdinglichte Allgemeinbegriff eines raumerfüllenden Etwas, der aus unseren Tast- und Gesichtsempfindungen durch Absehen von allen sinnlichen Empfindungsqualitäten gewonnen ist. „Ich“ und „Stoff“ gehören also beide der subjektiv-idealen Welt des vergänglichen Einzelbewußtseins an. In dieser aber gibt es kein unveränderliches, unbedingt beharrendes Sein.

Aber auch in der objektiv-realen Welt des natürlichen Daseins und Wirkens finden wir kein solches wesenhaftes oder substantielles Ding. Denn was zunächst als solches gelten könnte: die Materie, das löst sich vor der tiefer eindringenden Forschung immer mehr in ein bloßes Gewebe von dynamischen Relationen oder gesetzmäßigen Kraftäußerungen auf. Das beharrende, unveränderliche Sein, dessen wir bei unserem Denken nicht entraten können, kann also nur in der metaphysischen Sphäre gesucht werden, die als ihr gemeinsamer Grund und wesenhafter Träger ebenso hinter dem Reiche des natürlichen Daseins wie hinter dem des seelischen In-sich-Seins oder Bewußtseins liegt. Und es leuchtet ja auch ohne weiteres ein, daß die Substanz überhaupt nicht der Welt der Individuation angehören kann. Denn jedes Einzelding oder Einzelwesen ist ja als ein bloßer Teil der Welt auch in deren Zusammenhang verflochten und in seinem jeweiligen Bestande von allen anderen Einzeldingen abhängig. Es wird in jedem Augenblicke von tausend fremden Einwirkungen beeinflußt und ist also keine Substanz: kein selbständiges und unveränderliches Sein. Ein solches beharrendes und auf sich selbst beruhendes Sein ist ohne Widerspruch nur als absolutes, nicht als individuelles denkbar. Und darum ist auch die Substanz in ihrem wahren Sinne nur als absolute, als das All-Eine Wesen der Welt zu denken.

Nun erhebt freilich Petzold dagegen den Einwand, daß sich ein solches absolutes Sein eben nicht denken oder irgendwie begrifflich bestimmen lasse (33, 49, 207). Alles Denken, so betont er immer wieder, beginne erst mit dem Unterscheiden. Und jeder Begriff erfordere mindestens einen Gegenbegriff. Wo dieser fehle, wo die Möglichkeit des Unterscheidens nicht mehr vorhanden sei, da höre auch das Denken auf (31 f., 49). Und so verhalte sich eben mit dem All oder dem Absoluten. Hier fehle jeder Gegensatz und damit die Möglichkeit der Unterscheidung. Die Frage nach dem Wesen des Alls sei also unlogisch gestellt: sie setze voraus, daß wir ein das Ganze kennzeichnendes Merkmal im Gegensatz zu etwas neben und außer ihm stehendem auffinden könnten; das Ganze aber stehe nur seinen Teilen gegenüber, und das Merkmal eines Teiles könne nicht zugleich Merkmal des

Ganzen sein (207). Eine Eigenart des Alls könne es also gar nicht geben oder jedenfalls könne sie nicht erkannt, nicht begrifflich bestimmt werden (33). Das Ganze (!) oder der uns zugängliche Teil des All lasse sich nur anschauen(!), erleben. Aussagen aber ließen sich darüber nicht machen. Nicht einmal das habe einen rechten Sinn, das Prädikat des Seins darauf anzuwenden, weil dieses einen Sinn nur im Gegensatz zum Nichtsein der Welt haben würde, das sich nicht denken lasse (207 f.). Und auch als einheitliche könne man die Welt mit Begriffen nie kennzeichnen. Begrifflich könne man sie nur dualistisch oder pluralistisch fassen. Aber es sei unmöglich, dem Ganzen der Welt ein qualitatives Kennzeichen abzugewinnen, weil sie dazu einem andersartigen Ganzen gegenüberstehen müßte (179). Begrifflicher Monismus sei also ein Widerspruch in sich, eine *contradictio in adjecto* (179). Und der Glaube, daß hinter dem Vielen ein Einziges, hinter dem Mannigfaltigen des Seins ein Einheitliches und Unveränderliches stecken müsse, sei nichts weiter als ein Irrtum (87 f.), der im Grunde schon von *Protagoras* überwunden worden sei und mit der großen Wahrheit des Relativismus im Widerspruch stehe (88 f., 84, 49).

So *Petzold*. — Aber wenn das Denken auch mit dem Unterscheiden beginnt, so hört es damit doch nicht auf, sondern geht, wie *Petzold* selbst (16, 24, 36) richtig bemerkt, überall dazu fort, das Getrennte wieder zu vereinen und die gegebene Vielheit von Einzeldingen oder Einzelvorgängen durch Heraushebung ihrer gleichen Merkmale unter einen einheitlichen Begriff zusammenzufassen. Jeder so gewonnene Begriff aber hat an der Gesamtheit der von ihm umschlossenen Merkmale einen ganz bestimmten positiven Inhalt, der ganz unabhängig davon ist, ob es außer oder neben ihm noch andere begriffliche Einheiten gibt, die im Gegensatz zu ihm stehen. Und wenn auch dieser positive Inhalt immer geringer wird, zu je höheren, umfassenderen Begriffen wir aufsteigen, so bleibt doch auch auf den höchsten Stufen noch immer ein bestimmter Inhalt zurück. Und es ist *a priori* durchaus nicht einzusehen, warum wir auf diesem Wege der begrifflichen Heraushebung des Gemeinsamen in verschiedenen Dingen und Geschehnissen nicht schließlich auch zu Aussagen über das All als die Gesamtheit aller Dinge und Geschehnisse kommen sollen: auch ohne einen äußeren Gegensatz zu einem zweiten andersartigen All. Macht doch auch *Petzold* selbst, unbekümmert um sein eigenes Verbot, ganz ruhig eine solche absolute Aussage über das Weltganze, wenn er sagt: direkt oder indirekt sei jedes Geschehen schließlich mit jedem anderen verbunden, jedes mit jedem in funktionellem Zusammenhange (179). Er merkt es nur selbst nicht, daß er so sein eigenes Verbot überschreitet, sondern behauptet unmittelbar danach: es sei logisch

unmöglich, der Gesamtheit jener Zusammenhänge ein qualitatives Kennzeichen abzugewinnen (197). Aber das ist doch nur ein wunderliches Mißverständnis. Denn wenn ich von der Welt sage, daß alle ihre Teile in funktionellem Zusammenhange miteinander stehen, dann sage ich eben damit doch von der Welt als Ganzem aus, daß sie ein funktionell zusammenhängendes Ganzes sei. Und wenn ich allen Teilen des Alls räumliche und zeitliche Eigenschaften zuschreibe, dann bezeichne ich — trotz aller Verwahrungen Petzolds (208) — eben damit Räumlichkeit und Zeitlichkeit auch als Eigenschaften oder Daseinsformen des Alls: ohne daß ich damit (wie Petzold meint) die unsinnige Frage erhebe: wo (in welchem zweiten außerweltlichen Raume) und wann (in welcher zweiten außerweltlichen Zeit) nun das All als solches zu suchen sei. —

Gewisse allgemeine Aussagen lassen sich also doch über die Welt als Ganzes machen. Ja, sie werden, im Widerspruch mit seinem Verbot, auch von Petzold gemacht. Und aus diesen gemeinsamen Eigenschaften oder Merkmalen der Welt oder ihrer sämtlichen Teile können wir mit der nötigen Vorsicht auch Schlüsse auf die Beschaffenheit des all-einen Weltgrundes machen, ohne gegen den Grundsatz der Relativität aller Erkenntnis zu verstoßen. Denn wir wollen ja dieses all-eine, der Welt zugrunde liegende Wesen, das wir als die absolute Substanz bezeichnen, nicht in seinem ruhenden, beziehungslosen Sein oder seiner reinen Wesenheit erkennen. Wir wollen es nicht so erkennen, wie es an und für sich, abgesehen von allen seinen Beziehungen zur Welt ist oder sein mag, sondern wir wollen es nur so erkennen, wie es sich als das Wesen der Welt in dieser als seiner Erscheinung offenbart. Und in Wahrheit läßt sich ja auch beides gar nicht voneinander trennen. Wie der Begriff „Gott“ in seiner Beziehung zur Welt, so haftet der des „Wesens“ an seiner Beziehung zur „Erscheinung“. Und der des Absoluten an seiner Beziehung zum Relativen. „Wenn wir vom Absoluten reden, so reden wir schon von ihm in seiner Beziehung zum Relativen, also eigentlich von einem Nichtabsoluten. Das Absolute ist selbst nur eine Kategorie des beziehenden Denkens: ein relativer Begriff, der nur in seiner negativen Relation auf das Relative seinen Inhalt hat. Alles, wovon wir reden und worüber wir denken können, ist schon ein Beziehungsvolles, Relatives. Und alles Sein ist Bezogensein: selbst das Übersein des Absoluten, das über das (natürliche) Dasein und das Bewußtsein hinausliegt, aber eben darin sein Sein hat, daß es über und hinter diesen, d. h. zu ihnen in Beziehung ist.“⁹⁾

So laufen alle Einwände Petzolds gegen den Begriff der absoluten Substanz, bei Lichte besehen, auf lauter Mißverständ-

⁹⁾ Ed. von Hartmann: Kategorienlehre. S. 178.

nisse und dogmatische Vorurteile hinaus. Man muß sich nur hüten, die Substanz als „die wahre Realität“ zu bezeichnen oder ihr allein „wahre Wirklichkeit“ zuzuschreiben, wie es namentlich von theologischer und neukantischer Seite gern getan wird. Denn die R e a l i t ä t fällt in Wahrheit ganz auf die Seite des natürlichen Daseins und Wirkens (Wirklichkeit = Wirksamkeit), aber nicht auf die Seite des übernatürlichen Weltgrundes. Sie gehört zu der objektiven, in Raum und Zeit daseienden Erscheinung des all-einen Wesens, aber nicht zu diesem selbst. Die S u b s t a n z ist nur der überseiende Grund, das all-eine, beharrende Subjekt oder der übersinnliche Träger der Wirklichkeit (= Wirksamkeit). Eines solchen Trägers aber können wir nun einmal nicht entbehren. „Wir können uns keine Tätigkeit denken ohne ein Tätiges, das sich in ihr betätigt.“ Und wir können — trotz P e t z o l d — auch die Vorstellung einer letzten, nur in sich selbst beharrenden Einheit nicht entbehren.

„Wir müssen notwendig hinter allem Wechsel etwas Dauern- des, hinter allem Veränderlichen ein Unveränderliches, hinter allem Vergänglichen etwas Unvergängliches annehmen. Wir müssen das vielheitlich in sich gespaltene, wandelbare Sein in Gedanken auf den einheitlichen Grund eines unwandelbaren Wesens aufheften, wenn wir nicht bei der Vielheit selber als einem letzten unbegreiflichen Schein stehen bleiben und auf jedes Verständnis ihres inneren Zusammenhanges verzichten wollen.“¹⁰⁾ Und wenn wir erkennen, wie alle natürlichen Vorgänge im Großen wie im Kleinen immer wieder die beiden untrennbar zusammengehörigen, nur von unserem begrifflichen Denken unterschiedenen Seiten der thelich-dynamischen Realisation (= Wollen oder Kraftäußerung) und der logisch-ideellen Bestimmtheit (= Gesetzmäßigkeit) aufweisen, so dürfen wir das in ihnen allen sich offenbarende und beharrende all-eine Wesen der Welt wohl unbedenklich als vernünftigen Allwillen oder unbewußt-überbewußt schaffenden Allgeist bestimmen: wobei wir natürlich gern zugeben, daß wir mit unserem bewußten begrifflichen Denken uns von diesem unbewußt-überbewußten Schaffen des Allgeistes und seiner intuitiven, ineinsfassenden, schauend-schaffenden und schaffend-schauenden Wirkungsweise nur eine ganz unzulängliche Vorstellung machen können.

Jedenfalls aber müssen wir den n a i v r e a l i s t i s c h e n P o s i t i v i s m u s M a c h s und Petzolds als eine durchaus rückständige, unkritische, dogmatisch beschränkte, verworrene und widerspruchsvolle Weltanschauung unbedingt ablehnen und gegen

¹⁰⁾ Vergl. meinen Aufsatz „Monismus und Dualismus“ in dem von Arthur Drews herausgegebenen Sammelwerke: „Der Monismus“ B. I. Ferner: Ed. von Hartmann: „Kategorienlehre“. S. 520 f. „Grundriß der Metaphysik“. S. 37—79.

seine Wortführer den Vorwurf erheben, daß sie, ohne genügende Kenntnis der bisherigen philosophischen Entwicklung, nur alte längst überwundene Irrtümer und Mißverständnisse wieder aufgewärmt haben.

Gedankenformen.

Eigenbeitrag von Fritz Langner.*)

Der nichtsehende Mensch wird verhältnismäßig selten der intensiven Wirksamkeit und Realität der Gedanken und ihrer astralen und mentalen Vielgestaltigkeit recht bewußt, ganz besonders aber wird der Vergeßliche oder der, dessen Gedanken nicht die gewünschte durchdringende Wirksamkeit im täglichen Leben haben, leicht die intensive Regsamkeit und Lebendigkeit seiner Gedankenwelt gering einschätzen, und dennoch rufen Gedanken und Empfindungen bei jedem Menschen auf ihrer Ebene eine mehr oder weniger bestimmte Energieform hervor, deren Stärke, Größe und Dauer von der Kraft, deren Farbe von dem Inhalt und dem Charakter und deren Klarheit und Bestimmtheit der Umrisse von der Bestimmtheit und Klarheit des Gefühls oder der Gedanken abhängig sind. Die Gedankenformen nehmen bekanntlich allerlei geometrische, wolkenartige oder objektive Gebilde an. Wer Gelegenheit gehabt hat, Beschreibungen von Medien oder sensitiven Personen darüber zu hören, der wird von der Mannigfaltigkeit und Gestaltungsfähigkeit dieser Formen schon ein deutliches Bild gewonnen haben. Gewöhnlich haben die Gedankenformen die Gestalt von kleinen oder größeren Wölkchen oder Figuren und schwingen oft ungeheuer schnell in Kreisen, Ringen, im Zickzack, welche Bildungen fast immer von der Aura ausgehen, welche den Körper eines Menschen wolkenartig in Eiform umgibt. Beim Studium, beim Lernen oder Nachdenken entwickeln sich fortwährend aus der Aura ganz verschieden große und sehr abweichend geformte gelbe Gebilde, welche Farbe immer ein Zeichen von intellektueller Tätigkeit ist. Die Gebilde haben die Gestalt von Sternchen, Dreiecken, Ringen, bei starkem oder heftigem Denken von Pfeilen oder Stichflammen. Beim Durchdringenwollen einer Sache oder eines Rätsels bewegen sich schlangenartige Formen suchend nach vorn, beim Überblicken eines großen Gegenstandes dehnen sich die aus der Aura heraussprühenden Formen weit aus, in der Art wie einzelne Lichtstrahlen oft gezeichnet werden. Selbstsüchtiges Denken ist mit dunkleren Farben gemischt wie erhabenes Denken, das oft, wenn es selbstlos ist, von goldiger Farbe erglänzt. Deutlich unterscheiden sich auch die Formen eines wohlwollenden und freigebig

*) „Okkultistisches Archiv“, Hamburg 21, Hauffstr. 3.

ausstrahlenden Denkens vom eigennützigem und saugenden oder raffenden Denken. Die Formen des Begehrens sind mit Widerhaken versehen und reißen förmlich an den begehrten Gegenständen, während hohes Denken ausstrahlend wirkt und Farben erzeugt, die fast wie das Sonnenlicht scheinen und Kraft ausstrahlen. Die Gedankenformen bewegen sich mit einer vom hellsehenden Auge kaum verfolgbaren Geschwindigkeit und es gehört eine scharfe Beobachtung dazu, überhaupt die Art ihrer Bewegungen unterscheiden und feststellen zu können. Oft schwingen gewaltige Zickzackformen um die Aura herum, es bilden sich Kreisbewegungen und entstehen fünf bis zwanzig Kreisformen zu gleicher Zeit, die sich rasend drehen und fortwährend verändern, ähnlich wie man den Urnebel im Planetensystem figürlich darstellt.

Eine Vorstellung von diesen Bewegungen erhalten wir, wenn wir uns an die Lichteffekte erinnern, die Tänzerinnen im Varieté durch die Bewegungen ihrer Schleier erzielen, wenn sie sich gleichzeitig von verschiedenen grellen Farben elektrisch bestrahlen lassen. Mischen sich bestimmte Gefühle in die intellektuelle Tätigkeit, so entstehen aus dem Gelb andere Farben, ähnlich dem Wechseln der Farbenstrahlen bei der erwähnten Tänzerin. Mischt sich in die Denktätigkeit das Gefühl der Hingebung, so entsteht eine blaue Färbung, die gern Kreuz- oder Glockenformen erzeugt. Auch religiöse Gefühle sind je nach ihrer Art hell oder dunkelblau. Empfindungen der Liebe äußern sich in der Aura in einer meist sehr schönen roten Färbung. Unschuldsvolle reine allgemeine Stimmung erzeugt ein schönes, glänzendes Weiß, unter welchem sich oft auch je nach dem Charakter des Betreffenden andere Farben verbergen können. Beim Nachdenken über religiöse Dinge wird sich naturgemäß das Gelb mit Blau vermischen und wird dies reizende Farbenspiele ergeben. Mischen sich eigennützige Gefühle in das Nachdenken, so nimmt das Gelb eine getrübte Farbe an und Braun, die Farbe des Egoismus, tritt in die Erscheinung.

Im Ruhezustand der Seele sind die Farben der Aura gewöhnlich in gleichmäßigen Ringen gemäß ihrer Quantität und Qualität angeordnet, die schweren Farben, Braun und Grau, befinden sich unten, die lichten und leichten in den oberen Teilen der Aura. Bei bewegtem Geist zeigen sich immer nur die Farben in der Außenseite, welche gegenwärtig empfunden werden. Gefühle der Anpassung und des Mitleids haben eine grünliche Färbung, welche Farbe in den verschiedensten Abstufungen vorkommt. Während Verschlagenheit, Betrug, List und Lüge eine schmutziggrüne mit Braun oder Grau durchsetzte Färbung haben, hat das Mitgefühl ein herrliches, helles Grün zu eigen, ebenso Wohlwollen und teilnehmende Herzlichkeit. Wird das Mitgefühl

von Verstand und Einsicht geleitet, so tragen die grünen Gedankenformen gelbe Spitzen oder sind gelb gestreift. Mischt sich die Liebe in das Gefühl, so zeigt sich auch ein Rot dabei und es entstehen dann Gebilde von prachtvollem Aussehen. Herrschende Empfindungen der Liebe und Zuneigung zeigen dem Hellseher verschiedene rosarote Schattierungen. Aufregung zeigt grellrote Punkte, Zorn oft gewaltige Blitze auf dem schwarzen Hintergrund der Bosheit, wenn diese auch in die Erscheinung tritt. Besonders die Farben Rot und Blau entwickeln gern reizende Formen wie Herzen, Blumen, Ringe, Muscheln oder Schmetterlinge. Rätselhaft ist es allerdings anfangs für Nichtseher, daß sich die abstrakten Gedanken in solchen plastischen Gebilden manifestieren, während es wohl ohne weiteres klar erscheinen wird, daß sich bestimmte konkrete Vorstellungen wie die eines Bildes, einer Landschaft oder Person ebenso darstellen wie das Gedachte eben aussieht. Auf diese Weise kann der Hellseher die Gedanken ohne weiteres lesen. Die abstrakte Idee und das Gefühl zeigt sich ihm in der beschriebenen Weise, geometrisch oder symbolisch. Es handelt sich hier eben um die Kristallisation der für kurze oder längere Zeit in die astrale Welt geborenen Erscheinungsformen. So rufen heimtückische Gedanken oder Gefühle der Rache oder des Verrates die alten Symbole der Falschheit hervor, Schlangen, Kriechtiere, Gewürm oder häßliche Fratzen. Sucht jemand diese Gefühle zu verbergen, vielleicht vor einer anwesenden Person, so drängt sich eine andere Farbe oder ein Schleier in der Richtung nach dieser Person und die Kehrseite des Menschen zeigt solche traurige symbolische Gebilde.

Diese Grundzüge seien für diejenigen vorausgeschickt, denen die Erscheinungen der Gedankenformen noch nicht hinreichend bekannt sind. Am 3. August 1910 hatte ich Gelegenheit, mich bei einer sensitiven Person, einem Medium, zum ersten Male von der Wirkung und den Farben der Gedanken- und Gefühlsformen experimentell zu überzeugen, obgleich ich allgemeines über die Aura und ihre Farben schon viel früher auf mediumistischem Wege erfuhr. Die verschiedenen Farben und ihre Bedeutung waren mir bereits aus der okkultistischen Literatur bekannt. Es wird sich bei diesem Hellsehen zweifellos um Astralformen gehandelt haben, der Aura selbst schenkte in diesem Falle das Medium wenig Aufmerksamkeit.

Es war vor Beginn einer spiritistischen Sitzung, als das Medium spontan zum Schauen disponiert wurde und ich stellte es auf die Probe, indem ich mich absichtlich in gewisse verschiedene Gefühle versetzte, wobei ich vermied, durch Mienen etwa meine Empfindungen zu verraten. Ich bemühte mich zuerst, die Empfindungen gläubiger Hingebung und Religiösität in mir zu erregen und sogleich stellte das Medium eine dunkelblaue Färbung

von Gedankenausstrahlungen fest. Es ging auch ein Schleier durch die blaue Färbung, welcher sich bald in ein aus weißem Nebel gebildetes Netz umformte. Dieses Netz bedeutete zweifellos die geistige Tätigkeit des Überganges mit Absicht zu einem anderen Stimmungszustand. Ich raffte in der Tat gedanklich die eben gehaltenen Empfindungen weg, um zu dem Gedanken des Mitleides und Mitgeföhls überzugehen und dies recht intensiv in mir zu entwickeln. Sofort stellte das Medium fest, daß das soeben gebildete Netz zerreiße und eine grünliche Farbe zum Vorschein käme. Darauf machte ich eine intellektuelle Anstrengung und das Medium sah, wie das Netz nun ganz auseinander ging und ein gelber Pfeil herauskam, der auch einer Feder ähnlich war. Dann bildete sich ein Dreieck aus dem Pfeil. Dies war jedenfalls ein Anzeichen davon, daß ich die intellektuelle Tätigkeit mit einer gewissen Wucht entwickelte und herausschießen ließ. Als der Gedanke eine feste und bestimmte, stehende Form annahm, bildete sich sofort das Dreieck. Ich hörte darauf auf, scharf zu denken, und der Schleier ging wieder über die gelben Formen. Der Schleier stellte wohl wieder das absichtliche Auslöschen der eben erzeugten Gedankenformen dar. Darauf ging ich zur Stimmung der teilnehmenden und mitfühlenden Liebe über, ähnlich wie ich es seinerzeit durch Gebets-Autosuggestionen mit meinen Gesinnungsfreunden zur geistigen und ethischen Entwicklung tat, und das Medium stellte diesmal eine hellgrüne Farbe fest. Die Qualität des Empfindens schien also von dem vorigen etwas abzuweichen, wo eine grüne Farbe zum Vorschein kam. Darauf tat ich mir des Experimentes halber etwas Zwang an und bemühte mich, mich geistig in die Stimmung eines boshafte Menschen zu versetzen, worauf alsbald dunkle Farbentöne erschienen. Ich wechselte dann die Stimmung mit dem Gefühl der Menschenliebe und sogleich erschien eine rote Färbung. Die darauf wiederholte intellektuelle Anstrengung brachte zitronengelbe Streifen, auch etwas Weiß hervor.

Bei diesen Versuchen, die mich durchaus von der Echtheit des Schauens unseres Mediums sowie von der Tatsächlichkeit und Gesetzmäßigkeit dieser astralen Farben überzeugten, habe ich selbst kein Wort gesprochen und nur die Äußerungen des Mediums stenographisch notiert. Solche Versuche können bei Sensitiven und Medien, die Farben sehen, sehr leicht angestellt werden und sind sie zur Prüfung der hellseherischen Fähigkeiten sehr zu empfehlen, da sie auch lehrreich sind, indem sie uns das Leben und Weben in unserer Geföhls- und Gedankenwelt entrollen und unsere übersinnlichen Erkenntnisse vertiefen sowie auch der Experimentalwissenschaft wertvolles Untersuchungsmaterial liefern. Auch erschließt sich durch diese Experimente den Beobachtern die Welt der Symbole und ein Teil der verheißungsvollen übersinnlichen Welt.

In unseren Zirkelsitzungen wurden uns noch oft Aufschlüsse von den Geistfreunden über unsere Seelenfarben gegeben und wurden nach diesen die ethischen Bestrebungen geregelt, bis fast jeder sein Braun (Egoismus) oder Grau (Verschleierung, Traurigkeit usw.) verloren hatte, obgleich diese Farben bei den meisten sicherlich später, nach der Periode des Aufstrebens zum Licht, wieder in die Erscheinung getreten sein mögen. Dieses Zusammenwirken und die geistigen Handreichungen mit dem Drüben, beseelt von Idealismus und Schwung und gestützt durch übersinnliche Erkenntnisse und verständnisvolle Offenbarungen, wirkte auf alle Teilnehmer, die ein brüderliches Band in geheimer Stille verband, sehr wohltuend und werden mir diese Zeiten unvergeßlich bleiben.

Prof. Benedikt und sein Rutenbuch.*)

Eine Besprechung von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Z. leitender Arzt des Reservelazarets Cassel, Abt. Goßmann.

Das Werk von Prof. Benedikt zu lesen, nenne ich ein **Fest feiern**, ein Fest, zu dem ein aufrechter und genialer Forscher jeden einlädt, der das Hochgefühl kennt und verspüren will, welches das siegreiche Durchdringen einer bislang verkannten Wahrheit mit sich bringt. Und hier handelt es sich nicht nur um die Sicherstellung eines bedeutenden Fortschrittes in der menschlichen Erkenntnis, sondern zugleich um eine Tat von hoher Bedeutung für das praktische Leben nach den verschiedensten Richtungen hin. Soll ich das Buch Benedikts als einen „Sieg des Okkultismus“ preisen, der unbewegt trotz Spott und Hohn Jahrzehnte lang die Fahne der Rutengängerei einzig und allein hochhielt? Soll ich es als einen „Sieg der Wissenschaft“ rühmen, deren sorgsam und methodisch wägende und messende Hand den Grund legen mußte, auf dem erst der neuen und doch so alten Wahrheit ein würdiger Tempelbau errichtet werden konnte? Möge der Leser dies selbst entscheiden.

Prof. Benedikt widmet sein Buch dem k. u. k. Feldzeugmeister v. Schleyer, der sich große Verdienste um die Wünschelrute erworben hat, zumal dadurch, daß er für deren Verwendung im Felde eifrig Sorge getragen hat. „Die Rutenfrage,“ sagt sodann der Verf. in seiner Einleitung, „bildet einen wichtigen Teil der Emanationslehre und besonders der Lehre der sog. latenten (Reichenbach'schen) Emanationen,“ deren wissenschaftliche Anerkennung durchgesetzt zu haben ebenfalls ein früheres Verdienst des Verf. ist. Fast aber wäre es auch dem

*) Leitfaden der Rutenlehre (Wünschelrute). Von Prof. Dr. Moriz Benedikt, Wien. 80 S., mit 6 Abbildungen. 1916, Verlag von Urban und Schwarzenberg, Wien und Berlin. Preis brosch. 2,50 M.

Verf. ebenso wie Reichenbach ergangen, der die Rute nur nebensächlich behandelt, wenn er nicht von Jugend an lobhaftes Interesse für militärische Dinge entwickelt hätte. So hat ihn als Arzt später die für den Krieg besonders wichtige Frage beschäftigt, wie den Soldaten stets in genügender Weise frisches Trinkwasser zu verschaffen sei. Auf die Art kam er zur Rute. Aber wir glauben es dem Verf. gerne, wenn er sagt: „Groß ist die Schwierigkeit, die Rutenphänomene dem Kader¹⁾ wissenschaftlicher Erkenntnis einzufügen, sie aus dem Banne roher Empirie und mystischer Anschauung zu befreien, um so mehr, als selbst die Grundtatsachen der Rute in den weitesten Kreisen vollständig unbekannt waren und in einflußreichen intellektuellen Kreisen in geistig und sittlich ungerechtfertigter Weise geleugnet, verhöhnt wurden.“

Wie vollkommen aber diese Aufgabe dem Verf. gelungen ist, soll der nachstehende kurze Auszug aus seinem Werke lehren.

Die I. Abteilung behandelt: Rute, Rutengänger, Körper-rutenstrom, Rutengänger in der Dunkelkammer.

Der Gebrauch der Rute ist uralte. Allgemein verbreitet war und ist die Holzrute, die aber gewisse Nachteile besitzt. Benedikt will jedoch keinen Rutengänger von der Rute, mit der er einmal quasi verwachsen ist, abbringen. „Es wird Sache der Zukunft sein, sagt er, „die Differenzen, die durch die Person des Versuchenden (persönliche Gleichung), durch die Art der gebrauchten Rute, die besondere technische Methode, Fertigkeit und Grad der Ausbildung, die Qualitäten der emanierenden Substanzen usw. aufeinander zu beziehen, vielleicht eine Einheitsmethode zu schaffen oder mehrere Arten von Versuchsanordnungen als gleichwertig festzulegen.“

Was die Art des Griffes angeht, so hält B. den Obergriff dem Untergriff gegenüber für überlegen.

Zwar lassen sich auch mit der Holzrute unter Umständen „zahlengemäße Ausschläge“ herbeiführen, doch „bricht die Rute dabei gewöhnlich den Hals“. Aber auch die metallische Spiralarute hat ihre Nachteile. In Eisen ausgeführt versagt sie über Eisen und die Magnaliumspirale über Wasser. Überhaupt scheinen sie bei längerem Gebrauch durch Verbiegung usw. zu versagen. Immerhin aber erhält man auch bei ihnen, zumal bei horizontaler Haltung, ebenso wie bei der Holzrute zahlenmäßige (quantitative) Angabe. Und das ist ja ein äußerst wichtiger Punkt. Die beste Form aber ist die Schlingenrute, die Verf. durch die Schwedin Frl. Lintrup kennen lernte. Frl. Lintrup arbeitete mit einer leichten Stahlrute, die sie mit Seide überzog, um ihre Hand zu schonen und zugleich die Rute an der Kreuzungsstelle festzuhalten. Das letztere bewirkte B. durch Einfügung eines Ringes

*) cadre = Rahmen! — Red.

von gleichem Metall. Lötung würde die Rute beeinträchtigt haben. Mit dieser Modifikation wurde Verf. binnen weniger Tage ein vollendeter Rutenfähiger, und zahlreiche Kontrollversuche zeigten, daß er und die Lintrup gleiche Zahlen bekamen, so daß er die Untersuchungen auf die weitesten Gebiete ausdehnen konnte.

Diese Rute nennt Verf. „Zählrute“, weil sie über jeder geprüften emanierenden Substanz immer mit derselben Gradzahl ausschlägt. Dieser Ausschlag ist also spezifisch. Hier stehen wir vor einer fundamentalen Tatsache. —

Die Rutenfähigkeit, so nimmt B. an, ist bei allen Menschen vorhanden, bei der Mehrzahl aber nicht entwickelt oder überhaupt nicht bis zur positiven Tätigkeit entwickelbar.

Der Verf. unterscheidet 3 Klassen von Rutengängern. Es gibt Leute, die, wenn sie emanierende Substanzen unter sich haben, davon bis zum Übelwerden affiziert werden. Das sind die hochgradig sensitiven; sie werden oft als hysterisch oder geistig krank verlacht. Ihnen wird besser, wenn sie eine Rute in die Hand nehmen und zum Ausschlag bringen. Die beiden anderen Kategorien folgen je nach dem Grade der Disposition.

Fast alle Objekte in der Natur sind rutenwirksam. Die Emanationen der rutenwirksamen Substanzen kann man auf andere Weise nachweisen, z. B. beim Bergkristall, der in der Dunkelkammer leuchtende und farbige Erscheinungen macht.

Praktisch von Bedeutung für den Rutengänger sind die folgenden Substanzen: mit 90 Grad wirken Eisen (Ausschlag nach unten), Stahl, Gold, Silber (Ausschlag nach oben), mit 120 Grad Zink, mit 220 Grad gutes Wasser, mit 27 Grad Kohle, mit 360 Grad Blei, mit 400 Grad Kupfer, mit 450 Grad Zinn, Mangan, Kobalt, mit 540 Grad Silizium, mit 810 Grad Aluminium und Nickel, letzteres gleich dem Eisen unter Ausschlag nach unten. Die Ausschläge weiterer organischer und anorganischer Substanzen gibt Verf. in einem großen Schlußverzeichnis seines Werkes an.

Die Frage des Ausschlages nach oben oder unten läßt sich mit Sicherheit nur vermittels der „Zählrute“ entscheiden. Allein mit dieser ist es auch nur möglich, sichere Schlüsse zu ziehen, wenn mehrere emanierende Substanzen übereinander gelagert sind.

Die Rutenfähigkeit an und für sich ist keine hochstehende menschliche Qualität. Daß aber zur Verwertung dieser Fähigkeit in etwas komplizierten Fällen die Intelligenz rein empirischer Rutengänger nicht ausreicht, steht ebensogut fest.

Das Grundphänomen der Rutenlehre ist der **Körper-rutenstrom**.

Der Mensch ist nicht symmetrisch gebaut; er besteht aus zwei polar wirkenden, einander nicht vollkommen gleichenden Körperhälften. Emanationen werden durch Spannungen hervorgerufen. Jene zwischen der rechten und linken Seite sind aber

keine elektrischen, schon weil sie auch durch Holzruten in einen Körperstrom umgewandelt werden. Diese Spannungen sind auch nicht magnetischer oder chemischer Natur. Verf. hat sie als biomechanische bezeichnet oder auch als organische (allenfalls animalische).

Die zwei polaren Körperhälften werden durch die Rute zu einem Strom geschlossen. Sie ist weder der einzige, noch der wichtigste Teil der ganzen Rutenfrage. Der Körperstrom tritt ähnlich wie ein elektrischer Strom in Beziehung zu emanierenden Substanzen und der Ausschlag der Rute ist der Ausdruck dieser Beziehung.

Durch die Haltung der Rute immer durch dieselbe Hand wird die Rute „immaniert“ und für den Gebrauch geeigneter. Man wechsele daher nie mit der Hand und gebe die Rute nie in fremde Hände.

Zusammenfassend sagt der Verf.: „Die Rute ist das Verbindungsglied zwischen den polar entgegengesetzten Emanationen beider Körperhälften und schließt daher den Körperstrom. Es ist kein Privileg weniger. Durch Übung und Aufmerksamkeit kann die Rutenfähigkeit von vielen erworben werden. —

In der Dunkelkammer sind die Sensitiven unter den Rutengängern besonders geeignet die menschliche Aura wahrzunehmen, die bei einzelnen besonders kräftigen Menschen den Körper nicht unerheblich überragt. Die linke Körperhälfte ist rot, die rechte blau. Das Rot geht stellenweise auch in Orange über. Von den Füßen ausgehend greift der färbige Schein bisweilen auch noch auf den Boden über. Dunkle Stellen der Aura deuten auf Unordnung des inneren Emanationsstromes an diesen Partien hin.“ —

Die II. Abteilung behandelt allgemeine Rutenfragen, zunächst den spezifischen Rutenausschlag.

Für den spezifischen Ausschlag spielt die Quantität keine Rolle. Dieser Fundamentalsatz steht fest, doch fehlt uns zur Zeit noch die Messungsmethode für die Intensität und für die Schnelligkeit des Ausschlages, sowie das Maß für die Abschwächung durch die Widerstände. Senkrecht aufsteigende, stärkere Emanationen werden noch bis zu 4000 Metern nachgewiesen, wie dies Frl. Lintrup bei einem vom Verf. angeregten und von der Regierung durchgeführten kühnen Fluge gelang. In 2500 Meter Höhe wurden bei Wien noch Flußläufe, unterirdische Wasserläufe, Eisenbahnschienen usw. „gerutent“.

Die Emanationen dringen in den Weltraum und werden Teile des Weltäthers.

Was bedeutet prinzipiell die Konstanz des Ausschlages in der Emanationsstrahlenbewegung? fragt der Verf. und antwortet: die Wellenlänge der spezifischen Strahlung.

Des Weiteren wird das *V e r l a d u n g s g e s e t z* behandelt. Die senkrechte Ausstrahlung erfolgt nach allen Richtungen, nach oben, unten und seitlich. Hier erzählt Verf. eine lustige Geschichte. Frl. Lintrup erzielte über einem Diamanten einen bestimmten Ausschlag und sodann über dem Tuche, in welchem der inzwischen heimlich fortgenommene Diamant gelegen hatte, den gleichen. Nun schreien die berechnenden Herren Professoren: Täuschung, Suggestion, Autosuggestion! Sie aber fragte: „Meine Herren, kennen Sie denn das Wesen der Suggestion? Kennen Sie das Reichenbachsche Verladungsgesetz?“ Die Herren standen beschämt, als sie die Aufklärung erhielten. Eigentümlich verhält sich die Verladung in Wasser. Ein Stahlstück in Wasser gelegt gibt ungeheure Ausschläge bis zu 15 Quadranten und mehr. Herausgenommen gibt das Stück den normalen Ausschlag von 90 Grad. Auch die Kraft des Wassers verschwindet jetzt rasch, indem sie Minute für Minute um 90 Grad abnimmt, bis sie auf dem Nullpunkt anlangt. Entgegen der Reichenbachschen Ansicht aber wird ein Magnet im Wasserbad nicht dunkler, sondern leuchtender.

Die einfachste Form von Aneinanderreihungen von Emanationen resp. Ausschlägen geben übereinander gelegte Metalle. Gewöhnlich kommt dann zuerst der Ausschlag des obersten Metalles, dann der des zweiten, des dritten usw., indem die Emanationen der unteren Metalle die oberen durchdringen. Noch pikanter sind die aneinandergereihten Ausstrahlungen bei Legierungen. Hier zeigt sich die Wichtigkeit der Rute für die Metallurgie. Man kann so erkennen, ob ein Guß gelungen ist. Auch erhält man einen tiefen Einblick in das Wesen der Legierung. Im Großmolekül bleiben die Elemente getrennt und behalten ihren eigenen Strahlenschlag. Ferner gewinnt man durch die Rute einen Einblick in die Konstitution der Atome durch die Rute und in ihre Zerlegung nach dem Muster der Radiumstrahlung. Selbst bei Salzen bewahrt die Säure ihren ursprünglichen Charakter trotz intimster Verbindung. —

Auch *G e g e n k r ä f t e* können den Rutengänger behindern, zumal Menschen, und zwar nicht nur durch Ablenkung der Aufmerksamkeit, sondern auch durch oppositionelle Emanationen. In letzterer Beziehung sind auch Störungen durch sonstige lebende oder tote Objekte möglich. —

Die Rute fängt nicht nur vertikal aufsteigende Strahlen auf, sondern auch schräge, früher fälschlich als Seitenstrahlen bezeichnet. Dieselben verlassen den emanierenden Punkt in einem Winkel von 60 Grad gegen die Horizontale, von 30 Grad gegen die Vertikale. Wegen des Näheren müssen wir diesbezüglich auf das Original verweisen, welches wir ohnedies in der Hand jedes sich für die Rutenlehre Interessierenden annehmen dürfen. —

In der III. Abteilung behandelt B. zunächst die Rutenforschung beim Wasser und Bergwerkprodukten. Bei ersterem wird eine ziemliche Sicherheit erzielt. Auch die Auffindung und Bergung von vergrabener Munition, Geschützen und Minen ist leicht. Im Bergbau dagegen zeigen sich erhebliche Schwierigkeiten, deren praktische Überwindung B. lehrt. Uns würde eine Besprechung dieser, auch durch schematische Darstellung der Strahlenwinkel illustrierten Berechnungen und Ausführungen zu weit führen. Nur einige wenige Einzelheiten möchten wir anführen. So, daß der Blitz mit Vorliebe in der Nähe von Kreuzungen von Wasserläufen einschlägt, daß die Rute bei Begehung gegen den Strom im Sinne der Strömung ausschlägt, daß aber der Auschlag im Sinne der Strömung bei Begehung abwärts nicht bestimmt scheint.

Über die Tiefenbestimmung mit der Wünschelrute macht der Verf. Mitteilungen, welche er dem Major Reichel verdankt, der ein praktischer Rutengänger ist. Im allgemeinen werden bei einer Tiefe von 50—500 Metern nur 5 % Fehler gemacht, bei geringerer Tiefe jedoch wesentlich mehr. Einer Tiefenbestimmung von mehr als 800 Metern Tiefe setzt die bis dahin eingetretene Erschöpfung des Rutengängers wohl eine Grenze.

Auch des Verfassers Ausführungen über die Phasenerscheinungen in der Rutenlehre, d. h. die Aneinanderreihung der Ausschläge sind zu speziell und andererseits zu wichtig, als daß ein kurzer Überblick darüber hier am Platz wäre. Ein Gleiches gilt von den episodischen Bemerkungen über die Rutenbeziehungen zu den andern mineralischen Bodenprodukten.

Zum Schluß dieser Abteilung sagt der Verfasser:

„Die weitere Ausbildung und der Fortschritt der montanistischen Rutenlehre kann nur durch das Studium der Erze im Laboratorium und Sammlungen gewonnen werden. Der Geologe und Montanist werden immer von Rutenpraktikern leichtere Auffindung profitieren. Ruhe und die subjektive spezifische Empfindlichkeit der Rutenfähigen sind wohl zu beachtende Hilfsmittel.“ —

Die IV. Abteilung behandelt verschiedene Fragen und zwar zunächst die Rute im Bereiche der Lebewesen. Die volle Blüte der Tulpe ergibt 810 Grad, die Knospe 360 Grad, die großen Blätter 180 Grad. Sehr lebhaft reagiert die Rute auf Bakterienkolonien, meist mit einem Ausschlag von 13 Quadranten.

Bei gesunden Menschen besteht kein großer Unterschied zwischen Mann und Frau, wohl aber zwischen Gesunden und Kranken. Hierüber hat der Verf. wichtige Untersuchungen angestellt, die er in einer Spezialmonographie zu veröffentlichen gedenkt. —

In den theoretischen und kritischen Erwägungen betont B.

den wichtigen Einfluß unbefangener und ungestörter Aufmerksamkeit bei korrektem Rutengebrauch. Laien von besonderer Rutenempfindlichkeit können durch Autosuggestion leicht auf Irrwege geraten, sowohl was die Deutung reeller Ausschläge anbetrifft, als auch die Möglichkeit, daß durch Vorstellung und Willenseinfluß Ausschläge ohne emanierende Substanz eintreten. Denn es ist eine fundamentale Tatsache, daß der Abfluß der Emanationen in die Rute durch die Hand und Finger (überhaupt durch die Nerven) unter dem unbewußten Einfluß des Willens steht. Ebenso wenig wie den hier zugrunde liegenden Mechanismus kennen wir auch den der Übertragung unseres bewußten Willens auf die einfachen und zusammengesetzten Muskelbewegungen.

Das Radium läßt sich zum Vergleiche nicht heranziehen. Diese Theorie wird dadurch widerlegt, daß jeder emanierende Körper nicht nur senkrecht nach oben, sondern nach allen drei aufeinander senkrechten Achsen Emanationen ausschüttet. Dadurch ist nicht nur erwiesen, daß das Rutenphänomen keine Ausfallerscheinung ist, sondern daß sogar in das Gebiet der Gammastrahlen nach allen Seiten und auch nach unten Emanationen ausstrahlen.

Theoretisch ist es allerdings möglich, durch die Herz'schen Strahlen zwischen 2 unterirdischen Punkten die Anwesenheit von Wasser nachzuweisen, wodurch die Einmischung des Menschen im Körperstrutstrom überflüssig wäre; doch erscheint dies praktisch fraglich. —

In der V. Abteilung streift der Verf. zunächst die Frage nach der Heranbildung eines wissenschaftlichen und leistungsfähigen Stabes von Rutenden, eine Organisation, die nach dem Kriege lebhaft betrieben werden muß. Sodann wird nochmals eine Übersicht über das ganze weite Gebiet der Rutentätigkeit gegeben, die sich auf Lebendes, Verwesendes (Leichen) und Totes erstreckt und somit die Beziehungen des menschlichen Körpers zum gesamten Bereiche der Natur aufdeckt.

Der Anhang bringt Rutenbefunde aus allen drei Naturreichen, die von dem erstaunlichen Fleiße des Verfassers Zeugnis ablegen und jedem Rutengänger eine willkommene praktische Handhabe bieten. —

Und wenn wir nun zum Schlusse die Frage wiederholen, ob wir in dem Benediktschen Werke einen Triumph der Wissenschaft oder des Okkultismus vor uns haben, so wird wohl die Mehrzahl der Leser geneigt sein, gleich mir, hier von einem gemeinsamen Siege zu reden. Das Buch ist ein typischer Beweis dafür, was der rechte Mann der Wissenschaft aus einer ihm vom Okkultismus entgegengebrachten Idee zu machen imstande ist, wenn er sie mit Eifer und Gründlichkeit verfolgt und so aus dem Dunkel ins helle Licht hebt. Und so sei es denn auch hier, wie so oft schon, aus-

gesprochen: der moderne Okkultismus scheut nicht die Wissenschaft, sondern sucht deren Unterstützung, da er weiß, daß er nur auf diesem Wege sein unbestimmtes Wissen zu einem bestimmten und zu einem Gemeingut der gesamten Menschheit machen kann. —

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Zur Rechtfertigung Olcott's

gegen den für Uneingeweihte gewiß naheliegenden Verdacht einer absichtlichen (wohlmeinenden) Mitwirkung bei der Überzeugung des verstorbenen Dr. Hübbe-Schleiden vom Einwirken unsichtbarer Helfer (bzw. indischer Meister) erhalten wir die nachfolgenden Erwiderungen, die wir um so freudiger und dankbarer zum Abdruck bringen, als unsere kritische Fußnote lediglich den nun erreichten Zweck verfolgte, eine Erörterung der Gründe und Gegengründe von sachkundiger Seite zu veranlassen. Der Verfasser des Nachrufs, Herr Ludwig Deinhard, schreibt uns (dat. München, 20. Juli 1916):

„S. g. H. Prof.! Wenn Sie den ehrlichen alten Colonel Olcott, wie ich, persönlich gekannt hätten, dann hätten Sie die Fußnote zu meinem Nekrolog im Juliheft: ‚Pia fraus Olcotts?‘ sicherlich nicht gemacht. Um diesen Verdacht zu tilgen, habe ich den hier lebenden Koloniedirektor a. D. A. W. Sellin, der Olcott mindestens ebenso gut gekannt hat, wie ich, gebeten, in den ‚Psych. Stud.‘ zu Ihrer Fußnote das Wort zu ergreifen. Sellin, der ein würdiger alter Herr von 75 Jahren und ebenso ehrlich und aufrichtig wie Olcott ist, versprach mir, dies zu tun. Und ich bitte, Sie schon heute, dieser Einsendung Sellins in Ihrer Zeitschrift Raum zu geben.“ — Die inzwischen eingetroffene Erklärung des ehrwürdigen greisen Vorkämpfers altindischer Gottesweisheit lautet:

„S. g. H. Prof.! Sie wollen gütigst verzeihen, wenn ich mir gestatte zu dem Nekrolog, den Ludwig Deinhard über Dr. Hübbe-Schleiden in Heft 7. Juli 1916 der ‚Psych. Studien‘ veröffentlicht hat, das Wort zu ergreifen, und zwar zu der Stelle auf S. 329/30, in welcher von einem okkulten Erlebnis berichtet wird, das sich während einer Eisenbahnfahrt Dr. Hübbe-Schleiden's und H. S. Olcott's von Elberfeld nach Leipzig zugetragen hat. Ich habe dem Erzählten hinzuzufügen, daß ich damals — Frühjahr 1885 — die genannten Herren auf dem Bahnsteig in Leipzig erwartete und daß mir gleich nach dem Öffnen des betreffenden Wagenabteils von beiden gleichlautend erzählt wurde, wie der sog. Mahatma-

brief plötzlich zu ihrem großen Befremden erschienen sei. Die ganze Darstellung, die von ihnen gleichlautend im Tone tiefer, innerer Bewegung gegeben wurde, wirkte in Verbindung mit Form und Inhalt des so geheimnisvoll erschienenen Briefes durchaus überzeugend auf mich, zumal ich ja schon oft genug Zeuge okkultur Phänomene gewesen war, die sich nicht nach den Gesetzen des physischen Planes erklären ließen. Der auf tibetanischem Papier geschriebene schmale und längliche Brief glich äußerlich genau den sog. Mahatmabriefen, wie sie einst im „Theosophist“ und — wenn ich nicht irre — auch von Mr. S i n n e t t beschrieben worden. Er war auch wie jene mit den Initialen K. H. gezeichnet und handelte nach meiner Erinnerung von der beabsichtigten Gründung der theos. Loge Germania.

Daß ich der letzteren Loge angehört, aber bald wieder aus derselben ausgeschieden bin, ist nicht etwa aus Gründen des Zweifels an Olcott's Ehrlichkeit geschehen; vielmehr hielt ich diesen nach dem persönlichen Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, eines wissentlichen Betrugers für unfähig.

Auch der bekannte Schriftsteller Ernst von W e b e r, der gleich mir aus der Adyar-Gesellschaft ausgetreten war, sich später aber doch wieder in Adyar aufgehalten hatte, erklärte mir nach seiner Rückkehr von dort, daß der tägliche persönliche Verkehr, den er dort mit Olcott habe pflegen können, seinen Glauben an die absolute Ehrlichkeit dieses Mannes nur noch gestärkt habe, weswegen er auch wieder in engere Verbindung zu der Adyar-Gesellschaft getreten sei.

Wenn ich nun auch außerstande bin, den Briefapport, von dem hier die Rede ist, erklären zu können, ihn vielmehr nach dem oben Gesagten als auf okkultem Wege bewirkt ansehen muß, so bedaure ich um so mehr, daß Sie, sehr geehrter Herr Redakteur, durch Ihre Fußnote auf S. 330 („Pia fraus Ocott's?") einen Verdacht aussprechen, der meines Erachtens ganz unbegründet ist und um so schwerer wiegt, als sich derjenige, gegen den er gerichtet ist, nicht mehr verteidigen kann, und der ja indirekt auch noch den verstorbenen Dr. Hübbe-Schleiden trifft,*) dem der

*) Davon könnte, wenn letzterer getäuscht worden wäre, doch keine Rede sein! Ich halte es aber für meine persönliche Pflicht als kritischer Schriftleiter einer strengwissenschaftlichen Zeitschrift, auf unklare oder schwache Punkte in der Beweisführung für die behaupteten Tatsachen die Leser ausdrücklich hinzuweisen, um den näher Eingeweihten so Gelegenheit zu geben, auftauchende Zweifel bzw. Verdachtsgründe womöglich zu beseitigen oder doch aufzuklären. Damit glaube ich der Erforschung und nachträglichen Feststellung der Wahrheit auf einem so schwierigen und dunklen Gebiet am besten zu dienen. Uebrigens gibt ja im vorliegenden Fall, der für die späteren Beziehungen von Dr. H. S. zu den „Mahatma's „verhängnisvoll“ werden sollte (S. 329), Herr Deinhard selbst

warmherzige Nekrolog Ludwig Deinhardts gewidmet ist. Jedenfalls würde ich es für richtiger empfinden, eine nicht mehr genau festzustellende Tatsache mit einem ‚non liquet!‘ als mit der Erregung eines Verdachtes gegen einen verstorbenen Zeugen dieser Tatsache zu verabschieden. [Ganz einverstanden! Red.]

Mit der höflichen Bitte, von dieser meiner Auffassung in den ‚Psych. Studien‘ Notiz nehmen zu wollen, zeichne ich hochachtungsvoll Ihr ergebener A. W. Sellin.“

Kurze Notizen.

a) Der polnische Dichter Mizkiewicz als Hellseher bei Goethe. In der reichhaltigen, von unseren Feldgrauen viel gelesenen „Zeitung für die X. Armee (zu Wilna erscheinend, Schriftleiter ist Leutnant d. Res. Urbach) finden wir in dem Beitrag „Mizkiewicz und Goethe“ in Nr. 96 vom 28. Juni 1916 im Beiblatt, 74. Liebesgabe zur A. Z., folgenden Vorfall mitgeteilt. Der junge polnische Dichter war gerade in Weimar in den Tagen der achtzigjährigen Geburtsfeier Goethes anwesend vom 18. August an und wurde von Otilie v. Goethe überredet, der Feier am 28. August beizuwohnen. Am Vorabend fand ein Empfang der Gäste statt. Aber es mag Goethe einiges Unbehagen bereitet haben und es ging etwas förmlich her. Dann heißt es weiter: „Erst folgender Vorfall brachte Leben in die Gesellschaft: Jemand sprach zufällig über Gedankenlesen u. dgl., da erbot sich Mizkiewicz, der sich bis dahin ziemlich zurückgezogen und schweigsam verhielt, zu einer Probe. Er schlug vor, eine jede der anwesenden Damen solle, ohne daß er es sehe, einen kleinen Gegenstand, den sie gerade bei sich trage, auf den Teller legen. Man sammelte ein und überreichte Mizkiewicz den Teller, auf dem ungefähr 20 Ringe lagen. Der polnische Dichter zog sich für einen Augenblick zurück. Als er zur Gesellschaft zurückkehrte, war er kreidebleich, Schweiß bedeckte seine Stirn und seine Augen glühten unheimlich. Er schritt auf eine der Damen zu und, in den Teller greifend, überreichte er ihr Pfand, wobei er ihr einige Worte zuflüsterte. Dann wandte er sich zur nächsten; was er sprach, konnte sonst niemand hören. Doch schien es zutreffend zu sein, da jede verlegen wurde, die ganze Gesellschaft aber, die es anfangs für

auf Seite 334 die Möglichkeit einer Täuschung zu, wonach der bloße Glaube an die Mitwirkung unsichtbarer Helfer „nur ein ihn sicherlich beglückender Wahn“ gewesen wäre. Wer hätte aber damals diesen Glauben in einem unbewachten Augenblick anders bewirken können als der mitfahrende Amerikaner, der Mitarbeiter der von Dr. Hodgson nachher als Betrügerin „entlarvten“ Frau Blavatsky?
Maier.

einen lustigen (vielleicht verabredeten) Scherz hielt, wurde zum Schluß tief erschüttert. Die Schilderung dieses Vorfalles, bemerkt der Verfasser, verdanken wir dem Dichter Karl Holtei, der unter den Gästen anwesend war und ihn in seinem Werk „Vierzig Jahre“ ausführlich beschreibt, wobei er Mizkiewicz als einen wunderlichen Schwärmer bezeichnet.“

N o s t r a d a m u s - J u b i l ä u m. In Nr. 98 vom 2. Juli derselben Armeezeitung hatte sich ferner ein Leser mit dem Monogramm C. K. des auf dieses Datum fallenden 350. Todestages des Michel Nostradamus erinnert unter kurzer Mitteilung seines Lebenslaufes; seine Prophezeiungen hätten Forschern und Grüblern oft Anlaß zum Nachdenken gegeben. (Die Armeezeitung erscheint alle 2 Tage und kostet die Nummer 10 Pfg., monatlich 1,20 M. ohne Postgeld, wöchentlich gibt es eine mit Bildern reich geschmückte Beilage auf glattem Papier. Sie ist an den Zeitungsständen vielfach vorrätig.) A. Kniepf.

b) Auch moralische Ungeheuer haben ihre „Ahnungen“. Der kürzlich schmachvoll ertrunkene Lord Kitchenier soll laut „Hamburger Fremdenblatt“ (Nr. 175 B vom 26. Juni d. J.) nach dem Bericht eines Mitarbeiters der Lügenagentur „Agence Havas“ aus Toulon vor circa drei Monaten dem Linienschiffskapitän Testu de Balicourt in Dünkirchen gegenüber im Verlauf einer Unterhaltung gesagt haben, daß jüngst die Granate eines schweren Geschützes unmittelbar neben ihm eingeschlagen und explodiert sei. „Die Sache hat mich aber ganz und gar nicht weiter aufgeregt,“ fügte der edle Lord hinzu, „denn ich weiß ja, daß ich auf dem Meere sterben werde.“ Der brutale Gewaltmensch, der den Mord Tausender und aber Tausender von unschuldigen Menschen, sogar Frauen und Kindern, auf dem Gewissen hatte, hat nun sein verdientes Ende mit Schrecken gefunden. Möge so, um ein oft zitiertes Wort aus der Ilias anzuwenden, auch jeder andere umkommen, der solches tut, vor allem die schweren Verbrecher, die diesen entsetzlichsten aller Kriege angestiftet haben und jetzt trotz der völligen Aussichtslosigkeit ihrer wahnwitzigen Hetzereien nicht zu Ende kommen lassen wollen: der teuflisch schlaue Mr. Grey, der ehrgeizige Phrasenschmied Poincaré, der Schwätzer Briand, der perfide Sonnino, der liederliche Narr Annunzio, der erkaufte Venizelos, vor allen aber der charakterlose „Friedenszar“, der seinerzeit mit seiner Unterschrift der Mobilmachungsorder durch Entfesselung der Kriegsfurie den äußeren Anlaß zum Kriegsausbruch gab, nebst seinem gewalttätigen Oheim, dem langen Scheusal Nikolajewitsch. Alle diese Massenmörder und die übrigen Aufstachler unseliger Volksleidenschaften gehören längst durch Volksjustiz an den Galgen oder in die Luft gesprengt; das wäre eine Erlösung für die von ihnen grausam gequälte Menschheit.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Meyer, Johann Jakob, „Das Weib im altindischen Epos. Ein Beitrag zur indischen und vergleichenden Kulturgeschichte. XVIII u. 440 S. Leipzig 1915.

Die Herausgabe dieses umfangreichen Werkes des deutsch-amerikanischen Gelehrten an der Chicagoer Universität durch den Verlag von Wilhelm Heims in Leipzig ist ein schöner Beweis für den offenen Sinn, den sich der deutsche Buchhandel trotz aller kriegerischen und diplomatischen Verwickelungen gegenüber einer wissenschaftlichen Leistung bewahrt hat. Denn dieser „Beitrag“ ist eine hervorragende Leistung, und zwar eine, die nicht nur für den wissenschaftlichen Fachmann gedacht ist. Die Darstellung des weitverzweigten Themas ist ungeachtet der eingestreuten Verweisungen ungemein lebendig. Nirgends macht sich ein trockener Ton bemerkbar. Der Verfasser behandelt den Stoff mit überlegenem Geschick und weiß uns die altindische Welt und ihre Anschauungen greifbar deutlich vor Augen zu zaubern. Der okkultistisch interessierte Leser kann in der Arbeit reiche Ausbeute für sein Sondergebiet halten. Außer den vielverschlungenen Wirrungen des Liebeszaubers ist die Darstellung der metaphysischen Deutung der Zeugung im altindischen Ideenkreise sehr beachtenswert. Es gibt da eine schöne Erzählung von einem Asketen, der seine Ahnen durch seine „Gier nach Askese“ dem geistigen Tode überliefert. In dumpfer Betäubung erwarten ihre Seelen, daß der „letzte Geschlechtsfaden“ reißt und sie der Vernichtung verfallen. Nur wer im Blut und Glauben seiner Nachkommen lebt, lebt ewig! Und andere Geschichten sind da von magischen Begegnungen mit verstorbenen Gatten und Brüdern und von Ehen mit den Dahingegangenen. Auch all des mantischen Rituals, das mit den generativen Funktionen verknüpft ist, wird in mancherlei Beispielen gedacht. — Dem ernsthaft auf okkultem Gebiet Forschenden kann ein eingehendes Studium dieser und verwandter Monographien nur nützlich sein. Die historische Betrachtung weitet den Blick und verhindert die sonst sich leicht einstellende Ueberschätzung der modernen Phänomene und die damit oft verknüpfte überwertige Beurteilung einzelner Erscheinungen.

Hans Freimark.

Briefkasten.

Herrn Prof. Willy Reichel, Pasadena, Cal. Ihr Bericht über ein Interview mit dem greisen erblindeten Medium Cecil Husk, das unsere Leser als amerikanisch-englisches Spezificum interessieren dürfte, kommt im Sept.-Heft zum Abdruck, obschon die Entzifferung Ihres mit Bleifeder auf Seidenpapier geschriebenen, infolge Ihres Augenleidens kaum leserlichen Manuskripts für Setzer und Schriftleiter äußerst mühsam ist. Es ist leicht möglich, daß frühere Einsendungen, von denen Sie schreiben, nicht in unseren Besitz gelangten, indem alle Ihre Briefe den Stempel „Opened by Censor“ tragen; offenbar wird also die gesamte amerikanische Post von den „Insel-Piraten“ regelmäßig geöffnet und kontrolliert, wobei leicht etwas abhanden kommen kann. Wir sind übrigens für unsern durch die Kriegslage leider sehr beschränkten Raum mit unaufschiebbarem Stoff reichlich versehen. Ergebensten Dank und Gruß!

Die Magie der Zahlen als Grundlage und das scheinbare Fatum. aller Mannigfaltigkeit

Von

L. Baron v. Hellenbach,

Verfasser von „Geburt und
Tod“ — „Vorurteile der
Menschheit“ u. v. a. Werke.

2. Auflage.

190 Seiten.

Preis: brosch. Mk. 4.—,

geb. Mk. 5.50.

Hellenbach findet im menschlichen Leben wie überhaupt in der gesamten phänomenalen Welt, desgleichen in der Chemie und Musik etc., ein Gesetz der Zahlen, in dem speziell die Zahl 7 grosse Bedeutung hat, und dies Gesetz erbringt ihm die Wahrhaftigkeit zahlreicher Träume und vieler Prophezeiungen, wie eine Absichtlichkeit und ein Fatum in der menschlichen Entwicklung. —

Die Bedeutung der Wissenschaft vom Uebersinnlichen für Bibel und Christentum.

Von **Georg Sulzer,**

Kassationsgerichts-Präsident a. D.

354 Seiten. Preis 5 M., geb. 6 M.

Das Buch empfiehlt sich einerseits durch gute Anordnung seines Stoffes, wohlbegründeten Gedankengang und schlichten, gemeinverständlichen Ausdruck, andererseits durch den Umstand, dass es eine Verteidigung des Christentums durch einen Nichttheologen ist. Verf. begnügt sich damit, für die Wissenschaft vom Uebersinnlichen Anerkennung zu fordern, für die Ansicht insbesondere, „dass körperlose Geisteswesen und zwar hauptsächlich solche, die früher als Menschen auf dieser Erde gelebt haben, bis hinauf zu Gott und zum Gottmenschen Jesu, der für uns vollständig an die Stelle Gottes getreten ist,“ okkulte Erscheinungen hervorbringen und damit auch die okkulte Erscheinung der Inspiration, die Grundlage aller höheren Religionen. Nach einer Betrachtung über die göttliche Inspiration in den biblischen Schriften wird „die Uebereinstimmung der Kernpunkte d. Christentums mit der Wissenschaft vom Uebersinnlichen und mit der nach den Resultaten und guten Hypothesen dieser Wissenschaft beurteilten Bibel“ nachzuweisen versucht. Die historische Kritik

der Bibel wird dabei keineswegs abgewiesen. Da aber unter den Theologen keine Einigkeit herrscht, auch kaum abzusehen ist, so darf man dem Verf. nicht verwehren, aus diesen Ergebnissen eine Auswahl zu treffen und die damit begründeten biblischen Berichte und Lehren nach seiner Auffassung zu beleuchten und zu bekräftigen. Er gibt selbst zu, dass diese Auffassung keines positiven Beweises fähig ist: „Die Wissenschaft vom Uebersinnlichen kann nur die Hindernisse wegräumen, die unser Verstand dem Glauben an die Wahrheiten des Christentums in den Weg legt.“ Auf dem dadurch freier gewordenen Weg ist eine Entwicklung des Christentums zu wünschen und zu hoffen, und zwar könnten auf diesem Wege recht wohl die beiden christlichen Kirchen neben einander gehen; denn beide sind entwicklungsfähig: „Der Protestantismus vermöge seines Prinzips der freien Forschung, der Katholizismus vermöge der grossen Macht und Freiheit, in der sich seine höchste Autorität bewegt.“

Geh. Hofrat Dr. Wernecke in den
„Psychischen Studien“.

Vorläufer des Spiritismus.

Hervorragende Fälle willkürlicher mediumistischer Erscheinungen aus den letzten drei Jahrhunderten.

Von

Alexander Aksakow,

Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrat.

In einzig autorisierter Übersetzung aus dem Russischen und mit Beitrag von
Feilgenhauer.

384 S. gr. 8^o. Preis: brosch. M. 7.—, eleg. geb. M. 9.—.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des unermüdeten Uebersetzers, durch seine Kenntnis der russischen Sprache eine neue wertvolle Arbeit des um den Spiritismus hochverdienten russischen Wirkl. Staatsrates Aksakoff auf den deutschen Büchermarkt gebracht zu haben. Der berühmte Verfasser des „Animismus und Spiritismus“, jenes grundlegenden spiritistischen Erstlingswerkes, behandelt die sogenannten spontan (willkürlichen) mediumistischen Erscheinungen, indem er in geistreichen Zusätzen und Anmerkungen ihre Identität mit den experimentellen Phänomenen des Mediumismus nachzuweisen sucht. Jene den sämtlichen mediumistischen Erscheinungen eigentümlichen Charakterzug aufweisenden, wohl-

verbürgten und interessanten Fälle müssen selbst den grössten Skeptiker zu der Ansicht bringen, dass dergleichen Spukerscheinungen u. s. w. ein für allemal unbestreitbare Tatsachen sind. Wertvoll und wichtig aber ist die Arbeit Aksakoff's für den neueren Psychologen und ganz besonders für den Spiritismus. Führt sie doch in ein Gebiet des spontanen Mediumismus ein, das noch viel zu wenig bekannt und als beweiskräftig für den Spiritismus geschätzt ist. Dieses interessante Werk, welches ein Licht auf die mannigfachen Spukgeschichten aller Völker und aller Jahrhunderte wirft, sollte eigentlich die Beachtung der ganzen gebildeten Welt finden.

Die kulturelle Lage Europas beim Wieder- erwachen des modernen Okkultismus.

Geistige, soziale
und politische
Hauptströmungen

dargestellt von

G. L. Dankmar.

40 Bogen gr. 8^o.
Preis 8 Mk.,
gebunden 10 Mk.

In dem vorliegenden Werke wird ein Rechenschaftsbericht gegeben über die gesamte Weltintelligenz der Epoche vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Es wurde das sittliche, religiöse, wirtschaftliche, also: das kulturelle Milieu jenes Zeitabschnitts geschildert; gezeigt, wie sich die Geistesströmungen abzweigen und vereinigen wiederum in einem grossen Zusammenklange der Meinungen, der laut für das: credo in metaphysicum spricht. Der unzerreissbare und niemals abgerissene Faden des Uebersinnlichen in Philosophie, Theologie, Historiographie, Literatur, Psychologie wird da aufgezeigt. Insbesondere in diesen beiden letzteren wurde ein grosses Stück Arbeit, auf mühsamem Quellenstudium beruhend, geleistet: von Leibniz, Wolff, Lavater, Mendelsohn, Wieland, Kant, Moritz, Hennings, über Eckardtshausen, Stilling, Kerner, Eschenmayer, bis zu Herbart, Beneke, J. H. v. Fichte, Fechner wird die historische Auffassung der Seele, und die „Nachtseite“ des Seelenlebens behandelt.

Hat so das umfangreiche, mit einem sorgfältigen und das Nachschlagen erleichternden Inhaltsverzeichnis versehene Werk vor allem höchstes Interesse für jeden Okkultisten und Theosophen, so auch durch seine klare, lichtvolle Behandlung der Geisteswissenschaften jener Epoche für jeden Gebildeten überhaupt, sogar selbst dann, wenn er allem Metaphysischen ablehnend gegenüberstehen sollte; denn „an die Magie nicht glauben, ist kein Grund sie zu verachten“, wie Victor Henry so treffend bemerkt.

Über den Reformen.

Reformheilkund- licher Roman aus : dem Badeleben :

von

Heinrich Nommsen.

Eleg. gebunden Mk. 5.—.

:: Sinniges ::
Geschenkwerk.

Das Hamb. Fremdenblatt schreibt am 21. 11. 12:

Wenn das Dichterwort „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, der Wirklichkeit entspricht, dann müssen auch die Produkte des Geistes — die Gedanken — und die Stimmungen der Seele beständig eine Wirkung auf den Körper auszuüben imstande sein. Im ersten Teil seines Romans gibt der Autor, teils an Lebensbeispielen, Aufklärung über die verschiedenen Reformen der Medizin, Naturheilkunde, Homöopathie, des Vegetarismus, Fletscherismus, der Abstinenz, Fastenkuren usw.; aber im zweiten Teile zeigt er in einem wissenschaftlichen Vortrag, den er von einem ernsten Denker und Philosophen, Dr. Wehler, vor einem auserlesenen Zuhörerkreis in einem ideal eingerichteten Sanatorium am Lago Maggiore halten läßt, daß über allen Reformen das wohlwollende höhere Ich im Menschen, — die den ganzen Zellenstaat mikrokosmische „Weltseele“ thront. Wenn diese auf den rechten Ton ihrer Individualität gestimmt ist, wenn alle Zellen dem einen „Gesetz der Gesundheit“ zu gehorchengezwungen sind durch den zielbewußten, mächtigen Dirigenten, dann bedarf es keiner äußerlicher, physischer Reformen für ihn mehr; dann ist der Mensch gesund. Der Autor hat eine praktische Gesundheits- und Lebenslehre in der leichtfaßlichen und suggerierenden Form eines Romans geschrieben und die Reformideen werden dem Leser so mundgerecht angeboten, daß es wie selbstverständlich hingenommen wird. Wer seinen Geist zu einem vorurteilsfreien Nachdenken über Leben und Gesundheit anregen will, dem kann die Lektüre dieses aufklärenden Romans bestens empfohlen werden. G. K.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Veröffentlichung und Herausgabe in Buchform von ge-
diegenen literarischen Werken (sexuelle und leichte
Lektüre ausgeschlossen), speziell

Manuskripten okkulten Gebiets

übernimmt unter gleichzeitiger Beteiligung an den Her-
stellungskosten — oder auch in Kommissionsverlag —
die Verlagsbuchhandlung OSWALD MUTZE • LEIPZIG.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

September-Oktober.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Ein Interview mit Cecil Husk.*)

Mrs. E t t a D u f f u s war so freundlich uns vor ein paar Tagen abzuholen, als sie im Begriff war das greise Medium, den genialen alten Herrn, der so oft seit vielen Jahren in der Welt „for psychical research“ angeführt worden ist, aufzusuchen. Wir hatten den Wunsch geäußert, Mr. Cecil Husk, das blinde Medium, zu interviewen, da wir fühlten, daß die Leser der „Psychic Gazette“ gern wissen möchten, wie es mit ihm stehe. Wir erinnerten uns an die Zeit, als es in seiner Blüte mit jenen würdevollen Manifestationen materialisierter Geister, die Florence Maryat in ihren Büchern „There is no Death“ und „The Spirit World“ beschrieben hat, scharfe wissenschaftliche Forscher fesselte und ebenso viele Tausende von Untersuchenden, die begierig waren, Beweise zu finden, daß der Geist nach dem körperlichen Tode weiterlebt. Wir erinnerten uns der Riesenstimme von „John King“, der rauhen Seemanns-Herzlichkeit von „Onkel“, der bescheidenen Nützlichkeit von „Christopher“, der Scherzhaftigkeiten von „Joey“, der Weisheit von „Ebenezer“, der Segenssprüche des griechischen Priesters und Cardinal Newmans, der überirdischen Musik der feenhaften Glocken, die gewöhnlich im Zimmer herumflogen, Lieder spielend, an die der eine oder andere Teilnehmer sich speziell erinnerte, des schweren Musikinstruments, das von unsichtbaren Händen aufgezo- gen und auf den Tisch gesetzt wurde, und wir erinnerten uns dann der verschiedenen Phantome, die sich zeigten in momentaner körperlicher Form und die von Freunden und Verwandten erkannt wurden, während Cecil Husk

*) Nach „The International Psychic Gazette“, London, Februar 1916, mitgeteilt von Prof. Willy Reichel, Pasadena, Cal. — [Der Artikel gibt unsern Lesern ein anschauliches Bild aus den Kreisen der Geistergläubigen im Heimatland des Spiritismus. — Red.]

in tiefstem Trance lag.¹⁾ Wir erinnerten uns ebenso des Unglaubens und des Skeptizismus der ängstlichen Orthodoxen und der Zuversicht der Taschenspieler, daß diese Manifestationen nur Betrug und Gaunerei seien. Wieviel Komfort die ersteren verloren und wieviel Selbstbetrug die andern sich erlaubten, wissen wir nun!

Mrs. Duffus' Automobil brachte uns schnell nach 30 South Grove, Peckham, S. E., wo Mr. Husk seit vielen Jahren lebt. Miss Simpson, seine treue und ehrliche Wirtschafterin, seit Mrs. Husk starb, begrüßte uns und brachte uns sofort an das Bett des Veteranen des Spiritualismus im zweiten Stock. Er lächelte, als er Mrs. Duffus begrüßte, der er zunächst dankte für die reiche Speise, die sie ihm zu Weihnachten gesandt hatte. Er war unfähig ihr die Hände zu geben, da sie beide gelähmt sind, doch war er fähig eine Zigarre zu rauchen, als er bereitwillig plauderte und antwortete auf unsere Fragen: „Natürlich, ich entsinne mich an Florence Maryat genau, sie wurde mir durch meine Schwester Rose, die auch in der Carl Rosa Opera Company war, zugeführt. Florence Maryat war, wie Sie wissen, sowohl Künstlerin als auch Schriftstellerin. Meine Schwester spielte damals die Lady Angela und Florence Maryat spielte — ich vergaß das! Ich hatte nicht Sir William Crookes in meinem Hause, doch sah ich ihn mehrere Male in Privatsitzungen. —

Von meiner frühesten Jugend an war ich hellsehend und schon als Kind hatte ich seltsame Phänomene, da sich verschiedene Gegenstände in meiner Nähe auf unerklärliche Weise bewegten. Das war in den Tagen, als das Gas noch nicht überall in Gebrauch war. Ich entsinne mich, daß wir in unserem Frühstückszimmer einige Kerzen auf einer Schale hatten und Lichtputzer dazwischen. Zwei- oder dreimal knackten die Lichtputzer, erhoben sich hinauf bis zur Decke, wanderten dort herum und fielen dann auf die Schale zurück, ich war damals acht oder neun Jahre alt. Mein Vater, meine Mutter, Brüder und Schwestern sahen es alle. Sie alle dachten, es sei seltsam, doch mein Vater, der ein Spiritualist war, zeigte spezielles Interesse daran. Ich denke nicht, daß sie

¹⁾ Alle diese Manifestationen sah ich selbst in London 1902 im Hause von Cecil Husk, als ich von Aegypten über Genua, Paris nach London fahren mußte, um dort einige geschäftliche Sachen zu erledigen. Uebrigens sah ich solche Phänomene noch bei weitem besser durch C. F. Miller in San Francisco, Cal., worüber ich früher in den „Psych. Stud.“ ausführlich berichtet habe. Vergl. „Kreuz und Quer durch die Welt“, Leipzig, Oswald Mutze. Dr. Encausse (Papus) schrieb in „L'Initiation“, (Paris), Octob. 1906: „Alle anderen Medien, die ich gesehen habe, sind wie kleine Kinder im Vergleich zu Miller“. — [Nur schade, daß dieses vielgerühmte Materialisationsmedium die von dem Herrn Einsender mit vieler Mühe und großen Geldopfern veranstalteten bzw. geplanten Testsitzungen in Europa mit Oberst de Rochas und damit jede strengwissenschaftliche Nachprüfung geflissentlich vereitelt hat. — Red.]

es für eine besondere Kraft, die ich hatte, anfangs hielten, doch andere Leute interessierten sich dafür und mein Vater entsann sich auch noch anderer seltsamer Ereignisse, die sich zutrugen, als ich noch jünger war. Schon ganz jung hatte ich die Gabe für Prophezeiungen. Gewöhnlich sagte ich, daß das oder jenes im Hause passieren werde und das geschah denn auch regelmäßig. Während des letzten Teiles des Krimkrieges sagte ich gewisse Siege voraus und sie kamen auch. Ich war dann nicht in Trance. Es schien mir dabei nichts Eigentümliches vorzuliegen, sondern alles schien mir ganz natürlich und normal zu sein.

Bis zu meinem fünfzehnten oder sechszehnten Jahre wußte ich nichts von Materialisationen, dann aber bemerkte ich bei verschiedenen Gelegenheiten Personen, die ich nicht kannte und welche die Tür öffneten und in die Stube kamen, in der ich mich gerade befand und dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder hinausgingen. Sie waren wie andere Personen und ich war nicht einmal aufgeregt darüber. Später verschwanden solche vor meinen Augen, weshalb ich wußte, daß sie nicht zu dieser Erde gehörten. Sie sprachen nicht direkt zu mir, aber es schien, daß ich intuitiv verstand, was sie wünschten. Ich hatte zuweilen den Eindruck, daß sie bedauerten, nicht ein besseres Leben geführt zu haben. Sie versuchten mich zu bestimmen, einiges von ihrem vergangenen Leben herauszufinden, was mir auch manchmal gelang, und ich könnte noch manche sehr interessante Dinge erzählen, allein augenblicklich bin ich zu krank und mein Gedächtnis wird zunehmend schwächer.

Zu meiner Entwicklung als Medium saß ich gewöhnlich zwei- oder dreimal in der Woche mit meinem Vater an einem kleinen runden Tisch, wobei wir gewöhnlich Botschaften durch Klopföne und Kippen erhielten. Meine Mutter ward immer nervös darüber. Bulwer Lytton war die erste Persönlichkeit von Gewicht, die Interesse an meinen Seltsamkeiten nahm. Mein Vater war ein berufsmäßiger Sänger und begegnete Lytton in der Gesellschaft. Zweifellos hatte er letzterem, der sich für okkultistische Probleme sehr interessierte, von mir erzählt und so kam er gelegentlich in unser Haus, um mit uns zu sitzen. Er war ein sehr genialer Mann, doch ziemlich brüsk. Er kam nachher niemals zu meinen öffentlichen Sitzungen, die erst später einsetzten.

Ich wurde Musikant und begleitete Charles Keen auf einer seiner Tourneen; ich spielte später auch im Princess Theatre in Shakespeare-Stücken. Ich gab aber niemals meine Mediumschaft ganz auf, denn es gab immer bei den dramatischen Gesellschaften Personen, die Näheres über diese Sache zu erfahren wünschten. Nachdem meine Schwester 1870 gestorben war, hielt ich regelmäßige Seancen und ungefähr 1875 begannen meine Materialisationssitzungen. „John King“ erschien jetzt gewöhnlich, und als

27*

ich einmal in der griechischen Kirche gesungen hatte, hatte ich zweifellos einen verstorbenen griechischen Priester angezogen und solche waren seitdem immer mit mir. Auch Cardinal Newman kam bald nach seinem Tode zu mir. Wenn Materialisationen stattfanden, fühlte ich alles leer in mir. Wenn ich in den Trancezustand kam, waren meine Gefühle nicht sehr angenehm. Sie sind so, als ob jemand ohnmächtig wird, obschon ich selbst nie ohnmächtig wurde. Wenn ich wieder ich selbst wurde, war es mir, als ob ich einen Zustand durchgemacht hätte, der nicht von dieser Welt war.“ —

„Erzählen Sie uns, Mr. Husk, wie Sie zu dem eisernen Ring an Ihrem Handgelenk gekommen sind?“ (Der betreffende Ring befindet sich an seinem Handgelenk seit vielen Jahren und ist so schmal, daß er unmöglich über seine Hand hat gezogen werden können.) „Dieser Ring lag in einer Sitzung auf einem Tisch, um den der Zirkel Platz genommen hatte, als er mir angelegt wurde. Meine Hände wurden von beiden Seiten gehalten. Die Geisterfreunde sagten dabei meinen beiden Nachbarn, daß sie meine kleinen Finger sehr fest halten und solche nicht für einen Augenblick loslassen sollten. Nachdem wir eine kleine Weile gesessen hatten, hörten wir zwei oder drei scharfe Klopföne, dann fühlte ich plötzlich eine Erschütterung durch meinen Arm gehend und unmittelbar nachher die Kühle eines Ringes um mein Handgelenk; die ganze Zeit über war ich nicht in Trance. Einige Zeit nachher wurde ich von der „Spiritualist Alliance“ in St. James's Hall eingeladen und dieser Ring wurde dort allen gezeigt, die ihn sehen wollten; ich erinnere mich, daß er von Hunderten hin und her gezogen und gezerrt wurde, die ihn abzunehmen versuchten, doch alles war vergeblich. Ich bin jetzt viel magerer geworden, doch kann er auch jetzt nicht abgenommen werden. Die Geister sagten, daß sie nie erlauben würden, daß dieser Ring von meiner Hand entfernt würde, doch hätten sie ihn häufig mit einem anderen, genau wie diesen gemachten, gewechselt, das wäre bei Licht geschehen und hätten sie ihn sich wirbelnd zu Boden geworfen. (? — Red.)

Ich habe vielleicht mit mehr Skeptikern zu tun gehabt, welche die Seancen störten, als wohl die meisten anderen Medien. Viele waren immer bereit mich einen Betrüger zu nennen; das verletzte mich immer tief und ich betete ernstlich, daß doch solche Menschen von ihrem Irrtum befreit werden und die Wahrheit dieser wunderbaren Phänomene erkennen möchten. Ich wurde durch die albernen Tricks der Ungläubigen oft nahe dem Tode gebracht — meine Führer sagten so!

Meine Arme sind mit Stecknadeln und Nähnadeln während der Sitzungen durchstoßen worden, um zu sehen, ob ich wirklich

in Trance sei, doch ich merkte das erst später durch die Blutstropfen an meinen Kleidern. Bei einer Gelegenheit war ich für Tage bettlägerig, als das Licht bei einer Materialisationssitzung plötzlich aufgedreht worden war. Niemals kam die Polizei zu mir und einmal verfolgte sie mich, obschon sie ohne mein Wissen bei meinen Seancen mag zugegen gewesen sein. Einmal wurde ich in Gegenwart mehrerer Wissenschaftler in der Great Russell street gewogen. Mr. Harrison, der Herausgeber des „Spiritualist“ hatte eine solche Prüfung arrangiert und es wurde dabei festgestellt, daß ich über die Hälfte meines Körpergewichtes während einer Materialisationssitzung verloren hatte. —

Ich bin freilich öfters auch von betrügerischen Geistern belästigt worden, die mir sagten, daß sie beabsichtigten mich zu schädigen, wenn ich es am wenigsten erwarte; aus diesem Grunde war ich oft unschlüssig, ob ich mich in einen Trance versetzen solle. Bevor ich wirklich in Trance war — oder auch wenn dieser nicht tief genug war, so daß ich mein Bewußtsein noch nicht ganz verloren hatte — konnte ich fühlen, wie von m e i n e n H ä n d e n Gebrauch gemacht wurde etwas anzufassen, oder eine Manifestation zu simulieren. Doch wurde ich dann plötzlich durch meine treuen Führer [sog. Kontroll-Geister] wieder zum Bewußtsein zurückgebracht.

Wenn ich meinen physischen Körper im Bett beobachtete, also während ich im Bett lag, sah ich meinen geistigen Körper am Ende des Bettes.“ —

Als Mr. Husk soweit erzählt hatte, schien das Zimmer mit dem wunderbarsten Parfüm angefüllt zu sein. Das ist eine der Manifestationen eines von Mr. Husk's „Führern“, mit Namen „Uncle“. —

Mr. Husk fuhr dann fort: „Ich freue mich so sehr über alle diese Liebenswürdigkeiten, die mir während meiner Krankheit zuteil wurden, die beweisen, wie viele mich doch ernst nehmen. Ich bin glücklich in dem Gedanken, daß ich etwas für die Welt habe tun können. Meine Führer sind noch immer bei mir und ich höre „John King“ oft laut sprechen.“ —

Miss Simpson erzählte hierbei, daß, als die „Titanic“ unterging, Mr. Husk krank war und bis drei Uhr morgens zu schlafen schien, als er plötzlich in tiefem Schweiß aufwachte. Er sagte, er sei im Wasser gewesen; er hätte eine Bande rag-time (eine Art Negermusik) spielen gehört und dann „Nearer my God to Thee“. Ebenso hätte er Mr. Stead gesehen und mit ihm gesprochen. Als sie (Miss Simpson) am folgenden Morgen ausging, sah sie die Zeitungen mit der Anzeige, daß die „Titanic“ gesunken sei, doch hatte sie keine Idee davon, daß Mr. Stead auf diesem Schiffe war. Später erst erfuhr sie, daß es so war und sagte sich dann, daß Mr. Husk's lebhafter Traum durch einen letzten Gedanken

Mr. Steads verursacht worden sein konnte, denn beide kannten sich sehr genau. Auch „John King“ sprach dann zu uns mit all der Kraft seines früher wiederhallenden Tones, indem er sagte: „Sie können nichts mehr erwarten Mr. Editor von unserem Freund für heute. Vermitteln Sie den Ausdruck meiner Liebe allen Ihren Lesern; sagen Sie ihnen, daß ich sehr dankbar bin, ebenso wie mein boy“ (Husk).

(Wie die „Gazette“ noch weiter mitteilt, sind nämlich bis jetzt für einen „Cecil Husk Fund“ 22,48 Pfd. Sterling eingegangen.)²⁾

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studie von E. W. D o b b e r k a u.

V.

Varro berichtet von einem Ritter, daß er starb und wieder erwachte. Er erklärte, sein Bruder wäre an seine Stelle getreten und hätte ihn zu seinem Erben und Vormund seiner Tochter eingesetzt. Kaum hatte er dies gesagt, da kamen die Diener seines Bruders herbei und bestätigten seine Worte.

Lucianus berichtet über ähnliche Fälle.

Plutarch erzählt von Antillus, daß er starb und wieder erwachte. Er behauptete, er sei irrtümlich geholt und daher wieder zur Erde zurückgebracht worden. Der Herr hätte seine Boten deswegen sehr getadelt; er hätte sie zu Nikander geschickt und nicht zu Antillus, sagte er. Man machte darüber manchen Scherz und

²⁾ Unser verdienstvoller Mitstreiter Dr. Bormann teilte s. Z. in der „Uebersinnlichen Welt“ 1914 (S. 315) mit, daß dem blinden Cecil Husk, soweit ihm bekannt, niemals Betrug nachgewiesen worden ist. Ich bedauere so oft, daß dieser ernste Forscher die Erdsphäre verlassen hat. Ich stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel und er fehlt mir überall, doch habe ich wenigstens die Freude, seine Photographie zu besitzen, die er mir nicht lange vor seinem Tode sandte. Auch Colonel Albert Comte de Rochas d'Aiglun sandte mir kurz vor seinem Ableben sein schönes Bildnis. Auch sein Tod ist ein schwerer, fast unersetzlicher Verlust für unsere Sache (vergl. „Psych. Studien“, April 1915, S. 97 ff. und „Uebers. Welt“ 1915, S. 75.) Als ich ihn in Grenoble persönlich kennen lernte, nahm mich sein echt aristokratisches und so liebenswürdiges Wesen ganz gefangen. Ich wunderte mich nur, daß er weder Deutsch noch Englisch sprach, so daß ihm die deutsche okkultistische Literatur entgehen mußte, mit Ausnahme weniger Uebersetzungen. Dagegen konnte Guilanme de Fontenay (auch ein ehemaliger Militär), wenigstens einigermaßen auf Englisch sich verständigen und sich mit dem Medium Bailey unterhalten. [Nur schade, daß auch bei diesen Sitzungen in Grenoble infolge augenseheinlichen Betrugs des Mediums nichts herauskam! — Red.] Und nun dieser furchtbare Weltkrieg, der alle Forschungen in Europa vernichtete! Kampf und Haß überall! Man möchte fast die Gestorbenen beneiden, die ihre Laufbahn in diesem Tal der Thränen bereits beendet haben.

W. R.

behauptete, Nikander hätte die Todesboten bestochen. Allein dieser erkrankte und starb nach drei Tagen.

St. Augustin erzählt von einem gewissen Curma, daß er starb und wieder erwachte. Er schickte sofort einen Boten zu seinem Nachbar und Namensvetter Curma, um dort nachfragen zu lassen, wie es ihm ginge. Der war in demselben Augenblicke gestorben, als jener wieder die Augen aufschlug. Da erzählte der Wiedererwachte, daß er von Geistern vor den höchsten Richter geführt wurde. Allein der machte ihnen Vorwürfe, weil er nicht diesen, sondern den anderen Curma gemeint habe. Da hätten ihn die Geister wieder zur Erde zurückgebracht.

Ebenso berichtet St. Gregor der Große von einem Stephanus, daß er starb und wieder erwachte. Auch er erzählte, daß er zum Richter geführt wurde, daß dieser ihn aber nicht verlangt habe, sondern einen anderen Stephanus. Darum wurde er in seinen Körper zurück versetzt und jener andere Stephanus starb zur selben Stunde.

St. Augustin und St. Gregor berichten von einem Reparatus, daß er starb und wieder aufwachte. Er sandte sofort Boten zum Priester Tiburtius, um sich nach ihm zu erkundigen, denn er habe ihn soeben im Jenseits angetroffen. Als die Boten wieder kamen, meldeten sie, daß Tiburtius genau zu derselben Stunde wie Reparatus starb.

Alle diese Wiedererwachten berichteten von ihren Erlebnissen im Jenseits, von dem, was sie dort gesehen und gehört hatten, und ihre Berichte enthielten sehr viel Übereinstimmendes. Sollten sie da nicht doch tiefe Wahrheiten als Erlebnisse aussprechen? —

Die Orakel der alten Griechen bestanden mindestens 2000 Jahre. Plutarch sagt, daß das Orakel zu Delphi zu seiner Zeit schon seit 3000 Jahren berühmt war. Vom Kaiser Theodosius wurden sie nur aus religiösen Gründen abgeschafft, weil das Christentum zur Staatsreligion geworden war.

Plutarch hielt die Orakel für einen großen Segen für die griechische Kultur. Er glaubte ihren Ursprung der göttlichen Vorsehung zusprechen zu müssen. Porphyrius sammelte alle ihre Antworten. Proklus bemühte sich um ihre Deutung fünf Jahre lang und schätzte sie sehr hoch. Platon sagt, daß es nicht aufgezählt werden könnte, wie vielen die Sibylle durch ihr inspiriertes Hellsehen die Zukunft richtig vorausgesagt habe. Cicero betont, daß das Orakel zu Delphi viele Jahre lang stets die reine Wahrheit gesagt habe. Dies könne niemand leugnen.

Bei jeder schwierigen Frage und in allen bedrängten Lagen sandten die Griechen Boten, Theoren, nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Ebenso machten es die Römer.

Das älteste Orakel der Griechen war das des Zeus zu Dodona.

Sie hatten es von den Pelasgern übernommen. Das berühmteste aber war das zu Delphi, das dem Apollo geweiht war.

Es gab in Griechenland 22 Orakel des Apollo, 2 des Jupiter und je 1 Orakel des Merkur, der Ceres, der Juno Aerea, des Pluto, der Proserpina und der Ino. Ferner gab es Orakel der Halbgötter oder Dämonen Amphiloehus, Amphiaraus, Aeskulap, Calchas, Herkules und der Pasiphae. In verschiedenen Orakeln erteilten die Geister von Verstorbenen die Antworten; so war eins in Thessalien und eins in der Höhle zu Heraklea.

Bei einigen Orakeln wendete man das „Schauen im Wasser“ an. So sah man in einem Brunnen die Antwort auf alle Fragen im Tempel des Apollo zu Telmessos. Nach Varro erschaute ein Kind in einem Wassergefäße den Ausgang des Mithridatischen Krieges.

Andere Orakel waren Traumorakel, so das des Amphiaraus bei Potniae und in Oropus, das der Pasiphae zu Talamia und das des Calchas in Daunia. Der Krankenheilung waren die Orakel des Aeskulap gewidmet. Im Tempel der Dei Soteres zu Lebedos erschienen diese den Kranken im Traum. Einen ähnlichen Tempel gab es in Sardinien. Im Tempel der Ino bei Talamae erhielten die im Tempel Schlafenden Eingebungen von der Göttin.

Den eingeschläferten Kranken erschien die Göttin Emitea und gab ihnen Heilmittel an. Selbst „Unheilbare“ wurden durch sie wieder gesund. So berichtet Diodorus Siculus. Dasselbe sagt Pausanias vom Tempel des Aeskulap bei Titorea.

Auch von der Isis behaupteten die ägyptischen Priester, daß sie Kranken im Schlafe ihre Heilweise eingebe. Dadurch wurden selbst solche geheilt, die man bereits verloren gab.

Galienus berichtet, daß im Tempel des Vulkan bei Memphis Kranke durch Träume geheilt wurden.

Wenn man das Traumorakel befragen wollte, opferte man einen Widder und legte sich auf dessen Fell zum Schlafe nieder. Drei Tage vorher durfte man keinen Wein trinken und einen Tag lang mußte man fasten.

Jamblichus sagt vom Tempel des Aeskulap, daß darin Kranke durch Heilträume wieder gesundeten. Sie hören in Zwischenräumen eine Stimme, die ihnen sagt, was sie tun sollen. Häufig erklingt diese Stimme ihnen im Ohre in einem Zustande zwischen Wachen und Schlaf. Einige Kranke fühlen sich von einem Lufthauch eingehüllt, den sie nicht sehen konnten. Häufig sehen sie ein feines, glänzendes Schimmern um sich, das sie zwingt, die Augen halb zu schließen. Das waren die göttlichen Träume, die zwischen Wachen und Schlaf sich einstellten. Mark Aurel schreibt, daß Aeskulap anordnete, tüchtig zu reiten, sich mit kaltem Wasser zu übergießen und barfuß zu gehen. Er selbst wäre von Blutstürzen und Schwindelanfällen durch Heilträume geheilt worden. Dafür sprach er den Göttern seinen Dank aus.

Wurde ein Kranker in einem Tempel nicht geheilt, so suchte er andere auf.

So berichtet Aspasia an Perikles, daß sie in verschiedenen Tempeln vergeblich Heilung suchte. Im Tempel des Podalirius zu Licera nahm sie zunächst ein Flußbad. Dann salbte sie sich und legte sich auf einer Ziegenhaut zum Schläfe nieder, nachdem sie den Gott um Heilung angefleht hatte, dessen Bildsäule neben ihr stand. Bald schlief sie ein. Da verbreitete sich um sie ein lieblicher Schimmer, und es erschien ihr Aeskulap und seine beiden Töchter, von einer leuchtenden Wolke eingehüllt. Er verhiess ihr Heilung von ihrem Leiden. Nach tiefem Schläfe erwachte sie am Morgen und fühlte sich geheilt.

Auch Perikles dankte der Pallas Hygia durch Errichtung einer Bildsäule für einen Heiltraum.

Ebenso dankte öffentlich der Kaiser Julian dem Aeskulap für seine Heilung.

Ein gewisser Ganides dankt in einer Steininschrift den Göttern für einen Heiltraum, der ihn von seiner Blindheit befreite; ihm zufolge begab er sich zum Altar, wusch seine Hände und legte sie auf seine Augen, die sofort sehend wurden.

Baronius berichtet, daß das Orakel des Aeskulap dem Lucius riet, die Asche vom Altar mit Wein zu mischen und diese Salbe auf seine schmerzende Brust zu legen. Er tat es und wurde sogleich gesund.

Ebenso wurde dem Junius der Genuß von Piniennüssen in Honig verordnet gegen sein heftiges Blutspucken. Am dritten Tage war er geheilt, wie es das Orakel vorausgesagt hatte.

Plutarch erzählt, daß dem Elysus im Tempelschlaf sein verstorbener Sohn erschien, der ihm einige Täfelchen gab. Er hielt sie nach seinem Erwachen noch in der Hand. Auf ihnen stand geschrieben, daß er nicht mehr weinen solle, denn es sterbe als Knabe, wen die Götter lieben.

In einigen Tempeln übergab man den Priestern festverschlossene Briefe, deren Inhalt und Beantwortung sie im Schläfe durch ein Gesicht erfuhren.

Überhaupt glaubten die alten Griechen daran, daß die Götter sich im Schläfe den Menschen offenbaren können, sofern sie nicht von anderen Gedanken abgelenkt werden. Ebenso könnten die Geister von Verstorbenen mit ihren Lieben im Schläfe wieder in Verkehr treten.

Cicero erzählt, daß einem jungen Manne im Traume sein ermordeter Freund drei Mal erschien, ihn um Hilfe anrief, ihm dann die Art seiner Ermordung mitteilte und ihn bat, am Morgen ans Stadttor zu gehen; dort werde er seinen Mörder treffen, der seinen

Leichnam in einem Düngerkarren verborgen habe. Der Freund tat es, traf den Mörder und konnte ihn verurteilen lassen.

Von der Priesterin zu Delphi wird berichtet, daß sie in der Ekstase in ihr unbekanntem Sprachen rede.

Alexander den Großen redete das Orakel des Jupiter Ammon griechisch an, allein mit fremder Aussprache und Betonung. Den Barbaren antworteten die Orakel wiederholt in deren Mundart; Pausanias berichtet dasselbe von den Boten des Mardonius. Im Tempel des Apollo prophezeite der Seher dem Mys in karischer Sprache. So berichtet Herodot.

In den ersten Zeiten gab die Pythia ihre Orakel in Versen. Die erste Pythia, Phoemonoe, soll auch den Hexameter erfunden haben. Die Verse waren meist nicht sehr kunstvoll. Plutarch erklärte dies damit, daß Phoebus Apollo nicht ihr Urheber, sondern nur ihr Anreger war. Später sprach die Pythia nur in Prosa, wodurch sie viel an Ansehen verlor. Plutarch meinte, sie würde nun von anderen Geistern beeinflußt, weil sie immer nur in alltäglichen Angelegenheiten befragt wurde, zu denen die früheren wunderbaren Verse nicht passen.

Die Erfüllung der Voraussagen zu verhindern, erwies sich stets als unmöglich. Sie erfüllten sich dann erst recht. Man glaubte daher an ein unabwendbares Schicksal, dem niemand entgehen könne. Die Stimme des Schicksals waren die Orakel.

Die Berechtigung dieses Glaubens begründet Schopenhauer durch den Hinweis auf das „zweite Gesicht“ unserer Tage. Auch jetzt noch erfülle sich alles so, wie es der Seher voraus sah, gleichviel, wie sehr man sich auch bemühte, die Erfüllung des Vorgesehenen zu verhindern.

Darum sagt schon Cicero, daß die Weissagungen gar keinen Wert hätten, denn man könne ihr Eintreffen doch nicht verhindern.

Arpinas berichtet von einem Simonides, daß ihm ein Geist erschien, dessen Leichnam er fand und ehrenvoll hatte begraben lassen. Er kündigte ihm an, daß das Schiff untergehen werde, mit dem er fahren wollte. Simonides fuhr daher nicht mit jenem Schiffe, das wirklich unterging. Die Voraussage erfüllte sich also, aber sie rettete dem Simonides das Leben. Damit ist Cicero widerlegt in seinem zu weit gehenden Urteile.

Vom Orakel des Trophonius in Bötien berichten Pausanias, Plutarch und andere, daß der Fragende in eine enge Höhle von einer geheimnisvollen Kraft hinabgezogen wurde, in der er die Zukunft voraus sah, oder sie ihm von einer Stimme mitgeteilt wurde. Sodann wurde der Fragende mit dem Kopf nach unten wieder aus der Höhle herausgezogen, wobei er das Bewußtsein verlor. Aus dieser Ohnmacht weckten ihn die Priester wieder. Nach und nach erinnerte er sich dann dessen, was er in der Höhle schaute oder hörte. Aber auf lange Zeit soll jeder dies Orakel

Befragende das Lachen verlernt haben, so sehr hatte es ihn mit Schrecken erfüllt.

Dies Orakel befragte Aemilius Paulus nach der Schlacht gegen Perseus und mehrere Römer nach der Schlacht von Chaeronea. Vom Apollonius von Tyana erzählt Philostratus, daß er sich längere Zeit in der Höhle aufhielt und ihm da ein ganzes Buch diktiert wurde. Sonst hielt es in der Höhle jeder nur einige Minuten aus.

Von seinem Bruder Timarchus berichtet Plutarch, daß er in die Höhle eindrang, um das Orakel über den Dämon des Sokrates zu befragen. Von einer geheimnisvollen Stimme erhielt er Antwort. Sie sagte ihm sodann, daß er nach drei Monaten mehr davon verstehen werde. Nach drei Monaten, auf den Tag stimmend, öffnete dem Timarchus der Tod das Tor des Geisterreiches.

Kroesus wollte die Orakel auf die Probe stellen. Er sandte Boten zu sieben der berühmtesten und ließ sie an einem bestimmten Tage fragen, was er an diesem Tage tun ließ. Nur das Orakel zu Delphi und das des Amphiaraus sagten richtig aus, daß er das Fleisch einer Schildkröte und eines Lammes in einem kupfernen Kessel kochen ließ, ein Unternehmen, von dem niemand vorher etwas wissen konnte. So erzählt Herodot. Derselbe berichtet, daß des Kroesus stummer Sohn nach Ausspruch des Orakels zu Delphi sprechen werde, wenn Kroesus es am wenigsten wünschen würde. Als seine Burg vom Feinde bestürmt wurde, wollte ein Soldat den Kroesus töten. Da schrie sein bisher stummer Sohn voller Angst um den Vater: „Mensch, töte den Kroesus nicht!“ Und von da an konnte er reden.

Macrobius erzählt, daß der Kaiser Trajan das Orakel von Heliopolis erproben wollte und ihm in verschlossenem Briefe ein leeres Blatt sandte. Das Orakel ließ zur Bestürzung der Priester ein leeres Blatt an den Kaiser senden, der durch Öffnung seines uneröffnet zurückgebrachten Briefes vor versammeltem Hofe nachwies, daß die Antwort richtig war.

Ein Statthalter von Cilicien ließ das Traumorakel des Mopsus befragen durch einen versiegelten Brief. Dem Boten erschien im Traum der Genius, der zu ihm das Wort „schwarzen“ sprach. Bestürzt über die seltsame Antwort kehrt der Bote zurück und wird von allen ausgelacht. Jedoch der Statthalter öffnet seinen unerbrochenen Brief und beweist durch dessen Inhalt, daß das Wort „schwarzen“ die richtige Antwort war. Er hatte nämlich das Orakel gefragt, ob er einen weißen oder schwarzen Ochsen opfern solle.

Titus Livius berichtet vom Orakel zu Dodona, daß es dem Könige von Epirus geraten habe, die Stadt Pandosa und die Gewässer des Acheron zu meiden, denn dort werden seine Unternehmungen scheitern. Darum zog der König nach Italien, um

sich vom Ort und Flusse dieses Namens auf Epirus möglichst weit zu entfernen. In Italien, von Freunden verraten, wurde er nach einem Orte Pandosa geführt, von dessen Dasein er vorher nichts wußte. Eine Flut zwang ihn, mit seinem Heere einen Strom zu überschreiten, dessen Brücke zerstört war. Da hörte er einen Soldaten auf den Fluß schimpfen, daß er mit Recht seinen Namen Acheron trage. Der König darüber bestürzt, wollte umkehren. Aber dann entschloß er sich doch, weiter vorzurücken. Als er jedoch mit seinem Pferde ans jenseitige Ufer kam, wurde er von einem feindlichen Wurfspieße durchbohrt. Er fiel tot in den Strom, der seinen Leichnam zu seinen Feinden trug.

Herodot erzählt vom Wahrsager Megistias, daß dieser dem Leonidas und seinen Soldaten voraussagte, sie würden am anderen Morgen alle fallen. Leonidas sagte ihm, so möge er doch wenigstens sein Leben retten und sie verlassen. Doch Megistias antwortete, daß er an seiner Seite sterben wolle. Und es erfüllte sich diese Vorhersage am anderen Morgen.

Posidonius schreibt, daß ein Rhodier in seiner Todesstunde richtig voraussagte, in welcher Reihenfolge seine sechs Genossen sterben würden.

Allgemein bekannt ist die Dunkelheit und Zweideutigkeit der meisten Orakelsprüche.

So wurde den Athenern gesagt, sie würden im Kriege gegen Xerxes nur in Holzhütten Rettung finden. Themistokles bezog dies auf Schiffe und riet zu einer Seeschlacht, die auch gewonnen wurde. Plutarch schreibt, daß dem Pyrrhus das Orakel voraus sagte, er werde umkommen, wenn er einen Wolf im Kampfe mit einem Stiere sehe. Als er im eroberten Argos sich eine Bildsäule ansah, die einen Wolf im Kampfe mit einem Stier darstellte, tötete ihn eine alte Frau durch einen Ziegelstein; den sie vom Dache auf seinen Kopf herab warf.

Dem Kroesus sagte das Orakel, daß ein großes Reich untergehen werde, wenn er den Halys überschreite. Dies bezog er auf das Reich des Cyrus, den er bekriegen wollte. Allein er wurde besiegt und sein eigenes Reich wurde zerstört.

Es ist möglich, daß die Orakel nur darum so dunkle und zweideutige Antworten gaben, weil sie nicht in die menschliche Ordnung eingreifen wollten. Aus demselben Grunde sagen auch oft die Jenseitigen in spiritistischen Sitzungen, daß sie nicht alles sagen, nicht die Zukunft enthüllen dürfen.

Es ist aber auch möglich, daß jene Orakelsprüche von den Priestern selbst gegeben wurden, weil keine Offenbarung empfangen wurde. Sie stellte sich damals ebensowenig auf Bestellung ein wie heute. Daran scheitern noch heute viele Medien und greifen dann zum Betrüge.

Es ist wohl zweifelfrei, daß die Propheten und Seher der Orakel ihre Antworten im somnambulen Zustande verkündeten.

Zu Wahrsagerinnen wählte man sensitive Mädchen, deren Feinsinnigkeit durch Berauschungsmittel noch verstärkt wurde.

Die Pythien zu Delphi waren im Anfange junge Mädchen. Zwei verrichteten zusammen den Dienst, eine dritte wurde dazu vorbereitet. Seit aber eine derselben von Echekrates verführt wurde, nahm man nur ältere Mädchen aus dem Dorfe und zwar immer aus dem Kreise der Ungebildeten. Zur Zeit des Verfalls der Orakel wurden nur einmal im Monate Antworten erteilt, später nur zweimal im Jahre. Vor jeder Befragung mußten die Pythia und der Fragende drei Tage fasten. Sodann kaute die Pythia Lorbeerblätter und bestieg den Dreifuß, der über einer Erdspalte stand, aus der Dämpfe empor stiegen, die die Pythia in Ekstase versetzten. In ihr verkündete sie mit hohler Stimme ihre Antworten, die man göttlicher Inspiration zuschrieb.

Jenen Erddämpfen schrieb man den Ursprung des Orakels zu. Ein Hirte, namens Koreta, soll sie zuerst entdeckt haben. Seine Ziegen wurden seltsam erregt, wenn sie sich jener Erdspalte näherten. Als er selbst es tat, verfiel er in Ekstase und erhielt prophetische Gesichte. Anfangs lachte man über sie, wenn er von ihnen erzählte, doch sie erfüllten sich und alle ergriff ehrfurchtsvolles Staunen. So erzählt Plutarch, Diodor und Pausanias.

Pindar sagt, daß von den Erddämpfen manchmal der ganze Tempel erfüllt wurde, so stark strömten sie aus.

Plutarch betont, daß an das Ausströmen von Erddämpfen oder Quellen die Orakel gebunden waren. Wo sie erschienen, begründeten sich Orakel, wenn sie versiegten, gingen auch die Orakel ein.

Er erzählt, daß eine der Pythien von den Erddämpfen derartig aufgereggt wurde, daß sie wahnsinnig schreiend aus dem Tempel stürzte und sich auf die Erde warf. Alles floh, auch der Prophet Nikander. Man kehrte später zurück und trug die betäubte Pythia fort. Allein sie lebte nur noch wenige Tage.

Auch heute noch versetzen sich Fakire durch Einatmen von Dämpfen in Ekstase.

Nach dem Erwachen aus ihrer Ekstase wußten die Pythien nichts von dem, was sie verkündet hatten. Diese Erinnerungslosigkeit haben sie mit unseren Somnambulen gemein.

Die Orakel von Kolophon, Pergamos, Dodona und Epidaurus waren an Quellen von berauscher Wirkung gebunden.

Nach Tacitus trank der Wahrsager des clarischen Apollo aus einem Grottenquell und beantwortete sodann in Versen Fragen, die nur in Gedanken gestellt waren. Man nannte ihm nur die Zahl und Namen der Orakelbefrager. Dieser Wahrsager war in gewöhnlichem Zustande ziemlich unwissend.

Oribaeus berichtet von einer Quelle in Äthiopien, die jeden aus ihr Trinkenden in Fieberwahnsinn versetzte.

Als Jesus geboren wurde, befanden sich die Orakel im Verfall. Es lag dies an der Ungläubigkeit und am Verfall der guten Sitten jener Zeit. Davon waren die Priester und Priesterinnen durchaus nicht frei zu sprechen, wie die berühmte Rede des Demosthenes gegen die Pythia beweist.

Plutarch erklärte das Aufhören der Orakel durch den Tod ihrer Gottheiten.

Obwohl sich selbst der edle Kaiser Julian, den die Kirche den Abtrünnigen nannte, eifrig bemühte, die Orakel mit neuem Geiste zu erfüllen, erwies es sich doch als unmöglich. Die Lehre Jesu eroberte im Sturme alle Herzen, weil sie die Gotteskindschaft jedes Gläubigen verkündete, auch der Sklaven, denen selbst ein Platon kaum eine Seele zuerkennen wollte.

Plutarch wollte das Wesen der Orakel damit erklären, daß er sagte, die Pythien würden von Dämonen inspiriert, die dazu von Apollo beauftragt seien. Die Erddämpfe versetzten die Pythien in Ekstase und machten sie in diesem Zustande für die Inspirationen der Dämonen empfänglich.

Heute würde man die Pythien als Somnambule bezeichnen und in den Dämonen Geister von Verstorbenen sehen. Man würde auch heute das Aufhören der Orakel damit erklären, daß man den Somnambulismus der Pythien nicht mehr für genügend tief ansehen und annehmen würde, die bisher die Antworten erteilenden Geister wären nach dem Gesetze der Entwicklung in höhere Stufen jenseitigen Seins empor gestiegen und damit ihren bisherigen Medien und Somnambulen entrückt.

Diese Anschauungen würden den Erfahrungen der spiritistischen Medien durchaus entsprechen und eine volle Erklärung für das Aufhören der Orakel bieten.

Daß die alten Griechen keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Dämonen und den Geistern der Verstorbenen machten, kann man daraus ersehen, daß Alexander der Große dem verstorbenen Hephästion einen Tempel bauen ließ, in dem Hephästion Orakel verkündigte und wunderbare Heilungen ausführte. Auch dem verstorbenen Antinous wurde von Mark Aurel ein Tempel errichtet, in dem jener weissagte. Und Prudentius berichtet, daß der Geist des Augustus in seinem Tempel Orakel verkündigte. —

Die Wiedereinführung von Orakeln würde also nur von geeigneten Medien abhängig sein, die von geistig hoch stehenden Verstorbenen inspiriert werden.

Aber unsere Zeit ist nicht reif für diesen Gedanken!

Besessenheit.

Von Dr. Grävell (Lausanne).*)

II.

Jede Krankheit ist im letzten Grunde notwendigerweise Geisteskrankheit. Denn wenn der Geist das ursprüngliche und höhere Prinzip ist, wie man doch logischerweise annehmen muß, so ist klar, daß der Körper nur eine Funktionserscheinung des Geistes sein kann. Er ist also so wie der Geist ist und umgekehrt.

Dem steht scheinbar entgegen, daß ein edler Geist oft in einem siechen Körper zu stecken scheint. Allein bei näherer Betrachtung findet man, daß dies nicht ganz zutrifft.

Wir wollen uns zunächst einmal klar zu werden suchen, was für ein Unterschied zwischen Geist, Seele und Ich ist! Denn diese Begriffe werden beständig verwechselt. Man kann es sich etwa so vorstellen, daß die Seele gewissermaßen eine Kugel ist und das Ich der Mittelpunkt. Um das Ich herum befindet sich zunächst alles Geistige, was dem Gebrauche des Ichs, d. h. seinen Willensrichtungen nahe steht, es entspricht also etwa dem, was man philosophisch „den empirischen Charakter“ nennen könnte oder das Bewußte. Entfernter davon, also der Oberfläche der Kugel näher, ist das mehr Unbewußte, das aus alten Zeiten stammt und wenig oder nie gebraucht wird.

Denken wir uns, daß der Mensch früher schon einmal gelebt hat, so ist einleuchtend, daß es viele dunkle Partien in seinem Innern gibt, die vielleicht nie beleuchtet werden, die gewissermaßen schlummern, aber doch auf einmal ans helle Tageslicht gebracht werden können, wenn die Umstände es erfordern.

So ist z. B. der Krieg ein solches Ereignis, das manchen Menschen wie ein wildes Tier erscheinen läßt, und jeder kann selbst an sich bemerken, daß er manchmal ganz ungewohnte wilde Instinkte in sich spürt, die ihn auf die Stufe eines Naturmenschen zurückschleudern. Das ist das angesammelte Unbewußte, das als „Karma“ dient d. h. dem Individuum sein Schicksal macht.

Das Ich schwebt nun zwischen allen diesen Einflüssen wie nach der Bibel Gott über den Wassern der Tiefe. Es wird von allen Seiten beeinflusst und kann auch in sich selbst d. h. aus dem Überbewußten schöpfen, insofern als das Ich göttlicher Natur ist und aus sich herausgehen muß, wie die Mystiker sagen, d. h. aus allem Unbewußten und Bewußten, um ins Grenzen- und Wesenlose zu kommen, nämlich in die Region, wo das Göttliche thronet, das durch die Welt der Erscheinungen verdunkelt wird. Die Welt ist Schein, der Körper ist Schein und die Materie Schein. [Anm. Man kann einen Unterschied zwischen Geist und Seele insofern

*) Vergl. Nov.-Dez., S. 604 ff. 7

machen, als der Geist das eigentlich göttliche Prinzip ist, die Seele aber das von ihm erzeugte Zwischenglied zwischen Gott und Welt, was also der oberen (astralen) Welt entspricht. Das stellten die Alten so dar, daß sie das geistige Prinzip männlich nannten (den Gottessohn), den das weibliche Prinzip („die Jungfrau“ Maria) erlöst.] Der Geist allein ist göttlich d. h. wesentlich. Also ist beides in dem Maße groß, als es auf den Schein verzichtet, klein, als es sich der Welt hingibt.

Nun ist es augenscheinlich, daß das Ich nicht bloß aus dem ihm naheliegenden, es umgebenden Reiche des Unbewußten schöpfen kann, sondern auch aus der ganzen Schöpfung. Jedem Seelenteile d. h. jedem Sektor der Kugel nach meinem Vergleiche entspricht natürlich im Universum eine Kraft, die auch durch eine Tat der Materie repräsentiert sein muß. Wenn nun also das Ich seinen Willen auf einen Gegenstand richtet, so muß er ihm in irgend einer Weise näher kommen. Zunächst natürlich im Geiste d. h. in der Vorstellung. Diese wird stärker in dem Maße als das Ich sich mehr und mehr darauf konzentriert. [Anm. Daraus erklärt sich auch die Annahme von Himmel, Hölle usw. ganz logisch. Die Astralmaterie ist so fein, daß die Phantasie sie formt, so daß jeder das erhält, was er gewollt hat. Man soll indessen den Unterschied beachten zwischen dem Ich und der „Seele“, wie ich ausgeführt habe. Jemand kann z. B. die Hölle auf Erden haben, weil sein Totalkörper nichts taugt, deshalb kann sein Ich hochstehen und umgekehrt].

Wenn eine Leidenschaft sich bildet, entsteht also ein so starkes Gedankenbild, daß es beständig auf das Ich drückt und es beeinflusst zur Wiederholung. Das Ich zieht Äthermasse an und diese vereint sich mit dem Ätherkörper. Der Ätherkörper d. h. der innere feinere Körper, der das Modell des physischen Leibes ist, wird somit mit einer Masse angefüllt, die die Harmonie in seinem Innern stört. Diese drückt dann wieder auf den physischen Körper und erzeugt *materia peccans*, d. h. eine Masse, die durch die schlechten Gedanken der Seele schlecht geworden ist. Die Seele d. h. die unbewußte Masse des um das Ich gelagerten Geistes erzeugt durch die Bewegung diese schlechte Masse, und zwar auch ohne bewußte Einwirkung des Ichs. Es ist ungefähr der Unterschied wie zwischen einem beständig laufenden Brunnen und einem andern, bei dem man erst pumpen muß. Die Leidenschaft sprudelt stets stark und erzeugt sozusagen Blasen. Die Blasen sind die *materia peccans*, die man vergebens durch äußere Mittel wegzubannen sucht. Nur eine innere Unterdrückung kann Ruhe verschaffen. [Anm. Ich habe einmal mit dem berühmten Medium, dem Engländer Peters experimentiert. Er behauptete, einen Brahmanen als Schutzgeist zu haben. Er bat mich und meinen Freund, ihm die Hand zu reichen, zog ich

Stiefel aus und setzte sich in orientalischer Weise mit gekreuzten Beinen auf das Sofa. Nach einiger Zeit meldete sich der Brahmahne aus ihm, der das Englische mit indischer Aussprache sprach. Anfangs war Peters noch bei sich, denn er hörte, daß das Stubenmädchen klopfte, dann aber verlor er nach seiner Aussage das Bewußtsein und fiel in Trance, so daß wir ihm sagen mußten, was der Brahmane ihm sagen ließ, z. B. er solle Deutsch lernen. Ob das Ganze echt war oder Schwindel, vermag ich nicht festzustellen.]

Nun muß man sich vorstellen, daß im Äther stets gewisse Eindrücke bleiben. Die schlechten Gedanken, Wünsche und Begierden haften darin. Natürlich suchen sie sich aufs neue zu verbinden mit den Ausstrahlungen, die für sie bei dem betreffenden leidenschaftlichen Ich aufsteigen, so daß eine beständige Wechselwirkung stattfindet.

Der Äther ist die Kraftquelle aller Taten, aller Leidenschaften, guter wie böser. Darum hat schon Zarathustra ihn mit dem Rind verglichen, das zu stark von den Menschen in Anspruch genommen wird, Hellseher können die Einwirkungen als Dämonen (Naturgeister) in verschiedenen Farben sehen. Wenn von solchen Geistern berichtet wird, so ist es ein solcher verdickter Ätherstoff, der unter Umständen durch den Geist eines leidenschaftlichen Individuums beseelt werden kann. Denken wir uns, daß jemand beständig sinnliche Gedanken hat, so erzeugt er also zunächst einen Wirbel im Äther, der Wirbel wird stärker und stärker. Ist der leidenschaftliche Mensch geistig hochstehend, so wird er diesen Wirbel mit Glutstoff anfüllen. Dann bildet sich durch den Mißbrauch der Geister etwas sehr Gefährliches im Jenseits, das ist der Dämon. Dieser quält dann seinen Erzeuger, weil er befriedigt sein will.

Viele Menschen haben solche „Teufel,“ weshalb ja auch die Pharisäer sogar von Jesus sagten: er hat einen Teufel. Ein solcher gefährlicher Geist ist schwer zu bannen. Er wird in dem Maße gefährlich, als er von dem Geiste des Ichs gemästet wird und schwächt naturgemäß wieder diesen. Auf solche Weise entstehen dann geistige Krankheiten und das große Heer der nervösen Übel. [Christus sagt, wenn ein Dämon einen Menschen verlassen hat, dann schweift er auf dürrer Heide umher, bis er den Menschen gedrückt sieht, und holt andere zu Hilfe und kehrt verstärkt zurück, was sagen will: der böse Gedanke treibt sich im Jenseits herum, wo er keine Befriedigung findet, und sehnt sich nach Aufenthalt bei gleich schlechten Gedanken. Gleich und gleich gesellt sich gut.]

Ohne Verschuldung kann so etwas eintreten. Deshalb muß der Arzt auch immer nach dem moralischen Verhalten des Patienten fragen, namentlich nach seinen geheimen Gedanken. Gedanken-

sünden sind viel gefährlicher als andere, schon deshalb, weil man durch sie leichter zu einem Gewohnheitssünder wird. Mancher Mensch ist ein übertünchtes Grab, ohne daß seine Umgebung etwas davon merkt — bis ein plötzlicher Selbstmord oder Ausbruch des Wahnsinns die wahre Natur des Menschen verrät. [Ich wohnte einmal bei einer Wirtin, die früher einen älteren Herrn gepflegt hatte, der lasterhaft lebte. Als er im Sterben lag, hörte sie um Mitternacht an die Haustür schlagen, daß das ganze Haus erdröhnte. Als sie entsetzt zum Fenster heraussah, erblickte sie einen Mann, der rief: Machen Sie sofort auf! Als ihm der Wunsch nicht gewährt wurde, lachte er höhnisch und stieg in einen bereit stehenden Wagen. (Über solche Totenkutschen vergleiche man die merkwürdige Studie Leadbeaters über das Leben nach dem Tode, Lpz. Vollrath.) Die Frau wünschte, als sie mich kennen lernte, zu wissen, was aus dem Manne geworden sei. Es wurden darauf Nachforschungen im Jenseits gemacht und festgestellt, daß er sich wegen seines früheren Lebens unglücklich fühle und warten müsse, bis ihm ein höheres Licht aufginge.]

Der Wahnsinn ist stets auf solche geistige Überanstrengung zurückzuführen, ist also eigentlich „Besessenheit“. Aber auch jede physische Krankheit ist nach dem soeben Gehörten nichts anderes, so seltsam dies den heutigen Ärzten erscheinen mag. Früher, als man noch mehr den geistigen Zusammenhang zwischen beiden Welten erkannte, war dies allgemein bekannt und die Krankheit wurde als eine Strafe der Götter angesehen. Heute sind wir angeblich viel klüger geworden, aber es wäre vielleicht Zeit sich zu überlegen, ob die Alten diesmal mehr im Rechte waren als wir mit unseren materialistischen Anschauungen, die im Grunde gar nichts erklären können.

Es gibt heute noch — wie stets — geistige Epidemien, moralische Besessenheiten. Eine solche ist auch der Materialismus, der sich überall, in der Moral als Egoismus breit macht. Gerade beim jetzigen Kriege ist es deutlich zu sehen, wie die jenseitige Äthermasse auf die unten befindlichen Menschen drückt, die geistig unfrei und moralisch gebunden sind. Wer sein Vaterland über alles stellt und nicht einsehen will, daß irgendwo etwas Besseres vorhanden sei als bei ihm, ist ein bornierter Mensch.

Leider wimmelt es von solchen heute, besonders in England und Frankreich. Solche Personen sind dann naturgemäß mehr als innerlich freie den starken Äthereinflüssen ausgesetzt. Über jedem Lande schwebt eine geistige Wolke, gebildet aus allen geistigen und moralischen Verdunstungen der Bewohner. In Frankreich ist seit Jahrhunderten stark durch Egoismus in jeder Form gesündigt worden, besonders durch politischen. Der einzelne Franzose muß also *no!ens volens* beständig diese Giftjauche schlucken. Bei einem Kriege kommt nun diese giftige Atmosphäre noch be-

sonders in Schwingung. Ihr kann man dann schwer widerstehen. Dann entstehen geistige Injektionen, die zu Epidemien führen. In manchen Gegenden hat man das Gefühl, mit Wahnsinnigen zu tun zu haben, so stehen sie unter dem Einflusse solcher Suggestionen. Leidenschaftliche und infolge dessen moralisch schwache Personen sind ihnen natürlich leicht ausgesetzt. Auch macht die Konjunktur der Gestirne dabei einen Unterschied, wie man schon im Mittelalter wußte. Nicht umsonst spricht man von Sommerwahnsinn, wie man bei Shakespeare nachlesen kann. [Es kann sogar vorkommen, daß im Jenseits manchmal sozusagen der Teufel los ist, wie bei Kriegszeiten, wo dort ein großes Reinemachen stattfindet. Die höheren Etagen des Hauses müssen auch gelüftet werden. So berichtet Friese in seinem Werk über das Jenseits, daß manchmal ein Brand entstände, weil die Seelen neue Plätze brauchten. (Man lese dies in dem bei Mutze erschienenen interessanten Buche nach.) Ähnlich mag es auch bei manchen Kriegen sein.]*)

Auch gewöhnliche physische Krankheiten sind eine Art Besessenheit. Sie entstehen dadurch, daß man früher sich einseitigen Gedanken hingeeben hat. Dadurch wird man mit einer physischen Schwäche belastet. Nicht ohne Grund war Schiller brustkrank. Die Ursache lag in einem früheren Leben. Jeder wird aber in die Familie hineingeboren, in die er nach seiner früheren moralischen Schwäche paßt, weil sie physisch diese Schwäche verkörpert. Daher kann sich auch niemand über angebliche Ungerechtigkeit beklagen. [Man liest oft von Personen, die eine „doppelte Persönlichkeit“ haben, d. h. von mehreren Abgestorbenen nach einander in Besitz genommen wurden. Hätten diese sich gestärkt, so könnten sie nicht in Besitz eines anderen geraten — so wenig wie ein neutraler Staat angegriffen werden wird, der gelernt hat, Achtung durch seine Stärke einzufloßen. Die Obsessionsversuche machen sich in der Regel erst im Schlafe bemerkbar. Man sieht dann Köpfe oder ganze Menschen oder auch tierartige Wesen, z. B. Fische, wie sie bei Höllenbreughel beliebt sind, die sich nähern. Die Seele erkennt dann an dem Entsetzen, das sie erfährt, daß ihr Gefahr droht. Gebet schützt am besten.]

Es schwirren aber geistige Krankheitskeime in der Luft. Sie werden von dazu neigenden Personen aufgenommen und angesteckt. Gustav Jäger sagt: Krankheit ist Gestank. Man könnte besser sagen: Krankheit ist Geisteschwäche. Die Alten dachten sich die Krankheit so, daß Teufel in den Körper eingingen. Das ist ganz richtig. Man kann die schlechten

*) Wir betrachten obige Anschauungen vorerst als unerwiesen, bzw. unbeweisbar. — Red.

Äther- und Astralmanen so sehen. Sie suchen überall einzudringen und erscheinen dann als Bazillen auf der physischen Ebene. Nicht Bazillen und ähnliches Unkraut ist schädlich, vielmehr das geistige oder richtiger ungeistige Wesen, was dahintersteckt, die Kraft oder besser Unkraft, die von menschlichen Gehirnen einst produziert worden ist und nun fortzeugend immer Böses will gebären.

Deshalb ist auch Stärke die einzige Hilfe. An einen Starken, d. h. geistig Hochstehenden, gehen keine geistigen Bazillen, wenn er die sich früher zugezogenen unschädlich gemacht hat. Ein Beispiel hierfür ist Goethe, der wohl viel leidend war, aber siegreich alles überwand und hochbetagt starb.

Besessen, kann man sagen, ist jeder Mensch. Aber er sollte sich hüten auf andere herabzusehen, die leiden. Hochmut ist eine der allerschlimmsten Besessenheiten. Sie beruht auf einer Überschätzung des kleinen Ichs. Daher wird auch die Demut vom Christentum so sehr hervorgehoben. Freilich kann auch sie zu weit gehen. Wenn die Harmonie gestört wird, ist ein richtiges Wirken des Ichs schwer. Auch die Heiligen litten, weil sie nach einer Seite zu weit gingen. Man kann sehr gut und dabei borniert sein. Das richtige ist, sich nach und nach auf alles zu werfen, was irgendwie die Seele fördern kann. Jede Einseitigkeit ist schädlich. Viele von denen, die heute unter der Besessenheit des Homosexualismus leiden, scheinen früher große Marienverehrer gewesen zu sein. Nichts schützt vor falscher Anwendung als eine glückliche Verbindung aller Kräfte des Ichs in voller Harmonie. Nur der Starke ist am sichersten allein. Allein aber steht jeder in letzter Hinsicht, der sich freigemacht hat von den Suggestionen des Tags.

Freilich glaubt mancher allein zu stehen, der fortwährend von Jenseitigen kontrolliert wird. Ich kenne eine sehr fromme Frau, Mitglied einer protestantischen Sekte, die jeden Abend unter und im Bette nachsieht, ob keine Schlange da ist. Sie sieht intensiv ihre eigenen schlechten Gedanken als Schlange.

Wo solche Astralschlangen vorhanden sind, ist immer eine Art von Besessenheit da. Man erinnere sich aus Swedenborgs gräßlicher Beschreibung der Hölle der Rolle, die große rote Schlangen dort spielen. Es sind die bösen tierischen Gelüste. Viele Menschen sehen sie in ihren Träumen und haben dann Furcht. Manche sehen sich geradezu manchmal von einer großen Schlange umwunden und zuweilen gebissen. Mir erzählte einmal der berühmte Theosoph Fr. Franz Hartmann, daß er gesehen habe, wie ihn Schlangen verließen, weil er seine Gedanken gebessert habe; sie seien im Bette von ihm fortgekrochen.

Manchmal sieht man auch, daß höhere Kräfte sie vertreiben. Ich sah einmal, wie zwei Schlangen vor einem Menschen mit

--

emporgehobenen Köpfen hüpfen und ihn so zu sagen zu verspotten schienen: da schoß ein himmlisches Wesen wie ein Blitz von oben herab und schlug mit einem gewaltigen Schwertstreich das Haupt der einen ab, das ganze Meer, an dem sich die Szene abspielte, war gerötet von ihrem Blute, die andere entkam.*)

Sieht man den Astralkörper zum ersten Male, so erscheint er einem als Schlange oder Drache, der Ätherkörper als Hund. [Ich hatte dies einmal einem bekannten Theosophen geschrieben; aber er verstand es so, daß er meinte, ich sagte, der Astralkörper wäre ein Drache, während es doch einen großen Unterschied macht, ob man meint, man sieht etwas als Schlange, oder es ist eine. Man kann bei psychischen Untersuchungen gar nicht deutlich und klar genug sein: „Zunächst vorerst Collegium logicum“! könnte man vielen zurufen, die sich mit höheren Dingen wissenschaftlich beschäftigen wollen, wo sie noch nicht einmal logisch denken können. Auf der anderen Seite schützt das logische und scharfe Denken nicht vor Irrtümern; man muß auch pragmatisch-organisch auffassen können und mehr noch — unter dem Einfluß der Liebe stehen.] Die Schlange mit dem Menschenkopf („der Teufel“ vom Volk genannt), spielt in den Skulpturen mittelalterlicher Kirchen eine große Rolle. Mir erzählte einmal eine Freundin aus Schweden, daß sie mit einem vornehmen jungen Manne verlobt war, dessen Charakter aber nicht der beste gewesen zu sein scheint. Einmal saß sie harmlos neben ihm, stieß dann aber zu seinem Erstaunen einen furchtbaren Schrei aus und lief entsetzt weg: sie sah an seiner Stelle eine große Schlange mit einem sehr schönen Menschenkopf. (Sie war hellsehend.) Ich bin davon überzeugt, daß sie sein Inneres sah, das offenbar falsch war. Sie haben sich dann auch nach ihrer Verheiratung bald wieder getrennt.

Sie erklärte mir den Fall so, daß ein anderer Mann ihr gleichzeitig nachgestellt habe, dessen Kopf die Schlange ungefähr gehabt habe. Aber mir scheint, es ist etwa so gewesen: um die Seele ihres Verlobten war die giftige Schlange des Bösen und gleichzeitig sah sie in ihrem Geiste die Nachstellungen des anderen. Ähnlich wie bei spiritistischen Sitzungen mischte sich nun die Aura (die Astralmaterie), die sie von dem Nachsteller in sich spürte oder die sie als eine Begierde um sich manifestiert fühlte, mit der anderen Vorstellung von ihrem Bräutigam.

Oft konnte man solche Combinationen feststellen, die manches Geisterbild erklären, das sonst schwer begreiflich ist. Man denke an die vielen hellsehenden Nonnen des Mittelalters, die Gesichte hatten, vor allem an Francesca Romana, die be-

*) Das war doch wohl eine sog. Halluzination? — Red.

kannte römische Heilige, die ihr ganzes Leben hindurch Visionen hatte, die von einem Engel z. B. gezüchtigt wurden usw. [Ein mir bekannter Hellseher erzählte mir einmal, er habe im Jenseits (im Astralgebiet) einen Menschen gesehen, der von weitem wie eine Gans ausgesehen hätte und erst bei näherem Herzutreten zu erkennen gewesen wäre. Auf mein Befragen sagte er mir, er selbst habe sich offenbar als Menschen gesehen. Jedenfalls läßt diese Beobachtung interessante Folgerungen zu.]

Ich glaube auch, daß die bekannte *Laokoon*-Gruppe nichts anderes darstellen soll als die Besessenheit. Es ist die Seele in drei Möglichkeiten gegen den Einfluß der Sünde zu kämpfen. Ohne die Gnade kann sie nicht widerstehen und fällt den habgierigen Schlangen zum Opfer.*) Auch der Sündenfall *Adams* und *Evas* bedeutet nichts anderes.

Bei *Homer* ist der Dämon eine Macht für sich, ein Geist, der nie in Menschengestalt, nie sprechend vorgeführt ist, sondern immer in einem geheimnisvollen Dunkel bleibt. Er tritt meistens schädigend, selten freundlich auf. Wer weiß, sagt *Nestor* zu *Patroklos*, ob du *Achilleus* nicht mit Hilfe eines Dämons das Herz bewegst? *Priamos* nennt *Agamemnon* mit einem Glücksdämon gesegnet. „*Daimonios*“ bedeutet einen, von dem ein Dämon Besitz genommen hat, einen Besessenen. Diese Bedeutung klingt überall durch, ob nun *Zeus* mit seinem entsetzten Rufe *Heere* als *Wahnwitzige* oder *Hektor* die weinende *Andromeda* sanft tröstend als *Närrchen* benennt, (*Finsler*, *Homer*, *Teubner* 1908.)

Jeder schafft sich selbst seinen Dämon. Für *Sokrates* war es die innere Fähigkeit durch praktische Vernunft zu wissen, was er zu tun hatte. Seine Willensrichtung hatte dieses *Daimonion* im Jenseits geschaffen und es folgte ihm als *spiritus familiaris*, wohin er ging. Ähnlich war es bei der *Jeanne d'Arc* und manchen anderen. Was man Schutzengel nennt, ist oft nichts anderes. Wenn jeder einen solchen Schutzgeist zur beständigen Verfügung hätte, wäre es seltsam, daß noch Menschen verunglücken. Aber *Sokrates* hörte deutlich eine Stimme in sich, daß er auf der Flucht im Kriege einen bestimmten Weg einschlagen müsse, andere hören es nicht und gehen in ihr Verderben. (Man lese daneben auch den merkwürdigen okkulten Roman „*Flita*“ von *Mabel Collins*, der wohl der schwierigste der ganzen Weltliteratur ist.)

Soll man nun der Vernunft folgen oder dem Dämon? Der Dämon sitzt im Unbewußten und das Unbewußte ist immer trügerisch. Alle Besessenheit spielt sich hier ab. Man bringt von

*) Eine solche allegorische Deutung ist zwar sehr geistreich, lag aber sicherlich den griechischen Bildhauern, die aus der Volkssage schöpften, ferne. — Red.

früher her böse Anlagen mit sich, die sich allmählich entwickeln. Daher soll man vorsichtig sein. Man tut am besten, wenn man zwar auf die Stimme des Unbewußten Rücksicht nimmt, aber frei davon nach seiner Vernunft entscheidet, also das Gewissen ausspielt gegen „die Stimme des Gewissens!“

Besonders auch im Kriege kann man bemerken, wie stark das Unbewußte ist. Der dann allenthalben auflodernde Zorn und Haß, die Grausamkeit und Lieblosigkeit kommen aus dem Unbewußten, da das Ich inbezug auf moralische Vorgänge eingeschlummert wird. Daher ist dort dämonische Besessenheit besonders bekannt. Wir sehen es jetzt in Frankreich, Belgien und England. Wir erleben es in neutralen Ländern, namentlich in der französischen Schweiz [Nach Ansicht der Theosophen gibt es zwei feindlich geistige Mächte, Ahriman und Luzifer, von denen der eine den Verstand umnebelt, der andere den Willen. Besonders bei solchen Entscheidungskriegen wie der heutige ist es deutlich zu sehen, daß schließlich eine Partei völlig wie „besessen“ ist von ihren früheren falschen Gedanken. Der Franzose wird nun ja sehr in politischen Dingen zum „faux esprit“ ausgebildet. Daher denn auch seine Unbesieglichkeit und alle die aus der Einbildung stammenden angeblichen guten Eigenschaften, die, wie jeder Hochmut, etwas Satanisches sind. Der Teufel sprach: „Ich will nicht dienen.“ heißt es in der Bibel. Das gilt auch heute. Gott verleiht dem den Sieg, der dessen würdig zu sein scheint.] Überall herrscht eine Verblendung, die man nicht für möglich halten sollte. Es ist eine Epidemie. [„Wer Tatsache sagt, setzt Wahrheit voraus. Eine erlogene „Tatsache“ ist ein Nichts, das „ens imaginarium“ Kants, „eine Anschauung ohne Gegenstand“, gerade dieses Nichts aber vermag bisweilen dämonische Gewalt über die Vorstellungen des Menschen zu gewinnen.“ Chamberlain, Kriegs-Aufsätze, 1914.]

Offenbar sollen sich die Menschen ausleben und nachdem sie ihre schlechte Natur geoffenbart und der staunenden Welt gezeigt haben, was alles aus einem früheren Leben in ihnen war, soll ihre Vernunft wieder die Zügel in die Hand nehmen und sagen: bis hierher und nicht weiter. Eine Ära der Liebe wird dann auf die Periode des Hasses folgen, wie die Ankunft des Gottessohnes erfolgen soll, wenn der Antichrist uns heimgesucht hat.

„Betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet!“ sagt Christus. Ein frommer Soldat ist ein erhabener und rührender Anblick. Nirgends wird er besser dargestellt als in E. M. Arndt's herrlichem Katechismus für den deutschen Wehrmann, der jetzt in einer schönen Ausgabe des Insel-Verlags erschienen ist und dazu dienen kann, unsere Krieger mit dem rechten Geiste zu erfüllen, Das gäbe dann — eine gute Besessenheit.

(Schluß folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Das Jenseits und die christliche Hoffnung.

Von **K o n r a d F a l k e i s e n**, evang. Pfarrer.

So wenig als der Durchschnitts-Mensch, weiß auch der Christ etwas vom Dasein im Jenseits, trotzdem der Hauptteil seines Glaubens und seiner Hoffnungen nicht in irdischen, sichtbaren, sondern in überirdischen, unsichtbaren Gütern besteht, also im Grunde genommen schon „jenseits“ liegt. Es werden nun freilich viele diesen Behauptungen widersprechen und sagen, sie wüßten ja doch genug über den „Himmel“, da ja die Seligkeit des Himmels der eigentliche Inhalt der christlichen Hoffnungen sei. Es hat sich da ein ganz bestimmter und ausgeprägter Vorstellungskreis herausgebildet, der in verschiedenen bekannten Liedern zum Ausdruck kommt. Da ist die Rede von dem „neuen Jerusalem“, der „Stadt Gottes mit den goldenen Gassen und den Perlen-Toren“; im Himmel, da werden sich die Gläubigen in einer unbeschreiblichen Herrlichkeit befinden; da ist das „Paradies“, da werden sie schauen, was sie hier geglaubt haben; da sind dann alle Rätsel gelöst, da werden sie bei Jesus sein, usw. Wir stellen die Frage: Woher wissen wir denn, daß das alles wahr ist, was da so fröhlich behauptet und gesungen wird?

Von der Seite der Buchstaben-Gläubigen wird man diese Frage mit einiger Entrüstung ablehnen und darauf hinweisen, daß die erwähnten Vorstellungen der jenseitigen Welt ganz aus der Bibel geschöpft seien. Diese Behauptung erscheint auf den ersten Blick richtig. Sieht man jedoch genauer zu, so zeigt es sich, daß wir hier eine der vielen Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten vor uns haben, die mit unglaublicher Gewissenlosigkeit von einer Generation zur andern fortgepflanzt werden und die viel dazu beigetragen, daß die christliche Hoffnung überhaupt von vielen als etwas Abgeschmacktes angesehen wird.

Die erwähnten Schilderungen stammen nämlich alle aus dem letzten Buche der Bibel, aus der Offenbarung Johannis, die bekanntlich nirgends **W i r k l i c h k e i t** geben will, sondern in lauter Bildern und symbolisch gehaltenen Schilderungen sich ergeht, über deren Deutung man sich noch lange nicht geeinigt hat¹⁾ Werden

¹⁾ Der unbefangene Bibelforscher im Sinne von Ferd. Christian Baur's „Tübinger historischer Schule“ erkennt, daß die Apokalypse lediglich die sehr phantastischen Vorstellungen wiedergibt, die sich die ersten Christen in den vom Apostel Paulus gegründeten Gemeinden über die Parusie, d. h. das Wiedererscheinen des Messias zum Weltgericht machten, das Jesus in seinen eschatologischen

Versuch macht, z. B. die Beschreibung des neuen Jerusalems, das als ein ungeheurer Würfel dargestellt wird, sich als eine Wirklichkeit vorzustellen, muß unbedingt zu der Einsicht kommen, daß darunter sicher etwas ganz anderes zu verstehen ist, als gewisse „gläubige“ Kreise sich vorstellen. Auf alle Fälle will die Offenbarung keine Topographie der jenseitigen Welt geben. Es finden sich nun freilich noch einige Stellen im Neuen Testament, die sich auf die jenseitige Welt beziehen, aber es handelt sich da durchwegs um so spärliche Andeutungen, daß es nicht angeht aus ihnen irgendwie bestimmte Vorstellungen sich bilden zu wollen. Zu diesen „Stellen“ gehört das Wort Jesu von den „Wohnungen in des Vaters Hause“ (Joh. 14, 2, 3). Was aber unter diesen „Wohnungen“ gemeint ist, ist nicht klar. Das Wort kann auf jenseitige Aufenthaltsorte bezogen werden; nimmt man jedoch die folgenden Erörterungen dazu, so kann man auch geistige Entwicklungsstufen darunter verstehen. — Weiter finden wir Aussprüche über die Auferstehung von den Toten, Matth. 22, 30 (gleichlautend mit Luc. 20, 35, 36 und Marc. 12, 25), wo gesagt wird, daß die Auferstandenen weder freien, noch sich freien lassen, sondern den Engeln Gottes gleich sein werden. Hierher gehört auch das Wort Jesu an den Schächer „heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Luc. 23, 43). Und endlich wird gesagt, daß Christus nach seinem Tode den „Geistern im Gefängnis“ gepredigt habe (1. Petr. 3, 19). Am ausführlichsten ist im Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus von jenseitigen Zuständen die Rede (Luc. 16, 20—31), doch auch hier mehr nur in bildlicher Redeweise.

Wir sehen also, die Bibel läßt uns vollständig im Stich, nur das e i n e ist sicher, daß sie überall die Fortexistenz der Menschenseele nach dem Tode stillschweigend voraussetzt. Sie gilt ihr als etwas so Selbstverständliches, daß gar nirgends auch nur der leiseste Versuch gemacht wird, B e w e i s e dafür beizubringen.

Aus diesem Schweigen des „Wortes Gottes“ über das jenseitige Leben könnte man nun versucht sein den Schluß zu ziehen, daß es mit Absicht nichts darüber sagen wolle. Man könnte noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, die Bibel schweige

Reden für die allernächste Zukunft in unzweifelhafte Aussicht gestellt hatte. (S. Matth. 24, 33 u. 34). Diese Erwartung war bei ihm zur fixen Idee geworden, die ihm eben Kraft und Mut zum Martyrium gab. Daß er sich darin nachweisbar täuschte, beweist aber, daß er kein „Gott“ oder „Gottes Sohn“, sondern ein fehlbarer, wenn auch sittlich sehr hochstehender Mensch war. So lange die Theologen beider Konfessionen so einleuchtende Tatsachen nicht zugeben, kann die Religion Christi keine tiefergehende Wirkung mehr im Volke erzielen, vollends nachdem das kirchliche Christentum durch den Weltkrieg der christlichen Kulturvölker bankerott geworden ist, denn: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Maier.

sich deshalb über das Jenseits aus, weil wir nichts darüber wissen sollen und es sei uns darum verboten, Nachforschungen darüber anzustellen. Solche Schlußfolgerungen sind denn schon in der Tat aus dem Schweigen der Bibel gezogen worden, aber gewiß mit Unrecht. Denn mit demselben Rechte ließe sich der Grundsatz aufstellen, wir dürften überhaupt keine Fragen stellen, die in den biblischen Büchern noch nicht berührt werden, die sich uns aber heute aufdrängen, weil wir unter ganz anderen Verhältnissen leben.

Nach dem Gesagten ist es nun doppelt auffallend, daß in gewissen christlichen Kreisen trotz allem die Beschäftigung mit den Zuständen des Jenseits einen ziemlich breiten Raum einnimmt; und ebenso auffallend ist es, daß trotz der Ausbreitung der rationalistischen Denkweise in weiten Bevölkerungsschichten der Glaube an die Fortexistenz der Seele sich lebendig erhalten hat und man deshalb noch an Erscheinungen von Verstorbenen glaubt. Legt dies nicht die Vermutung nahe, daß es sich bei diesem Glauben eben um einen natürlichen und darum unverwüstlichen Zug des Menschenherzens handelt, der durchaus nicht als etwas Ungesundes anzusehen ist und nichts Krankhaftes an sich haben muß? Ist dieser Zug des Menschenherzens nicht vielleicht ein durchaus notwendiger und berechtigter?

„Gott hätte diese Welt nicht schlimmer schädigen können, als wenn er die Türen hätte offen stehen lassen nach anderen Welten hin. Die sind nun geschlossen!“ so steht irgendwo in einer Predigt zu lesen. Da ist an das Schweigen des „Wortes Gottes“ gedacht, das soeben festgestellt wurde, und dieser Ausspruch ist eine daraus gezogene Schlußfolgerung. Der, der da so redet, glaubt sich von allen abergläubischen Vorstellungen befreit, wie kommt er nun zu einer so abergläubischen Behauptung? Wie kann man denn behaupten, daß „Gott“ uns etwas verschlossen habe? Wollen wir vor irgend einem Gebiete halt machen, nur weil wir auf Schwierigkeiten stoßen und das weitere Vordringen durch eine Schranke verrammelt scheint? Wenige Jahrzehnte zurück, da galt es noch schier als ein Glaubenssatz, daß dem Menschen das Luftmeer verschlossen sei. Und wer etwa anders dachte und Versuche machte, auch die Luft zu erobern, der wurde als ein Narr betrachtet. Und heute haben wir schon ganze Luftgeschwader, die im gegenwärtigen Kriege eine große Rolle spielen!

Daß im Neuen Testament nicht mehr vom jenseitigen Leben die Rede ist, muß uns allerdings auffallen, denn man sollte doch meinen, daß durch die Erscheinungen des Auferstandenen die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das Jenseits hätte hingelenkt werden sollen. Aber davon ist gar nichts zu bemerken, in unserem Sinne wenigstens. Der Apostel Paulus redet freilich

öfter und ausführlich von der Hoffnung auf die Auferstehung, doch läßt sich darüber streiten, ob er damit nur die Weiterexistenz des menschlichen Geistwesens gemeint, oder ob er sich für die „Gläubigen“ eine besondere Art ihres Zustandes im Jenseits unter der „Auferstehung“ gedacht habe. Man kann ihm den Vorwurf einer gewissen Unklarheit in dieser Hinsicht nicht ganz ersparen. Klar ist nur das Eine, daß er nirgends von den „Lebensbedingungen“ und Zuständen im andern Leben redet, sondern sich nur für die Fortexistenz der Verstorbenen wehrt. Nirgends taucht die Frage auf, wie wohl die Daseins-Möglichkeiten im andern Lande sein möchten und zwar deshalb, weil das Fortleben nach dem Tode, das mit der „Auferstehung“ beginnen soll, immer mit einer ganz andern, von ihr verschiedenen Vorstellung im Zusammenhange steht, nämlich mit dem Wiederkommen Christi zum Weltgericht und zur Vereinigung mit den noch auf Erden lebenden Gläubigen. Auf diese baldige Wiederkunft ihres Herrn richtete sich so sehr das Gemüt der ersten Christen, daß sie alles andere ganz und gar darüber aus den Augen verloren. Es gab ja z. B. in der Gemeinde zu Thessalonich manche, die sich die Wiederkunft ihres Herrn so nahe dachten, daß sie es gar nicht mehr der Mühe wert fanden, ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen, weil alle irdischen Verhältnisse sich ja doch bald ändern würden. Wenn der König des Himmels mit seinen himmlischen Heerscharen aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit hereinkäme, so würde dadurch das unsichtbare jenseitige Leben in kürzester Frist offenbar, deswegen war die Frage nach seiner Beschaffenheit ganz überflüssig! Diese Spannung auf die Wiederkunft Christi hielt ziemlich lange an, obschon man bald einsehen mußte, daß sich die Hoffnung auf sie nicht so rasch erfüllen werde. — Das ist die wahre Ursache des Schweigens der neutestamentlichen Schriften über das andere Leben. Sie liegt in den Verhältnissen jener Zeit, oder besser gesagt, in einem damals herrschenden Irrtum und keineswegs etwa in einer Art „göttlichem“ Dekret, oder in einem Verschließen des Zuges zu der jenseitigen Welt, wie manche anzunehmen belieben. Für das Geschlecht unserer Tage, das sich von diesen Irrtümern früherer Zeiten befreit hat, — obschon es ja ganze Schichten in unsern christlichen Kreisen gibt, bei denen dies auch heute noch nicht der Fall ist —, liegen nun die Dinge ganz anders, und was damals als etwas ganz Nebensächliches erschien, das ist für uns heute naturgemäß zu einer äußerst wichtigen Frage geworden, zu einer Frage, die wir unbedingt lösen müssen, wenn wir auf dem Wege, den wir als Christen zu gehen haben, überhaupt weiter kommen sollen!

Trotzdem würde es der Prediger, dessen Ausspruch ich weiter oben zitierte, geradezu für ein Unglück halten, wenn das „Tor der andern Welt“ sich öffnete. Wir stellen die Frage: Was könnte

denn da Schlimmes entstehen? — Wir sehen uns doch alle auf einer Wanderung begriffen, auf einer Wanderung in ein unbekanntes Land und nach einem unbekanntem Ziele. Die übergroße Mehrzahl unserer Mitwanderer bemüht sich nun geflissentlich an dieses ferne, unbekanntes Ziel möglichst wenig zu denken und es eilt ihnen auch gar nicht auf dem Wege dahin vorwärts zu gelangen. Sie verspielen sich unterwegs, richten sich häuslich ein und leben „in den Tag hinein“. Und erst wenn die Wanderung mit einem Male ein jähes Ende zu nehmen droht, oder wenn der Tod sonstwie in ihr Leben eingreift, fällt ihnen das ferne Ziel wiederum ein, oder es macht ihnen im Geheimem bange, obschon sie es meist nicht wahr haben wollen. Nur einzelnen kommt der vernünftige und naheliegende Gedanke, wie jedem, der mit Bedacht eine Reise unternimmt, daß es für ihn von großem Vorteil sein dürfte, wenn er von der zukünftigen Heimat, der er entgegen geht, ein Weniges erfahren könnte. Und nun erkundigt er sich darnach, sucht sich möglichst zuverlässige Nachrichten zu verschaffen, damit er sich doch ein ungefähres Bild von den Zuständen und Einrichtungen des unbekanntes Landes machen könnte! — Trotzdem wird er jedoch seine nächste Aufgabe, nämlich den Weg, den er zu gehen hat, möglichst glatt und ohne Aufenthalt zurückzulegen, keineswegs aus dem Auge verlieren; er wird es nur nie vergessen, daß der Weg nicht die Hauptsache ist, sondern alles, was er da sieht und erlebt, nur einen vorübergehenden Wert für ihn hat und nur zu dem Zwecke an ihn herantritt, um ihn im Gehen zu üben, damit er sein Ziel desto sicherer erreiche. Nur der Erwerb von Fähigkeiten, die voraussichtlich notwendig sind, um sich in dem Lande der Zukunft zurechtzufinden, ist erstrebenswert für ihn. Das ist ihm nur möglich durch treue Pflichterfüllung im Diesseits. Allein sein Fleiß wird einen ganz andern Ansporn erhalten, wenn er es klar und bestimmt vor Augen hat, wie wichtig sein Tun und Lassen in der Gegenwart ist, und wie ihm nur ein richtiges Verhalten in diesem Leben über unsäglich qualvolle Leiden, die ihm der noch anhaftende Erdenstaub im andern Leben bereiten würde, hinweghelfen werde. Eine genauere Kenntnis vom jenseitigen Leben würde ihm darum keinerlei Schaden bringen, sie wäre für ihn im Gegenteil eines der wichtigsten und mächtigsten Erziehungsmittel, dem kaum ein anderes an die Seite gestellt werden könnte.

Gegen derartige Erwägungen wird nun gewöhnlich ein „Wort Gottes“ angeführt, das die Wertlosigkeit jenseitiger Mitteilungen dartun soll. Es stammt aus dem Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus und lautet: „Sie würden nicht glauben und ob jemand von den Toten auferstände“ und weiter: „Sie haben Moses und die Propheten, laßt sie diejenigen hören!“ (Lukas 16, 30). Dagegen ist zu erwidern, daß die schablonen-

hafte Verwendung dieses Wortes eine unverzeihliche Gedankenlosigkeit ist. Auf keinen Fall darf es in d e r Art gepreßt werden, wie es gewöhnlich geschieht! Schon das Gleichnis, das diesem Ausspruch vorhergeht, spricht dagegen. In dieser Erzählung — es ist doch fraglich, ob es ein Gleichnis, das heißt n u r ein e r - d a c h t e r Vorgang ist! — werden uns Zustände des jenseitigen Lebens enthüllt. Sollte der, dessen Blick überall in die Wirklichkeiten geöffnet war, nicht auch in das Jenseits geschaut haben? — Die Wahrheit, daß mancher irdisch Begüterte innerlich verarmen kann und ein irdisch Armer in Gott reich sein kann, hätte Jesus auch auf eine andere Art anschaulich machen können, als gerade durch die Erzählung dieses Begebnisses aus der Unsichtbarkeit. — Christus wählte dieses Beispiel, weil es selbstverständlich erst n a c h dem Tode klar ersichtlich ist, welchen Wert das Verhalten eines Menschen im irdischen Leben gehabt hat, wie es hier in dem Ergehen dieser beiden Menschentypen geschildert ist.

Wenn es nun trotzdem heißt, daß die Brüder des reichen Mannes der Botschaft eines Verstorbenen keinen Glauben schenken würden, so will damit doch nur s o v i e l gesagt sein, daß es eben Menschen gibt, die selbst für einen starken Beweis unempfänglich sind, und keineswegs, daß a l l e Menschen einen solchen ablehnen würden! Allerdings, es gibt viele Diesseits-Menschen, deren feineres Empfinden durch Wohlleben und durch rein materielle Gesinnung so sehr abgestumpft worden ist, daß sie eine Botschaft aus dem Totenreiche gar nicht zu fassen vermöchten. Für solche taugt freilich das Hergebrachte, das Gewohnte, das „wissenschaftlich Anerkannte“ besser, denn für sie ist ja jede übersinnliche Wahrnehmung von vornherein ein Schwindel und Aberglauben. Und erfahrungsgemäß gehören die irdisch Gutgestellten meistens zu dieser Menschenklasse, die kein Verständnis hat für übersinnliche Dinge. Daneben gibt es aber doch immer viele Menschen auch unter den „Reichen“, bei denen dies nicht zutrifft. Der gerügten Verallgemeinerung des Wortes Jesu steht auch die Erfahrungstatsache entgegen, daß zahlreiche Vertreter der materialistischen Weltanschauung, die aber zugleich geistig hochstehende und die Wahrheit suchende Menschen und vorurteilslose Forscher waren, ihre Anschauungen änderten, wenn sie auf Vorgänge stießen, die sie sich durch die ihnen bekannten Naturgesetze nicht erklären konnten. Und außerdem gibt es eine große Zahl von Menschen, die ihre Gesinnung und ihr Leben von Grund aus änderten, wenn irgend eine Kunde aus der Unsichtbarkeit sie erschütterte.

Wenn es nun erwiesen ist, daß derartige Kundgebungen stattfinden und auch vielfach eine unbestreitbare günstige Wirkung ausüben, so darf man sie doch nicht von vornherein als etwas Unstatthaftes oder gar als etwas Teuflisches betrachten. Wir

müssen sie als berechtigt anerkennen, wie alles Geschehen überhaupt. Es ereignet sich, es ist eben da, und wir können es nicht wegwischen, auch wenn es uns noch so unbequem ist. Und es sind nicht nur diese unbequemen T a t s a c h e n vorhanden, sondern auch das ebenso unbequeme Verlangen des Menschenherzens, vom andern Leben etwas zu erfahren, besonders dann, wenn ihm das Unsichtbare zu Zeiten in furchtbarer und ernster Weise nahe tritt, das heißt, wenn der Tod eines unserer Lieben aus unserer Mitte reißt. Es ist nicht leicht zu beschreiben, was in solchen Zeiten in dem nun vereinsamten Menschenherzen vor sich geht. Neben dem Schmerze über den Verlust ist es der Eindruck, als ob es mit etwas Unfaßbarem und Übermächtigem in Berührung gekommen, es ist ihm zu Mute, als ob es aus der Zeit in die Ewigkeit entrückt worden sei. Es ist, als ob die Scheidewand zwischen dem Diesseits und Jenseits etwas gelockert wäre und es nur noch einer kleinen Anstrengung bedürfte, um sie wegzuschieben, wie einen Vorhang. Aber nur wenige „Christen“ haben eine Ahnung davon, wie sich dieses „Wegschieben“ etwa bewerkstelligen ließe. Um so mächtiger regt sich aber das Verlangen, von einem Dahingegangenen noch irgend etwas zu erfahren, einen Gruß zu erhaschen, auch nur ein glaubwürdiges Zeichen, daß er noch lebe und fühle wie früher. Allein, es ist nicht möglich, er ist gegangen und ein ödes Schweigen antwortet den bangen Fragen. Der Zurückgebliebene mit seiner vom Schmerz zerrissenen Seele sieht sich von leidigen Tröstern umgeben, die alle gewohnheitsmäßig kraftlose und nichtssagende Worte wiederholen, was sie nun „Trösten“ nennen. Alle setzen es als selbstverständlich voraus, daß das Jenseits verschlossen sei, und sich darum das gequälte Menschenherz mit dieser Tatsache eben abzufinden habe und sich dem „allezeit weisen Ratschlusse Gottes“ fügen müsse. Der Trauernde findet sich zwar endlich mit dem Unvermeidlichen ab, doch „getröstet“ ist er nicht, er empfindet nur die menschliche Beschränkung und Machtlosigkeit dem Tode gegenüber. Steine statt Brot, keine Tröstungen sind ihm geboten worden. Ja nicht einmal Steine waren es, denn Steine sind doch noch etwas wert, man kann sie sogar zum Bau eines schützenden Obdaches verwenden. Diese sogenannten Tröstungen sind dagegen gar nichts wert, sie bieten keinerlei Schutz und Wehr gegen die Angriffe des Trübsinnes und der Verzweiflung, denn sie sind nichts als hohle Seifenblasen. Einzig und allein d a s wäre ein Trost, wenn es doch einen Zugang zum Unsichtbaren gäbe und die Möglichkeit einer, wenn auch nur kurzen Verbindung mit dem Dahingegangenen. Das allein wäre ein Trost für den Trauernden! Alles andere, was man so unter dem Ausdruck „Sich trösten“ zusammenfaßt, ist eben eine Selbsttäuschung, ein Sich-Abfinden, das — sagen wir — glücklicherweise in den meisten Fällen zustande kommt, sonst

müßte das arme Menschenherz notwendig an der furchtbaren Tatsache des Todes, an der Flut von bangen Fragen, auf die es keine Antwort gibt, zugrunde gehen. Das „Sich-Trösten“ ist eine Betäubung der Seele, eine Art Verlöschen des Bewußtseins, oder wenigstens eines gewissen Bereiches desselben, wie es bei einem übergroßen körperlichen Schmerze oft einzutreten pflegt. Es gibt aber Menschen, bei denen diese Seelenbetäubung nicht eintritt; bei solchen schließt sich die Wunde nicht, sondern die Zentnerlast der Schwermut legt sich auf ihre Seele und verdüstert ihr Dasein, — und das sind meist tiefgründige und wertvolle Charaktere. Gerade für solche Menschen wäre ein wirklicher Trost, wie wir ihn hier meinen, das einzige Heilmittel, um sie dem Leben wiederzugeben.

So stehen denn gerade diejenigen, deren eigentliche Aufgabe es wäre, etwas zu wissen über das andere Leben, an den Gräbern und reden kraftlose Worte, d. h. sie „trösten“. Sie reden Gutes über den Abgeschiedenen, auch wenn er es gar nicht verdient, denn es ist nun einmal so „Sitte“, daß man über einen Toten nichts Ungünstiges sagen darf; sie sprechen ihn selig und haben doch keine Ahnung davon, ob sie die Wahrheit reden. Sie wissen ja überhaupt nicht recht, was dazu gehört, um „selig“ zu werden, denn sie sind nicht „sehend“. Wie gar anders ist es meist um die Abgeschiedenen bestellt, als wir meinen, und wir haben vielleicht manchmal ein unbestimmtes Gefühl, daß wir darüber eben doch eigentlich etwas wissen sollten. Es wäre von unberechenbarem Werte, wenn wir über das Schicksal der Verstorbenen etwas genaueres erfahren und wissen könnten, denn dadurch würden unsere Beerdigungen zu Ereignissen, die für die Teilnehmer mitunter sehr viel zu bedeuten hätten, nur fragt es sich, ob wir sie dann noch ebenso gestalten würden, wie wir es im Brauche haben!

(Fortsetzung folgt.)

Altruistische Gegenseitigkeit.

Von Dr. med. phil. scient. et lit. **Eduard Reich**,
Universitäts-Professor der Philosophie.

Man möge altruistische und egoistische Gegenseitigkeit voneinander strenge unterscheiden, sowohl in bezug auf Inhalt, als auf Wirkung gegenüber Leben und Gesittung. Altruismus und Egoismus entspringen aus verschiedenen Quellen und dienen verschiedenen Zwecken, sind aber beide Erzeugnisse der Seele und wirken bestimmend auf Gestaltung und Richtung des gesamten Seins. Egoismus oder Selbstsucht ist Sucht, darum Krankheit, Entartung. Altruismus kennt nicht allein seinen Inhaber, sondern

auch andere Wesen, und weiß und fühlt, daß alle Geschöpfe gleiches Recht auf leibliches und seelisches Dasein haben, auf alle Vorteile dieser letzteren, mit einem Wort: des Triebes der Selbsterhaltung teilhaftig sind. Solcher Trieb bleibt normal und nutzbringend, wenn er mit Altruismus harmonisch sich verbindet, entartet jedoch zu Selbstsucht, wenn Altruismus aus der Verbindung tritt. Es gehört also, um die Gesamtheit der Wesen zu beglücken, keineswegs große Kunst dazu, sondern nur die kleine Kunst, den Trieb der Selbsterhaltung mit dem Triebe zu altruistischer Gegenseitigkeit organisch zu verknüpfen.

Das Mittel der Züchtung durch passende Ehen wird da sehr in Betrachtung kommen; aber das Mittel vierfacher Erziehung durch Religion in ihrer Reinheit, Vernunft und Hygiene, durch das Walten des normalen Systems der sozialen Angelegenheiten, wird, guter Züchtung sich anschließend, dieselbe ergänzen und kräftig wirksam machen. Wer gute leibliche und seelische Anlagen von seinen Vorfahren erbt, Dispositionen, welche durch sorgfältige Züchtung und Erziehung veredelt werden, hat, bei energischer Selbsterziehung, die beste Aussicht, altruistische Gegenseitigkeit zu erkennen, zu fühlen und zu wollen; dem Wollen schließt die Tat sich an. Dies alles macht jedoch nur sich möglich, wenn die genannten Gegebenheiten eingetreten sind.

Zu jeder Art von Staatsgesellschaft gehören geeignete Bürger; die Staatsgesellschaft der altruistischen Gegenseitigkeit setzt Bürger bester Gattung voraus, also Wesen vortrefflicher Züchtung und edler, vielseitiger Erziehung. Was bisher diese beiden mächtigst hinderte, ja unmöglich machte, war das egoistische System des tantum-quantum mit seiner grausamen und heuchlerischen Betätigung, mit seiner empörenden Lieblosigkeit, Tücke, Habgier und Rachsucht, Scheinweisheit und übel angewandten, krummen Logik, deren Ganzes die halben Köpfe verwirrt, erhitzt und zu rasenden Ungeheuern macht.

Anstatt Mitgeföhls zu pflegen, Barmherzigkeit zu üben, Leiden zu verhindern, geben sich Gesetze, deren Zeuger und Vollzieher, die größte Mühe, niederträchtig zu sein und ihre schwachen, glücklosen Mitwesen unaussprechlich zu peinigen, deren Dasein zu vergällen; sie berufen sich auf Gottes Gerechtigkeit, deren Ausführer sie sich nennen, und spielen sich auf als allein privilegierte Sittenrichter, obgleich sie zu den sittenlosesten Vettern des Orangutan gehören. Diesen ganzen und noch vielen andern Jammer bringt der Egoismus als privates und öffentliches System mit sich. Und solches Unheil verhindert größtenteils die Pflege des Mitgeföhls und der Arbeit aus innerem Beruf. Arbeit aus innerem Drang veredelt; Barmherzigkeit und Sympathie vervollkommen die Seele und die Harmonie ihrer einzelnen Betätigungen, machen Dinge und Verhältnisse überflüssig, welche unter Herrschaft des

„gesunden Egoismus“ die ganze Welt zur Verzweiflung bringen, von Schwachköpfen und Wichtigtuern jedoch als größte Panazee ausgeschrien werden.

Die ungesunde Theorie vom gesunden Egoismus macht ununterbrochen physisch und moralisch ganze große Bevölkerungen ungesund, unglücklich, Entartung zum Erbteil ihrer bedauernswerten Nachkommen. Die Theorie von der Notwendigkeit der gezwungenen, der Erwerbsarbeit, rechne man zu den bittersten der Kelche, die von satanischer Phantasie erfunden wurden, und dringe auf deren gründliche Beseitigung durch Stellung des persönlichen und sozialen Lebens auf die Grundlage der Vernunft, Religion, Erziehung, gleich wie der altruistischen Gegenseitigkeit.

Wenn jeder die Beschäftigung ausübt, zu welcher er durch innern Beruf geleitet wird, und seine natürlichen Fähigkeiten sorgfältig ausbildet, so müssen Charakter und alle guten Eigenschaften von Leib und Seele zu glücklicher Ausgestaltung gelangen. Und wenn dieser Fall immer mehr für die großen Mengen der Staatsbewohner zur Geltung kommt, so ist Berufsarbeit die herrschende und einzig geliebte Form jeder und aller menschlichen Wirksamkeit.

Jede Profession wird sodann in voller Freiheit betrieben und es gibt keinen, der sich nicht größte Mühe gäbe, beste Ausreifung moralischer und technischer Art zu gewinnen. Und die glücklichen Folgen derartiger Vervollkommnung! Dieselben zeigen sich als Freiheit und Kraft der Seele, als Kerngesundheit der Einzelwesen und der gesamten Bevölkerung, als starke innere Religiosität, fester Charakter, Liebenswürdigkeit, Ehrfurcht und Barmherzigkeit, Treue und Gerechtigkeit, Milde gegenüber dem Nächsten und Strenge gegen das eigene Selbst. Walten diese guten Eigenschaften, so hat das Bedürfnis des tantum-quantum ein für allemal aufgehört, und es tritt an Stelle der egoistischen Gegenseitigkeit die altruistische, welche, in ihrer Eigenschaft als erlösende und heiligende Religion, das Himmelreich auf Erden schafft.

Mit dem Aufhören der tantum-quantum und dem Beginn allgemeiner Gesundheit, wie auch Tugendhaftigkeit und Ästhetik, tritt Berufsarbeit in die Reihe der großen natürlichen Rechte und ist die durchaus überflüssig gewordene Erwerbsarbeit zu Ende. Und zwar zu Glück und Wohlfahrt aller Geschöpfe. Berufsarbeit bringt Lebenswerte, die als erfreuliche, wirkliche Werte sich erweisen; Zwangs- oder Erwerbsarbeit bringt Schein- und Todeswerte, die das Glück des einen vom Unglück des andern abhängig machen und die ganze Welt vexieren. Solches geschieht durch Angebot und Nachfrage, durch Konkurrenz, Antipathie und Überbürdung, durch verbrecherische Anmaßung und Aneignung, durch Wegnahme des sauer erworbenen Eigentums seitens der Gesetze und Büttel.

Wahres Glück, gute Gesundheit und echte Lebensfreude können nur dann aufkommen, wenn jeder Person Eigentum unantastbar ist, absolut sicher steht, jeder seine Profession in voller Freiheit ausübt, und durchaus unabhängig ist von Markt, Tausch, Kauf und aller sonstigen Niedertracht; wenn die Früchte der freien Berufsarbeit durch brave Verwalter des Gemeinwesens allen Bewohnern des Staates ganz nach deren Bedürfnis zugewandt werden; wenn jede Profession in voller Freiheit ausgeübt wird.

Eigentum wird durch Arbeit gewonnen, ist Lebenswert, hat an sich gar nichts mit Diebstahl zu tun. Zu normalem Leben gehört öffentliches und privates Eigentum; aber, dasselbe darf nicht nur nicht genommen, gepfändet, unterschlagen, verkauft, vertauscht werden, sondern wird vom Staate empfangen und geht, wenn der private Besitzer den Staat durch bestimmte Auswanderung verläßt, an die bürgerliche Gemeinschaft zurück. Dagegen bleibt alles bewegliche Eigentum für immer und unnehmbar an die Person des Besitzers gebunden, ist leihbar und verschenkbar, nicht verkaufbar, und kann nur durch Vermittelung der Staatsverwaltung vertauscht werden.

Jede Gemeinde habe Besitz gemeinsamer Güter, welche allen ihren Mitgliedern gehören und durch einzelne Personen verwaltet werden: Meeresküsten, Inseln, Seen, Wälder, Wiesen, Parke, Gärten, Gebäude, Theater, Kirchen, Institute, Schulen usw. Diese alle leisten Nutzen und können von keiner Person angetastet werden; sie machen den öffentlichen Besitz aus, und können der Gemeinde ebensowenig geraubt werden, wie das persönliche Eigentum dem Individuum.

Im großen und ganzen müssen Staat, Gemeinde, Familie und Kirche in analoger Art verwaltet werden, nach übereinstimmenden Grundsätzen der altruistischen Gegenseitigkeit, der ausübenden Gerechtigkeit und religiösen Barmherzigkeit. Naturgemäße Entwicklung der sozialen Organisation und Verwaltung dürfen unter keinen Umständen gestört werden; denn Störung veranlaßt große Übel, welche oft genug gar nicht beseitigt werden können. Die Anlässe zu Störungen finden sich über die ganze Welt verbreitet, innerhalb jedes Verhältnisses, selbst in der Arbeit böswilliger Kritikaster, welche mit Absicht an der Wahrheit sich vergreifen und mit Lügen den Geist des Volkes vergiften.

Unlautere Interessen mittelmäßiger Streber bringen Unheil in die Welt des Alltags und verursachen den besser Gearteten Unwohlsein. Zum Beispiel: ein schlesischer Archiv-Beamter treibt mit Feder und Gewissen Mißbrauch und behauptet, der (von ihm gehaßte) Gelehrte Soundso habe in seinem Buche über Zivilisation es unterlassen, des Mittelalters zu erwähnen. Die Wahrheit ist: der Gelehrte hat auf mehr als hundert Druckseiten gründlich das Mittelalter besprochen und den Gegenstand sehr gewissenhaft

studiert, in einer Art, die dem Archiv-Menschen nicht bekannt war. Anstatt seiner Unwissenheit und Gewissenlosigkeit sich zu entblöden, fuhr der Beamte fort, Unwahrheit zu sprechen und den Autor zu diskreditieren, unter anderem bemerkend, daß der Mediziner nicht berechtigt sei, in die Kunde der Zivilisation sich zu mengen. Also Zunft, Kaste, Rubrik, Schablone, gegenüber der Freiheit der Geister! Wenn nun die Wissenschaft so mißhandelt, die Würde des Autors so zertreten, die Gläubigkeit des Lesers so betrogen wird, ist es da wunderbar, daß das Publikum das Gleichgewicht verliert und über den Stein der falschen Kritik stolpert! Dergleichen Kritik schädigt unmittelbar wie mittelbar die ganze Bevölkerung und muß verhütet werden. Hiervon geschieht in der Regel das Gegenteil, da die falschen Propheten in ihrer Eigenschaft als Treue, Freiheit bekämpfende Staatsdiener bestens ausgezeichnet, mit Bestem beglückt werden.

Allmählich hat eine Kaste schlechter Kritiker sich herausgebildet, welche nach allen Richtungen hin dem Einzelnen und der ganzen Gesellschaft mehr oder minder großen Schaden zufügen, indem sie Verleumdung ebenso wie Lüge fördern. Ihre Arbeit kennzeichnet sich als scheußliche Erwerbsarbeit, welche der altruistischen Gegenseitigkeit ununterbrochen Beine stellt, und auch das Gefühl der Gerechtigkeit bedroht. Und diese Literatenzunft erwirkt, soweit sie es vermag, den Untergang des Wohlwollens und der Barmherzigkeit, und fördert mittelbar alle Bosheiten wie Gemeinheiten, welche aus systematischem Egoismus den Ursprung nehmen.

Der letztere vermindert den Wert der Persönlichkeit und macht das Individuum vogelfrei. Bedingungslos müssen Zustände schlimmster Art eintreten, da der Wert der Person sich vermindert, die Bande der altruistischen Gegenseitigkeit erschlaffen und die Arbeit entheiligt ist, die treibende Kraft des Ideals verloren hat. Es werden sodann Reformen sozialer Art versucht, welche meistens taube Nüsse bleiben, zuweilen auch Unheil anrichten und vom rechten Wege ableiten; ja sie veranlassen immer das Hervortreten aller Schattenseiten des Egoismus und des tantum-quantum, und nehmen abnormen Ausgang, für dessen Kosten die Menschheit aufkommt.

Man will und muß Ordnung herstellen im privaten und öffentlichen Leben, und diejenigen, welche zu diesem Werke berufen werden, sind selten geborene Ordnungsleute, kennen das Salz des Witzes nicht. Nun fangen sie an, zu experimentieren und gehen schief, weil ihre Phantasie durch Vorurteile und Theorien, Rubriken und Schablonen irre geleitet wurde, und Revolutionen nicht alle Tage vorkommen, das Alltägliche die ganze Kraft von Leib und Seele in Anspruch nimmt, ohne Merkliches zurück zu lassen.

Es gibt Leute, welche auf Pflege der Ordnung genau sich

verstehen; aber dieselben kommen nur ausnahmsweise vor und werden meistens schlecht begrüßt, da Ordnung vernünftiger Art nicht zu den Leidenschaften hohen und gemeinen Pöbels gehört. Man fürchtet von guter Ordnung im öffentlichen Dasein Schädigung des privaten Daseins und schneidet ein sehr böses Gesicht, wenn Befähigte, Berufene Anstalten treffen, wirkliche Ordnung der mancherlei Angelegenheiten für die Dauer herzustellen.

Glückliches Leben der Familien und Wohlgedeihen der Individuen hängen im großen und ganzen sehr innig mit Ordnung in der öffentlichen Verwaltung zusammen; andererseits ist letztere bestens beschaffen, wenn die Mitglieder der verwaltenden Körperschaften bestens entwickelt und moralisch-religiös gediehen sind. In solchem Falle erscheint überall Harmonie des Seins und Tätigseins, es kommen liebenswürdige Tugenden zur Ausgestaltung und das Gemeinwesen nimmt den Geist der altruistischen Gegenseitigkeit an.

Wenn dem so geworden ist, braucht niemand Mühe sich zu geben, einen Namen für die glückliche Staatsgesellschaft zu finden oder zu erfinden. Der Name bedeutet an sich gar nichts. Viele Sekten und Parteien haben sich höchst unpassende Namen beigelegt, weil deren Großmützen und Wortführer in Wortforschung ohne Übung und von schlechter Kenntnis waren. Wenn die Nationen und Kategorien von Menschen überhaupt gesund sind und Glückseligkeit empfinden, so mögen sie sich ihren Namen meinetwegen aus dem Lehrbuch des Teufels holen oder der Sprache der Marsbewohner entlehnen.

Fürchterliche Namen jagen furchtsamen Hasen in Menschengestalt Angst ein. Nun, man möge seine Mitgeschöpfe nicht mit Angst erfüllen; denn solches gehört zu den übelen Taten, welche großes Unheil in die Welt bringen. Der Namen Kommunismus ist eine Art pulverisierten Kolophoniums, welche zu Theaterblitzen gebraucht wird, um sittliche Staatsbürger in das Bockshorn zu jagen. In Wirklichkeit aber gibt es wohl das Wort Kommunismus, aber keine Kommunisten; denn dergleichen Wesen sind noch nicht erzeugt; diejenigen, welche man Kommunisten nennt, fürchten sich vor den Gebilden ihrer eigenen Phantasie und benutzen diese letztere als Vogelscheuchen im Streite mit den Philistern.

In ähnlicher Weise geht es mit den Anarchisten, ja mit den meisten -isten; alle sind umgeben vom Scheine des Fürchterlichen und Empörenden. Nur einzelne, wie bei jeder Kategorie, rechtfertigen böses Vorurteil; doch, wer genauer forscht, gewinnt die Überzeugung, daß die große Mehrzahl der verfehmten Leute aus Kannegießern besteht, welche täglich einige Stunden in Gesellschaft von Genossen die Faust in der Tasche ballen und über die andern Leute unehrerbietig Glossen machen. Die von ihnen in Aussicht gestellten Umstürze im Staatsleben werden nicht voll-

bracht, weil sie, wenn es darauf ankommt, altruistische Gesinnung professieren und keiner Fliege Lebenslauf genieren. Umstürze werden gewöhnlich nicht von den genannten Wesen gemacht.

Es soll eigentlich der Kasten nicht bedürten, auch nicht der Zünfte, Parteien und Vereine, am wenigsten der Rubriken und Schablonen, um altruistische Gegenseitigkeit herzustellen, zu unterhalten, und deren System zur Quelle größter Wohlfahrt zu machen, zur Grundlage naturgemäßer gesellschaftlicher Organisation. Die Gesamtheit der Staatsbürger, die eine einzige Körperschaft ausmachen und jede Spaltung in Gruppen vermeiden, ist, wenn jede Persönlichkeit in voller Freiheit seine Pflicht erfüllt, kräftig genug, seine Aufgabe zu erfüllen und als aktiver Faktor der Staatsgesellschaft sich zu betätigen. Die systematisch geübte altruistische Gegenseitigkeit, das freudige Zusammenwirken aller, deren gegenseitige Ergänzung Geistes- und Leibeskraft der Individuen verdoppelt, erzeugt ganz andere Effekte, als die Zwangs- und Frohnarbeit durch das Mittel von Körperschaften, welche einander hemmen und oft genug sogar bekriegen.

Auf daß unmittelbare Aktivität der Bürger des Gemeinwesens zustande komme, muß alles und jedes egoistische Prinzip strenge ausgeschlossen sein und müssen Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit Alleinherrschaft behaupten; es muß also Praxis der Religion in ihrer Gesamtheit geübt werden. Das geheiligte Band der Sympathie existiert nur, wenn Vernunft, religiöse Moral, Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit bestehen, Ideale höherer Gattung das Seelensein erheben. Jenseits dieser Bedingungen könnte eine Familie, eine Staatsgesellschaft der Sympathie gar niemals gedacht werden. Der rohe Materialismus leugnet alles, was nicht durch die Sinne wahrgenommen werden kann, somit auch unmittelbare Geistigkeit und höchste Ideale, und andere Ismen machen von Religion sich zumeist falsche Vorstellungen, indem sie Religion und Kirche über einen Leisten schlagen und die Sünden der Kirchen und Pfaffen der Religion aufpacken.

Viele halbgebildete Menschen des Durchschnitts und der Mode werden rasend, wenn ihnen das bloße Wort Religion genannt wird, und erklären jeden Kenner und Freund echter Religion für blöd- oder wahnsinnig. Wenn nicht jede Seele ohne Ausnahme von der Wesenheit der Religion durchhaucht wäre, müßte man alle denkbaren Anstalten treffen, solche Begeistigung vorzunehmen; denn die Religion ist das göttliche Mittel, den Fluch auszulöschen, welchen der Mensch in seiner Entartung und Niedertracht an die Fersen sich heftete. Die Religion in ihrer Reinheit wirkt befreiend vom Bösen, erlösend vom Übel, und heiligt jede vernünftige Kultur; ohne sie gibt es keine wahre Gesittung, kein Recht, keine Tugend, keine Freiheit, auch keine Glückseligkeit.

Normale Zivilisation ist höhere Entwicklung des Zustandes

der Natur. Je abnormer die Gesittung, desto größer wird die Zahl der Ismen und desto schlechter deren Beschaffenheit. Das beste Kennzeichen gesunder Zivilisation ist deren Einfachheit; in dieser suche man die Bürgschaft naturgemäßer Entwicklung. Naturgemäßheit schließt Fanatismus aus; wo dieser sich zeigt, findet man abnorme Zustände. Entartete Staatsleute und Parteiführer rechnen mit Fanatismus und betätigen solcherweise Unheil und Verderben. Normaler Zustand der Seele ist Harmonie ihrer Fakultäten; das will heißen: Harmonie ist nur denkbar bei Bestand von leiblicher und seelischer, persönlicher und sozialer Gesundheit des innern Kerns der Einzelwesen. Fanatismus stört das Gedeihen dieses innern Kerns, begünstigt Vorurteil und Leidenschaft, und läßt die Seele nicht zu jener innern Ruhe kommen, welche das Gedeihen von Vernunft und Religion unbedingt erheischt.

Mitglieder von Sekten und Parteien sind oft genug dem Programm ihrer Kategorie in unlöblichem Fanatismus ergeben. Diese Tatsache stört jede gute Ausgestaltung der altruistischen Gegenseitigkeit; auch fördert sie Oberflächlichkeit, Ungerechtigkeit, Unduldsamkeit und Naseweisheit. Es ist zu glauben, daß die Menschheit besser führe, glücklicher wäre, wenn es keine Parteien gäbe. Aber alle Parteibildung erscheint als Frucht des egoistischen Systems vom tantum-quantum, steht und fällt mit diesem. Es können und werden auch unter Herrschaft des Systems vom Altruismus infolge von Meinungsverschiedenheit verschiedene Gruppen sich gestalten, aber nicht zu feindseligen Parteien entarten; denn alle und jede Entartung entspringt da aus Elend, dort aus Üppigkeit, und diese beiden großen Übel erweisen sich in letzter Reihe als Folgen des Systems vom tantum-quantum.

Egoismus trennt die Wesen und erzeugt böse Leidenschaften; Altruismus vereinigt die Wesen und erzeugt Wohlwollen, Liebe und Barmherzigkeit. Egoismus und dessen Folgen machen sehr oft das Leben zur Last, erwirken Selbstmord, Unheil und Verbrechen; Altruismus als sporadische Erscheinung und als System erhöht den Wert des Lebens und vermehrt den Drang der Pflege von Leib und Seele, macht das Dasein lieb und wert, und verhütet alles Böse, erhöht fortschreitend Freude und vermindert fortschreitend Schmerz. Und größerer Gewinn für Gesundheit, Glückseligkeit und Freiheit könnte nicht gedacht werden.

Tugend und Glückseligkeit gehören zu den unerläßlichen Voraussetzungen alles normalen Bestehens. Weil nun Selbstsucht diese Voraussetzungen zerstört, darum kann dieselbe nicht als naturgemäßer Motor des persönlichen und gesellschaftlichen Daseins genommen werden und muß unter allen Umständen heillose Verhältnisse erwirken. Der größte Teil aller Übel und Leiden, welche die Menschheit peinigen, führt auf den erkrankten und entarteten Trieb der Selbsterhaltung, also auf Egoismus sich zurück.

Alle guten und bösen Keime in Seele und Leib, Individuum und Börse, Wahn der materiellen Güter und Mißbrauch derselben verderben Individuum und Gesellschaft, vernichten die hohen Ideale, und treiben den gesitteten Menschen zurück auf den Standpunkt der wilden Bestie, zu Krieg, Aufruhr, Laster, Verbrechen, Üppigkeit und Elend. Die seelische Wirkung von Markt und Konkurrenz macht schlecht und bringt größte sittliche Gefahren; auch wird durch selbe die Sicherheit von Person und Eigentum auf das gewisseste bedroht. Die Zahl der Verbrechen, welche aus Markt und Konkurrenz sich ergeben, wurde noch nicht genau erforscht, auch weil man vor dem statistischen Ergebnis im voraus sich ängstigte. Und doch müßten derartige Untersuchungen völlig parteilos geschehen; sie ergäben bedeutungsvolle Argumente für bedingungslose Verurteilung des egoistischen Systems, des tantum-quantum, des Marktes, der Konkurrenz, des Kaufes und des Gelderwerbs, und leiteten dazu an, die ganze Börsen- und Finanzkunst zu verfluchen.

Man möge Staatskunst und -verwaltung der Sozial-Altruisten von jenen der Sozial-Egoisten sehr genau unterscheiden; denn dieselben sind einander diametral entgegengesetzt und ihre Früchte bekommen den Leuten nicht in der nämlichen Art. Unter sozial-altruistischer Regierung und Verwaltung überall Friede, Blüte, glückliches Gedeihen, gesunde Nachkommenschaft in naturgemäßer Anzahl, Ehen aus Liebe, lange Dauer des Lebens, fröhliche Berufsarbeit und höhere Gesittung. Unter sozial-egoistischer Regierung und Verwaltung das Gegenteil!

Altruismus macht Gesetze und Strafen entbehrlich; Egoismus vertausendfacht Gesetze und Strafen, nährt Legionen Büttel und Rechtsbeflissener und entbrennt ununterbrochen den Krieg aller gegen alle, verhindert wahre Religion und Seelsorge, läßt endlich keinen glücklich werden. Und was werten glücklose Zustände; welcher Todeswert wird durch Unglückseligkeit zum Ausdruck gebracht! Jedes Individuum ohne Ausnahme hat das unbestreitbare Recht auf seinen Platz am reich besetzten Tische des Lebens; keines kann und darf davon ausgeschlossen sein. Niemand kann bei altruistischer Gegenseitigkeit zu kurz kommen, sondern jeder wird in die glückliche Lage versetzt, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß irgend ein Wesen dabei Schaden leidet.

Innerhalb einer derartig vernünftigen, moralisch-religiösen, kerngesunden Staatsgesellschaft gehören Militarismus und Soldateska zu den Unmöglichkeiten, und es sind nur Bürger möglich: Zivilisten, welche höhere Aufgaben zu vollbringen haben, als Menschen und Pferde ermorden, Wohnsitze, Verkehrsmittel und Sachen zerstören und schuldlose Wesen peinigen, mit einem Worte: die unerläßlichen Bedingungen von Freiheit, Gesittung, Gesundheit, Schönheit, Religion, Tugend und Glückseligkeit in des Teufels

hohle Eiche werfen. Man bedarf, wenn alles gut geregelt und jeder freudig seine Pflicht erfüllt, sein Leben normal zu gestalten weiß, niemals des Krieges und Aufruhrs, niemals der Armeen, des sogenannten bewaffneten Friedens, der nichtssagenden Aufwallungen, und vermag es, alle Fragen ruhig und besonnen zu lösen.

Das System der Selbstsucht hat so unermeßliche sittliche Verheerungen angerichtet, daß auch nicht wenige der besser garteten Leute in lautes Lachen und häßlichen Hohn ausbrechen, wenn das Wort Barmherzigkeit ausgesprochen wird. Nur das Wort Selbsthilfe können sie hören, solange sie sich noch selbst zu helfen imstande sind; allein, alles hat seine Grenzen! Heute hilft man sich selbst und prahlt damit, und morgen zieht man den Schwanz ein, fühlt sich schwach und elend, und dankt Gott für die Betätigung der Barmherzigkeit edler Mitwesen. Lautes Lachen und häßlicher Hohn sind sodann für Lebenszeit verstummt.

Unter Herrschaft des Systems der altruistischen Gegenseitigkeit werden Liebe und Barmherzigkeit ununterbrochen, bewußt wie unbewußt geübt, mit der Muttermilch eingesaugt, durch gutes Beispiel der Eltern, Erzieher, Seelsorger und Staatsverwalter befestigt und vermehrt. Auch tut die Tages- und Bücherpresse das ihrige nach jeder Richtung hin, um das Werk der Veredelung voll und ganz auszuführen und Glückseligkeit zum Gemeingut aller Geschöpfe zu machen.

Alle diese erfreulichen und glücklichen Tatsachen im Gemeinwesen der altruistischen Gegenseitigkeit erfahren an sich keine Störung durch die Barbareien, welche das teuflische System des egoistischen tantum-quantum kennzeichnen. Und diese Einflüsse gehören zu den denkbar schlechtesten, weil sie Tugend ausschließen und Glückseligkeit nicht aufkommen lassen, Pessimismus, Materialismus, Irreligion, abnormen Skeptismus und Egoismus in tausend Gestalten züchten, mit einem Worte: das Menschengeschlecht in Grund und Boden verderben.

Es ist gar nicht denkbar, daß unter den angedeuteten übeln Verhältnissen Religion der Religionen sich kräftig entwickeln und der großen Gesamtheit zu Heil verhelfen könnte; alles, was Religion ist, muß da taube Nuß bleiben, jede Mühe zu Erwirkung allgemeiner Wohlfahrt vergeblich sein. Notwendig macht es sich, aus allen höheren Religionen die Elemente der bösen Ismen gründlich zu entfernen, damit aus den Religionen das heilige Wesen der Religion sich gestalte und allgemein heiligend und befruchtend wirke, die Lebenswerte des Daseins zu Potenzen edler Gesittung mache.

In der höheren Religion ist Altruismus als Kern enthalten; verdirbt dieser Kern durch eindringenden Egoismus, so ist es mit dem Heilswerte der Religion zu Ende, und dieselbe wird Domäne

der Pfaffen. Sodann hört Seelsorge auf, normal sich zu entwickeln, und religiös-moralische Erziehung gerät in Verfall. Dies alles bedeutet Erschütterung der Grundpfeiler, auf denen Familie, Staat, Kirche und Gesellschaft sich erbauen und entwickeln.

Staatsgesellschaft auf der festen Unterlage der Religion, Tugend, altruistischer Gegenseitigkeit und ohne die Unnatur der egoistischen Einrichtungen wie Gepflogenheiten, bekundet sich als große Familie, durch Liebe verbunden. Wenn Herzensgüte, Sympathie, Liebenswürdigkeit die einzelnen Familien zusammen halten, gesunden und heiligen, warum sollen dieselben nicht auch die ganze Staatsgesellschaft zusammen halten, gesunden und heiligen! Aufstand und Krieg sind nutzlos, überflüssig, ja verbrecherisch. Normale Zivilisation, welche all solches Unheil bedingungslos ausschließt, läßt nur durch altruistische Gegenseitigkeit sich gewinnen. Alles, was aus Selbstsucht entspringt, ist gleich von vornherein dem Tode geweiht, dem größten Zufall preisgegeben.

Das egoistische System des tantum-quantum züchtet Verbrechen und Laster, und vernichtet die Schwachen, welche in die Fallen der Gesetze gingen, dieselben nicht umgingen; es züchtet auch Starke und Schwache, welche Gewalt vor Recht ausüben, beziehungsweise Trübsal blasen und Elend pfeifen, täglich auf neue Foltern gespannt werden, und ihren Peinigern die Pfoten küssen.

Innerhalb jedes öffentlichen Systems spielt der Wille eine sehr große Rolle. Wenn Egoismus unterdrückt, Altruismus zur Herrschaft gelangen soll, muß der gute, feste Wille in Anspruch genommen werden. Und das Wollen muß gereift, fest und veredelt sein. Nun stellen dem in Entwicklung und Ausgestaltung befindlichen Wollen die verdorbenen Elemente und Vorgänge der Welt des Egoismus sich an die Seite und suggerieren dem armen Schwachen Unheil und Jammer, die den Unglückseligen peinigen, in Krisen treiben, überwältigen.

Erkenntnis, Religion, persönliche und soziale Erziehung müssen den Willen geeignet machen, die besten Entschlüsse von Geist und Gemüt in Wirklichkeit zu setzen. Zu solchem Behufe ist es notwendig, intensiv und ausgebreitet gute Gedanken und alle edlen Gefühle zu pflegen: Mitleid, Liebe, Leutseligkeit, Aufopferung, Liebenswürdigkeit, Sympathie für alle lebenden Geschöpfe, Genügsamkeit, Selbstverleugnung, Keuschheit, Freiheit, Güte, Wohlwollen, Nachsicht, Fleiß, Gerechtigkeit und Milde, Hilfsbereitschaft und Heiligung durch den Vegetarismus.

Alles Gute und Erhabene im persönlichen und sozialen Leben wird vereitelt durch müßige Erfindung seitens gewissenloser Leute und durch übele Nachrede. Der wahre Philosoph und echte Religiöse gehe unlauteren, rohen, feigen, entarteten Elementen, die absolut unverbesserlich sind, aus dem Wege, bleibe lieber beziehungsweise weltfremd, und suche die Segenswerte der höchsten

Ideale durch Aufschwung von Geist, Gemüt und starkes, edles Wollen den Fluren und Wassern des Lebens zur Befruchtung des Seins zu überantworten, um alle Wesen zu erleuchten und zu beglücken, altruistische Gegenseitigkeit als Norm der Welten zu verkündigen.

M u i d e r b e r g in het Gooi, bei Amsterd., den 7. Okt. 1915.

Fechner und die Allbeseelung.

Von F r. S c h a a l, Geislingen.

Fechner (geb. 1801, gest. 1887) wird immer neben Weber und Wundt genannt, wenn es sich um die Psychophysik handelt. Diese Wissenschaft befaßt sich zunächst mit seelischen Vorgängen, bringt dieselben aber in Beziehung zu körperlichen Zuständen. Nach ihr entspricht jeder seelischen Äußerung (Empfindung) irgend eine Einwirkung auf den Körper (Reiz). E m p f i n d u n g und R e i z stehen in einem ganz bestimmten Verhältnis zueinander. Zu schwache Reize werden nicht empfunden. Die Empfindung wächst in einem anderen, sozusagen schwächeren Verhältnis wie der Reiz. Überaus starken Reizen entspricht also nicht eine ebenso starke Empfindung. Gefühlswallungen beeinflussen Blutumlauf, Gesichtsfarbe u. dgl. Kurz, Leib und Seele bilden eine innige Gemeinschaft. Wenn ein Teil leidet, dann leidet auch der andere. Den seelischen Vorgängen gehen leibliche parallel; daher spricht man auch von einem psychophysischen Parallelismus. Auf diese Lehre vom psychophysischen Parallelismus, die später weiter ausgebaut und viel erörtert wurde, gründete Fechner seine ganz eigenartige Weltanschauung von der Allbeseelung. Immer vom Gegebenen ausgehend und von tiefem religiösen Empfinden beseelt, das besonders in seiner „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ und in seinem „Büchlein von dem Leben nach dem Tode“ zum Ausdruck kommt, gelangt er doch zu Folgerungen, die einerseits dem nüchternen Denken, andererseits den herrschenden religiösen Ansichten ganz und gar zu widersprechen scheinen. Von einer Allbeseelung hört man gegenwärtig dann und wann reden, und selbst Häckel schreibt den Atomen irgend eine Art von Empfindung zu, aber Fechner bewegt sich auf einem Gebiet, auf dem ihm wenige gefolgt sind, da all das, was er zu sagen hat, auf den ersten Blick so fremdartig, so traumhaft phantastisch anmutet. Man hat ihm schon zu seinen Lebzeiten widersprochen, aber man wagte es nicht, dem ehrwürdigen Manne, der noch in seinem 80. Lebensjahr seine „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ schrieb, zu nahe zu treten, und er hat seither schon manchen stillen Verehrer gefunden, wenn seine Freunde auch nicht in allen Stücken ihm beipflichten können. Fechner ist Naturforscher,

Philosoph, Dichter und Seher zugleich, Naturforscher in seinen Voraussetzungen, Philosoph in seinen Gedankengängen, Dichter in der Sprache, Seher in seinen Schlußergebnissen, alles in allem aber einer, der einsam seine Straße wandelt, der aber den wenigen, die ihm folgen, die Fülle seines inneren Lebens offenbart.

Allbeseelung? — Was soll das heißen? Unsere Seele ist mit dem Leibe verbunden, und wie schon bemerkt wurde, geht jedem seelischen Vorgang ein leiblicher parallel. Leib und Seele sind gleichsam Außen- und Innenseite eines Ganzen, des psychophysischen Organismus. Der Mensch ist ein Bild der Natur im Kleinen, ein Mikrokosmos. Auch in der Natur, im gesamten All entsprechen nach Fechner den äußeren Bewegungs- innere Empfindungs- oder Bewußtseinsvorgänge. Damit ist die Allbeseelung gegeben, aber das kann noch nicht genügen, denn es würde nur zu einer pantheistischen Allseele etwa im Sinne Spinozas führen. Fechner hält an der Selbständigkeit des Einzelwesens und der menschlichen Persönlichkeit fest, wofür letzterer er das Fortleben nach dem Tode zusichert. Also nicht die Natur in ihrer Gesamtheit, sondern jedes einzelne Geschöpf ist beseelt. Nach dem Glauben der Heiden wohnen in den Naturwesen verschiedene Gottheiten, welche in die Geschicke der Menschen eingreifen und Verehrung erheischen. Eine solche Art der Naturbeseelung oder besser Naturvergötterung weist Fechner ausdrücklich ab; er kennt bloß **e i n e n** Gott. Die Naturdinge besitzen jedes für sich Empfindung, und damit eine Art des Bewußtseins, auch die Pflanzen und die Tiere. Über die Pflanzenseele, spricht er sich in seiner „Nanna“ aus. Die Pflanze kennt keine Vor- und Rückschau, sie führt ein Gegenwartsleben. Sie riecht den Duft und empfindet den Reiz der Farben. Sie geht ganz in der Sinnlichkeit auf, aber in einer höheren, reineren, als wir sie beim Tier treffen. Nerven- und Sinneswerkzeuge wie wir besitzt sie nicht, aber doch empfängt sie eine Menge Eindrücke, die Gefühle der Lust und Unlust in ihr auslösen. Die zarten Elfen, die lieblichen Blumengeister, wachen wieder auf und wohnen in den aufgeschlossenen Kelchen und trinken Sonnenlicht. — Ist's nur ein holder Märchentraum oder sind Floras wonnige Kinder tatsächlich beseelte Wesen wie wir? Fechner hat davon noch nichts gewußt, daß einzelne Pflanzen durchsichtige, linsenartig gewölbte Zellen besitzen, die ähnlich wie unser Auge die Lichtstrahlen brechen — wohl Pflanzenaugen?

Allbeseelung — Fechner geht noch weiter. In „Zend-Avesta“ redet er von einem Stufenbau der Welt, dem nicht bloß die individuellen Seelen der Pflanzen, Tiere und Menschen, sondern auch die der — Gestirne eingeordnet sind. Die Erde, unser Wohnsitz, ist kein toter Körper, sondern ein beseeltes Wesen höherer Art, mit Bewußtsein begabt. Unser individuelles Bewußtsein ist in ihr Bewußtsein eingeschlossen, ist auch ihr Bewußtsein. Sie besitzt

aber zugleich ein erweitertes Bewußtsein, das nicht bloß alle Bewußtseinsinhalte der auf ihr lebenden Geschöpfe in sich faßt, sondern auf alles sich erstreckt, was auf ihr vor sich geht. Jedes Naturereignis wird von ihr empfunden wie von uns die Eindrücke der Sinne. Beseelt ist die Sonne, sind Planeten und Monde, sind all die zahllosen Sterne, und über ihnen steht die Gottheit, die alles umfaßt, das Kleinste und das Größte, und die jedem nahe ist, weil es in ihr ruht. „In ihm leben, weben und sind wir.“ Das Allbewußtsein Gottes lebt in jedem Einzelbewußtsein, und so steht jedes einzelne Geschöpf in innigster Beziehung zu seinem Schöpfer, vor allem der Mensch als persönliches Wesen als denkender Geist. Fechner erwähnt die Engel als außerirdische Geister, meint aber damit die Seelen der Gestirne.

Ein Gedicht, eine Apotheose des Kosmos! — Und doch ist Fechner kein Phantast, der sich ins Wesenlose verirrt, und wenn er irrt, dann irrt er als ehrlicher, ernster Wahrheitsucher, der seine eigenen Wege geht und der von Vorurteilen sich nicht beeinflussen läßt, der sich auch in seiner schlichten Art niemand aufdrängt. Was er sagt, ist seine persönliche Überzeugung, andere mögen anders denken, er wehrt es ihnen nicht. Er zieht nur als ein selbständiger Denker die äußersten Folgerungen aus seiner für ihn feststehenden Lehre vom psychophysischen Parallelismus und sucht als religiös veranlagte Natur Wissen und Glauben zu vereinigen.

Pflanzen- und Tierseelen anzunehmen liegt uns allerdings viel näher als die Annahme von Gestirngeistern, aber wenn das Nebeneinandergehen körperlicher und seelischer Vorgänge nicht bloß auf den Menschen allein beschränkt, sondern auf die ganze Natur ausgedehnt werden will, dann verliert der Fechnersche Gedanke von der Allbeseelung doch viel von seiner Absonderlichkeit. Höchstens könnte man einwenden, daß uns die gesamte Außenwelt bloß in unserem Bewußtseinsbild als eine Welt der Erscheinungen gegeben ist und daß wir daher über ihr wahres Wesen nichts aussagen können. Zu dieser Außenwelt aber gehört auch schon der Leib, und der psychophysische Parallelismus hebt sich dann (wenigstens im metaphysischen Sinne) von selber auf.

Immerhin wird es sich lohnen, wenn man sich mit den eigenartigen Gedankengängen des tiefgründenden Denkers Fechner vertraut machen will, daß man wenigstens das Wertvollste aus seinen Schriften sich aneignet, und dazu eignet sich ein Band der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer), der einen Auszug aus Fechners Werken bringt, sehr gut. Nanna, Zēnd-Avesta, Ideen zur Tagesansicht u. dgl. befinden sich in der Landesbibliothek und sind jedermann zugänglich.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Okkultismus und Religion.

Über dieses hochwichtige Thema erhielten wir von unserem mehrfach genannten Mitarbeiter, Herrn Dr. G. Z. (Ober-Lehrer in Hamburg, z. Z. Off.-Aspirant im Osten) nachfolgenden offenen Brief, dessen Abdruck unseren Lesern willkommen sein dürfte. (Dat. 20. Juli 16, Feldpoststation 69.) „S. g. H. Prof.! Mit Interesse las ich die letzten Nummern der „Psych. Studien“. Darf ich Ihnen heute einmal kurz auseinandersetzen, was der Okkultismus eigentlich für mich bedeutet? Wenn ich es kurz zusammenfassen soll, so würde ich sagen: Er weist mir den Weg zu einer neuen Religion, die in der Verschmelzung christlicher Mystik und moderner Geistesfreiheit besteht. Um zwei typische Vertreter dieser gegensätzlichen Strömungen zu nennen: ein mittelalterlicher Mystiker wie Thomas a Kempis und ein kritischer Forscher wie David Friedrich Strauß bilden jetzt keine unversöhnlichen Gegensätze mehr. Die Tatsachen des Okkultismus führen den Freidenker zu einem auf dem Boden verstandesmäßigen Erkennens ruhenden Jenseitsglauben. Damit kann er die christliche Mystik unmöglich mehr völlig ablehnen, sie wird im Gegenteil mehr und mehr den Abschluß seiner Weltanschauung bilden. Ein Goethe hatte sie als Weltanschauung des Greisenalters bezeichnet und ihr in der letzten Szene des zweiten Teils des Faust den gewaltigsten dichterischen Ausdruck verliehen. Einer solchen, auf freisinniger Grundlage sich aufbauenden, aber inhaltlich der christlich-mystischen im Grunde nahe verwandten Weltanschauung braucht der Fromme nicht mehr mißtrauisch gegenüber zu stehen. Die christliche Apologetik wird sich mit der Zeit den ganzen Okkultismus im Kampfe gegen den Materialismus und Agnostizismus zu nutze machen. Frömmigkeit und Freisinn werden keine absoluten Gegensätze mehr bilden wie bisher, sondern sich aufs wirksamste ergänzen und unterstützen. Selbst einzelne Bestandteile des Katholizismus erscheinen damit in völlig neuem Licht; freilich der schroffe Autoritätsglaube der katholischen Kirche wird als ein dauernd überwundener Standpunkt bezeichnet werden müssen. Das Wesentliche der neuen Denkweise beruht ja in ihrer Ablehnung jeden Glaubens auf fremde Autorität hin. An ein Jenseits, ein Einwirken höherer Kräfte glauben wir nur, weil wir es verstandesmäßig intuitiv erkennen, nicht weil uns ein anderer, und wäre es Christus, bzw. sein „Stellvertreter“ auf Erden, durch seine Autorität zu diesem Glauben gebracht hätte. Noch immer stehen freilich die Freidenker der christlichen Frömmigkeit fremd und ablehnend gegenüber, noch immer fürchten

sich die Frommen vor der Wissenschaft, noch immer wird die Kirche an der Entfaltung ihrer innersten Kräfte durch ihre Engherzigkeit und Einseitigkeit in äußerlichen Dingen gehindert. Ohne das Dazwischentreten eines völlig neuen Elements, wie es eben der Okkultismus bietet, ist also an eine Überbrückung der schroffen Gegensätze nicht zu denken.

Darin scheint mir nun die Hauptbedeutung des Okkultismus zu liegen, daß er eine solche Synthese dieser Gegensätze ermöglicht.

Seit dem Auftreten des Rationalismus stehen sich Glauben und Denken als Gegensätze gegenüber, die sich im 19. Jahrhundert immer schroffer befehdeten, bis etwa „Der alte und der neue Glaube“ von D. Fr. Strauß einen kaum mehr überbrückbaren Höhepunkt des Kampfes darstellte. Hier die „Glaubenden“, dort die „Wissenden“, jeder im besten Fall den andern seine Wege ziehen lassend, so meinte Strauß am Schlusse seines Werkes die Frage zusammenfassend kennzeichnen zu müssen. Mit Recht wurde aber schon damals von anderer Seite darauf hingewiesen, daß diese schroffe Trennung in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Seit Strauß ist außerdem von verschiedenen Seiten vieles geschehen, um die Schärfe der Gegensätze zu mildern. Aber von einer Überbrückung der ungeheueren Kluft zwischen Glauben und Wissen kann noch lange keine Rede sein. Dies ist eine Aufgabe der Zukunft, hoffen wir einer nahen Zukunft, an der wir selbst noch mitarbeiten dürfen, mitumgestalten können. Es handelt sich um etwas völlig Neues, in dieser Weise bisher höchstens bei wenigen Einzelnen Verwirklichtes. Goethes umfassende, alles Gute freundlich anerkennende Denkweise hat bisher zu einer Verschmelzung des sich fern Gegenüberstehenden wohl am meisten getan, er, der zu gleicher Zeit sich aufs Lebhafteste für die eben aufkommende Entwicklungslehre wie für Kerner's „Seherin von Prevorst“ interessierte. Möge es unserer Zeit vorbehalten sein, seine Gedanken allmählich zur Entfaltung und Reife zu bringen!“

Kurze Notizen.

a) † Dr. Wilhelm Ohr, dessen schöne Feldandacht über den 26. Psalm wir im Januarheft cr. S. 48 rühmend besprachen, ist (laut „Leipz. N. N. vom 5. Aug. 16) am 23. Juli in Frankreich als Oberleutnant der Reserve im noch nicht vollendeten 38. Lebensjahr den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Der Verstorbene, ein geborener Wiener, war Schüler von Scheffer-Boichorst (Berlin) und Gerhard Seeliger (Leipzig). Seit 1903 war er Mitarbeiter der Württemb. Kommission für Landesgeschichte und Herausgeber der Württ. Landtagsakten (ältere Reihe), habilitierte sich als solcher im Jahre 1904 als Privatdozent in Tübingen, wo er im Verein mit den Geschichtsprofessoren Dr. Jakob und Dr. Götz (jetzt Leipzig)

den eine Zusammenarbeit der Nationalliberalen („deutschen“) mit der fortschrittlichen Volkspartei erstrebenden „Liberalen Verein“ gründete. 1907 übernahm er die Leitung des zu demselben Zweck in weiterem Umfange ins Leben gerufenen „Münchener Nationalvereins“ und leitete mit ausgezeichnetem Geschick und praktischem Erfolg als erfahrener Politiker, der dann auch für den Reichstag kandidierte, die überaus reichhaltige Bibliothek der „Buchhandlung Nationalverein“ (München-Gern, Wilhelm Düllstr. 6), die außer Flugblättern und sonstigen Schriften über die Grundlagen des Liberalismus, seine Gegenwart und Zukunft, Handwerk und Kunst, Krankenversicherung, die studentische Freibundsbewegung, Volksschriften über die kulturelle Bedeutung der Arbeiterfrage, die Frau im öffentlichen Leben, Politik und Moral, den Zweck des Staates u. a., eine musterhafte Sammlung: Vorkämpfer deutscher Freiheit, Dokumente liberaler Vergangenheit, sowie speziell bayerische Literatur über die Kämpfe des dortigen Liberalismus enthält. Der hier und in Wandervorträgen von ihm ausgestreute Samen tiefergehender politischer Erkenntnis wird wohl erst im deutschen Neuland der Zukunft aufgehen, das nach siegreich überstandem Weltkrieg, wie wir alle hoffen, eine Einigung sämtlicher, ihren unfruchtbaren Hader durch echten Patriotismus überwindenden politischen Parteien zur Lösung der wichtigsten Kulturfragen bringen wird. Besonders lesenswert in dieser Richtung ist sein unter dem Titel „Der neue Weg“ 1910 erschienener Bericht über die bisherige Tätigkeit des Nationalvereins, der den Wahlspruch trägt: „Was ist notwendig für die deutsche Zukunft? Denken und arbeiten. Arbeiten und Denken.“ 1913 siedelte Dr. Ohr als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte an die neugegründete Universität in Frankfurt a. M. über. Seine Arbeitsgebiete waren zunächst fränkische Geschichte, ältere Papstgeschichte, später vornehmlich württembergische Geschichte, in den letzten Jahren im allgemeinen mittelalterliche Geschichte. Dem Rufe zur Verteidigung des von allen Seiten bedrohten Vaterlandes folgte der Gelehrte mit jugendlicher Begeisterung und bewies in allen Strapazen und Gefahren wahren Heldenmut. Wer den hochbegabten, ideal veranlagten, unermüdlich fleißigen Mann persönlich kannte (wie Schriftleiter), wird ihm ein dauerndes ehrendes und liebevolles Andenken bewahren.

b) Auch der Spuk in Oels bei Breslau scheint sich, trotz aller Gegenumtriebe des Antispiritisten Leo Erichsen in der Tagespresse, bestätigen zu wollen. (Vergl. Maiheft cr., K. Not. a) S. 239 ff.) Unser sehr geschätzter und sehr sachkundiger früherer Literaturberichterstatter, Herr Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn in Breslau, hat dem ihm zur Untersuchung übergebenen Fall die eingehendste Nachforschung gewidmet. Der gütige Einsender jener Notiz schreibt uns darüber (dat. Breslau, 31. VII. 16): „Im Fall F e n s k e bin ich weiter bemüht. Es freut mich, Ihnen Folgendes

mitteilen zu können: Auf nochmalige Anfrage erhalte ich gestern von Herrn Rechtsanwalt Dr. B o h n diesen Bescheid: „„Sehr geehrter Herr! Ich komme erst jetzt nach Beginn der Gerichtsferien dazu, Ihnen zu antworten und Sie um Entschuldigung für mein Schweigen zu bitten. Die Untersuchung gegen Fenske ist noch lange nicht abgeschlossen. Das Kriegsgericht prüft mit größter Unparteilichkeit das reiche, ihm zur Verfügung stehende Material. Es hat keinen Zweck, etwas zu veröffentlichen, bevor nicht diese Untersuchungen abgeschlossen sind. — Mit vorzüglicher Hochachtung: gez. B o h n.““ Ich benutze die Gelegenheit, Sie meiner besonderen Hochachtung zu versichern. Mit besten Grüßen Ihr S. R.“

c) Eine uralte Prophezeiung scheint mit dem Erscheinen der Türken an der Ostfront in Erfüllung gehen zu sollen. In den letzten Tagen des Juli ging nachfolgende Notiz durch die Tagespresse: Der Kriegsberichterstatler der „Neuen Freien Presse“ meldet aus dem Kriegspressequartier: Wie aus Lemberg ankommende Offiziere erzählen, sind dort bereits in den letzten Tagen zahlreiche türkische Offiziere auf der Durchfahrt zu den Kommandos an der Front eingetroffen. Wo sich die türkischen Offiziere und Soldaten zeigen, sind sie überall der Gegenstand von spontanen Sympathiekundgebungen. Der Transport der türkischen Truppen ist in vollem Gange. Wie ich erfahre, ist übrigens die Entsendung türkischer Truppen nach Polen und Galizien seit langem geplant und nicht etwa durch die Aussichten der Kriegslage veranlaßt worden. Die Türken kommen nach den Schlachtfeldern in Wolhynien und Galizien nicht als Hilfsheer, sie kommen, um gegen den Erbfeind der Türken auf jenem Kriegsschauplatz zu kämpfen, wo dieser die größte Kraft entfaltet und wo er darum auch entscheidend geschlagen werden kann und muß. Nicht zum ersten Male kommen übrigens die Türken nach Galizien, schon im 17. Jahrhundert führten die Verhältnisse sie in die von den Kosaken verwüsteten Gebiete. In dem polnischen Volke erinnert man sich der Prophezeiung W e r n y H o r a 's, des seherisch begabten ukrainischen Landmannes, die lautet: „W e n n der Türke sein Pferd im D n j e s t r t r ä n k t, dann wird P o l e n auferstehen.“

d) Eine neue oder vielmehr alte Friedensprophezeiung lautet nach Zeitungsberichten: „Eine Weissagung, die sich im Kriege 1870 erfüllte, soll auch dem jetzigen Krieg ein Ende machen. Auf der Insel Fehmarn steht zur Zeit eine hohe alte Pappel in Blüte. Die Fehmarn Pappel ist seit 1870/71 das erstemal wieder mit dem Blütenschmuck bekleidet. Damals ging von der Insel die Weissagung in die Welt hinaus, daß der Krieg beendet sein werde, bald nachdem die Pappel geblüht habe. Und es traf zu, bald nach der Baumblüte kehrten die Fehmarn Krieger aus dem Felde zurück. Nie wieder hat der Baum geblüht, erst heute, nach 46 Jahren, blüht er wieder. Und wieder kommt von

Fehmarn die Weissagung: „Der Krieg geht zu Ende, bald nach dem die Fehmarn Pappel geblüht hat.“ — Möchte doch der in diesem schönen Glauben zum lieblichsten Ausdruck gelangte fromme Wunsch in Erfüllung gehen!

e) Eine neue Friedensprophezeiung. Herr Lehrer E. G., mit dem wir unsere Leser bereits im Januarheft cr. S. 38 ff. in der Mitteilung: „Ein Hellseher im Felde“ näher bekannt gemacht haben, schreibt uns (dat. den 9. VIII. 16): „Es freut mich, wenn meine Zeilen vielleicht dazu beitragen, Beweise für übersinnliche Tatsachen zu sammeln, und Ihre dankenswerten Bestrebungen in dieser Richtung unterstützen. Ich habe verschiedentlich Versuche anstellen können, Halluzinationen und hellseherische Erscheinungen bezw. telepathische Vorfälle zu vergleichen, und mich bemüht, ein Mittel zur Unterscheidung derselben zu finden, was mir für meine Zwecke auch gelungen ist. Sollten meine Versuche für Sie von Interesse sein, so bin ich gern bereit, eine Darstellung derselben zu geben und Ihnen dieselbe zum Abdruck einzuschicken. [Wir bitten darum! — Red.] —

Vielleicht können Sie inzwischen folgende kurze Notiz in der nächsten Nr. der „Psych. Stud.“ verwerten. —

Vor einigen Tagen hörte ich von einer neuen Friedensprophezeiung, die aus der nämlichen Gegend stammt, in welcher sich die Schlacht am Birkenbaum abspielen soll. Folgendermaßen wurde sie erzählt: Ein Mädchen bittet eines Tages ihre Lehrerin um Erlaubnis, nach Hause gehen zu dürfen, da der Vater in Urlaub komme. Natürlich wird ihr dieser Wunsch gewährt. Zu Hause angekommen erstaunt die Mutter und fragt nach dem Grunde. Da antwortete das Kind, daß der Vater doch in Urlaub komme und es ihn von der Bahn abholen wolle. Die Mutter entgegnet, daß ja der Vater im Felde sei und von Urlaub nichts geschrieben habe. Aber das Kind bleibt unerschütterlich bei seiner Ansicht und behauptet noch, daß der Vater 45 \mathcal{M} mitbrächte. Das Mädchen geht zur Bahn und zum Erstaunen aller schon aufmerksam gewordenen Personen kommt der Vater wirklich, und ist selbst äußerst überrascht, von der Tochter abgeholt zu werden. Auf sein Befragen, von wem sie denn erfahren habe, daß er gerade mit diesem Zuge komme, antwortete das Kind, es von selbst gewußt zu haben, und erkundigte sich darauf gleich nach dem mitgebrachten Gelde. Alle sind sprachlos, als der Vater bestätigt 45 \mathcal{M} zu besitzen. Doch unbekümmert fährt das Kind fort: „Ich weiß auch noch mehr, aber das darf ich nicht sagen!“ Natürlich wird es nun mit Fragen so lange bestürmt, bis es sein Geheimnis schüchtern mit den Worten verrät: „Ende August oder Anfang September wird Friede sein!“ Kaum hat es das letzte Wort ausgesprochen, da versagt die Stimme und das Kind wird stumm. Es fordert nun eine Tafel und schreibt: „Wenn Friede ist, erhalte ich meine Sprache wieder!“

Dieser Erzählung einmal nachzuforschen, schien mir der Mühe wert, um festzustellen, ob dieselbe wirkliche Begebenheiten zur Grundlage habe, und ich begab mich deshalb nach W. (Werl in Westfalen, bei Unna, Soest.) An ca. 10 verschiedenen Stellen zog ich Erkundigungen ein, doch die Berichte widersprachen sich teilweise. 5 verschiedene Ortschaften, die in der Umgebung lagen und in welcher sich das Ereignis zugetragen haben sollte, wurden mir angegeben, doch nirgends war das betreffende stumme Mädchen zu entdecken. An verschiedenen Stellen wurde behauptet, ein Junge habe die Prophezeiung gesprochen und nicht Ende August, sondern am 17. August sei Friede. Auch wurde erzählt, daß das Mädchen nicht aus der Schule gekommen sei, sondern es hätte nicht zur Schule gewollt und als Grund der Mutter gesagt, daß der Vater an dem Tage käme. Von anderer Seite wurde behauptet, daß die Großmutter des Kindes die Geschichte selbst in einem Geschäfte erzählt habe. Jedoch niemand wußte in demselben von einer solchen älteren Frau und es wirkte ziemlich belustigend auf die Leutchen, als sie von der Ehre erfuhren, die ihnen widerfahren sein sollte. Auch erfuhr ich, daß bereits von W. aus gewissenhafte Erkundigungen eingezogen seien, aber mit negativem Erfolge. Ich begab mich nun zum Herrn Sanitätsrat F., der mir erklärte, daß es wohl zwecklos sei, weitere Erkundigungen einzuziehen, da er wüßte, daß das Mädchen nirgends zu finden sei und die Geschichte wohl ein Produkt der Volksphantasie darstelle. Auch erinnert sich dieser Herr, daß vor einiger Zeit eine Zigeunerin einen Bauer, der wenig Lust zeigte, sich etwas wahrsagen zu lassen, dadurch überzeugt habe, daß sie gesagt, wieviel Geld er gerade habe, nämlich — 45 *ℳ*. Das seien offenbar die 45 *ℳ*, von denen in der neuen Geschichte die Rede sei. — Da die Angabe des Friedensdatums auf eine Wiener und eine russische Prophezeiung hinweist und die letztere in dortigen Zeitungen gestanden hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß eine wirkliche Begebenheit wohl nicht vorliege. Wie nachteilig aber eine solche Erzählung auf leichtgläubige Gemüter wirkt, habe ich besonders bei einer Frau beobachtet, die von der Wahrheit dieser Voraussage so fest überzeugt war, daß sie sich wegen Geschäftsaufgabe ganz und gar nach genanntem Datum gerichtet hatte.“ — Es wäre dringend zu wünschen, daß allen diesen angeblichen Prophezeiungen, welche jetzt die Tagesblätter bringen und die meist nur mehr oder weniger klar bewußte eigene Vermutungen der „Seher“ wiedergeben, ebensd gewissenhaft und gründlich auf die Spur ihrer Entstehung nachgegangen würde!

f) Die Stimme der Hühner. In einer skandinavischen Zeitschrift für Naturkunde widmet der Zoologe Th. Schjeldrup den Lauten, die die Hennen von sich geben, einen eingehenden und sachkundigen Aufsatz, der den Laien, die bisher der Ansicht waren, daß zwischen dem Gegacker der einen und dem Gegacker

der anderen kein Unterschied bestehe, eine andere Meinung von dem „Innenleben“ der Hennen beibringen will. „Das Huhn hat“ heißt es in dem Artikel, der sich als „psychologische Studie“ bezeichnet, „in seiner Stimme verschiedene Nuancen, die auch verschiedene Stimmungen zum Ausdruck bringen. Diese Töne sind bei demselben Huhn stets gleich, zeigen aber unter den verschiedenen Hühnern mannigfache Abweichungen, was beweist, daß das individuelle Wesen hierbei eine Rolle spielt. Die Artikulation der Hühner ist so charakteristisch, daß man sie, wenn man sie einige Male gehört hat, niemals wieder verwechseln kann. Die Laute zeigen überdies mit dem jeweiligen Gefühls- und Sinnenleben enge Uebereinstimmung. Das Huhn hat für jeden Ausdruck des Affekts einen besonderen Laut. Nicht einmal der intelligente Hund hat für seine Gefühlsäußerungen ein so mannigfaches Ausdrucksvermögen zur Verfügung.“ Man sieht, der Aufsatz widerspricht allem, was wir bisher über das Huhn dachten, und wir haben allen Grund, ihm Abbitte dafür zu leisten, daß wir es der Dummheit bezichtigt haben; denn man kann unmöglich ein Tier unintelligent nennen, das, wie Schjeldrupp versichert, über mehr als dreizehn verschiedene Nuancen zum Ausdruck der wechselnden Stimmungen seines Innenlebens verfügt. Es gibt Bruttöne, die nur für die Henne typisch, und Wollusttöne, die nur dem Hahn eigen sind.

g) Ein merkwürdiger Fall von Nachtwandeln. Ein seltener Fall von Nachtwandeln ist in einer Universitätsklinik in Prag beobachtet worden. Es wurde dort ein 16 Jahre alter herzleidender Raseurlehrling behandelt, dessen Herzbeschwerden derart heftig waren, daß er auch den geringsten körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen war und es ihm nicht möglich war, auch nur wenige Schritte ohne Hilfe zurückzulegen. In einer Jännernacht um 1 Uhr wurde bemerkt, daß das Bett des Patienten leer war, und es wurde nun das ganze Haus und der Hof in der kalten und regnerischen Nacht durchsucht. Alle Nachforschungen blieben erfolglos, bis der Patient selbst von außen an das Fenster eines mit verwundeten und kranken Soldaten belegten Zimmers klopfte. Um 5 Uhr wurde er hier hereingelassen, er klagte nur über Kälte und schlief sofort ein. Als er des Morgens erwachte, konnte er über den ganzen Vorfall keine weitere Auskunft geben. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bestand darin, daß der Patient in schwindelnder Höhe in stürmischer Nacht über schmale, schlüpfrige Fensterbretter, die durchschnittlich einen Meter voneinander entfernt waren, seinen Weg gemacht hatte. Die körperliche Anstrengung, die dieser Weg im Wachzustand erfordert hätte, wäre ziemlich beträchtlich gewesen. Der Patient hatte sich wahrscheinlich vier Stunden, mindestens aber zwei längs der Mauer des Pavillons bewegt. Das Merkwürdigste war aber, daß dieser nächtliche Ausgang den schwer herzkranken Patienten

gar nicht angestrengt hatte, das Herz wies keine nennenswerten Änderungen im Vergleich zu dem früheren Zustand auf. Die Tatsache läßt sich nur so erklären, daß man annimmt, daß Körperbewegungen, die unter dem Einfluß des Willens und mit Zuhilfenahme der Aufmerksamkeit zustande kommen, an ein krankes Herz viel höhere Anforderungen stellen, als jene Körperbewegungen, die unter dem Einfluß der Suggestion erfolgen.

(„Linzer Volksblatt“ Nr. 156, 29. Juni 1916.)

h) Von den buchstabierenden Hunden berichtet Prof. Dr. H. E. Ziegler im „Stuttgarter N. Tagblatt“ Nr. 399 vom 9 Aug. cr. In der „Frankf. Ztg.“ erschien vor kurzem (1. August) ein Artikel des Psychiaters Prof. Dr. Edinger in Frankfurt, der behauptet, daß die Leistungen des buchstabierenden Hundes in Mannheim nur auf einer Zeichengebung beruhen. Prof. Edinger hat den Hund nicht selbst gesehen, er stützt sich lediglich auf einige Versuche des Dr. med. Neumann, die noch nicht veröffentlicht sind. Ich kenne diese Versuche dadurch, daß Dr. Neumann sie mir im Frühjahr ds. Js. selbst erzählt hat. Dieseiben haben meiner Ansicht nach gar keine Beweiskraft, und ich werde ihre Unbrauchbarkeit eingehend erörtern, sobald Dr. Neumann sie öffentlich bekannt geben wird.

Da der Hund die Zahlen, welche Buchstaben bedeuten, mit der Pfote auf die Hand schlägt oder auf einen ihm vorgehaltenen Pappdeckel, so liegt der Gedanke nahe, daß ihm, absichtlich oder unabsichtlich, mit der Hand oder dem Pappdeckel Zeichen gegeben würden; aber diese oft ausgesprochene Ansicht ist klar und sicher zu widerlegen. Erstens sind die Äußerungen des Hundes nach Form und Inhalt so eigenartig, daß man deutlich erkennt, daß sie aus seinem eigenen Denken stammen, und zweitens hat der Hund sehr oft Angaben gemacht, welche der Person, die ihm den Pappdeckel hinhielt, überhaupt nicht bekannt waren. Diese sogenannten unbewußten Versuche bilden den wahren Beweis für die Echtheit seiner Äußerungen. In den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie“ und in der neuen Schrift „Die Seele des Tieres“ (Berlin, Verlag von W. Junk, 1916) sind viele solche Versuche veröffentlicht. Auch das neue Buch, welches von der Besitzerin des Hundes verfaßt wurde und nun nach ihrem Tode im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erscheinen wird, enthält eine Fülle solcher Beobachtungen.

Hier will ich nur zwei von meinen neuesten Versuchen anführen. Seit Frau Dr. Moekel nicht mehr lebt, buchstabiert der Hund bei ihrer erwachsenen Tochter Luise. Bei meinem Besuch im März dieses Jahres führte ich den Hund in das Nebenzimmer und gab ihm dort einen Hahn aus Schokolade zu fressen. In das Wohnzimmer zurückgebracht, buchstabierte der Hund: lib dglr sol goglad gbn, war fein (Lieb Ziegler soll Schokolade geben, war

fein). Da Fräulein Luise nicht wissen konnte, was ich dem Hund im Nebenzimmer gezeigt oder gegeben hatte, kann diese Antwort nicht auf Zeichen beruhen. Dann nahm ich das Tier wiederum in das Nebenzimmer und zeigte ihm eine Postkarte mit Bild. Er hat aber eine Abneigung gegen derartige Karten Versuche, weil solche schon allzu oft gemacht worden sind, lief umher und wollte die Karte nicht recht ansehen. In dem anderen Zimmer buchstabierte er dann: *isd egal was auf dum gard sdd, libr dsu sn* (Ist egal was auf der dummen Karte steht, lieber zu essen.)

Nun kam ich am 9. Juli wieder nach Mannheim. Diesmal wollte ich dem Tier etwas zeigen, was gewiß niemand sich denken konnte und brachte deshalb eine lebende junge Ratte in einer Schachtel mit. Ich führte den Hund in die Küche, dort tötete er die Ratte durch einen raschen Biß und suchte dann in der Schachtel nach einem erwarteten Leckerbissen. Das Ereignis hatte ihm offenbar eine gewisse Enttäuschung bereitet, und er weigerte sich, davon zu erzählen, als er zu Fräulein Luise zurückgebracht wurde, welche zu dieser Zeit krank im Bett lag und von dem Vorgang in der Küche nichts wußte. Der Hund buchstabierte: *„dol nid sagn will“* (Rolf nicht sagen will). Fräulein Luise frug, warum er nichts sagen wolle, und nun kamen die Worte: *„mag nid weil wisd radslr“* (Mag nicht weil wüßt Rattser!). Da diese Antwort in dem Schlafzimmer gegeben wurde, in welches ich auch nicht eingetreten war, so befand sich niemand in dem Zimmer, der das vorhergehende Ereignis kannte, auf welches sich die Äußerung des Hundes über die wüste Ratte bezog.

Gegenüber den vielen Versuchen, welche klar und unbestreitbar das eigene Denken des Hundes und die Echtheit seiner Äußerungen beweisen, können die wenigen und strittigen Versuche des Dr. Neumann nicht in Betracht kommen. Zudem gibt es jetzt vier buchstabierende Hunde, welche von ihren verschiedenen Besitzern mit gleichgutem Erfolg unterrichtet worden sind. Voraussichtlich wird es möglich sein, im Herbst ds. Js. einen dieser Hunde hier in Stuttgart zu zeigen, so daß über die Richtigkeit der erstaunlichen Leistungen kein Zweifel mehr bestehen kann. (Vergl. Juli-Heft, S. 337, K. Not. b).

i) Ein unzweifelhafter Beweis verhältnismäßig hoher, schlaue berechnender Intelligenz aus dem Tierreich (bei Vögeln) findet sich in der „Tägl. Unterh. Beilage zur deutschen Tageszeitung“ Nr. 57 vom 8. März 1912 unter der Überschrift: „Schwalben, die Sperlinge einmauern“, wie folgt berichtet: Einen Kampf zwischen Schwalben und Sperlingen, bei dem es sich um den Besitz eines Nestes handelte, schildert ein Mitarbeiter der „Natur“, der Zeitschrift der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, nach einer sorgfältigen Beobachtung folgendermaßen: „In einer Ecke unter dem äußeren, vorspringenden

Gebälke des Daches nisteten Schwalben. Das Nest hatte bloß ein kleines Einflugsloch. Als im Herbst die Tierchen ihre Wanderung angetreten hatten, da nahm sofort ein Sperlingspaar Besitz davon. Im Frühjahr kehrten die Schwalben heim und wollten ihre alte Behausung wieder aufsuchen. Die Sperlinge jedoch wichen nicht und behaupteten siegreich den Platz. Die Schwalben verschwanden. Und siehe da, nach geraumer Zeit kehrten sie mit einer Unmenge anderer Genossinnen zurück. Jeder brachte im Schnabel ein Kotklümpchen oder Strohhälmchen mit, und nun begann ein eifriges Bauen. In wenigen Minuten war trotz heftiger Gegenwehr der Spatzen die Einflugsöffnung verklebt, und die Usurpatoren dem Erstickungstode preisgegeben. Mein Kollege, welcher die Tiere befreien wollte, nahm eine Stange und versuchte, das Nest zu öffnen. Nach großer Anstrengung gelang es ihm, in das festgefügte Wandwerk eine Bresche zu schlagen, so daß die Sperlinge eiligst entfliehen konnten. Das Schwalbenpärchen machte sich nun an die Arbeit und baute ein neues Nest dicht an die Trümmer des zerstörten.“

k) Gegen die Barbaren. Die Professoren der Petersburger Universität gehen in dem Haß gegen die Deutschen so weit, daß sie den Vorschlag machten, sich mit den Gelehrten und Professoren der verbündeten Staaten von den Deutschen gänzlich abzusondern und jede Beziehung zu ihnen abubrechen. Dieser Vorschlag hat, so absurd er ist, in England, Frankreich, Italien und Belgien sowie unter den Serben viele Anhänger gefunden. Die Gelehrten der erwähnten Staaten wollen einen Verband der Universitäts- und Akademieprofessoren der Deutschland feindlichen Staaten gründen! («Birschewija Wjedomosti.»)

l) Spiritistisches aus „Bismarck-Erinnerungen“ veröffentlichte laut „Tägl. Unterhaltungsbeilage zur deutschen Tageszeitung“ (Nr. 4 vom 6. Jan. 1912) die „Rigaische Zeitung“ aus alten Briefschaften einer Livländerin, wie folgt: Varzin, Ende Oktober 1882. Heute machten wir eine prächtige Spazierfahrt, der Fürst in hohen Stiefeln, kurzer Joppe und dem schwarzen Kalabreser geleitete uns, zum Spaziergang'gerüstet, auf die Freitreppe. Wir fuhren durch ein kleines Moor zu den Pudiger Buchen, unterwegs hatten wir bei herrlichem Mondschein einen schönen Ausblick auf den Stefkenberg, wo Bismarck der wunderbaren Waldungen wegen gern ein neues Herrenhaus hingebaut hätte. Die Natur fesselte uns so, daß wir erst spät, gerade zum Essen, nach Hause kamen. Nach Tisch erzählte der Fürst Gespenstergeschichten aus Schönhausen. Als er während seiner Studentenzeit dort zum Examen arbeitete, sollte er um 2 Uhr Nachts geweckt werden, wurde aber zwischen 12 und 1 Uhr von selbst wach, weil er Schritte hörte und Türen schlugen. Er stand auf, fand aber alles verschlossen, und es fiel ihm auf, daß eine Leiter am Hause lehnte. Um 2 Uhr kam der

Diener, wußte aber von nichts. In einer der darauf folgenden Nächte wachte der Fürst wieder auf und hörte an der äußeren Spalierwand ein merkwürdiges Klirren und Rasseln. Vorsichtig machte er die Fensterladen auf und sah zwei unbekannte Leute mit einer Leiter gehen. Er stellte sich im Hemde, den Degen in der Rechten und eine lange Pistole in der Linken, auf die Lauer, schlief aber auf der freiwilligen Wache vor Müdigkeit ein. Nachher stellte es sich heraus, daß die unheimlichen Gesellen zwei Männer gewesen waren, die aus der Kneipe kommend, ihre Werkzeuge ablegten. Die Stube, in der Bismarck dieses harmlose Erlebnis hatte, war ihm die liebste im ganzen Hause. In ihr war schon sein Großvater geboren und auch Bismarcks Wiege hatte dort gestanden, aus dem Fenster konnte er die nahe Kirche sehen, „wo auch ich wahrscheinlich meine letzte Ruhe finden werde. Ein kurzer Weg führt von der Stube bis dorthin und welche Umwege habe ich doch gemacht.“

m) Erwin Rohde über Richard Wagner und Nietzsche. Der Philologe Erwin Rohde, der Verfasser der „Geschichte des griechischen Romans“ und des wundervollen Buches „Psyche“, ist aus Nietzsches Lebensgeschichte als einer der ältesten und treuesten Freunde des Philosophen bekannt. Durch Nietzsche ist wohl auch Rohdes persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner vermittelt worden. Als Rohde noch außerordentlicher Professor in Kiel war, fand er — es war im Jahre 1873 — Gelegenheit, in Gemeinschaft mit Nietzsche dem Meister in Bayreuth einen Besuch abzustatten. Die Eindrücke dieses Besuches hat er in sehr interessanter Weise in einem Briefe an Rubbeck geschildert, der in dem überaus gehaltvollen, von Professor M Liepmann herausgegebenen, soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Briefbände „Von Kieler Professoren“, der volle drei Jahrhunderte umfaßt, zum ersten Male veröffentlicht wird. In Bamberg traf Rohde mit Nietzsche zusammen: „und wir haben dann in Bayreuth acht sehr merkwürdige Tage in stetem Verkehr mit Wagner zugebracht; bei seiner großen Liebe zu Nietzsche und auch zu mir sehr erfreuliche Tage, in denen sich namentlich auch die, auf ganz eigene Art, lebenswürdige und herzliche Weise des Mannes einprägte, die, bei einer immer zur freisten Heiterkeit aufgelegten Stimmung, doch stets wie von einem erzenen Glockentone der allertiefsten und lautersten Empfindung alles Ernsten und Würdigen durchklungen ist. Da mag man nun sagen, was man will: das innerste Wesen dieses großen Künstlers ist das edelste und reinste; und wer es anders meint, der kennt ihn nicht; wie er denn aus äußerlichen Berührungen her bei der eigenen Herbheit, die er dann zuweilen zeigt, gewiß nur mißverstanden werden kann. Zu Lichtenfels trennten wir uns dann, Nietzsche und ich nicht ohne die Empfindung, wie sehr wir zusammengehörten, nicht zu einer kurzen Berührung, von der man wenig im Grunde hat, sondern zur

dauernden Lebensgemeinschaft; ich kann das Gefühl nicht ausdrücken, mit dem ich stets den Adel seiner Natur auf mich wirken fühle, und eine ganz besondere Poesie, die in seiner ganzen Atmosphäre liegt. Freilich muß man ihn dazu lieben, denn er hat seine für „Kritiker“ sehr fühlbaren „défauts de ses vertus.“ (St. N. T.)

n) Eine Weltanschauungswoche in einem Badeort. Wie sehr sich allerorts Kräfte regen, um das erweiterte und in vielem gewiß auch vertiefte Bildungsbedürfnis unserer Zeit durch Anregung und sichere Führung zu fördern, zeigt die bemerkenswerte Tatsache, daß in dem Harzbade Lauterberg vom 2. bis 7. Oktober eine Reihe gediegener, innerlich zusammenhängender Vorträge veranstaltet wird. Die Leitung dieser „Weltanschauungswoche“ hat Professor Hunziger (Hamburg) übernommen. Vorläufig werden folgende Vorlesungen angekündigt: Professor Natorp (Marburg): „Deutsche Erziehungsziele“; Professor Leser (Erlangen): „Fichte und wir“; Professor Hunziger: „Die Weltanschauungen unserer Klassiker“. Ferner steht ein Einzelvortrag von Dr. h. c. Ferd. Avenarius (Dresden) in Aussicht. Die übrigen Vorlesungen sind sechsstündig. Im Anschluß an die Vorlesungen findet freie Aussprache statt. Die Nachmittage sind gemeinsamen Wanderungen, die Abende edler Geselligkeit gewidmet. (ib.)

o) Der Deutsche Dürerbund in Konstantinopel hatte, wie seinem Tätigkeitsbericht über das zweite Arbeitsjahr vom Mai 1915 bis Mai 1916 zu entnehmen ist, im Winter eine Ausstellung deutscher Zeitschriften veranstaltet. Viele Verleger hatten zu diesem Zwecke Probenummern gesandt, so daß über 150 Zeitschriften, in Gruppen geordnet, ausgelegt werden konnten. Um dem Zweck der Sache noch mehr gerecht zu werden und um die vielen Sendungen, die bei den schlechten Postverhältnissen erst nach Monaten einliefen, noch ausstellen zu können, wiederholte der Dürerbund zu Ostern die Ausstellung mit fast 200 Zeitschriften und ließ sie an vier aufeinanderfolgenden Tagen geöffnet. Danach setzte er sich mit dem Verein Türk-Odschagy in Verbindung, um die Ausstellung auch nach Stambul zu bringen. (ib.)

p) Der indische Fakir im Yogaschlaf.
Die Yogis oder Fakire im Wunderlande Indien versetzen sich bekanntlich durch Autosuggestion resp. Konzentration des Willens in einen geheimnisvollen Schlaf oder Traumzustand, Yogaschlaf genannt, in welchem dieselben Wochen, bisweilen sogar Monate lang ohne jede Nahrung regungslos verbleiben. Selbst vor einer freiwilligen Bestattung schrecken dieselben nicht zurück. In diesem Yogaschlaf für jeden Klangreiz empfänglich, entsteigen dieselben ihren Glas-Särgen und führen in traumhafter musikalischer Plastik rhythmische Darstellungen und phantastische Tänze aus. Nach dem Erwachen ist die Erinnerung an die einem

künstlerisch verkörperten Traum gleichende Evolution geschwunden, während in dem durch Auslöschung des Wachbewußtseins unter gesteigerter Tätigkeit der verborgenen idealen Seelenkräfte charakterisierten Traumschlaf das Unterbewußtsein in seine Rechte tritt und auf den geheimnisvollen Wegen schöpferischer Kunst ein mit ausgeprägter Phantasie und tiefem Empfindungsvermögen innig verbundenes Schönheitsgefühl zu ästhetisch vollendetem Ausdruck bringt. Tief in der Menschenbrust liegt eine geheimnisvolle Schönheit verborgen! Der Mensch empfing sie mit dem göttlichen Hauch des Lebens. — Traumdarsteller Egon Metapher hat das Seelenleben des Menschen seit Jahren einer physiologischen Forschung unterworfen und damit einen glänzenden Sieg auf dem Gebiete okkultur Wissenschaften errungen. — Seine mimisch-plastischen Darbietungen bilden in ihrer besonderen Art eine wertvolle Bereicherung künstlerischer Phänomenologie des Übersinnlichen. Er versetzt sich durch Willenskonzentration und Tiefatmung (letztere bei den indischen Fakiren das Vehikel der Willenskraft) — vermöge künstlich hervorgerufener Selbsteinschläferung — in somnambule Verzückung, um dann aus dem unerschöpflichen „Reservoir des Unbewußten“ vermöge eines „Telephonanschlusses an das Absolute“ (nach Ed. v. Hartmann) wie aus einem neuen Lebensquell zu schöpfen. Nebenbei ist er nach einem Gutachten des Komponisten und Musikschriftstellers Adolf Prümers (Basel) „ein musikalisches Phänomen“; ohne besondere Musikstudien betrieben zu haben, verfügt er über ein ausgezeichnetes musikalisches Gehör; er vermag das Gehörte in Stimme und Geste darzustellen und alle Phasen des Seelenlebens plastisch treu wiederzugeben. Sein Traumzustand wurde in Dresden zu wiederholten Malen von sachverständigen Autoritäten (Dr. de Souza, Spezialarzt der kgl. sächs. Staatsbahn, Dr. med. Loebell, Chefarzt der Zimmermann'schen Heilanstalt in Chemnitz, Dr. med. Franz Freudenberg, Frauenarzt und Psychiater, Prof. Dr. Alfred von Bary, Nervenarzt und kgl. Kammersänger) ärztlich geprüft und beglaubigt. Im Herbst d. J. sollen in Berlin seine Traumdarstellungen in einem Film-Cyklus mit Glas-Sarg und glänzender Ausstattung nach altindischem, von der Firma Kuhn-Kohl in Straßburg-Paris angefertigten Stil einem größeren Publikum vorgeführt werden. Interessenten für Privatsoireen und Vereinsdarstellungen mögen sich an die Adresse: E. Mittelbach-Metapher, Dresden-A. 3, Reitbahnstr. 2, II wenden.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Betrachtungen eines Nervenarztes von Dr. Wilhelm Stekel (Wien). Verlag von Otto Salle in Berlin W 57. Preis geh. 2 M. —

Der als Seelenforscher rühmlichst bekannte Verf. sagt zur Einleitung: „Die verschiedenen Aufsätze, die ich in diesem Büchlein der Öffentlichkeit übergebe, sind während des Krieges entstanden und bieten in zwangloser Form eine Darstellung unseres Seelenlebens im Kriege. Sie werfen verschiedene Probleme auf, an denen der Soziologe und Psychologe nicht achtlos vorbeigehen darf. Ich stand bei Beginn des Krieges ununterbrochen im Dienste eines Spitals im Hinterlande. Viele dieser Skizzen sind während des Nachtdienstes entstanden. Es wurde oft nur flüchtig hingeworfen, was sich von Gedanken und Erfahrungen hartnäckig aufdrängte. Trotzdem wollte ich nichts an dem ersten Eindrucke ändern, nicht feilen, nicht die Form zerbrechen, die mir der Moment befohlen hatte. Auf diese Weise wird der Leser ein treues Bild der ganzen Zeit gewinnen, die aus der Perspektive des Hinterlandes gesehen wurde. Keines der hier angeschnittenen Probleme ist restlos erschöpft. Es werden nur Anregungen, nicht Erledigungen geboten. Und wenn die Gedanken, die sich hier zu einem Ganzen vereinen, bei dem einen oder dem andern fruchtbares Erdreich finden, wo sie Wurzel schlagen können, wenn sie hier und dort anregen und dem Gehalt und Form geben, was flüchtig selbst gedacht und gefühlt wurde, — wenn sie dem Ausdruck verleihen, was ein Teil der Stimmung aller war, so haben sie ihren Zweck erfüllt.“ — Dr. —1.

Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Von Dr. Wilhelm Stekel, Nervenarzt. (Wien) 1916. Verlag von Otto Salle in Berlin W. 57. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Es hat lange gedauert, bis man eingesehen hat, daß die sogenannten Nervenkrankheiten Seelenkrankheit sind. Jetzt vollzieht sich eine große Wandlung. Die meisten Nervenärzte werden Seelenärzte. Sie befassen sich mit den Erlebnissen und dem Milieu des Kranken, sie erforschen seine Einstellung zur Welt, sie korrigieren seine falschen Ansichten, sie trachten ihn aus der schädlichen Dämmerung der Phantasien zu reißen und ihn mit der Wirklichkeit auszusöhnen. Der Arzt ist zum Erzieher, Beichtvater und Lehrer der Menschen geworden . . . Der Arzt muß also der Erzieher der Kranken werden. Der Analyse, die eigentlich nur eine zersetzende, zerstörende Arbeit ist, muß eine zusammenfassende, aufbauende, schaffende folgen. Die Analyse trägt die alten Festungswälle, die trotzig Bastionen, die dunklen Zwingburgen, die baufälligen Ruinen der Neurose ab. An ihrer Stelle müssen sich die neuen, wohnlichen, lichten Bauten der Seele erheben. Der Arzt muß dem Kranken ein Lebensziel und eine Weltanschauung geben, mit der er leben kann. Von allen diesen Strömungen gibt dies kleine Büchlein Kunde. Es enthält Beiträge zu einer neuen Diätetik der Seele. Die Form dieser Essays ist eine künstlerische. Verf. hat sich immer bemüht, seine eigenartigen Gedanken in anregender Weise zu fassen und den trockenen Ton des Gelehrten zu vermeiden. Die Zeiten sind vorüber, da Langeweile für ein unentbehrliches Erfordernis der Gelehrsamkeit galt. Daß der Arzt ein Künstler sein muß, ist eine bekannte Tatsache. Erst der Seelenarzt

Deshalb sind zu diesem schweren Berufe nicht alle Aerzte geeignet. Deshalb sind auch die Resultate bei verschiedenen Methoden verschieden. Denn es heilt nicht die Methode, sondern der Arzt. Dr. —1.

Dr. phil. Helene Stöcker: Menschlichkeit. (Kriegshefte des Bundes für Mutterschutz. Berlin.) Sonderdruck der „Neuen Generation“, Heft 1|2 1916. Oesterheld et Co. Verlag. Berlin W. 15. 20 S. —

Die geistvolle, edelfühlende Verfasserin zeigt in diesem Schriftchen, daß ihre zunächst liegende sittliche Aufgabe: „Schutz des werdenden Lebens, seine vorurteilsfreie Bewertung und Förderung“ als eine Weltanschauungsfrage zu begreifen ist, nur ein Teil der großen Gesamtaufgabe, unser Leben und Handeln den höchsten Erkenntnissen anzupassen, die sich die vornehmsten und erleuchtetsten Geister der Menschheit erarbeitet haben. Zwei machtvolle Strömungen ringen auch in diesem Weltbrand miteinander: die eine stellt sich ganz in den Dienst des Tages, weich wie Wachs, schwankend wie ein Rohr, die Vertreter der anderen haben ihre Anschauungen so tief gegründet, daß sie dieselben auch so gewaltigen Ereignissen gegenüber nicht preisgeben. Der Krieg ist der Triumph des Staates in dem, was er ursprünglich war: eine Machtorganisation, die das Prinzip der Autorität zur maßgebenden Idee des Zusammenlebens macht, wie jetzt die Moral des Tages in nichts anderem als in Gehorsam besteht, während alle höhere Kultur von jeher das eine Ziel hatte, den Menscheng Geist über den blinden Gehorsam zu erheben. Verfasserin betont in erster Linie die Notwendigkeit der Schaffung einer großen Presse, völlig unabhängig von geschäftlichen Interessen; nur eine solche könnte eine dauernde Verständigung zwischen den jetzt entzweiten Kulturvölkern anbahnen und den durch Lügenhaftigkeit, Feigheit und Unwissenheit verbreiteten Massensuggestionen wirksam entgegentreten. Auch hier gilt es, die Würde und die schöpferische Kraft der menschlichen Persönlichkeit wieder zu stärken und aus der atavistischen Rohheit des Staates jenes Gebilde zu schaffen, das nicht nur einigen „Auserwählten,“ sondern allen Kindern eine Heimstätte ist, wo Kultur und Staat sich versöhnen, Individuum und Staat zu ihrer höchsten Entfaltung geführt werden. Erinnern wir uns mit Tolstoi, daß alle Umwälzungen in der Welt, wie die Aufhebung der Folter, der Sklaverei, die Gewinnung der Freiheit des Wortes und des Gewissens nur zustande gekommen sind, weil es aufrichtige, wahrheitsliebende und mutige Menschen gab, die unbeugsam waren, wenn ihnen auch die herrschende Majorität noch so zahlreich und gewalttätig entgegentrat. Denn nur der Mensch kann Einfluß auf die Gestaltung der Welt gewinnen, der im Einklang mit seinem Gewissen lebt. — Fritz Freimar.

Vom Menschenrätsel. Denken, Schauen, Sinnen einer Reihe deutscher und österreichischer Persönlichkeiten von Rudol Steiner. 1.—4. Tausend. 1916. Philosophisch-Anthroposophischer Verlag (Berlin W. Motzstr. 17). 280 Seiten, brosch. M. 3.50 geb. M. 4.50.

Wir finden in diesem jüngst erschienenen Werk des bekannten Begründers der Anthroposophie oder Geisteswissenschaft eine ungemein lesenswerte Darstellung der Entstehungs- und Entwicklungs-Geschichte aller jener Bestrebungen deutscher und österreichischer Denker, die auf die Weltanschauung des deutschen Idealismus gerichtet waren, beginnend mit den drei Klassikern unter den deutschen Philosophen: Johann Gottlieb Fichte, F. W. J. Schelling und Hegel, dann übergehend zu Immanuel Hermann Fichte, J. H. Deinhardt, J. P. v. Troxler, K. Christian Plank, W. H. Preuß, und abschließend mit einigen österreichischen Denkern und Dichtern wie Carl Julius Schröer, Fercher von Steinwald, Bartholomäus von Carnerie, Joseph Misson und Robert Hamerling. Der leitende Gedanke, der sich durch das

ganze Buch hinzieht, ist der, nachzuweisen, daß die verschiedenen Arten von Weltanschauung all dieser hier genannten Denker und Dichter in ihrer weiteren Vertiefung notwendig dahin führen müssen, worin die Weltanschauung des Verfassers selbst gipfelt, nämlich zu der von ihm sogenannten Geisteswissenschaft. Wir wollen nur einige den Inhalt dieses Buches charakterisierende Sätze aus ihm anführen. Seite 268 lesen wir: „Verständnis für die Erfahrungen, welche die Menschenseele durch eine Vorstellungsart macht, wie sie sich in der Denker-Reihe von Fichte bis Hamerling offenbart, wird verhindern, daß eine Weltanschauung, die den Gesichtspunkt des schauenden Bewußtseins — wie in diesem Buch Steiner den Gesichtspunkt bezeichnet, von dem aus er selbst die Welt betrachtet — als einen berechtigten anerkennt, zurückfällt in Seelenstimmungen, welche ähnlich wie die alte indische eher durch eine Herabdämpfung als durch eine Steigerung des gewöhnlichen Bewußtseins das Erwachen in der geistigen Wirklichkeit suchen. Der deutsche Weltanschauungs-Idealismus strebt nicht nach Herabdämpfung des Bewußtseins, sondern sucht innerhalb des Bewußtseins nach den Wurzeln derjenigen Seelenkräfte, die stark genug sind, um mit vollem Ich-Erlebnis in die geistige Wirklichkeit einzudringen. In ihm hat die Geistesentwicklung der Menschheit das Streben in sich aufgenommen, durch Erstarkung der Bewußtseinskräfte zur Erkenntnis der Weltenrätsel zu kommen.“ Besser als es in diesen paar Sätzen geschieht, kann man den gedankenreichen Inhalt dieses Buches nicht in aller Kürze zusammenfassen, und ich denke, daß die angeführten Sätze wohl dazu angetan sein dürften, bei den für solche Probleme der eigenen Geistesentwicklung empfänglichen Lesern das Verlangen zu erwecken, mit diesem Inhalt nähere Bekanntschaft zu machen. Dhd.

Ku Hung Ming: Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1916.) 131 Seiten. Preis brosch. M. 3.50, geb. M. 4.80.

Verfasser entstammt einer reichen Kaufmannsfamilie in Singapur und kam mit 16 Jahren nach Großbritannien, wo er in Edinburgh studierte und den Titel eines magister artium erwarb. Darauf hielt er sich mehrere Semester an der Universität Leipzig auf, benutzte jedoch diese Studienzeit zu vielfachen Reisen innerhalb Deutschlands. Nach seiner Heimkehr trat er in den chinesischen Staatsdienst ein und war längere Zeit Sekretär des Vizekönigs von Wuchang. Jetzt lebt er als Privatmann in Peking. Das oben angeführte in hohem Grade unsere Beachtung verdienende Buch enthält vier Kapitel: 1. Der Geist des chinesischen Volkes. 2. Die chinesische Frau. 3. Die chinesische Sprache. 4. John Smith in China, und einen Anhang: Die Religion der Pobelverehrung und der Ausweg aus dem Krieg. — Um zu zeigen, wess' Geistes Kind dieser Chinese ist, seien hier ein paar Stellen aus dem Buche angeführt: „Der chinesische Geist ist eine heitere und gesegnete Gemütsart, die uns befähigt, das Leben der Dinge zu durchschauen.“ Für diesen Chinesen ist Goethe, den er sehr gründlich studiert zu haben scheint, der echte Europäer, und Konfuzius, der nicht eine Religion gegründet, wohl aber einen Ehrenkodex aufgestellt hat, der echte Chinese. — Verfasser hat ferner einen „Katechismus angelsächsischer Ideale“ entworfen, der folgende Fragen und Antworten enthält: Was ist das Hauptziel des Menschen? Die Antwort des Briten lautet: „Das Britenreich zu verherrlichen.“ — Glaubst du an Gott? „Ja, wenn ich in die Kirche gehe.“ — An was glaubst du, wenn du nicht in der Kirche bist? „Ich glaube an Zinsen, an das, was sich bezahlt macht.“ — Was ist die Recht-

fertigung durch den Glauben? „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ — Was ist die Rechtfertigung durch Werke? „Tue Geld in deinen Beutel.“ — Was ist die abscheulichste Sünde? „Den britischen Handel zu stören.“ — Zu welchem Zwecke schuf Gott die 400 Millionen Chinesen? „Damit die Engländer mit ihnen Handel treiben können.“ — Wie lautet dein Gebet? „Wir danken dir, o Herr, daß wir nicht sind wie die gottlosen Russen und die gewalttätigen Deutschen, die die Teilung Chinas wünschen“. usw. Dieser Katechismus scheint übrigens schon vor dem Weltkriege entworfen worden zu sein. Als Ausweg aus diesem Weltkrieg schlägt Verfasser vor: die kriegführenden europäischen Völker sollen ihre gegenwärtigen Freiheitsbriefe und Verfassungen zerreißen und eine neue Magna Charta nicht der Freiheit, sondern der Treue errichten, wie sie die Chinesen in ihrer Religion des guten Bürgers haben. Dhd.

Loewenfeld, Hofrat Dr. L., *Mußte er kommen? Der Weltkrieg, seine Ursachen und Folgen im Lichte des Kausalitätsgesetzes.* Wiesbaden 1916, Verlag J. F. Bergmann.

In dieser kleinen Schrift, die von äußerster Eindringlichkeit ist, untersucht Hofrat Löwenfeld, der Herausgeber der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“, die den Weltkrieg vorbereitenden und die aus ihm folgenden psychologischen Grundbedingungen. Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, der Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn irgendwo irgendwer irgend etwas getan hätte. Löwenfeld legt dar, wie sehr diese Anschauung die kausale Bedingtheit der menschlichen Entschlüsse im einzelnen und daher auch im gesamten verkennt. Gewisse Ideen und Tendenzen werden wie beim Individuum, so auch bei Völkern herrschend und überwertig, und fällt es schon dem Einzelmenschen nicht leicht, sich solchen überwertigen Komplexen zu entziehen, so ist es für ein Volksganzes, wo der Faktor der Masse stimulierend und die Einsicht herabdrückend wirkt, völlig unmöglich, sich dem Einfluß bestimmter Ideen zu entziehen. Für Frankreich war dies der Revanchegedanke, für England die es gänzlich umnebelnde Furcht vor dem deutschen Konkurrenten. Doch nicht nur die Vorgeschichte, auch die Folgen des Weltkrieges faßt Hofrat Löwenfeld ins Auge und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß wir unbedingt mit einem längeren Fortwirken der völkischen Kontrainstinkte zu rechnen haben werden und daher gut tun, unsere soziale und politische Organisation auf diesen Umstand einzustellen. Er tritt für eine weitgehende Ertüchtigung der heranwachsenden Generation ein und fordert vor allen Dingen eine ausreichende staatliche Förderung der Geburtszunahme durch soziale Sicherung der kinderreichen Familie. — Mit ihren weiten Gesichtspunkten, die die Schrift eröffnet, bietet sie unendlich viel an fruchtbaren Anregungen. Hans Freimark, Sanitätsgruppenführer.

(z. Z. Schreiberhau in Dr. Wilhelm's Sanatorium).

Dr. J. Marcinowski (Sanatorium Haus Sielbeck am Uklei, Holsteinische Schweiz): *Neue Bahnen zur Heilung nervöser Zustände, Ein Stück Lebenskunst für Alle.* Berlin 1916, Verlag: Otto Salle. Preis geh. 1 M. 50 Pf. —

Verf. sagt im Vorwort dieses für den Psychologen wie für den Psychiater bemerkenswerten Buches: „Die Nervosität ist der Ausdruck einer herabgesetzten Anpassungsfähigkeit an die Anforderungen des Lebens. Wir sind ihnen nicht gewachsen, wenn unsere Empfindlichkeit gegenüber peinvollen Eindrücken und schmerzbringendem Erleben allzu groß ist. In diesem Sinne sind auch alle Friedensneurosen eigentlich immer schon Kampfneurosen gewesen, nur daß die Erkrankungen unter den besonderen Umständen dieses Jahres gehäuft auftreten mußten. Es erlag ihnen mancher, der sich unter

leichteren Umständen noch über Wasser zu halten verstanden hätte. Aber im übrigen ist alles das gleiche: Keiner erkrankt, der nicht eine entladungsbereite seelische Spannung aus seinem ganz persönlichen Entwicklungsgang in den Schlachtenlärm hineingetragen hätte. . . Was hier in erster Linie im ständigen Umgang mit nervösen Kranken erforscht wurde, macht in noch viel größerem Maße Anspruch auf die Beachtung durch gesunde Menschen, denn sie gehorchen denselben Gesetzen des seelischen Geschehens, wie die von Haus aus zu Krankheiten Veranlagten, und wahre Lebenskünstlerschaft wird sich hier wie da immer nur auf gereifter Selbsterkenntnis aufbauen können, als auf einem Teil jener allgemeinen Naturerkenntnis, die allein den Menschen zur Naturbeherrschung zu führen vermag. Der springende Punkt dieser neuen Erkenntnis von der Natur unseres menschlichen Seelenlebens ist die Entdeckung; daß es ein außerbewußtes Seelenleben gibt, während wir bisher nur mit einem mit Bewußtsein verknüpften seelischen Geschehen rechneten. . . Aus dem alten „du sollst“ wird durch die Mittel der neuen Seelenforschung das beglückendere „ich kann's“. Und das ist verständlich, wenn wir immer wieder im Auge behalten, daß dies möglich wurde, weil wir die geheimen Grundlagen unseres nach außen hin in Erscheinung tretenden Seelenlebens damit der bewußten Einsicht und also Aufsicht zugänglich machen lernten. An Stelle der guten Ratschläge und der schroffen Forderungen, an denen unsere Nervenheilpraxis sonst nicht gerade arm war, tritt damit ein Verfahren, das an Stelle der bisher gepredigten Selbstbeherrschung einen Zustand zu erreichen lehrt, in dem man sich nicht mehr zu beherrschen braucht, weil bei ihm das Können zu etwas mühelos Unwillkürlichem geworden ist. Der Zustand des seinen drängenden Gefühlen ausgelieferten Menschen ist einer ausgesprochenen Selbstbestimmbarkeit gewichen. Die tiefere Einsicht in die Verknüpfungen unseres Seelenlebens wurde wirksam und leitend.“ Diese Lehre vom außerbewußten Seelenleben für unsere Lebenskünstlerschaft und unser Heilbestreben aller Nervosität gegenüber nutzbar zu machen, das ist das Neue, von dem Verf. hier in allgemeinverständlicher Weise redet, um damit den Weg aus schweren Seelenkämpfen zu innerer Sammlung und zu frohem Leisten zu weisen. Dr. —r.

Marie Antoinette. Einer Königin Liebe und Ende. Roman aus der französischen Revolution von Hans Freimark, mit 37 zeitgenössischen Bildern, Dokumenten usw. Berlin, Verlag von Rich. Bong. Preis 5 M., geb. M. 6.50.

Mit sicherem Blick hat der Verfasser die Fülle der Gefühle, die aus der Zeit der Königin Marie Antoinette auf den Beobachter eindringen, zu bändigen gewußt und aus dem Wirbel der scheinbar wirren Begebenheiten den Sinn der neuen Lebensgestaltung, die sich Bahn zu brechen sucht, herausgeschält. Greifbar tritt dem Leser jene gewaltige Zeit vor Augen, da eine Königskrone zum Spielball ehrgeiziger Journalisten und Advokaten geworden war. Aus dem Glanz und Schimmer der Säle von Versailles, in denen der Geist des sterbenden Rokoko die Nachgeborenen zu einer letzten flackernden Lust hinriß und berückte, leitet ein verstehender Führer in die Enge der schaudererregenden Staatsgefängnisse. Er zeichnet mit kräftigem Pinsel das Bild der jugend- und machtberauschten Königin Marie Antoinette von Frankreich, die in überschäumender Lebenslust sich unbedacht, jeder Laune gefügig, jedem Wunsche willfährig verschwendete und erst unter den Hammerschlägen des Schicksals zur Herrscherin wird, die sich müht, das verfahrene Staatsschiff in offenes Wasser zu bringen. Doch immer erschreckender verwandelt sich die Welt um sie her: was ihr vertraut und nahe ist, schwindet,

ja sie selber muß es blutenden Herzens verbannen. Da fällt alle angenommene spielerische Art von der Tochter Maria Theresia's ab. Sie besinnt sich auf ihr wahres Wesen und kennt nur noch eine Treue: den Kampf aufnehmen und durchhalten bis zum letzten Atemzuge. — Und rund um sie die Gegenspieler. Ihr zunächst ihr Vetter Orléans, dann Mirabeau, Barnave, Danton, der General Dumouriez, der Marie Antoinette's letzte Hoffnung und ihre letzte Enttäuschung war, und endlich das fleischgewordene Prinzip der Unbestechlichkeit: Robespierre, vor dem die Königin einen Augenblick lang schwach wurde. Greifbar nahe rückt das Werk alle diese Charaktere in ihrem gewaltigen Planen und ihren gewaltigen Gebundenheiten. Die Machenschaften der Parteien, die Treibereien innerhalb der Fraktionen, der Aufeinanderprall sozialer und ideeller Gegensätze, das Rasen der losgebundenen Triebkräfte in den Greueln der Septembermorde und den Ausschreitungen des Vernunftkultus sind zu packenden Szenen verdichtet. Stets jedoch geht Freimarks Darstellung in die Tiefe und legt die Wurzeln der Erscheinungen bloß. Und immer geschieht es mit dem Ernste einer Verpflichtung, die sich bewußt ist, die Geschehnisse nicht nur nachbilden zu dürfen, sondern zugleich in ihrer allgemein menschheitlichen Bedeutung vorzubilden zu müssen. So ist eine lebenswahre spannende Schilderung der großen französischen Revolution entstanden, die unsern Lesern bestens empfohlen sei. Besonders fesselnd für diese dürften die eingetroffenen Prophezeiungen der Somnambule Suzette Labrousse, sowie die Stellungnahme des seelisch tiefblickenden Verfassers über den schwer zu ergründenden Charakter von Maximilien Robespierre, den unversöhnlichen Schwärmer für Rousseau's] Tugendideal, sein, über welchen er schon früher eine historisch psychologische Studie im Heft 61 der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ (Wiesbaden 1913) veröffentlicht hat. Die hochinteressanten Abbildungen sind nach den besten Originalen meist zeitgenössischer Künstler gemacht. — Dr. —r.

Die Toten leben! Eigene Erläbnisse von H. Olhaver. 205 S. August Karl Tesmer, Verlagsanstalt, Hamburg (Alsterdamm 16—19.) 1916. —

Verf. schildert in dieser gut geschriebenen Bekenntnisschrift die Erfahrungen, die er selbst im Jahre 1890 mit dem damals 23 jährigen Medium Fr. Tambke, der Tochter eines jetzt 79jährigen Schiffszimmermanns, auf Wilhelmsburg, einer von der Norder- und Süderelbe begrenzten Elbinsel zwischen Hamburg und Harburg, gemacht hat. Außer Hellsehen und Tischklopfen erfolgten in den Dunkelsitzungen Apporte, beschleunigtes Pflanzenwachstum, mediumistisches Schreiben und Materialisationen, auch mit Heilmagnetismus erzielte Fr. Tambke, die vom 28. Mai bis zum 9. Juni 1894 auch in München in der Familie des Herrn Dr. v. Arnhard einige leider durch Unwohlsein des Mediums beeinträchtigte Sitzungen gab, über welche s. Z. Freiherr Dr. Karl du Prel in der Berliner Wochenschrift „Zukunft“ unter der Ueberschrift „Nekromantie in München“ Bericht erstattet hat, bedeutende Erfolge. Carl Kiesewetter nennt in seiner „Geschichte des neueren Occultismus“ irrthümlicher Weise Fr. Tambke ein „Cyriax'sches Medium“. Der von Kiesewetter stets in den schärfsten Ausdrücken gegeißelte amerikanische Arzt Dr. Cyriax*) hat aber nur ein einziges Mal einer

*) Dr. med. Bernhard Cyriax (geb. 1822, gest. 1896 in Friedenau bei Berlin) gründete nach seiner Rückkehr aus Amerika 1882 die »Neuen Spiritualistischen Blätter« (seit 1897 verschmolzen mit der »Zeitschrift für Spiritismus«) und schrieb eine Selbstbiographie: »Wie ich Spiritualist geworden bin« (153 S., Leipzig, O. Mutze, 2. Aufl. Preis M. 1.20, geb. M. 2.—.)

Sitzung mit ihr beigewohnt, so daß seine Verdächtigung nicht als „Entlarvung“ bezeichnet werden dürfte. Für die Echtheit der vom Verf. berichteten Phänomene tritt eine ganze Reihe hochachtbarer, mit Namen genannter Personen ein; verschiedene Entlarvungsversuche von Zeitungsberichterstattern blieben stets resultatlos. Verf., der sein fesselndes Buch mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft der spiritistischen Glaubenslehre schließt, dürfte allen überzeugten Spiritisten mit diesem Werkchen eine Freude bereitet haben.

Fritz Freimar.

Carl Becker, Religion in Vergangenheit und Zukunft. 227 S. Hugo Steinitz, Verlag, 1915. Berlin S. W. 68. —

Verf., der sich auf religionsphilosophischem Gebiet bereits durch seine im gleichen Verlage erschienenen Schriften: „Die moderne Weltanschauung“ und „Vom geistigen Leben und Schaffen“ vorteilhaft bekannt gemacht hat, führt in der Einleitung dieses wertvollen Buches aus, daß die religiöse Lage der Gegenwart eine Spannung und eine Schärfe der Gegensätze zeigt, wie sie die Menschheit seit Jahrtausenden nicht mehr erlebt hat. Die Reformation vollzog sich vollständig im Rahmen des Christentums: sie hielt an dessen Grundanschauungen fest und war nur bestrebt, es in derjenigen Gestalt neu zu beleben, die sie für die allein wahre hielt. Auch das Christentum selbst erscheint dem unbefangenen Geschichtsforscher lediglich als eine Reformierung des Judentums, dessen spiritualistische Vorstellungen auf Grund der monotheistischen Idee die Urlehre Jesu mit neuem Geist erfüllte. Viel tiefer greifen die Fragen und Gegensätze, die uns heute beschäftigen. Der Zweck dieses Buches ist nun, den richtigen Weg zu zeigen, den der tiefer veranlagte Mensch aus dem Labyrinth der erstorbenen alten Formen sucht. Erstens betrachtet der Verf. dabei die geschichtlichen Gestaltungen des religiösen Lebens auf die Fragen hin: was war der Sinn und das Wesen aller Religionen und welche Stellung haben die bisherigen Religionen im geistigen Leben der Menschheit eingenommen? Zweitens: welche Bedeutung kann den bisher, namentlich vom Christentum, geschaffenen Begriffen und Vorstellungen für die Gegenwart noch zukommen? Drittens wird der Trieb zur Religion vom seelischen Leben des Menschen aus auf die zwei Fragen hin betrachtet: was hat die Menschen aller Zeiten und Völker alle, auch ohne daß sie sich gegenseitig beeinflussten, zur Religion, bzw. zum Glauben an höhere, bzw. ein allerhöchstes Wesen als Weltprinzip geführt und was ist das wahre Wesen aller von der menschlichen Phantasie geschaffenen Gottheiten? Was war es, was der Mensch sich dachte, wenn er sich eine Gottheit vorstellte? Wir kommen so auf geschichtlichem Weg und durch philosophisches Tiefergraben zu der Erkenntnis, daß der Trieb zur Religion auf einer ursprünglichen und unverlierbaren Eigenschaft des Menschen beruht und daß die auch in unseren Tagen, zumal in der gewaltigen Umgestaltung aller irdischen Verhältnisse durch den Weltkrieg noch immer rege, ja erstarkte Fortwirkung dieses Triebes einer elementaren inneren Notwendigkeit entspringt. So erkennen wir, daß jene höhere göttliche Macht, die nach der Anschauung der bisherigen Religionen dem Menschen seelische Kraft und Hilfe aus einer höheren jenseitigen Welt spendete, hinter dem Schleier der volkstümlichen Gottesvorstellungen noch immer besteht und — wenn auch frei von jedem kirchlichen Dogma — stets bestehen wird, so lange es denkende und edler fühlende Menschen auf Erden gibt. So zeigt sich uns dann ganz von selbst der Weg, auf welchem wir die neue Religion, unsere Religion zu suchen haben.

Fritz Freimar.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des
Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

November.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Lebt die Seele nach dem Tode fort?

Schlußbetrachtungen von Joh. Illig. *)

In den bisherigen Abhandlungen sind so viel Tatsachen und so viele verschiedene Beurteilungsweisen vorgetragen worden, daß der aufmerksame und interessierte Leser dadurch in seiner An-

*) Der durch seine gründliche Untersuchung des „Spuks“ in „Großlarch“ (vergl. Juli- und Augustheft d. J.) in weitesten Kreisen bekannt gewordene Schriftleiter des „Hohenstaufen“, der in seinem ausgezeichnet redigierten „Göppinger Tagblatt“ seine zahlreichen Leser im schönsten demokratischen Sinne über alle wichtigsten Lebensfragen durch echt volkstümlich geschriebene Artikel, auch über philosophische Probleme, zu unterrichten bestrebt ist und so als klar denkender, nach allen Seiten hin unabhängiger Volksbelehrer seit vielen Jahren segensreich wirkt, hatte außer den von uns bereits abgedruckten Erwidern auf die in der Tagespresse gegen ihn persönlich gerichtete „Hetze“ noch eine umfassendere Abrechnung mit seinen „sachverständigen“ und nichtsachverständigen Gegnern schon verfaßt, als ihm ein Verbot des Württembergischen Generalkommandos diese Polemik für Württemberg unmöglich machte. Er hat dann zunächst im Oktoberheft der „Uebersinnl. Welt“ seinen Standpunkt gegenüber dem „Gutachten“ der drei Tübinger Dozenten vom 10. Juli 1916 ausführlich gewahrt und damit für alle Okkultisten wie für alle urteilsfähigen, nicht voreingenommenen Nichtokkultisten über den Großlarcher Fall, soweit dies nachträglich überhaupt noch möglich war, völlige Klarheit hergestellt. Herr Illig schreibt uns nun (dat. 14. X. 16): „Heute kam mir eine Artikelserie über die Fortdauer der Seele in die Hände, die ich schon Frühjahr v. J. schrieb und im „Hohenstaufen“ veröffentlichte. Die Nummern I—XI enthalten lediglich die den Lesern der „Psych. Stud.“ genügend bekannten historischen Fälle nach J. Kerner, Pfarrer Blumhardt, Stilling, Swedenborg, du Prel usw. Meine „Schlußbetrachtungen“ (Nr. XII—XIV vom 28. August bis 11. Sept. v. J.), die sich vielleicht zum Abdruck als Abschluß meiner Erörterungen über den Großlarcher Fall eignen, gehen mit gleicher Post Ihnen zu.“ Wir machen von diesem unsern Lesern sicher willkommenen Anerbieten hiermit gerne Gebrauch. — Red.

sicht nicht klarer, sondern vielleicht noch unsicherer und verwirrter geworden ist. Man kann es daher verstehen, wenn er jetzt nach einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung begierig ist, welche ihn einer Antwort auf die Frage: Lebt die Seele nach dem Tode fort? näherbringt. Eine solche Schlußbetrachtung soll nun versucht werden und sie soll nicht ohne persönliche Note sein, weil oft Überzeugungen ausgesprochen werden müssen, von denen der Leser mit Recht wissen möchte, von wem sie kommen. Denn das muß gleich vorausgeschickt werden: eine mathematisch sichere Beweisführung ist auf diesem noch so überaus dunkeln Gebiete nicht möglich, es kann sich da nur um die Begründung von Überzeugungen handeln, die auf mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit beruhen. Versuchen wir also einmal eine Herausarbeitung der sicheren Gesichtspunkte, der Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, die sich aus dem bis jetzt vorgetragenen Tatsachenmaterial ergeben.

Ehe wir in diese Arbeit eintreten, wollen wir die Frage aufwerfen: Was ist denn eigentlich Erkenntnis und wie kommt sie zustande? Diese Fragen haben sich schon verschiedene Philosophen gestellt, und man ist sich heute in der Beantwortung dieser Fragen so ziemlich einig. Allen voran war es Kant, welcher der heute allgemein anerkannten Antwort die präzise Formulierung gegeben hat. Gemeinverständlich ausgedrückt lautet seine Antwort ungefähr so: Das, was der Mensch erkennt, ist nicht die Wirklichkeit, ist nicht das wahre Wesen der Dinge, es ist vielmehr nur ihr Schein, der unter Umständen eine ganz andere Form und Gestalt bekommt, wenn sich unsere Sinne verändern oder wenn Wesen mit anderen Sinnen oder mit einem anders organisierten Wahrnehmungsvermögen vor die Wirklichkeit gestellt sind. Diese Lehre hat in der letzten Zeit ihre mannigfache Bestätigung gefunden. So weiß man heute allgemein, daß Ton, Licht, Farbe in Wirklichkeit das nicht sind, als was sie uns erscheinen. Der Physiker stellt da, wo wir Töne, Lichter und Farben wahrnehmen, nur verschiedenartige Schwingungen fest. Hätten wir für einzelne Schwingungsarten nicht die entsprechenden Auffangorgane wie Ohren und Augen, so wäre uns die Welt still und finster und wir würden die Wirklichkeit nur tastend, riechend und schmeckend wahrnehmen. Umgekehrt würde uns die Wirklichkeit wahrscheinlich viel reicher und mannigfaltiger erscheinen, wenn wir mehr wie fünf Sinne und eine höher organisierte Verstandesfähigkeit hätten. Wenn wir nun zu der Überzeugung kommen, daß die Dinge außer uns in ihrem wahrsten und innersten Wesen nicht das sind, als was sie uns erscheinen, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß auch der Mensch im tiefsten Wesen nicht das ist, als was er sich selbst und den andern erscheint, denn auch der Mensch ist ein Teil der Wirklichkeit und kann sich und Seinesgleichen nur mit

den recht eng begrenzten Sinnen wahrnehmen, die ihm zur Verfügung stehen. Auch diesen Gedanken hat Kant schon ausgesprochen, indem er die Ansicht aussprach, daß die „Seele“ und das „Ich“ leicht einerlei Subjekt, aber doch nicht dieselbe Persönlichkeit enthalten könnten. Er unterschied daher zwischen dem „Ding an sich“ und der „Erscheinung des Dings“ und machte diesen Unterschied auch in bezug auf das menschliche Wesen. Wie richtig es ist, diesen Unterschied zu machen, das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die menschliche „Erscheinung“. Zur „Erscheinung“ kann der Mensch nur durch seine materielle Beschaffenheit werden. Durch diese aber erfährt er eine allseitige Begrenzung auf das Räumliche und Zeitliche und auf das ursächlich Bedingte. Die Anschauungs-, Vorstellungs- und Denkweise des Menschen als materielle (leibliche) Erscheinung kann nur in dem von Raum und Zeit begrenzten Rahmen und in der Beschränkung auf die Kausalität (Verhältnis von Ursache und Wirkung) erfolgen. Er fragt bei allen Dingen nach ihrer Ursache, nach ihrem Anfang und Ende im Raum und in der Zeit, weil er sich ohne diese Voraussetzung gar kein Ding und gar keine Welt, ja nicht einmal sich selbst denken kann. Aber trotz dieses ihm eingeborenen Denk- und Vorstellungszwangs weiß er gewiß, daß er damit niemals das Bedürfnis seines innersten Wesens ausschöpfen und niemals zum Ziele gelangen wird. Er spürt in der Tiefe seines Wesens etwas schlummern, das einer erhöhten und erweiterten Welt eingegliedert zu sein scheint als der materiellen und dessen Erkenntnisweise sich daher nicht auf Raum und Zeit, ja nicht einmal auf die Kausalität einschränken lassen will. Dieses in der Tiefe unseres Wesens schlummernde „Etwas“, dieses „Ding an sich“, scheint unräumlich und unzeitlich zu sein und mit dem Urwesen in Verbindung zu stehen. Es folgt dem gewöhnlichen Verstande ruhig bis an dessen Grenzen. Aber sobald dieser an seinem Ziele angelangt ist, fragt dieses einer höheren Daseinsorganisation angehörige Etwas: „Was war nun aber vorher? Und was wird nachher sein?“ Und wenn man ihm sagt: „Im Anfang war die erste Zelle“, dann fragt es: „Woher kam nun aber wieder diese? Wohin wird die letzte Zelle kommen und wann wird die letzte Minute der letzten Zelle gekommen sein? Und dann? Und dann?“ Das „Ding an sich“, das als ein verborgenes Etwas hinter der Hülle unserer äußern Erscheinung verborgen und durch diese beengt ist, hat das Bestreben, die Schranken von Raum und Zeit und Kausalität zu durchbrechen und Fühlung mit dem Grenzenlosen und Bedingungslosen zu gewinnen, mit dem es — wenn nicht wesensgleich — so doch wesensverwandt zu sein scheint. Könnten wir für diese Annahme nur das uns innewohnende dunkle Gefühl unserer Doppelnatur geltend machen, dann wäre die Beweis- und Überzeugungskraft einer solchen Begründung nicht gar groß.

31*

Aber es gibt noch andere, gewichtigere, ja in gewissem Sinn „exakte“ Gründe, durch welche die Behauptung, daß der geistig und physisch begrenzten menschlichen Erscheinung ein mit ganz anderen Bedürfnissen und Fähigkeiten ausgestattetes „Ding an sich“ innewohnt, eine sichere Unterlage gewinnt. Diese Gründe finden sich in dem in den vorausgehenden Abhandlungen vorgetragenen Material, das jetzt einer näheren Prüfung und Wertung unterzogen werden soll.

* * *

Wir suchen eine Antwort auf die Frage, ob die Seele nach dem Tode weiter lebt? Da müssen wir zuerst die Fragen beantworten: „Was ist die Seele? Was ist das „Ich“? Was sind die Gedanken und Vorstellungen, die bei uns aus- und eingehen und den Inhalt unserer Persönlichkeit bilden, über deren Wesen und Dauer wir eine Klarheit haben möchten?“ Die Antwort auf diese Fragen ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es gibt krankhafte oder wenigstens nicht normale Zustände der Menschennatur, die uns schwere Rätsel über das Wesen der Persönlichkeit aufgeben. Aber wir wollen diese nicht normalen Zustände einmal außer Betracht lassen und uns an die normalen halten. Was sehen wir da als das Eigentümliche und Bleibende dessen, das wir als unsere Persönlichkeit ansprechen? Das ist ein Kern oder ein Kraftzentrum, von dem anziehende und abstoßende Wirkungen ausgehen. Dieses Kraftzentrum bewegt sich inmitten zweier Welten, nämlich zwischen der materiellen Erscheinungswelt und der hinter dieser verborgenen Wesenswelt. Durch die ihm innewohnende Anziehungskraft nimmt es gewisse Eindrücke aus diesen beiden Welten an sich und formt sich damit eine feste, aber unsichtbare Gestalt, durch seine Abstoßkraft erwehrt es sich wiederum anderer Eindrücke und hält sie von sich fern. So gibt sich dieses Kraftzentrum, das anfänglich nur eine keimartige Tendenz oder Potenz, ein Streben oder Vermögen zu ganz bestimmten Inhalten des allumfassenden Lebens war, allmählich einen eigenartigen individuellen Inhalt, der die ursprüngliche Anziehungs- und Abstoßkraft von Tag zu Tag steigert, bis sich im Verlauf eines längeren Lebens eine festgeschlossene Form gebildet hat, die nur noch ganz bestimmten, genau geprüften Eindrücken Eingang gewährt und nur noch ganz bestimmte Äußerungen von sich gibt. Diese feste Kraftform, die zugleich Bewußtsein ihres Seins und Werdens ist, das ist das, was wir gemeinhin Persönlichkeit nennen. Wenn wir nun fragen, ob die Seele nach dem Tode weiter lebe? — dann wollen wir nichts anderes wissen als eben das, ob diese Kraftform mitsamt dem Bewußtsein ihres Werdens und Seins den Zerfall unserer materiellen Erscheinungsform überdauern oder ob auch sie sich mit dem

Vorgang, den wir Tod nennen, ins Form- und Bewußtseinslose auflöse? Wir wollen diese Kraftform einmal Seele nennen, um zu einer einfacheren Ausdrucksweise zu kommen.

* * *

Der Inhalt der Seele setzt sich aus Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen zusammen. Was Gedanken, Gefühle und Vorstellungen ihrem Wesen nach sind, wissen wir nicht. Wir können nur sagen, wie sie uns erscheinen, wenn sie in uns sind, und welche Wirkungen und Veränderungen sie in uns hervorrufen. Vor noch nicht allzulanger Zeit ging die allgemeine Ansicht dahin, daß sie in uns selbst erzeugt werden. Die meisten meinten, daß sie in unserem Hirn erzeugt werden, ans Hirn gebunden bleiben und mit dem Hirn zugrunde gehen. Andere meinten, daß sie in unserem „Geist“ oder in unserer „Seele“ erzeugt werden, von denen sie nichts weiter auszusagen wußten, als daß sie nicht Körper, also auch nicht das Hirn seien. Heute ist man zu einer wesentlich andern Anschauung gekommen, von der man sagen kann, daß sie von den meisten Seelenforschern geteilt wird, namentlich von solchen, die über eine genügende Erfahrung verfügen. Sie haben sich von der Möglichkeit der Gedankenübertragung überzeugt und wissen also, daß Gedanken, Gefühle und Vorstellungen Dinge oder Erscheinungen sind, die auch aus dem Menschen heraustreten und unter Umständen weite Räume überschreiten können, um irgendwo in der Nähe oder Ferne wieder aufgefangen zu werden. Zahlreiche Beispiele hiervon sind bereits in wissenschaftlichen Zeitschriften und Werken zusammengetragen worden, und sie sind von solcher Beweiskraft, daß selbst ein Gelehrter wie Ostwald ihre Tatsächlichkeit nicht mehr bestreitet. Der Verfasser dieser Abhandlung hat früher schon in diesem Blatte seine Erfahrungen mit dem Gedankenleser Bellini mitgeteilt, der auf jeden Gedanken so rasch und sicher reagierte, wie ein Kompaß auf die Bewegungen eines in seine Nähe gebrachten Magnets. Was folgt daraus? Antwort: Daß wir nicht mit Sicherheit sagen können, inwieweit unsere Gedanken und Gefühle unser eigenes Erzeugnis oder von außen kommende Erregungen sind. Dieser Zweifel gilt nicht bloß für die Zeit unserer Aktivität, sondern ganz besonders für die Zeit unserer Passivität in der Ruhe und im Schläfe, welche letztere für das Empfangen besonders günstig ist. Das Kaleidoskopartige unserer Träume mag — zum Teile wenigstens — durch solche von außen kommende, sich schneidende und durchquerende Gedankenwellen veranlaßt sein. Was sind nun aber die Gedanken in ihrem Wesen, als „Ding an sich“, wenn sie außer uns sind? Und woher kommen sie? Gibt es vielleicht sogar ein Reservoir, aus dem sie fließen? Das alles wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß es außerordentliche (krankhafte, somnambule)

und normale Zustände gibt (die schöpferischen und genialen), welche die Vermutung nahelegen, daß die Gedanken aus einem unbekanntem Reservoir oder aus Ursachen fließen, die über unserem Fassungsvermögen liegen. Wir sagen: „Ich denke“, Nietzsche sagte: „Es denkt“. Dr. G. Eichhorn sagt: „Wer selbst die Stunden schöpferischer Eingebung erlebt hat, weiß, daß man gewissermaßen einem Drange gehorcht. Das zu Gestaltende ist schon da, es schwebet schon in unbestimmten Tönen“. Ähnlich äußerten sich fast alle Großen des Geistes. Goethe sagte zu Eckermann: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Schauen, jede Erfindung, jeder Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Er ist dem Dämonischen verwandt, dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antrieb. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses“.

Mozart sagte von sich: wenn er für sich und guter Dinge sei, so strömen ihm die besten Gedanken zu seinen Kompositionen am reichlichsten zu. Gebe er sich dem hin, so komme eines ums andere und füge sich nach und nach zu einem Ganzen, ohne daß er wisse, wie das nur komme. Da werde ihm die Seele erhitzt, und größer und immer größer und klarer breite sich der Gegenstand vor ihm aus, den er endlich, ganz im Kopfe fertig für alle Instrumente, mit einem Blicke, nicht im Einzelnen und eines nach dem anderen, sondern wie ein schönes Bild im Ganzen (Ideal) anschauet.

Ähnlich äußert sich Wagner in einem Brief an Frau Eliza Wille. Friedrich Nietzsche aber drückt sich am allerdeutlichsten aus in einer Schilderung der Entstehung des „Zarathustra“. Er schrieb im Herbst 1888 an seine Schwester:

„— Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im anderen Falle will ich's beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Verkörperung, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglichem Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Alles geschieht im höchsten Grade unfrei-

willig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist. Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustras zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und Gleichnis sein möchten —, hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir, denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen“ —.

Kann man noch deutlicher ausdrücken, daß es geniale Erregungszustände gibt, in denen der Mensch den ganz bestimmten Eindruck hat, daß das, was er denkt, nicht sein eigenes Werk ist, sondern von übermächtigen Gewalten kommt, die von außen her auf ihn einstürmen und durch ihn Wort und Ton werden möchten?! Welches sind nun diese Gewalten? Woher kommen sie und wohin gehen sie? „Der Wind bläset wo er will und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Man hat schon viele Worte gefunden und Ausdrucksformen geprägt, um das Unnennbare zu benennen. Aber was sagen sie uns alle über das Wesen dessen, was sie bezeichnen wollen? Nichts! Plato sprach von einem „Wiedererinnern aus dem Urleben des Geistes, das er vor dem Leben in der Zeit gelebt“. Das ist wenigstens ein Versuch, die Herkunft der Inspiration zu erklären. Aber wo bleibt der Beweis für diesen Erklärungsversuch? Kant spricht von einer „Steigerung der Einbildungskraft“, Schelling redet von einem „intellektuellen Schauen“, Hegel von einem „Sichselbstbegreifen des Begriffs“, Eduard v. Hartmann hat den Begriff des „Unterbewußtseins“ geschaffen. Aber wo hören wir aus allen diesen Ausdrücken mehr heraus als Worte, deren Hilflosigkeit sich sofort offenbart, sobald man nach dem Wo? und Wie? fragt. — „Unterbewußtsein“ — was sagt das mehr als: Ich weiß nichts! Eher könnte man eigentlich noch „Überbewußtsein“ sagen. Aber auch dieses Wort ist keine Erklärung für das, was wir erklärt wissen möchten. Sicher wissen wir nur das: Gedanken sind Dinge, die nicht bloß in uns erzeugt werden, sondern die auch von außen an uns herantreten, und von irgendwoher in uns übertragen werden können. Sicher ist ferner, daß es außerordentliche Zustände gibt, — das geniale Schaffen und den Somnambulismus, welche den Eindruck erwecken, als ob es eine Erkenntnisquelle gäbe, die sich über unserer an Zeit, Raum und Ursächlichkeit gebundenen Erscheinungswelt ausbreitet. In der Folge wird zu erweisen sein, ob im Leibmenschen ein Erkenntnisorganismus schlummert, der unter gewissen Voraus-

setzungen tatsächlich befähigt ist, die Fesseln der Einkörperung abzustreifen und sein Wissen dort zu schöpfen, wo Raum und Zeit und Ursächlichkeit nicht mehr gelten? Von der Beantwortung dieser Frage wird es abhängen, ob das Weiterforschen über die Frage, ob die Seele nach dem Tode weiter lebe oder nicht, überhaupt einen Sinn hat oder ob man besser daran tut, das Forschen einzustellen. (Fortsetzung folgt.)

Emanationslehre und Psychologie.

Von Ferd. Scheminzy, Wien.

Ich habe vor einiger Zeit an dieser Stelle berichtet.*) In anderen Zeitschriften habe ich über andere Emanationen und Emanationsquellen gesprochen.**) Man sieht daraus, daß die Emanationen weit verbreitet sind, und daß wir nicht fehl gehen, wenn wir sie als allgemeine Eigenschaft der Materie ansehen. Die Emanationslehre steht noch in den ersten Stufen der Entwicklung und hat noch eine ungeahnte Zukunft vor sich. Chemie, Physik, Medizin etc., werden viel von ihr zu hoffen haben. Und nicht zuletzt wird sie auf einem Wissensgebiete äußerst fruchtbar sein: auf dem Gebiete der Psychologie.

Es ist stets von Vorteil gewesen, die einzelnen Wissenschaften aneinander zu ketten und Berührungspunkte herauszusuchen. Ich will im folgenden die große Bedeutung der Emanationslehre für die Psychologie kurz andeuten und Gemeinsames herausheben.

Wenn wir einen kurzen Blick auf die Tätigkeit unserer Sinne werfen, so sehen wir, daß sie alle ohne Ausnahme nur für Wellen und Strahlungen empfindlich sind. Bei Augen und Ohren ist dies wohl ohne weiteres einzusehen. Geschmack und Geruch sind Sinne, deren Tätigkeit wir nach den Ergebnissen der Emanationsexperimente, ebenfalls als Empfindlichkeit für Wellen und Strahlungen bewerten müssen. Die peripheren Tastnerven, der Sitz des Gefühls, nehmen Wärmestrahlungen, Elektrizität, Emanationen***) auf. Das Wesen der Gravitation ist uns noch nicht bekannt. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß auch sie auf ähnlichen Vorgängen beruht. Ist es doch bereits gelungen, das Gewicht eines Körpers durch Hertz'sche Wellen zu beeinflussen!

Es ist überdies auch recht natürlich, anzunehmen, daß unsere Sinne nur für Strahlungen und Wellen empfindlich sind. Wir müssen ja annehmen, daß das primitivste Sinnesorgan in einem einzigen

*) „Psychische Studien“, 1916, Augustheft, S. 365—369.

**) „Emanationen von Magneten“, „Wiener klinische Rundschau“, 1916, Nr. 31/32; ferner „Emanationen bei biochemischen Prozessen“, Biochemische Zeitschrift, Berlin. Bd. 75, Heft 4—6.

***) „Fühlen“ der Farben mit der Hand, Geschmacksempfindungen beim Berühren von Mineralien, Chemikalien etc.

Nervenganglion bestanden habe, das demgemäß für alle Wellenlängen empfindlich sein mußte. Im Sinne einer höheren Entwicklung differenzierte es sich zu den einzelnen Sinnesorganen, von denen nun jedes nur für eine Gruppe von Wellenlängen angepaßt war. Auf diese Weise wurde ein allerdings komplizierter Sinnesapparat bei höchster Leistungsfähigkeit geschaffen.

Aus diesen theoretischen Erörterungen ergibt sich eine natürliche Erklärung der Sensitivität. Es gibt in der Natur nichts Sprunghaftes, sondern es finden stets Übergänge statt. So ist auch die Empfindlichkeit unserer Sinne nicht abgezirkelt worden, bei manchem geht sie über das Mittelmaß hinaus, wie sie bei andern dasselbe nicht einmal erreicht. Die Sensitivität ist daher eine rudimentäre Erscheinung aus der Zeit der Sinnesdifferenzierung, welche im Laufe der Zeiten zu Gunsten einer höheren Entwicklung zu verschwinden droht.

Ein anderes Problem der Psychologie wäre das Theorem der Seele. Nach der psychologischen Definition ist die Seele die Summe aller Bewußtseinsvorgänge. Durch diese Definition haben wir natürlich das Wesen der Seele nicht erklärt. Und gerade die Kenntnis vom Wesen der Seele würde unserer Wissenschaft viel nützen. Wir haben eine Seelentheorie, die alle Erscheinungen erklärt, und die eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Emanationslehre aufweist. Es ist die Seelentheorie von Prof. Dr. Gust. Jäger. Es sei mir hier gestattet, kurz auf diese noch zu wenig bekannte und gewürdigte Theorie einzugehen.*)

Jäger sieht die Einwirkung der Organismen aufeinander und kommt dadurch zu dem Schlusse, daß jedes Wesen von einer materiellen Seele geleitet wird. Jedes Wesen hat aber ein individuelles, spezifisches Leben, folglich muß auch die beeinflussende Seele spezifisch sein. Es kommen daher als Seelensubstanz nur die spezifischen Stoffe des Individuums in Betracht. Als solche sind aber nur die Ausdünstungsstoffe zu erwähnen. Jäger nimmt also an, daß die Seele des Individuums in dessen Ausstrahlung enthalten sei. Es wird dem geneigten Leser schon jetzt das Analogon der Jäger'schen Seele mit den Emanationen in die Augen fallen.

Jäger bringt nun für die Behauptung, daß die Seele im Ausdünstungsdufte enthalten sei, auch viele Beweise. Nach ihm ist natürlich auch die Pflanze, ferner — nach Ziehung der Konsequenzen in Bezug auf die Emanationen — auch die anorganische Stoffwelt beseelt. Auch das Atom sendet Teilchen (Elektronen) aus, es emaniert, folglich ist auch das Atom beseelt; wir kommen

*) Niedergelegt in dem Werke: „Die Entdeckung der Seele“ E. Günther, Leipzig.

auf diese Weise zum Begriff der Atomseele, die von anderen Autoren schon oft erwähnt worden ist. *)

Die Seele besteht nach Jäger aus äußerst flüchtigen Eiweißstoffen, die durch die Zersetzung des Protoplasmas frei werden. Die freie Seele kann auch wieder auf fremdes Protoplasma wirken und es zur Zersetzung zwingen; dadurch wird die andere Seele frei, die nun auf das fremde Individuum reagiert.

Sympathie und Antipathie, sowie deren äußerste Extreme, Liebe und Haß, lassen sich durch diese Seelentheorie zwanglos erklären. Viele psychologische Rätsel der Tierwelt liegen nun geklärt vor uns. Warum nährt sich das soeben ausgeschlüpfte Räumchen nur von einer bestimmten Pflanze? Weil nur die Emanation dieser Pflanze wohltuend auf das Protoplasma des Räumchens reagiert. Ganz analog ist die Feindschaft zwischen Hund und Katze. —

Die Jäger'sche Annahme, daß die Seele aus äußerst flüchtigen Eiweißstoffen besteht, stimmt mit der Emanationslehre gut überein; denn diese sagt, daß der Mensch im großen und ganzen Moleküle emaniert.

Vom Seelentheorem gelangen wir zu den sog. „okkulten“ Phänomenen der Psychologie, die eigentlich im Gebiete des Okkultismus vereinigt sind.

Das Gedankenlesen erklärt sich von selbst durch die Annahme der Emanation und der Jäger'schen Seelenlehre.

Gerade durch dieses Problem gewinnt jedoch der Gedanke Raum, daß wir bis jetzt noch unentdeckte Nervenganglien haben müssen, welche die Aufgabe haben, die Gedankenwellen aufzunehmen und in die Zentralstation, das Gehirn, zu leiten. Sagt ja schon der von mir öfters zitierte Paracelsus: „Der Mensch besitzt eine verborgene Kraft, die man auf eine Weise mit dem Magnet vergleichen kann, denn durch diese Kraft zieht der Mensch von außen das ihn umgebende Chaos an . . . Daher die Möglichkeit einer Ansteckung durch die Luft . . .“

Das, was Paracelsus für eine eigene Kraft gehalten, hat sich heute, gleich dem Reichenbach'schen „Od“, als Emanation entpuppt. Auf dieses Problem bin ich übrigens in einem Artike kürzlich eingegangen. **)

Auch das sogenannte doppelte Bewußtsein wird so näher beleuchtet und erklärt, allerdings bleibt hierbei die Frage offen, woher

*) Dem Verfasser ist eine Stelle aus der Literatur (Prof. Dr. O. Lehmann, „Die neue Welt der flüssigen Kristalle“) erinnerlich, in welcher auch letzterer den Tod als „Aufhebung der Verbindung der Atomseelen“ bezeichnet. [Die „Zellenseele“ ist ja auch der Grundgedanke des Häckel'schen „Monismus“. — Red.]

**) „Wiener klinische Rundschau“ vom 2. IX. 16: „Emanation von Magneten“, IV.

die große Energiemenge genommen wird, die mitunter dazu so nötig ist. Freilich im Augenblick des Todes mag eine Energiezusammenballung stattfinden; dies zu untersuchen ist jedoch Sache des Arztes.

Wir sehen, daß die Emanationslehre auf dem Gebiete der Psychologie äußerst fruchtbringend wirkt. Wir können von ihr die Lösung noch so mancher Frage erhoffen. Bahnbrechend auf diesem Gebiete werden hypnotisch-emanatorische Experimente sein. *)

Zur Geschichte des Spiritismus.

Studien von E. W. Dobberkau.

VI.

Sokrates war einer der bedeutendsten Denker des Altertums. Über seinem Leben waltete das geheimnisvolle Schicksal so offensichtlich für alle, daß man im ganzen Altertume Sokrates verehrte und eifrig bemüht war, sein Leben zu erforschen. Selbst seine Gegner konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen. Er lehrte seinen Schülern Bescheidenheit, Selbstverleugnung, Liebe zu den Eltern, Mäßigkeit, Besonnenheit, Einfachheit der Kleidung, Achtung vor Sitte und Gesetz, Frömmigkeit und den Glauben an eine gütige Vorsehung, deren Wohltaten sie dankbaren Herzens empfinden sollten. Er verehrte nur eine Gottheit, als deren Diener er die Götter seines Volkes ansah, deren Vermenschlichung er ablehnte. Dabei trug er dem Volksglauben Rechnung und erwies sich hierin als ein Kind seiner Zeit. Sokrates war ein außerordentlicher Mensch von großer Charakterstärke, die ihn unempfindlich erscheinen ließ gegen körperliche Schmerzen und Gemütserschütterungen. Ohne zu ermatten ertrug er Hunger, Durst und Kälte; mit einem Lächeln ertrug er das Schimpfen seiner Frau, mit Ruhe das Toben des Volkes und die Androhung der Todesstrafe von seiten der 30 Tyrannen. Sein Leben war einzig der Philosophie geweiht; er verblieb freiwillig in Armut und nahm niemals einen Lohn für seinen Unterricht, für seine Vorträge und Lehren, die er überall ausstreute. Darin konnte ihn nicht einmal Kriton beeinflussen, der ihn aus seiner Bildhauer-Werksätte holte und es ihm ermöglichte, sich zum Philosophen auszubilden.

Mit großer Seelenstärke ertrug er alle Bosheiten seines Weibes Xanthippe, die ihn mit ihrer Zanksucht quälte. **) Er fühlte sich stark genug, sie zu ertragen, als er sie heimführte, ja er hielt diese

*) Vergl.: „Emanationsphotographien mit Magneten. (Mit drei Emanationsaufnahmen.) Vorläufige Mitteilung von Ferd. Scheminzky.“ Sonderabdruck aus Nr. 31|32 1916 der „Wiener Klinische Rundschau“, (Organ für die gesamte praktische Heilkunde, sowie für die Interessen des ärztlichen Standes. Redig. von Univ.-Prof. Dr. S. Klein und Dr. J. Meisels. 4 S.

**) Prof. Ed. Zeller, der beste Kenner der Geschichte der Philosophie der Griechen*, hat in seiner kleinen Schrift „Zur Ehren-

Prüfungen zu seiner Besserung für notwendig; er meinte einmal, daß er wohl behaupten dürfe, daß es nach diesen Prüfungen nichts mehr für ihn gebe, was er nicht zu ertragen vermöchte. Wie wehe ihm wohl oft ums Herz gewesen sein mag!

Ob Sokrates wohl ohne seine Xanthippe der große Mensch geworden wäre, der über alle Leidenschaften erhaben war und der lächelnden Mundes den Giftbecher trank?

Doch scheint Xanthippe ihren Mann geliebt zu haben. Sie suchte ihn zur Flucht zu bewegen, als sie ihn im Gefängnisse besuchte. Aber sie hatte kein Verständnis für die Größe ihres Gatten und war unfähig, ihr zanksüchtiges Wesen zu beherrschen.

Bewundernswert sind die Lehren über Kindesliebe, die Sokrates seinem ältesten Sohne gab, der seine zanksüchtige Mutter nicht mehr ertragen wollte.

Das Orakel zu Delphi nannte Sokrates den weisesten aller Menschen.

Und trotzdem verurteilte man ihn zum Tode! Man klagte ihn an, er wolle die Götter des Staates abschaffen und neue einführen, die er Dämonen, d. h. Geister nannte. Dadurch habe er die Jugend verführt. Das Schwurgericht der Heliasten, bestehend aus 500 Bürgern der untersten Schichten des Volkes, verurteilte ihn mit nur 30 Stimmen Mehrheit zum Tode durch den Giftbecher. Daran war er nicht ganz schuldlos, denn er hatte seine Richter in seiner Verteidigungsrede dazu herausgefordert. Nicht als Angeklagter stand er vor ihnen, sondern als Richter des ganzen Volkes von Athen, als echter Lehrer der Wahrheit und Tugend, bereit, für sie zu sterben. Mit Ruhe empfing er sein Urteil, das er erwartet hatte.

Fast einen Monat mußte er im Gefängnis leben, weil das Schiff am Tage seiner Verurteilung nach Delos fuhr, das dem Apollo das Opfer der Athener darzubringen hatte. Erst nach der Rückkehr dieses Schiffes durften Todesstrafen vollzogen werden.

Im Gefängnis tröstete Sokrates seine Freunde, hielt Ansprachen an sie von erhabener Weisheit über den Tod und weigerte sich, zu fliehen, als Kriton die Wärter bestochen hatte. Er wollte den Gesetzen gehorsam bleiben, wie er es sein ganzes Leben lang immer getan hätte; das Leben wäre auch viel zu wertlos, als daß man nicht mit Freuden die Befreiung von ihm begrüßen sollte.

Als der Tag des Todes kam, tröstete er mit dem Giftbecher in der Hand seine weinenden Freunde, sprach noch einmal von der Unsterblichkeit der Seele und trank rasch das Gift aus. Dann hüllte er sich in seinen Mantel, um zu sterben, ohne Klage oder Vorwurf gegen seine Richter.

rettung der Xanthippe“ bekanntlich nachgewiesen, daß die betreffenden, unlauteren Quellen entsprungenen Anekdoten wohl größtenteils auf Klatsch beruhen oder erfunden sind. — Red.

Als er schon halb erkaltet war, enthüllte er sich noch einmal und sagte — es waren seine letzten Worte —: „O Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig, entrichtet ihm den und versäumt es ja nicht!“

Dem Gotte der Heilkunde opferte man bei der Genesung von einer Krankheit einen Hahn, Sokrates meinte also wohl, daß sein Tod die Genesung vom Leben sei.

Dem Vater des Sokrates sagte das Orakel zu Delphi, er solle seinen Knaben sich selbst überlassen, denn er habe in sich einen Führer, der besser sei als alle Lehrer. Damit wies es auf den Dämon hin, von dem sich Sokrates in allen seinen Entschlüssen leiten ließ. Von diesem „Daimonion“ berichtet eingehend Antipater, wie auch Platon, Xenophon, Plutarch und viele anderen Schriftsteller des Altertums.

Platon schreibt, daß jener Dämon eine geheimnisvolle, innere Stimme war, die sich stets vernehmen ließ, wenn sie Sokrates von etwas abhalten wolle. Nie jedoch fordere sie ihn zu irgend etwas auf. Wenn ein Freund ihm eine Absicht mitteilte und die Stimme ließ sich hören, so war dies für Sokrates eine Mißbilligung jener Absicht und er suchte den Freund von der Ausführung seiner Absicht abzuhalten.

So meldete sich jene Stimme, um den Karmides abzuhalten, sich an den Nemäischen Spielen zu beteiligen. Er hörte zu seinem Unheile nicht auf diese Warnung. Den Timarchus suchte jene Stimme davon abzuhalten, vom Gastmahle fortzugehen; er tat es nach zweimaliger Warnung doch, um heimlich den Nikias zu ermorden, und mußte dafür sterben.

Ebenso sagte die innere Stimme dem Sokrates den Untergang des Heeres voraus, als es nach Sizilien ziehen wollte.

Plutarch erzählt, daß Sokrates einst von der inneren Stimme gewarnt wurde, einen Weg mit seinen Schülern weiter zu gehen. Er kehrte sofort um. Einige seiner Schüler taten dies nicht — und trafen mit einer Herde Schweine zusammen, die sie in den Schmutz warfen und arg besudelten. Als sie dann mit Sokrates wieder zusammentrafen, wurden sie von allen ausgelacht. Alle aber wunderten sich darüber, daß der „Gott“ Sokrates nie verlasse und vor allem Ungemache zu bewahren suche.

Durch solche und viele andere Vorkommnisse wurde der Dämon des Sokrates in Athen sehr berühmt, wie Plutarch schreibt.

In seiner Verteidigungsrede sprach Sokrates auch von seiner inneren Stimme; Platon berichtet darüber und sagt, daß Sokrates betonte, es hätte von Kindheit an sich ihm eine göttliche Stimme geoffenbart, die sich nur vernehmen ließ, um ihn von etwas abzuhalten; doch hätte sie ihn nie zu etwas veranlaßt. Sie hätte ihn auch immer abgehalten, sich mit den Angelegenheiten des Staates zu befassen.

Nach seiner Verurteilung zum Tode sprach Sokrates, nach der Apologie des Platon, zu seinen Richtern:

„Mir ist, Ihr Richter, etwas Wunderbares vorgekommen: die gewohnte Prophetenstimme in meiner Brust war in der früheren Zeit stets sehr lebhaft, und in Kleinigkeiten widerstand sie mir oft, wenn ich im Begriff war, etwas nicht auf die rechte Art zu tun. Jetzt ist mir, wie Ihr seht, das begegnet, was man wohl für das größte Übel halten könnte und was auch dafür angesehen wird; dennoch hat mir weder, als ich des Morgens von Hause ging, das Zeichen des Gottes widerstanden, noch auch, als ich hier die Gerichtsstätte betrat, irgendwo in der Rede, wenn ich etwas sagen wollte, obwohl bei anderen Reden es mich oft mitten im Reden aufhielt. Jetzt hat es mir nirgends bei dieser Verhandlung, weder bei dem, was ich tat, noch bei dem, was ich sagte, widerstanden. Was für eine Ursache soll ich mir hiervon denken? Das will ich Euch sagen! Es mag wohl, was sich mit mir ereignet hat, etwas Gutes sein, und wir können unmöglich recht haben, so viele unserer annehmen, der Tod sei ein Übel. Dafür ist mir ein großer Beweis geworden! Unmöglich würde mir das gewohnte Zeichen nicht widerstanden haben, wenn ich nicht im Begriff gewesen wäre, etwas Gutes zu tun . . .

So müßt denn auch Ihr, Richter, gute Hoffnung haben in Hinsicht des Todes, und dies eine für wahr annehmen, daß es für den guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch im Tode, noch daß je seine Angelegenheiten von den Göttern vernachlässigt werden. Auch die meinigen haben jetzt nicht von ungefähr diesen Ausgang genommen: mir ist deutlich, daß sterben und aller Mühen entledigt werden jetzt das Beste für mich war. Daher hat weder mich irgendwo jenes Zeichen gewarnt, noch bin ich gegen meine Verurteiler und gegen meine Ankläger irgend aufgebracht, obwohl sie nicht in dieser Absicht mich verurteilt und angeklagt haben, sondern in der Meinung, mir etwas Übles zuzufügen. Das verdient an ihnen getadelt zu werden . . .

Jedoch, es ist Zeit, daß wir gehen; ich, um zu sterben, und Ihr, um weiter zu leben! Wer von uns beiden zum Vortrefflicheren geht, das ist allen verborgen, außer dem Gotte.“ (Nach Fr. Schleiermacher.)

Ein wie tiefes Vertrauen hatte Sokrates zu seiner inneren Stimme, die er für Gottes Stimme hielt!

Nach Xenophon beteuerte Sokrates, daß ihm der Gott in ihm stets die Wahrheit sagte. Denn alle Warnungen, die er gab, teilte Sokrates den Freunden mit und es geschah niemals, daß sie sich als unwahr erwiesen. Nach Platon betonte Sokrates, daß jene innere Stimme von einem Gotte ausgehe, von seinem Schutzgeiste. Er selbst könne nichts, durch ihn wirke der Geist, der mit ihm sei.

Daß es ein wahrer Gott sei, bewiese er dadurch, daß er ihm niemals etwas Falsches gesagt habe.

Platon läßt Sokrates sagen, daß sein „kleiner Dämon“ solche zurückstoße, die von ihm nichts lernen könnten. Gegen andere verhalte er sich gleichgültig; sie lernten aber auch von Sokrates nichts Besonderes. Die der Dämon bevorzuge, die machen rasch gute Fortschritte. Bei den einen sind sie bleibend, bei den anderen dauern sie nur so lange an, wie sie bei Sokrates bleiben und von ihm lernen. Darnach kehren sie zu ihrer früheren Denkweise und Bildungsstufe zurück.

So sagte Aristides, daß er von Sokrates lerne, auch wenn er nur im selben Hause mit ihm wäre. Am meisten lerne er jedoch, wenn er bei ihm säße und ihn berührte. Als er fern von Sokrates war, fühlte er sich so unwissend, daß er den Umgang mit Gebildeten mied, den er vorher suchte und dem er gewachsen war.

So sehr bestimmte also der „Dämon“ den Wert des Umganges mit Sokrates!

Was uns bei anderen Menschen als instinktive Abneigung oder Zuneigung entgegentritt, das offenbarte sich bei Sokrates als klare, unzweideutige innere Stimme.

Nach Plutarch glaubte Sokrates solchen nicht, die vorgaben, die Gottheit gesehen zu haben. Dagegen glaubte er solchen, die göttliche Stimmen gehört haben wollten. Dies läßt vermuten, daß auch er seine innere Stimme hörte. Plutarch vergleicht sie mit den Stimmen, die im Tempelschlafe sich kundgeben. Es sind keine wirklichen Stimmen und doch machen sie auf den Schläfer den Eindruck der Wirklichkeit. Doch sagt Platon, daß sich seinem Lehrer Sokrates der Dämon in verschiedener Art geoffenbart habe.

Als Platon sich der kriegerischen Laufbahn widmen wollte, hatte Sokrates ein Traumgesicht: er sah aus Platons Brust einen singenden Schwan hervorkommen. Dies deutete er auf Platons Lebensberuf als Dichter-Philosoph und riet ihm vom Kriege ab.

Im Gefängnis träumte Sokrates, eine schöne Frau in weißen Kleidern komme zu ihm und sage: „O Sokrates, Du wirst wohl am dritten Tage in das breitschollige Phthia gelangen!“

Daraus schloß er, daß er am dritten Tage sterben werde. Und dies erfüllte sich auch.

Im peloponnesischen Kriege war Sokrates sehr tapfer; er rettete dem verwundeten Alcibiades und Xenophon das Leben. Vor Potidäa geschah es, daß man Sokrates im Felde fand, starr in die Sonne sehend und niemand beachtend. So blieb er den ganzen Tag und die ganze Nacht stehen, gleich einer Bildsäule. Am Morgen ging er langsam in sein Zelt, schweigend und ohne

jemand zu beachten von den jonischen Soldaten, die ihn die ganze Zeit beobachtet und angestaunt hatten.

Er befand sich also in Verzückung, wie dies von vielen Heiligen, von Yogis, Derwischen, Medien usw. berichtet wird.

Ähnliches berichtet Plinius von den indischen Gymnosophisten: auch sie starrten die Sonne vom Aufgange bis zum Niedergange unverwandt an, unbeweglich im heißen Sande, oft nur auf einem Beine stehend. Es gehört dies zu ihren Übungen, die ihre Seele freimachen sollen von den Fesseln des Körpers, daß sie dem Geiste der Welt näher treten kann, als es sonst dem Menschen möglich ist.

Nach Aulus Gellius und Favorinus traten ähnliche Verzückungen bei Sokrates öfter ein, nur waren sie von kürzerer Dauer. Mitten im Gespräche schwieg er plötzlich und sprach erst nach einer Weile ruhig weiter; bei Ausgängen blieb er stehen, ging erst nach einiger Zeit weiter oder kehrte um. Nicht immer erklärte er dies seltsame Verhalten, meist aber sagte er, er habe „den Gott in sich vernommen“.

Vielleicht empfing er vor Potidäa auch eine Offenbarung von seinem Gotte, die ihn in Verzückung versetzte.

Plutarch meint, daß der Dämon des Sokrates der jenseitige, dämonische Teil seiner Seele war; heute würde man sagen: sein Unterbewußtsein. Dies sah in die Zukunft mittels seines magischen Wahrnehmungsvermögens.

Bei Somnambulen tritt uns ja dasselbe entgegen: Auch sie werden von ihrem somnambulen Ich geleitet, das für gewöhnlich unter der Schwelle des Bewußtseins bleibt und das über magische Fähigkeiten und Erkenntnisse verfügt, die weit über alles hinausgehen, was der tagesbewußte Mensch jemals in sich entwickeln kann.

Durchschauen des Leibes.

Von Fritz Langner, Hamburg.

Herr Gymnasiallehrer T. erzählte mir, daß er bei einer schweren Krankheit den Körper anderer durchschauen konnte. Der Organismus war vollkommen durchsichtig, viel besser als bei einer Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen, wobei man nicht die einzelnen Organe sieht, sondern alles als eine einfarbige Masse und sich nur die Knochen deutlich unterscheiden lassen. Herr T. sah durch den ganzen Körper, er sah jedes Organ genauestens und durch und durch, sowie gleichzeitig von allen Seiten, unterschied die verschiedene Färbung und Form der Innenteile. Sein Sehvermögen schien alles zu durchdringen, weshalb er, zumal sich diese Art Sehen während seines Nervenleidens einstellte, das Gesehene als Halluzinationen ansah. Meine Erklärung, daß dies

ein durch seine Krankheit zwar verursachtes, aber doch durchaus reales ätherisches oder astrales Schauen sei, bezweifelte er. Dieses an sich wohl weniger richtig als Täuschung, sondern vielmehr als ein tieferes und klareres Schauen zu nennende Sehen wechselte aber mit wirklichen Halluzinationen und Auditionen, wobei er sich in einer Folterkammer sah, seine Frau und Kinder in Stücke zersägt fand und stundenlang die wirresten und beängstigendsten Reden hörte, wie: „Du hast einen Mord begangen! Der Scharfrichter kommt! usw.“ In demselben geschlossenen Zirkel machte mich Herr cand. theol. M. auf seine Erlebnisse auf transzendentalen Gebiet aufmerksam, der mir u. a. erzählte, daß er die verschiedensten Gegenstände durchsichtig sah, die um ihn (während seiner Krankheit) waren. Er sah alles von allen Seiten gleichzeitig, ebenso innen und außen zugleich, ganz anders als die Durchsichtigkeit gläserner Gegenstände. Im Interesse des rastlosen Sammelns von Tatsachen, die sich auf noch nicht genügend öffentlich bekannte und anerkannte Erscheinungen des Seelenlebens beziehen, seien auch diese beiden Beispiele der Öffentlichkeit übergeben.

Besessenheit.

Von Dr. Grävell (Lausanne).

Fortsetzung statt Schluß von Seite 419.)*

III.

In Dresden befindet sich in der berühmten Bildergalerie ein Gemälde, auf dem dargestellt ist, wie sibirische Schamanen dem Zar Iwan dem Schrecklichen den Tod prophezeien. Sie sind in Ekstase und machen den Eindruck von Wahnsinnigen. Es ist eine Besessenheit. Denn sie bringen es fertig ihre höheren Eigenschaften, ihr bewußtes Ich, einzuschläfern, indem sie durch ihre Teufeltänze ihr Bewußtsein aufheben und ihre inneren Körper höheren, d. h. richtiger ge-agt jenseitigen Kräften öffnen. Sie lesen dann im Äther die Zukunft.

*) Vergl. Nov.-Dez. 1914, S. 604 ff. — Der sehr geschätzte Herr Verf. bittet uns, wenigstens einige der vielen von ihm erst nachträglich bemerkten Druckversehen zu berichtigen, die sich in seine Arbeit [infolge der mangelhaften Beschaffenheit seiner für ungeschulte Setzer größtenteils völlig unleserlichen Manuskripte] eingeschlichen haben. So war im Nov.-Dez.-Heft 1914 (abgesehen von leidiger Verwechslung undeutlich nummerierter Bogen) zu lesen: S. 605, Z. 10 v. u.: Kundalinifeuer; ib. Z. 8 v. u.: Beodung (st. Verordnung); im Sept.-Okt.-Heft 1916, S. 412, Z. 5 v. o.: d e r (st. den) das; ib. Z. 24 v. o.: A s t r a l k ö r p e r (st. Totalkörper); S. 413, Z. 3 v. u.: n i c h t eintreten; S. 414, Z. 20 v. u.: n i c h t diesmal [das Wegbleiben von n i c h t erklärt sich aus einer sonst nicht gebräuchlichen Abbrüviatur des Herrn Verfassers]; S. 415, Z. 2 v. o.: Infektionen

Ich habe selbst einmal etwas Ähnliches erlebt. Ich war in einer von Ordensschwwestern geleiteten Anstalt und hatte streng gefastet — trotz des Verbotes der besorgten Schwestern. Ich verfiel dann in der Nacht in Tiefschlaf und mir träumte, ich befände mich in einer fremden Stadt, wo ich nach der Universität wollte. Da ich den Weg nicht wußte, trat ich in ein Haus ein, in dem mich ein freundlicher alter Herr empfing, als ob er mich erwartet hätte. Als ich ihm mein Begehren mitteilte, bat er mich, einen Augenblick zu warten und ging ins Nebenzimmer.

Ich sah mich nun im Zimmer um und bemerkte an der Wand ein großes Plakat, ähnlich wie einen Eisenbahnfahrplan. Auf ihm waren Namen und Gegenstände gedruckt und zwar waren die Namen geordnet nach den Gegenständen. Ich begriff sofort, daß m Jenseits auf die Weise Buch geführt wird über Menschen auf dieser Erde, daß jeder, der die Aufmerksamkeit gewisser Kreise im Jenseits erregt hat, dort gewissermaßen gebucht und etikettiert wird. Ich fand dort auch meinen Namen unter einer Rubrik, die mir besonders interessant von jeher gewesen ist, und verstand, daß die Einwirkungen auf solche Weise von oben stattfinden, daß Geister auf die Personen in der Rubrik einzuwirken haben, die ihnen am leichtesten zugänglich ist und in der sie der Welt offenbar am besten nützen können.

Als der alte Herr wieder das Zimmer betrat, war er anders angezogen, nämlich wie ein Schamane, trug einen falschen Bart und einen Zauberstab in der Hand. Er tanzte hierauf mit merkwürdigen Geberden auf einer Kugel eine Zeit lang hin und her und sagte dann, es wäre jetzt gut, ich möge so und so gehen, so käme ich dahin, wohin ich wollte. Ich ging mit Dankesworten hinaus und wachte bald darauf auf.

Ich hatte ein Gefühl, wie man es nach einer schweren Krankheit hat, wenn man nach einer furchtbaren Krisis gesund geworden ist. Auch glaubte ich mich zu erinnern, daß der freundliche alte Mann, der mir von Anfang an so bekannt gewesen war, niemand

(st. Injektionen); S. 416, Z. 1 v. o.: Astral-Dämonen (st. Astralmanen); ib, Z. 5 v. u. Dr. (st. Fr.); S. 418, Z. 2 v. o.: wurde (st. wurden); ib. Z. 24 v. o.: Andromache (st. Andromeda); S. 419, Z. 14 v. o.: feindliche (st. feindlich). — Von dem freundlichen Angebot des Herrn Verfassers, uns weitere Aufsätze über das Geisterheer einzusenden, das sich im Jenseits, wo er selbst „einen außerordentlichen Einfluß ausübe und den Zusammenhang mit dem Diesseits vermittele“, für Deutschland bemühe, bedauern wir unter solchen Umständen keinen Gebrauch machen zu können, zumal er unsere kritischen Fußnoten und Zusätze — ohne Eröffnung einer wissenschaftlichen Polemik unterdrückt wünscht, weil er genau wisse, was er schreibe und weil kein Mensch jetzt auf Erden lebe, der so wie er mit dem Jenseits verbunden wäre, wofür er den Wahrheitsbeweis erbietet. Wißbegierige mögen sich also direkt an seine Adresse: Höngg bei Zürich, Villa Marie 471, Obermoos, wenden. — Red.

anderes war als ein Herr, bei dem ich früher einmal gewohnt hatte und der jedenfalls unterdessen, da er schon alt gewesen war, gestorben war. Ich nehme an, daß ich mit ihm in Verbindung gekommen bin, da die Seele im Schlafe ja nach neueren Untersuchungen den Körper verläßt, und er günstig auf magischem Wege auf mich eingewirkt hat. Auf solche Weise kann man annehmen, daß manche Heilungen zustande kommen, die man nur durch ein Wunder erklären könnte. [Anm. Interessant ist auch die Frage, die ich hier wenigstens streifen will, ob Tiere und leblose Gegenstände besessen sein können. Bei Homer wird bekanntlich berichtet, daß eines der Pferde des Achilleus ihm den Tod geweissagt habe. Es wird aber ausdrücklich hinzugefügt, daß es von der Göttin Here die Gabe erhalten habe, also Ueberschattung durch ein jenseitiges Wesen. Dasselbe wird bekanntlich auch von Bileams Esel berichtet und von Pferden der altnordischen Sage, wo es manchmal heißt, ein Pferd habe „manetykke“ gehabt, d. h. Menschenverstand. Es wäre zu weitläufig, hier alle Möglichkeiten anzuführen; die Fragen sind kompliziert und erfordern in jedem Falle eine Spezialuntersuchung. Auch leblose Gegenstände können von Geiststoff angefüllt werden und entsprechend reagieren. Ich erinnere auch an das Unglück, daß eine gewisse Mumie Menschen gebracht hat.]

Wenn einem jemand auch nur von seinem Prana, vom Lebensstoffe, etwas abgibt, wie es die Magnetopathen tun, der trägt schon dazu bei, daß man von ihm besessen wird. Solche „Verodung“, d. h. Abgabe von Oq (nach Reichenbaeh) ist ja allgemein, mag man es wollen oder merken oder nicht. Sympathie und Antipathie beruht ja wesentlich darauf und Liebe ist eine Art Besessenheit.

Man sieht aus diesen Erwägungen, wie schwer das so oft erörterte Problem des freien Willens zu lösen ist. Es wird in dem Maß schwerer aufzulösen, als man alle Faktoren in die Hand bekommt. Denn der gewöhnliche Mensch glaubt an die sog. Willensfreiheit, weil er keine Ahnung von der Kompliziertheit der Sache hat. Er sieht nicht, wie man in der Abhängigkeit von andern steht. [Anm. Ich lese soeben in einem protestantischen Traktätchen, daß ein eifriger Geistlicher mit einem jungen, verkommenen Mann gebetet habe und dieser mit ihm zu beten pflegte, Gott möge ihn nicht untergehen lassen. Später traf er ihn noch mehr heruntergekommen aus dem Gefängnis kommend und fragte ihn, ob er denn damals nicht ehrlich gewesen wäre, als er betete. „Doch, erwiderte jener, aber weil mir Gott nicht geholfen hat, glaube ich nicht mehr an ihn.“ Der Geistliche führte dies an als Beispiel, wie falsch die Menschen dächten. Ich aber finde, daß nur er allein und seinesgleichen falsch denken. Sie haben keine Ahnung von der Schwierigkeit für manche Menschen, sich zu überwinden, weil sie nicht wissen, daß man die Schlechtigkeit aus einem früheren Leben

nimmt. In schwierigen Fällen müßten spezielle Uebungen gemacht werden und natürlich nur, wenn man die eigentliche Quelle des Uebels kennt, was meist schwer ist. Für Anfänger empfehle ich meine „Grunderfordernisse zum Studium der Geisteswissenschaft“ (Verlag von Vollrat in Leipzig.)] Die homerischen Helden wußten es besser: sie merkten ganz gut, daß ihr Thymos (Astralkörper) unter dem Einflusse höherer Gewalten stand, für die sie empirisch gewisse Namen gebrauchten, wie Zeus, Pallas Athene, Apollo usw. Wir würden jetzt vielmehr sagen, sie ahnten im Jenseits gewisse persönliche Mächte, die bestimmte Eigenschaften zu besitzen schienen und dem entsprechend wirkten, ähnlich wie ja auch z. B. die alten Inder diese Naturkräfte mit gewissen Namen, wie Agni usw. benannten oder die Germanen mit Donar (Thor). Wer „des Gottes voll“ ist, der ist besessen und die einzelnen Menschen wählten sich bestimmte Götter, denen sie sich weihten, weil sie glaubten, daß sie ihnen näher ständen — ähnlich wie die Katholiken annehmen, daß bestimmte Heilige ihnen näher ständen, weil sie auf ihren Namen getauft worden sind.

Man könnte also sagen, daß bei einer solchen Einwirkung ein Kampf stattfindet zwischen dem schlechten Stoffe in den inneren Körpern, der überschattet ist von schlechten Kräften im Jenseits, und den guten Stoffen, die von guten gelenkt werden. Die Seele d. h. das Ich befindet sich in der Mitte beider feindlicher Heere und entscheidet sich für das eine oder andere. Die gute Einwirkung nennen die Theologen „Gnade“ und unterscheiden zwischen verschiedenen Arten derselben, z. B. der zuvorkommenden, wenn sie zuerst im Innern ansetzt, der *gratia efficax*, wenn sie so stark wird, daß der Sieg notwendiger Weise erfolgt.

Das Ich ist natürlich nicht immer gleich disponiert, vielmehr schwankend. Da tut die „zuvorkommende Gnade“ viel. Andernfalls kann eine Ueberrumpelung durch böse Kräfte dem Ich schon gleich im Anfang alle Widerstandsfähigkeit rauben. Manchmal tritt das ein, was man eine Verletzung der Neutralität nennen könnte, nämlich wenn böse Mächte plötzlich sich mit aller Kraft des Terrains bemächtigen, das ihnen infolge der Sorglosigkeit des Ichs offen steht. Das tritt namentlich dann ein, wenn man z. B. getrunken hat oder geschlechtlich aufgeregter ist. Je größer aber die Gnade ist, desto leichter die Entscheidung.

Deshalb ist es auch begreiflich, daß Schopenhauer so krasse Ansichten über die Unveränderlichkeit des Charakters und die Willensfreiheit hat.

Das Problem der Willensfreiheit läßt sich nie restlos lösen. Aber die soeben gegebenen Andeutungen werden die Lösung erleichtern. Nur ein Hellseher, der deutlich wahrnimmt, wie fremde Wesenheiten eindringen, könnte einigermaßen angeben, was eigentlich vorgeht: aber auch er könnte das Geheimnis nicht völlig

lösen, da das Ich geheime Kräfte zur Verfügung haben kann. die auch der Hellseher schwerlich immer bemerkt. Man kann nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung annehmen, daß jemand in eine gewisse Versuchung fällt, aber ganz sicher ist man nie.

Mir sagte einmal der berühmteste Theologe Deutschlands, Gott könne berechnen, wie jemand handeln wird. Als ich ihm darauf erwiderte, wenn es eine wirkliche Willensfreiheit gäbe, könne doch auch Gott dies nicht berechnen, sonst wäre es keine Freiheit, wußte er darauf nichts zu sagen. Denn das Geheimnis ist nicht aufgelöst und man tut gut zu sagen, daß der ganze Begriff der Freiheit ein unmöglicher, weil undenkbarer ist. Ist der Begriff nur relativ, frei sein von etwas, so beruht die Willensfreiheit, wie ich schon ausführte, auf dem Hinausschaffen des fremden Einflusses, ist also keine richtige, sondern nur Scheinfreiheit; ist er aber absolut, so übersteigt es jedes menschliche Verständnis.

Die Konsequenz wäre die, daß Gott das unfreieste Wesen sein müßte: denn er kann doch unmöglich Böses wollen oder tun — dann wäre er ja nicht Gott, weshalb auch die Theologen ganz naiv sagen, die Engel hätten keine Willensfreiheit. Sie sind also Maschinen, die von Gott eingestellt werden. Also man müßte entweder den Gottesbegriff aufgeben — oder die Willensfreiheit. Die Auflösung des Rätsel will ich hier nicht geben, da es die Aufgabe dieses Aufsatzes übersteigt. Ich wollte nur davor warnen, einen unmöglichen Begriff und ein törichtes Wort anzuwenden. [Anm. Der Durchschnittsmensch begreift nicht, daß alle unsere Vorstellungen von Wille, Verstand usw. auf höhere Wesen garnicht anwendbar sind. Deshalb hat auch der anthropomorphe Theismus so viel geschadet. Es ist wissenschaftlich viel besser, sich alles pantheistisch vorzustellen. Gott ist ein unwissenschaftlicher Begriff, ein bloßes Postulat der praktischen Vernunft, aber sowie man den theistischen Gottesbegriff auf menschliche Verhältnisse anwenden will, versagt er notwendiger Weise, weil wir doch unmöglich mit etwas operieren können, was wir nicht begreifen. So wie wir Gott verstehen, hört er auf Gott zu sein. Für die Theologen freilich ist Gott ein Seiltänzer, der so tanzt, wie sie es haben wollen, womit ich nicht sagen will, daß sie vom praktischen Standpunkt aus nicht viel Gutes mit ihren Anschauungen erreichen können.]

Jeder Verbrecher ist, kann man sagen, mehr oder weniger ein Besessener. Deshalb ist auch so oft eine Einwirkung auf sie so undenkbar. Man kann schwer gegen geistige Kräfte in einem andern ankämpfen. Das beste wäre, ihnen möglichst den Boden zu entziehen. Das Fasten spielt da eine große Rolle, wie schon Christus sagt. Bei den alten Persern wurde schon darauf großes Gewicht gelegt und es ist kaum ein Zufall, daß man den Gefangenen

stets so wenig zu essen gab. Der Geist sollte gestärkt und vom Körper unabhängig gemacht werden.

Wie viele angehende „Verbrecher“ mag es in der höheren Gesellschaft geben, die, wenn sie wieder auf die Welt kommen, rettungslos dem Bösen verfallen! Mir erzählte kürzlich ein russischer Reserveoffizier, der in seinem Einjährigenjahre 25000 Mark verbrauchte (noch dazu in der Provinz!), von dem Leben in den russischen Garnisonen, vom Baden in Champagner usw. Alle diese lebenswürdigen Offiziere würden es gewiß weit von sich weisen, wenn man ihnen sagen würde, sie hätten eine Verbrecherlaufbahn begonnen. Aber wenn einer in einer Verbrecherfamilie geboren worden ist und in einer Kassechemme den ersten schweren Diebstahl ausheckt, erinnert er sich schwerlich, daß er in einem früheren Leben einmal einen goldverschmürten Husarendolman getragen hatte

Hat einer sich einen solchen Spezialdämon großgezogen, ist es schwer, sich von ihm zu befreien. Er müßte spezielle geistige Uebungen machen. Unser ganzes pädagogisches Leben ist aber noch zu oberflächlich, befangen in sog. liberalen Anschauungen, sodaß heute ein solcher leidender Mensch schwer Heilung findet und meistens im Irrenhause endet. Ohne Schuld kommt dort keiner hin, aber das Gute ist wenigstens bei dem Systeme, daß man die Unglücklichen wenigstens nicht hart behandelt. Man sollte aber anfangen, mehr mit geistigen Mitteln zu arbeiten, wie es schon Dr. Franz Hartmann empfahl. Das ist aber nur möglich, wenn man anfängt einzusehen, daß das ganze Universum eine Einheit ist, daß man nicht bloß unsere physische Welt betrachten darf, sondern daß man auch dem sog. Jenseits Beachtung schenken muß.

Ohne die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt kann man nichts erklären. Deshalb ist auch das Studium des Jenseits nicht ohne Nutzen. Man kann sich gegen einen Feind doch nur dann wirksam verteidigen, wenn man seine Art kennt. Die Zeit dürfte bald kommen, wo man genau so Nachforschungen machen wird im Jenseits, wie man jetzt Entdeckungen zu machen sucht in noch unbekanntem Ländern oder auf der Meerestiefe. (Forts. folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Das Jenseits und die christliche Hoffnung.

Von Konrad Falkeisen, evang. Pfarrer.

(Fortsetzung von Seite 427.)

Vorerst scheinen freilich die Aussichten sehr gering, daß sich die Willigen und Tapferen finden werden, die es unternehmen

wollen, die noch schwach begangenen Pfade, die zur Erforschung des „anderen Lebens“ führen, in gutgebaute Straßen umzuwandeln. Gerade dort, wo das meiste Interesse dafür sich finden sollte, nämlich innerhalb unserer Kirchen und christlichen Kreise, da fehlt — wie schon angedeutet — das Verständnis für diese Aufgabe gänzlich, ja man steht ihr mit bitterer Feindschaft ablehnend gegenüber und bringt alle möglichen Gründe vor, um diese feindliche Haltung zu rechtfertigen. Sie gipfeln in der Behauptung, die wir schon erwähnt, daß das „Wort Gottes“ solche Forschungen geradezu verbiete. Allein, trotz dieser scheinbar korrekten Haltung könnte es eben doch sein, daß der Widerstand gegen die große Bewegung, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingesetzt hat und deren Hauptzweck es ist, das Fortleben der Seele nach dem Sterben zu beweisen, daß dieser Widerstand der Kirchen gegen den Spiritismus — sage ich — ein ähnlicher Vorgang ist, wie er bisher schon mehrmals sich abgespielt hat. — Prof. James Hyslop sagt irgendwo¹⁾ mit Bezug auf unseren Fall überaus treffend: „Die Kirche hat das verhängnisvolle Talent bewiesen, sich immer mit verlorenen Positionen zu verbünden“. Er führt hierauf einige Fälle an, wie z. B. den Widerstand gegen das kopernikanische Weltsystem, gegen die Kugelgestalt der Erde, gegen die Geologie in betreff des Sechs-Tagewerkes usw. und kommt zu dem Ergebnis: „nicht einen einzigen Sieg hat sie gegen die Wissenschaft errungen!“ — Wahrlich, auch in unserem Kampfe wird sie noch die Waffen strecken müssen!

Der Widerstand der christlichen Kreise ist diesmal viel unbegreiflicher, als in allen anderen Fällen vergangener Zeiten, die man etwa aufzählen kann. Denn, wenn nun einmal „die himmlische Seligkeit“ das Ziel des christlichen Lebens ist und die „Heimat der Seele“ jenseits des Grabes liegt, so sollte sich doch naturgemäß das Bestreben regen, etwas Genaueres über diese zukünftige Heimat zu erfahren! Es gilt freilich als ein Grundsatz, man müsse „glauben, ohne zu schauen“. Er soll gewiß nicht angetastet werden, wo er an seinem Platze ist, aber verkehrt ist es, ihn als Losungswort zu wählen, wenn wir an irgend eine Forschung uns begeben, verkehrt ist es, wenn viele fromme Seelen ihren sog. „kindlichen“ Glauben, d. h. ihre verderbliche Neigung, alles mögliche ins Blaue hinein zu phantasieren und zu „glauben“, damit beschönigen wollen, verkehrt ist es, wenn wir uns durch dieses Wort davon abhalten lassen, unseren „Glauben“, d. h. unsere Anschauungen über lebenswichtige Dinge auf einer sicheren Grundlage aufzubauen. — Mit wahrhaft rührender Bescheidenheit hat man sich bisher mit den spärlichen Andeutungen des Neuen Testa-

¹⁾ In s. Werke „Probleme der Seelenforschung“ im letzten Kapitel.

menten beholfen. Aber wenn auch Bescheidenheit und Genügsamkeit im allgemeinen lobenswerte Tugenden sind, so sind sie hier keineswegs am Platze, weil es sich um „Sein“ oder „Nicht-Sein“ des christlichen Glaubens handelt. Wenn wir nicht imstande sind dieses Stück unseres Glaubens fest zu begründen, so wird es erbarmungslos hinweggefegt werden. Und wenn wir keinen Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt überhaupt finden, so werden wir an Entkräftung zugrunde gehen . . . Ist es nun nicht töricht, wenn es ans Leben geht, eine erlaubte und rechtmäßige Verteidigung zu unterlassen — wenn einem die nötigen Waffen dazu vor die Füße gelegt werden? Sollte man sich nicht ohne Zaudern bücken und sie ergreifen, auch dann, wenn man sie bisher noch nicht kannte und sich mit ihrer Handhabung erst noch etwas vertraut machen muß? Ist es nicht geradezu stumpfsinnig sich deshalb zu weigern, diese neuen Waffen zu verwenden, weil man sie in seiner eigenen Rüstkammer bisher nicht vorgefunden, und nun zu behaupten, es sei eine höhere Fügung, daß man für den neuen Kampf, in den man — doch offenbar auch durch höhere Fügung — hineingeführt worden ist, bisher keinerlei Waffen erhalten habe und im Brustton der tiefsten Überzeugung feierlich zu erklären, es sei geradezu eine Versündigung, sich der neuen Verteidigungsmittel zu bedienen? — Genau so töricht benimmt sich heute die christliche Kirche in dieser lebenswichtigen Frage, dieselbe Kirche, die doch behauptet die Hüterin göttlicher Wahrheit und Weisheit zu sein!

Jedes Sich-Versteifen auf einen unbewiesenen oder unbeweisbaren dogmatischen Lehrsatz, von dem man sich unter keinen Umständen entfernen will, auch wenn neuere Erfahrungen und Ereignisse noch so sehr nach einer fortschreitenden Entwicklung drängen, führt zur Verarmung und endlich zur Verknöcherung, oder einem Verdorren des geistigen Lebens; aber auch häufig genug zur Entgleisung vom richtigen Wege, ganz abgesehen davon, daß das halsstarrige Festhalten einer noch mangelhaften Erkenntnis dem Fortschritte immer im Wege steht. Von diesem sich Versteifen auf dogmatische Lehrmeinungen oder Auffassungen und von der Verknöcherung wird im Folgenden noch die Rede sein. Zunächst noch einige Worte über den Kampf, in dem sich die christlichen Kirchen befinden.

Es ist ja nur zu offenbar, wie die materialistische Denkweise auch in unsere alten Kirchen siegreich eingedrungen ist, so daß sie unbestreitbar ihrem Verfall entgegen gehen, d. h. an Entkräftung sterben. Die Massen haben vielerorts den Glauben an irgend etwas Übersinnliches aufgegeben und auch den gebildeten Kreisen erscheint das Fortleben der Menschenseele nach dem Abschied aus diesem Leben als ein Wahn, ebenso wie das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit im Diesseits und Jenseits. Die

Kirchen haben kein Rüstzeug diesem Versinken in die Diesseitigkeit mit seiner geistigen Verblendung wirksam entgegen zu treten, denn ihr stehen keinerlei Beweise für die Hoffnung auf eine Seligkeit im Jenseits und andere Glaubenssätze zu Gebote, nicht einmal für die Grundlage des ganzen religiösen Gebäudes. Diese Grundlage besteht in der Annahme, daß der Mensch eine unsterbliche Seele habe, daß sein eigentlichstes innerstes Wesen über die irdische Welt erhaben und darum fähig sei, Eindrücke einer höheren Welt in sich aufzunehmen und durch diese Einflüsse selber einer höheren Entwicklung entgegen zu reifen. Auf welche Weise soll nun die Wahrheit dieser Annahme erwiesen werden? Die sittliche Hebung eines Menschen und das Bewußtsein inneren Friedens, das er etwa zu haben glaubt, genügen noch nicht, um die Annahme zu stützen, daß seine seelische und geistige Persönlichkeit das leibliche Ende überdauern werde. Ebensowenig wissen wir — d. h. die Kirche weiß es nicht —, ob der gewöhnliche Sinnesmensch schlimme Folgen seiner irdischen Denkweise im Jenseits davontragen werde. Wenn keinerlei Beweise für die Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode und keine Nachrichten über die Zustände, in denen sich die Abgeschiedenen jeweils befinden, zu erlangen sind, so fehlt eben doch die Möglichkeit einer Verteidigung gegen die Behauptung, daß das Ende des leiblichen Lebens auch das Verlöschen des geistigen bedeute, daß darum ein sittliches Leben nur einen diesseitigen Wert habe. Einzig und allein wirkliche Beweise für die Unsterblichkeit der Seele vermöchten den Blinden die Augen zu öffnen und den Bann zu brechen, der auf dem inneren Leben der Menschen unserer Tage lastet. Der gewaltigen Macht des materialistischen Aberglaubens muß eine noch stärkere Macht der Wahrheit entgegengestellt werden können, hier genügen seelsorgerliche Ermahnungen, wirkungsvolle Reden und kirchliche Feiern keineswegs.

Aber nicht nur zur Bestätigung der Unsterblichkeit der Menschenseele hätten die Beweise ihren Wert, sondern auch für das gegenwärtige Leben. Wie es schon dargelegt wurde, müßte die Offenbarung der jenseitigen Folgen des diesseitig übel verbrachten Lebens wie ein Anschauungs-Unterricht wirken gegenüber einem bloß theoretischen. Wer Äußerungen friedloser Geisteswesen gelesen oder selbst ihre Klagen mitangehört hat, der weiß, wie erschütternd sie wirken. Man wird freilich von gegnerischer Seite einwenden — die Glaubwürdigkeit solcher Aussagen zugegeben —, wir bedürften solch drastischer Hilfsmittel gar nicht, da die Verkündigung des „Wortes“, z. B. durch Erweckungsprediger, allein schon genüge, um verlorene Seelen zu retten, und daß man bisher ohne anderweitige Mittel ausgekommen sei. Dies soll keineswegs bestritten werden, doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Erweckungspredigten lange nicht auf alle

Menschen wirken. Oder sollen wir annehmen, daß alle, die für letztere unempfänglich sind, von vornherein zu den „Verlorenen“ gehören? Sodann gibt es eine große Zahl von Menschen, die solchen Bekehrungsversuchen ganz aus dem Wege gehen, obschon sie für die Wahrheit gewiß nicht unzugänglich sind. Sodann ließe sich über den Wert auf solche Weise zustandgekommener Bekehrungen immer noch streiten. Auch wird man unschwer die Beobachtung machen, daß es nicht die selbständig denkenden und entwickelteren Geister sind, die sich auf diesem Wege beeinflussen lassen. Kurz, es läßt sich kaum bestreiten, daß sich die breiten Massen dem Einfluß des „Evangeliums“, wie es heute verkündigt wird, immer mehr entziehen. Aber es fragt sich, ob sie nicht aufhorchten, wenn sie inne würden, daß dieselben Wahrheiten, die bisher nur in der Luft zu schweben schienen, nun auf einem sicheren Grunde stehen. Vor allem würden sich die Entwickelten und die Gebildeten, die für die hypnotische Beeinflussung der Erweckungsveranstaltungen sehr wenig zugänglich sind, durch Beweise viel eher, ja durch diese allein — von der Richtigkeit gewisser Wahrheiten überführen lassen.

Die Beweise, wie sie hier gemeint sind, wären aber vielleicht imstande eine noch gar nicht vorhergesehene Wirkung auf die Art und Weise, wie heute das „Evangelium“ verkündigt wird, auszuüben. Es läßt sich nämlich im Ernste die Frage stellen, ob der „Weg des Heils“, wie er noch im allgemeinen angepriesen wird, ob die Vorstellungen von dem Zusammenhang mit dem „Erlöser“, von der Mitwirkung Gottes oder des Heiligen Geistes, von der „Hilfe Gottes“ und dem Zustandekommen der „Gebetserhörungen“ und namentlich von der „Seligkeit im Jenseits“ und Anderes mehr der Wirklichkeit und Wahrheit entsprechen! — Einem aufmerksamen und nachdenkenden Menschen müssen in unzähligen Fällen Bedenken aufstoßen, ob auch alles das, was in christlichen Kreisen ohne Überlegung einfach fröhlich „angenommen“ wird, sich auch in der Tat so verhalte, und es läßt sich die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß sich diese Gläubigen in vielen wichtigen Punkten in argen Täuschungen bewegen. Wie sollen wir aber den Dingen auf den Grund kommen? — Der einzig zuverlässige Weg wäre doch wohl der, von solchen, die vom „Glauben zum Schauen“ gekommen sind, wie man sich so gerne auszudrücken beliebt, einmal etwas über derartige Dinge zu hören. Da würde sich wohl manche mit viel Liebe und Inbrunst gehegte Vorstellung als ein Wahngebilde und als ein „Betrug des Satans“ ausweisen. Verschiedene bekannt gewordene Aussagen lassen darauf schließen, daß sich im Jenseits vieles ganz anders gestaltet, als wir meinen, und wiederum anderes, was wir ohne Nachdenken als vorhanden annehmen, gar nicht vorhanden ist. — Auf jedem anderen Gebiete versucht man der Wahrheit

auf den Grund zu kommen und sie womöglich durch das Experiment zu erweisen, nur auf dem der Religion wird jeder derartige Versuch in unverständlich fahrlässiger Weise unterlassen.

Der Grund für diese Unterlassung ist eine dogmatische Fesselung und das ängstliche Festhalten verkehrter Anschauungen. Zu diesen gehören hauptsächlich die folgenden.

Vor allen Dingen werden wir auf eine Stelle im Alten Testament aufmerksam gemacht, die ausdrücklich das „Befragen der Toten“ zu den schwersten Versündigungen rechnet (5. Mos. 18, 11). Der Spiritismus, so fährt man fort, ist nichts anderes als das! Dürfen wir Christen uns auf derart verbotene Dinge einlassen?

Wir haben hier Zweierlei zu besprechen: 1. Wie das Verbot im Alten Testament aufzufassen ist und 2. ob die Behauptung, daß der heutige Spiritismus genau dasselbe sei, wie die alte Totenbeschwörung, sich als richtig erweist.

1. Wie ist dieses Verbot der Totenbefragung und Totenbeschwörung im Alten Testament zu beurteilen?

Im Grunde genommen ist es eigentlich beschämend, daß die oben angeführte Stelle heute noch überhaupt beigezogen werden kann, denn dies setzt die Auffassung voraus, daß diese alten jüdischen Vorschriften für uns noch eine bindende Geltung haben. Wenn wir heute uns noch in allem auf das Alte Testament stützen wollten, so müßten wir z. B. auch noch den jüdischen Sabbath halten, die Speisegebote, die Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Tieren und noch anderes mehr beachten. Wenn wir aber all' das und noch vieles andere haben fallen lassen, weshalb wird nun ein Verbot, das doch gar nicht besonders hervorstechend ist, herausgegriffen, weil es uns geradeso beliebt? Gewiß liegen diesen alten Geboten weise Absichten zugrunde und haben die ihnen zugrundeliegenden Überlegungen zum Teil heute noch ihre Gültigkeit, aber wir müssen sie den Verhältnissen der Gegenwart anpassen. Die biblischen Bücher sind nicht als eine Sammlung von göttlichen Orakelsprüchen zu behandeln, wie es die in kirchlichen Kreisen leider noch herrschende Anschauung von der buchstäblichen Inspiration bedingt, sondern wir haben sie vom historischen Standpunkte aus anzuschauen und ihrem Geiste nach auszulegen. Besonders das 5. Buch Mose, das nach begründeter Annahme aus einer sehr späten Zeit der jüdischen Geschichte stammt und eine Tendenzschrift der Priesterschaft ist, darf nicht ohne weiteres manchen anderen Büchern gleichgestellt werden.

Aber auch ganz abgesehen von kritischen Vorbehalten muß die oben erwähnte Stelle in ihrem Zusammenhange belassen werden, wenn wir ihre wahre Bedeutung verstehen wollen. Und dieser führt uns deutlich darauf, insbesondere der vorausgehende Vers 10, ebenso wie Vers 14, daß es sich hier um das g a n z e

Gebiet der Zauberei, oder genauer um die Ausübung der sog. schwarzen Magie handelt, wie sie in alter Zeit von besonders dazu befähigten Leuten „berufsmäßig“ betrieben wurde. Der Hauptzweck, der bei Ausübung der schwarzen Magie verfolgt wird, ist der, sich mit Hilfe jenseitiger Mächte, oder geheimer Kräfte irgend welche irdischen Vorteile zu verschaffen, vielfach auch auf Kosten seines Nebenmenschen. Und unter diesen Zauberern gab es — wie auch heute noch — oftmals sittlich tiefstehende Menschen, die von gleichartigen Volksgenossen für ihre selbstsüchtigen Zwecke benutzt wurden. Auch der „Gottesdienst“ der alten Völker war reichlich mit derartigem „abergläubischem“ Zauberesen verwoben. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß es sich dabei um lauter Lug und Trug handelte, im Gegenteil, diese Leute verstanden ihre Kunst und besaßen übersinnliche Fähigkeiten. Auch waren nicht alle Mantiker unmoralische Menschen, sondern es befanden sich gewiß zu allen Zeiten auch wirkliche Weise und Heilige unter ihnen, die über ein hohes Wissen und Können verfügten, das uns heute fast ganz abhanden gekommen ist, und solche gaben sich gewiß nicht für schlechte Dinge her. Allein diese hochstehenden Geister waren in der Minderzahl. Es ist nun ein feststehendes Gesetz, daß, wo magische Künste für selbstsüchtige und für rein irdische Zwecke angewendet werden, sich auch immer niedrig stehende und darum schädliche geistige Einflüsse einstellen, die mehr fordern, als sie geben können und die den Menschen in ihre Gewalt zu bekommen suchen. Das alles war den Führern des jüdischen Volkes zur Genüge bekannt und da sie das Bestreben hatten, ihr Volk rein und frei zu erhalten, so verboten sie ihm jede Berührung mit der heidnischen Mantik und haben darin ohne Zweifel durchaus zweckmäßig gehandelt. Allein — obschon sie die Ausübung der schwarzen Magie verboten, untersagten sie keineswegs die Ausübung der weißen Magie. Wenn wir uns auf diesem Gebiete umsehen, so finden wir, daß das jüdische Volk zu allen Zeiten seine eigenen Seher, Propheten und Magier hatte, es sei z. B. nur an Samuel, an Elias und Elisa erinnert. Außerdem befand sich bei dem Heim der gottesdienstlichen Feiern, verbunden mit dem Amte des obersten Priesters, ein anerkanntes und bleibendes Mittel zur Ausübung der Gabe des Hellsehens, nämlich das Brustschildlein des Hohenpriesters, durch welches derselbe auf allerlei Anfragen Rat erteilen konnte, ganz ähnlich wie die heidnischen Mantiker. Es ist daraus deutlich zu erkennen, daß durch diese Einrichtungen die Ausübung der Mantik in geordnete Wege geleitet und in Hände gelegt werden sollte, bei denen ein Mißbrauch weniger leicht zu befürchten war. Es war demnach keineswegs verboten, sich in schwierigen Fällen übersinnlicher Hilfsmittel zu be-

d i e n e n , und darum wurde dem jüdischen Volke für die üppig wuchernde heidnische Mantik ein vollauf genügender Ersatz geboten, den es aber leider nicht in gehöriger Weise benützte. — Wir sind heute derartigen Dingen so sehr entwöhnt, daß wir sie beim Lesen der biblischen Berichte kaum mehr beachten, oder wir halten sie für notwendige abergläubische Beigaben der damaligen Zeit. Und so konnte es kommen, daß man nur das Verbot der Zauberei und Totenbeschwörung im Gedächtnis behielt und es ganz übersah, welche reiche Blüte der guten Mantik in Israel vorhanden war. (Schluß folgt.)

Der seelische Zustand des Kriegers in der Schlacht.

Eine psychologische Studie von Hermann Theen.

Das Thema behandelt eine außerordentlich interessante, zeitgemäße, aber auch zugleich schwierige Frage, die man zur Hauptsache nur auf Grund von Selbstbeobachtung beleuchten kann. Da aber in den Augenblicken einer Schlacht, die doch sicher zu den größten und bewegtesten des Lebens gehören, alles das ausschaltet, was eine ruhige Selbstbeobachtung des Menschen ermöglicht, so ist die Erörterung dieser Frage sehr schwierig, ja teilweise unmöglich gemacht. Sie hat sich also auf Erinnerungen zu berufen. Je mehr sich der Schatz der Erinnerungen nun sammelt, d. h. je öfter man diese bewegten Augenblicke eines Gefechts oder Sturmangriffes durchgemacht hat, desto klarer und wahrheitsgetreuer werden die Erinnerungen, und desto leichter ist eine Zusammenstellung der wichtigsten seelischen Momente. Da ich bisher an reichlich drei Dutzend mehr oder minder größeren Schlachten und Angriffen sowohl auf dem westlichen als auch auf dem östlichen Kriegsschauplatze beteiligt gewesen bin, so habe ich in dieser Hinsicht einige Erfahrungen sammeln können.

Es handelt sich bei dieser Frage nun zunächst um die seelische Stimmung v o r der Schlacht. Ja, dieses Vorgefühl des kommenden schweren Ereignisses ist seltsam, so seltsam, daß man es erlebt haben muß, um es zu verstehen.

Am Abend ist durch Parolebefehl ein Sturmangriff für die Morgenstunden des nächsten Tages festgesetzt. Das erste ist, daß man sich erst mit der bestehenden Tatsache abfindet. Man will und kann es noch immer nicht glauben. Das ist der erste Gedanke, der mit elementarer Wucht die Seele durchzuckt. Es kann ja gar nicht möglich sein. Es ist das ein allzu naheliegender Gedanke, der sich jedem Menschen beim Eintreten eines großen Ereignisses, sei es eine große Freude, sei es ein schwerer Schicksalsschlag, aufdrängt. Der Mensch muß sich eben erst mit seiner ganzen Seele der bestehenden Tatsache fügen.

Hat sich die Seele nun erst in die Unvermeidlichkeit des Schicksals gefügt, so treten noch gar manche ernste Lebensfragen an den Menschen heran. Der Krieger denkt unwillkürlich an die Möglichkeit seines bevorstehenden Todes. Da zieht nun zunächst ein wehmütiger Hauch durch die Seele, eine Abschiedsstimmung, der schwere Gedanke, daß man alles, was einem lieb und teuer ist, Heimat und Angehörige, vielleicht verlassen muß, ohne sie wiedergesehen zu haben. Man denkt an die Heimat und umschließt alles, was man liebt, noch einmal mit heißer Inbrunst. Dieses Gefühl des Abschiednehmens verallgemeinert sich zum schmerzlichen Bewußtsein, vielleicht für immer Abschied vom Leben nehmen zu müssen. Der Abschied vom Leben ist jedem Menschen, der in der Blüte der Jahre steht, ein Ereignis, mit dem man sich erst nach innerem Kampf abfinden muß. Man hat das Gefühl, den Zweck des Lebens nicht so erfüllt zu haben, wie es die inneren Anlagen verlangen. Damit werden die Gedanken des Menschen von selbst nach oben, zur Gottheit, gelenkt, wie es bei jedem Menschen ist, der am Rande des Grabes steht. Man hat das heiße Verlangen, seine Seele mit der Gottheit in Einklang zu bringen; man kommt dem göttlichen Geist einen gewaltigen Schritt näher; die Seele verlangt, sich mit ihrem Gotte eins zu wissen. Der Mensch lernt in solch ernsten Stunden beten.

Und nun malt man sich die kommenden Ereignisse in irgendeiner Weise aus. Das hängt nun selbstverständlich von der äußeren Lage ab. Truppen werden in dunkler Nacht auf Automobilen zur Schlacht herangezogen, wie es im Januar v. J. bei Soissons der Fall war. Diese äußere Lage wirkt seelisch auf den Menschen. Goldner Sommermorgen — beieinander sitzende Kameraden im warmen Sonnenglanz — Vogelgesang. Im Vorgefühl des Kommenden steigt ein frischer Männergesang zum Morgenhimmel: „Morgenrot, Morgenrot“. Das ist die letzte Stimmung in der Kette der durchlaufenden Gefühle: eine gehobene Stimmung, von Vaterlandsliebe und Begeisterung getragen, von Siegeszuversicht durchweht. Und wohl dem, den solche Grundstimmung in die Schlacht begleitet, der kann mit mutiger Seele und klarem Auge dem Tode entgegengehen.

Und nun im Gefecht selbst. Die Stimmungen, die vor der Schlacht die Seele durchzogen, sind durchschritten. Die Gedankenwelt, die den Menschen beherrschte, ist abgetan. Die ersten Kugeln pfeifen . . . Im ersten Augenblicke zuckt man wohl ängstlich zusammen — Kanonenfieber!! Doch allmählich weicht dieses Fieber einer seltsamen seelischen Ruhe. Selbst getroffen zu werden, daran denkt man nicht, trotzdem man Kameraden fallen sieht. Man rennt vorwärts, heran an den Feind, immer vorwärts! Gefühls- und Gedankenwelt, das ganze Innenleben scheint in diesem Augenblick ausgeschaltet zu sein.

Oft wird im längeren Gefecht noch eine Stimmung laut, das ist der Haß, eine rasende, zitternde Wut gegen den Feind. Alles Unangenehme schiebt man ihm als Veranlassung zu und wünscht, handgreiflich den Zorn zu äußern. Indem sich diese Wut mit einem gewissen Vaterlandsgefühl vermischt, entsteht ein so eigenartiges, unbeschreibliches Kampfgefühl, das die Nerven stärkt und die Kräfte hebt und mehrt.

Die Schlacht ist geschlagen, und die Stimmungen nach derselben lassen sich in folgendem zusammenfassen. Zunächst ist es ein gewisses befriedigendes Gefühl, gesiegt zu haben. Doch wenn man dann die gelichteten Reihen der Kameraden sieht, dann zieht eine wehmütige Stimmung durch die Seele. Dann wird man sich dessen wohl bewußt, in welcher Gefahr man selbst geschwebt hat. Neben dem Schmerz um die gefallenen Kameraden taucht ein heißes Dankesgefühl gegen die große Gottheit auf, die über den Welten thronend das Schicksal geleitet hat.

Alle diese Stimmungen laufen schließlich aus in ein Ruhebedürfnis. Es ist ein gewisses Gefühl der Abgeklärtheit in dem Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben. Es ist wie das Nachwehen einer schweren Krankheit. Die müde Seele sehnt sich nach Ruhe, und der Krieger sinkt in einen sanften Schlummer, in dem der Ernst der Zeit für Stunden vergessen wird.

Maeterlinck's neueste Theorie der Unsterblichkeit.

Von Prof. Willy Reichel.*)

Maurice Maeterlinck verdient Mitleid für seine Untersuchungen in Sachen der anderen Welt. Er scheint ernst zu denken, sein Herz ist im richtigen Takte, er wünscht zu wissen und fähig zu sein, die Wahrheit zu verbreiten, er kommt ihr nahe, scheint sie zu erfassen und dann, durch einen seltsamen Streich von geistiger Unbeständigkeit, verliert er sich wieder. Seine Visionen werden überschattet von etwas Unfaßbarem, er springt plötzlich ab von der Sache, geht einen falschen Weg, denkt, daß er Recht habe, versichert sich selbst, daß es so richtiger sei, dann strauchelt er und fällt in einen Morast, aus dem er sich früher oder später herausreißen muß — oder er ist verloren!

(Seine Theorie vom letzten Monat.) Letzten Monat begrüßten wir ihn als einen „Saulus unter den Propheten“, als einen großen Schriftsteller, der endlich vom Zweifel zur Gewißheit kam über das höchste von allen menschlichen Problemen. Er sagte in einem

*) Übersetzt aus „The International Psychic Gazette“, London, Mai 1916.

Artikel im „Daily Chronicle“ vom 5. April, daß die spiritualistische Theorie, die das Hereinragen der entkörpernten Exkarnierten in unsere Welt einschließt, nicht so lächerlich sei, als die profane Welt denkt. Und er gab seine Gründe an. Solche waren so gut und genügend, daß er es wagte zu erklären: „Wir besitzen in diesen unbestreitbaren Fällen, wo keine normale Art der Mitteilung möglich ist, eine seltsame, aber wirkliche und ernste Quelle von Kundgebungen (Informationen) und bequemem Verkehr.“ Erfolgreiche Mitteilungen zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, sagte er, sind gewiß. „Tollkühn und überraschend mag die Darlegung sein, doch selten sind dabei Irrtümer, wenn das Medium gut gewählt ist.“ So sprach der berühmte belgische Symbolist noch am 5. April.

(Seine Theorie von diesem Monat.) Jedoch einen Monat später, im „Daily Chronicle“ vom 6. Mai, verdampfte seine triumphierende Gewißheit, und er formulierte eine absolut neue Theorie, um einen anderen „unbestreitbaren Fall“ zu erklären. Seine Erzählung ist kurz diese: Er ging kürzlich zu einer Witwe, die ihren einzigen Sohn im Kriege verloren hatte. Er glaubte sie in hoffnungslosem Kummer anzutreffen, doch waren ihre Augen tränenlos und sie begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln. Ihre Stimme schien jünger geworden zu sein. Die beraubte Mutter sagte, als sie seine Überraschung bemerkte: „Ja, ich glaubte ebenfalls, daß mein Unglück nicht wieder gutzumachen sei, doch nun weiß ich, daß er nicht tot ist.“ „Was! Er ist nicht tot? Sie denken, daß die Nachricht —? Ich dachte doch, daß sein Körper. —“ „Ja, sein Körper liegt dort unten und ich besitze selbst eine Photographie seines Grabes. Ich will sie Ihnen zeigen. Sehen Sie das Kreuz zur linken, das vierte Kreuz, dort liegt er. Einer seiner Freunde, der ihn begrub, sandte mir diese Karte und gab mir alle diese Einzelheiten an. Er litt keine Schmerzen. Er hatte keinen Todeskampf. Und er selbst sagte mir das! Er ist ganz überrascht, daß der Tod so leicht ist, eine so geringe Sache. — Sie verstehen nicht? Ich sehe, was es ist, Sie sind gerade so, wie ich war und wie all die anderen sind. Ich erkläre diese Sache nicht für andere, was kann das nützen? Dieselben wollen nicht verstehen, doch Sie, Sie werden verstehen. Er ist mehr lebend, als er es früher war; er fühlt sich frei und glücklich. Er tut, was ihm beliebt. Er erzählte mir, daß Niemand sich vorstellen kann, was für eine Erlösung der Tod ist, was für eine Schwere er wegnimmt von Ihnen, und welche Freude er bringt. Er kommt, wenn ich ihn rufe. Er liebt am meisten am Abend zu kommen und dann plaudern wir, wie gewöhnlich. Er ist nicht verändert, er ist gerade so, wie er mich verließ, nur jünger, stärker, hübscher. Wir waren niemals glücklicher, nie mehr verbunden und nie näher bei einander . . . Wir leben in größerer Glückseligkeit als vor dem Kriege. —“

Ich bedauerte diese arme Frau, sagt Maeterlinck, und da sie nicht weinte und ganz vergnügt war, dachten die Leute, sie sei irrsinnig geworden.

(Unsterblichkeit nur eine Erinnerung). Es ist dies eine wundervolle Erzählung, wie der Stachel des Todes vernichtet war und die Trauer sich in die Freude der Wiedervereinigung verwandelte in einem Falle, für den Maeterlinck selbst bürgt. Und was, denken Sie nun, ist seine Erklärung für diese beseligende Tatsache? Daß Unsterblichkeit nur eine Erinnerung sei! Daß dieser Sohn nicht lebte als Geist, wie seine Mutter annahm! Daß ihre Freude über diese herzliche Verbindung nur ein exzentrischer Einfall mütterlicher Phantasie sei! Daß alles, was ihn überlebte, ihre eigene Rückerinnerung sei! O, Herr Maeterlinck, was für eine leere Schale bieten Sie da als Tröster der Philosophie dar! Und doch hat die Lehre, die Sie damit zu ersetzen versuchen, eine so gute tatsächliche Begründung!

Wissen wir, was das ist, was stirbt, wenn wir sterben — so fragt er — oder, wenn irgend etwas stirbt? Was auch unser religiöser Glauben sein mag, da ist auf jeden Fall ein Platz vorhanden, wo Sie nicht sterben können. Das ist der Platz in uns selbst, und, wenn diese unglückliche Mutter über die Wahrheit hinaus ging, so war sie doch näher an ihr, als jene Verzweifelten, welche die traurige Gewißheit nähren, daß nichts von denen überlebt, die sie lieben. Sie fühlte zu lebhaft, was wir nicht lebhaft genug fühlen. Sie erinnerte sich zu viel, und wir wissen nicht uns zu erinnern. Zwischen diesen beiden Irrtümern ist Raum für eine große Wahrheit; und wenn wir zu wählen haben, der ihrige ist der Irrtum, an den wir uns anlehnen sollten. [? — Red.] Lassen sie uns durch den Verstand lernen, was eine weise Verrücktheit [ein schöner Wahn] ihr schenkte.“ Keine Toten mehr, wenn Sie sich ihrer erinnern!

Eine weise Verrücktheit! Was für eine seltsame Zusammenstellung von unvereinbaren Ideen! Maeterlinck suggeriert einer gesunden Welt, der Verrücktheit jener Mutter nachzueifern! Wir sollen die ins Leben zurückrufen, die wir bedauern, und nicht voll Furcht vor ihnen sein, und sie lieben — in dem heiligen, obschon unsichern dunklen Gebiet unseres Gedächtnisses! Wenn wir sie vergessen, dann sterben sie! Unser lebendes Gedächtnis ist alles, was von ihnen übrig bleibt! Sie sterben nicht in dem Augenblick, wenn sie in das Grab sinken, sondern allmählich, wenn sie in Vergessenheit geraten! Da ist kein Unterschied zwischen Lebenden und Toten: wenn wir nur wüßten, wie uns ihrer zu erinnern, dann würden keine Toten mehr sein. So ist Maeterlinck's neues Geheimmittel für ein unsterbliches Leben: — Kultiviere dein Gedächtnis! Und deine Geliebten werden leben — in deiner eigenen Einbildung! Doch in ferner Zeit werden sie so tot sein, wie ein Türnagel! Es

ist schwer zu begreifen, wie ein so trauriges dummes Zeug aus dem Gehirn eines so berühmten Gelehrten ausfließen konnte, von einem, der noch kürzlich erst zeigte, daß er es besser wußte. Einige kirchliche oder persönliche Gründe mögen möglicherweise Schuld sein für das so plötzliche Schließen seiner Fensterläden, für sein so unbegreifliches Sitzen im Dunklen, für einen so erbärmlichen Widerruf braver und verständiger Worte noch vor einem Monat. Wir selbst ziehen für unseren Gebrauch eine Philosophie der Unsterblichkeit vor, die überreichlich unterstützt wird durch viele zuverlässige Beweise, gegenüber einer solchen Theorie von „weiser Verrücktheit“ (wise madness), wenn sie auch in schönere Worte gekleidet ist. —

Die „Psychic Gazette“ (Juni 1916) sagt ferner: Wir haben das Vergnügen mitzuteilen, daß Maeterlinck im letzten Monat kundgegeben hat, er werde keine schnelle Änderung in seinen Ideen über Unsterblichkeit ferner machen. Die Welt mag daher annehmen, daß er mit seinen letztthin veröffentlichten Schlüssen zufrieden ist, daß alles, was von uns übrig bleibt, beim Tode eine — wahrscheinlich eine dahinschwindende — irgendwo im Gedächtnis eines Freundes umherschleichende Rückerinnerung ist. O diese schwankenden dilettantenhaften materialistischen Philosophen! Wie zufrieden sie sind, mit wertlosen Kieselsteinen zu spielen, während sie die glänzendsten Edelsteine voll heller Wahrheit besitzen. —

[Der Ausspruch eines, wenn auch noch so genialen Dichters, der mit seinen unverantwortlichen Äußerungen blindwütigen Deutschenhasses gleich im Anfang des von der „Entente“ seit Jahren geplanten Überfalls auf unser Vaterland für jeden unbefangenen Beurteiler hinreichend bewiesen hat, daß ihm jeder Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit und ruhige Überlegung abgeht (vergl. „Psych. Stud.“ 1914, Okt.-Heft S. 570 unsere Fußnote zu Hänig's Aufsatz: „Maeterlinck, Vom Tode“), verdient überhaupt keine so eingehende Besprechung und Würdigung von wissenschaftlicher Seite. „Kein Mitleid mit den Deutschen!“ verlangt Maeterlinck auch in seinem neuesten Buche „Das Wrack des Sturmes“. Die Londoner „Daily Mail“ ist natürlich über das Buch entzückt. Nie dürfe England sich träumen lassen, wenn die Stunde der Abrechnung kommt, daß die abscheulichen Verbrechen deutscher Brutalität und Raubgier in England vergessen werden. Keiner von den Verbündeten habe diesen unerschütterlichen Entschluß nötiger als England, obgleich es unter den deutschen Grausamkeiten nicht so zu leiden habe. Man solle doch nicht sagen, es gebe in Deutschland einige anständige Menschen und deshalb dürfe man es nicht ganz zugrunde richten. Solche Sentimentalität wäre ein Verbrechen an der Menschheit. Die Deutschen alle im Norden und Süden, im Osten und Westen teilen die Schuld ihrer Führer. Ihre Grausamkeit sei kein Laster von gestern, kein Bestandteil der kaiserlichen Disziplin; was

sie heute sind, das waren sie schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und sie werden Barbaren bleiben, wenn man ihnen erlaubt, den Frieden wieder als Vorbereitung für einen andern vorbedachten Angriff (!) auszunützen. Daher muß man lernen, mitleidlos zu sein, damit man nicht wieder Bedarf nach Mitleid habe. Und heute sei Vorsicht mehr denn je notwendig, weil die Deutschen versuchen, einen beschleunigten Frieden zustandezubringen. „Wir können nur eine Form der Friedensbedingungen annehmen, die der Sieger dem Besiegten auferlegt.“ — Das ist die Gesinnung Englands gegen Deutschland. Wer aber so gehässig lügt und hetzt wie M., sollte in einem unparteiischen Organe überhaupt nicht mehr zum Wort gelangen. — Den Schlußsatz obigen englischen Berichts mußten wir übrigens wegen Unleserlichkeit im Manuskript, bezw wegen Sinnlosigkeit der Übersetzung weglassen. — Red.]

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Kitchener-Mysterien.

Von A. Kniepf, Hamburg.

Im August-Heft Seite 394 war hier mitgeteilt, daß Kitchener seinen Tod auf dem Meere geahnt und sich in diesem Sinne beim Einschlagen einer Granate in seiner Nähe zu einem französischen Marineoffizier in Dünkirchen geäußert habe. Aber nach einer anderen Zeitungsmeldung hat ihm diesen Tod auf See die Pariser Chiromantin Madame de Thèbes bei einem ihrer Besuche am englischen Hofe wenige Monate vor dem Tode des Königs Eduard VII. vorhergesagt. Er soll ja angeblich im Juni mit der „Hampshire“ kurz nach der Ausfahrt von Schottland nach Petersburg durch einen Sturm, nur einige Tage nach der für die Engländer so übel abgelaufenen Seeschlacht am Skagerrak vom 31. Mai, verunglückt sein. Dies wurde jedoch alsbald von einem englischen Marine-Ingenieur bestritten, der behauptete, daß er bei dieser Seeschlacht selbst umgekommen sei, was man übrigens auch in London allgemein glaubte. Daß er gleich nach dieser fatalen Seeschlacht in einer großen politischen Aktion nach Petersburg abgereist sei, klingt auch ebenso unwahrscheinlich, wie der totale Untergang der „Hampshire“ dicht bei der Küste in einem Sturm, bei dem das Schiff völlig zerschellte! Hiergegen spricht ganz entschieden der Umstand, daß die britische Regierung, indem sie einen sehr hohen Preis auf die Auffindung seiner Leiche aussetzte, eine Anschwemmung derselben an der Küste Jütlands oder Norwegens vermutete. Trotzdem will sie ihm nun ein Riesendenkmal er-

richten auf dem Eiland bei Schottland, wo die „Hampshire“ unterging. Man hat natürlich hochpolitische Gründe, ihn nicht als Urheber jener großen Flottenunternehmung in die Ostsee erscheinen zu lassen, deren *V e r h i n d e r u n g* wahrscheinlich die seither wichtigste Niederlage Englands in diesem Kriege war! Ein japanischer Prinz soll dabei ebenfalls, und zwar auf dem Dreadnaught „Queen Mary“ umgekommen sein, und wenn sich dieser auf die Sicherheit dieser großen Flottenaktion verließ, warum nicht auch Kitchener? —

Dr. Karl P e t e r s schrieb nun in den „Hamb. Nachr.“ vom 23. September d. J. Nr. 486 über den Krieg und die Engländer, die nach dem großen Opfer der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sicher nicht eher mit der „allgemeinen Offensive“ aufhören würden, bis kein Kämpfer mehr da sei, und wenn es nicht anders gehe, so könne man sicher noch auf einen baldigen zweiten Krieg rechnen. Hierbei erwähnte Dr. Peters auch, er habe Kitchener persönlich gekannt und sich über seine so unenglische Gründlichkeit im Studium des strategischen Schriften Moltkes immer gewundert; aber W i s s m a n n habe damals erzählt, daß Kitcheners Vater ein Deutscher namens Koch war (indem nämlich der Name „Kitchener“ von „kitchen“, Küche, kommt).*) Er bezeichnete sich als „Irländer“, war auch, soviel die englischen Blätter meldeten, in Irland geboren. Solche Renegaten, meint Dr. Peters, seien ihm eine ganze Reihe in den Kolonien vorgekommen, die sich als Kanadier, Schotten, Iren usw. ausgaben, während sie biedere Stettiner, Schwaben, Mecklenburger usw. waren. So kamen also die Engländer zu einem militärischen „Genie“, denn Kitchener, alias Lord Koch, war tatsächlich der militärische Organisator dieses Weltkrieges gegen uns und der Organisator der allgemeinen Wehrpflicht in England. Er war von jeher ein erbitterter Deutschenfeind und Peters hat nicht Unrecht, seinen Tod als den größten Erfolg, den wir bisher über England errungen, zu bezeichnen; derselbe gewinnt aber noch an Bedeutung durch das Scheitern seiner Unternehmung nach der Ostsee in der Schlacht am Skagerrak, die wir ihm also verdanken, und es liegt nun doch eine verborgene Gerechtigkeit der Weltgeschichte darin, daß er, der deutsche Renegat, der Urheber einer Unternehmung war, wo England seine ganze Hauptkampfflotte einsetzte, und deren Ausgang auch ein japanischer Regierungs-

*) Vermöge eines dem unbewußten Sprachgeist entsprungenen feinen etymologischen „Naturspiels“ wäre demnach der von der Nemesis ereilte gewissenlose Massenmörder gewissermaßen der „Küchenchef“ der ganzen englischen Hexenküche gewesen, in welcher seit Jahren die giftigen Tränke schnöder Lüge und neidischer Verläumdung gegen Deutschland mit leider so durchschlagendem Erfolg gebraut wurden. — Red.

Baron dahin beurteilte, daß England in Zukunft nicht mehr als die absolut seebeherrschende Macht angesehen werden könne. Mit Kitcheners wieder sehr unenglischer Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der „Organisation“ dieses Krieges überhaupt, unter dessen Herrschaft auch die ganze innere bürgerliche Freiheit des Einzelnen, auf die man in England so stolz war, infolge einer noch nie dagewesenen Preßaufsicht und politischen Bevormundung durch eine Ministerklique mit schlechtem Gewissen wie ein Kartenhaus zusammenstürzte, wird aber nach dem wahnsinnigen Verbrauch nicht nur des französischen, sondern auch des englischen Menschenmaterials gegen die deutsche Front in Frankreich „Vater Kochs Geist“ für die Briten noch weit verhängnisvoller werden, als man sich beim Einlassen auf diesen von jenseits des Kanals aus den niedrigsten Motiven geschäftlichen Eigennutzes feige und schlau eingefädelten Krieg träumen ließ, bei dem man mit einem blauen Auge davonzukommen gedachte. Ein Riesendenkmal für diesen Sachverhalt wäre also gar keine so unübelle Ironie der Geschichte.

Das Landhaus von Hydesville.*)

Wahrscheinlich hat in den letzten Jahren nichts in höherem Grad das Interesse der Spiritualisten erregt, als die Verlegung des historischen Landhauses, einstmals das Haus der Fox sisters von Hydesville, N. Y. nach Lily Dale, N. Y. Nun steht es in dem schönen Forest Temple Park von Lily Dale, wo es durch B. F. Bartlett, einen der Administratoren von Lily Dale, in seiner ursprünglichen Form ganz wieder hergestellt worden ist. Besucher aus allen Teilen des Landes sehen es sich täglich an und genießen das Vorrecht den Sitzungen von Miss Floy Cottrell, dem wundervollen Klopfmedium, beizuwohnen. Klopföne können klar und deutlich als Antworten auf Fragen gehört werden und jeder ist entzückt, über die Antworten der Geister, die ganz in derselben Weise erfolgen, wie die Fox girls solche erhielten. Dieses Landhaus ist nun ein bevorzugter Lieblingsaufenthalt der Geistergläubigen in dem immer anziehenden Lily Dale, und zahllose Spiritualisten werden jetzt ihren Weg nach Lily Dale nehmen, um Gelegenheit zu erhalten, diesen historischen Schrein des modernen Spiritualismus zu besuchen**).

*) Übersetzt von Prof. Willy Reichel, z. Z. Venice, Southern California, aus „The Progressive Thinker“, Chicago, vom 22. Juli 1916.

***) Bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Lily Dale, dem großen Spiritualisten Camp im Staate New York, habe ich Miss Cottrell selbst öfters gesehen und sie auch s. Z. in den „Psych. Stud.“ und in meinem Buche „Occultist's Travels“, New York, R. F. Fenno & Co. [„Quer durch die Welt“, Deutsch bei O. Mutze, M. 3, br.] erwähnt.

W. R

Kurze Notizen.

a) Zur Wünschelrutenfrage bringt Prof. Dr. Moriz Benedikt, über dessen epochemachendes Rutenbuch unser hochgeschätzter Mitarbeiter Dr. Freudenberg im Augustheft d. J. eingehend berichtet hat, in Nr. 34 der Berliner „Woche“ (19. Aug. 16) einen mit 3 lehrreichen photographischen Bildern geschmückten Leitartikel, über den jeder erfahrene Okkultist sich freuen muß. Die die Marschroute für diesen Aufsatz vorschreibende Aufforderung, darin kundzugeben, wie er auf den Gedanken kam, solche Versuche anzustellen, beantwortet der greise Wiener Hochschullehrer mit Hinweis auf seine Monographie: „Biomechanik und Biogenesis“, dahin, daß alle Wege, die er wissenschaftlich in seinem Leben gegangen, in ein Gedankenfeld führen oder dasselbe kreuzen, auf dem sich „die latenten Emanationen von Reichenbach tummeln“. Auch seine jetzigen Untersuchungen stammen direkt von dem Grundgedanken der „Emanation als allgemeine Erscheinung und als der intimste Ausdruck des fortwährenden Auf- und Abbaues der Natur“, welche Gedankenrichtung seine Monographie: „Die latenten Emanationen der Chemikalien“ weiter verfolgt. Von der Allgemeinbedeutung der Rutenversuche für die Erforschung aller innersten Geheimnisse der Stoffe und der Vorgänge in der organischen und anorganischen Welt macht sich heute nach Benedikt niemand einen Begriff, weshalb diese Versuche bis in die jüngsten Tage die allgemeine Ablehnung der „Intellektuellen“ gefunden haben. Erst der Weltkrieg hat die Zweifellosigkeit der (von den Okkultisten längst behaupteten) Tatsachen erwiesen, indem in der deutschen und österreichischen Armee mit Hilfe der Rute zahlreiche Wasserquellen entdeckt wurden, die für die improvisierten Spitäler in Baracken, sowie Lazarettanlagen ungeheure hygienische Dienste geleistet haben. „Heute noch die primitivsten Tatsachen leugnen zu wollen, ist eine schwere Versündigung gegen die Wehrmacht des Staates und gegen den gesunden Menschenverstand.“ Die „Intellektuellen“ werden sich jetzt also wohl endlich dem „Zwangsgesetz der Souveränität der Tatsachen“ in dieser Frage und, wie wir hoffend beifügen, bald auch noch in anderen bisher als „okkulten Schwindel“ verschrieenen Problemen unterwerfen müssen. Wir hoffen das um so mehr, als es Prof. Benedikt tatsächlich gelungen ist, die Lehre von der Rute, die nun bereits zu einer ausgebildeten Technik, zu einer Kunst und Wissenschaft gediehen ist, nicht nur um Wasser aufzufinden und auch andere

Ich habe solche echte Klopftöne bei Medien fast aller Nationen gehört. Der Unterschied ist aber, daß Miss Cottrell dieselben bei hellem Sonnenschein, selbst auf Cement, hervorbringen kann.
(W. R.)

Naturprodukte (Metalle, Kohle, Petroleum u. a.) zu fördern, sondern auch die tiefsten Einsichten in das Wesen der Dinge, z. B. auch in das Leben der gesunden und kranken Menschen zu eröffnen, durch Laboratoriumversuche von allem Mystizismus zu befreien. Es handelt sich einfach um den bei jedem Menschen vorhandenen Gegensatz von Emanationen der beiden Körperhälften, bzw. deren polare Ausströmungen, der durch die Rute in einen Körperrutenstrom verwandelt wird und dessen beweglicher Teil — die Rute — auf die Emanationen des Wassers usw. wirkt und umgekehrt, wobei die entsprechenden Eigenschaften der „Rutenfähigen“ durch systematische Trainingung kräftiger entwickelt werden können. Aus dem vom Entdecker aufgehäuften Riesenmaterial bringt die genannte Abhandlung „zur Orientierung des Publikums eine elementare Darstellung“. Bei anderen Objekten wie Wasser sind die Verhältnisse komplizierter und geben den Wissenschaftlern noch viele Probleme zu lösen.

b) „Die Toten leben!“ Das unter dieser Überschrift von H. O h l h a v e r über seine Erlebnisse mit dem Medium T a m b k e — seiner jetzigen Frau — veröffentlichte Buch, über welches wir im vorigen Heft S. 459 eingehend berichtet haben, wurde unbegreiflicherweise von der durch den Krieg gebotenen Zensur beschlagnahmt, so daß Tausende bestellter Exemplare nicht mehr geliefert werden durften. Einen ärgeren Mißgriff, der wahrscheinlich auf böswillige Denunziation zurückzuführen ist, kann man sich kaum denken, denn diese ebenso fesselnd, wie überzeugend geschriebene Bekenntnisschrift enthält absolut nichts, was für die Kriegslage, bzw. die für ein erfolgreiches Durchhalten erforderliche Volksstimmung als gefährlich oder auch nur als bedenklich bezeichnet werden oder Beunruhigung erregen könnte. Man sollte im Gegenteil denken, daß ein Buch, das den vielen tausenden um gefallene Helden trauernden Staatsbürgern zuversichtlichen Trost und gut begründete Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen spendet, einer erleuchteten Staatsregierung willkommen sein müsse. Man scheint auch an der maßgebenden obersten Stelle — glücklicherweise noch rechtzeitig — zu dieser Einsicht gelangt zu sein, denn die Beschlagnahme wurde zurückgenommen und der Verkauf des Buchs, ohne daß auch nur ein Wort daran abgeändert worden wäre, freigegeben, so daß es jetzt (zum Preis von 3,50 M. gut in Leinen gebunden) durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.*) Eine bessere Reklame, als sie durch diese Beschlagnahme erfolgte, hätte sich der greise Verfasser nicht wünschen können. Derselbe schreibt in dem nun in fast allen Buchhandlungen an auffallender Stelle ausgehängten

*) Vorrätig beim Verlag Oswald Mutze in Leipzig, Gebunden für M. 3.50.

Prospekt: „Das Verbrechen, das ich begangen habe, besteht darin, daß ich die Unsterblichkeit nicht predige, sondern beweise. Das veranlaßte kleine gesonderte Kreise, die Beschlagnahme zu beantragen und in anonymen Zeitungsartikeln (in der „Köln. Volkszeitung“, in den „Itzehoer Nachrichten“ usw.) mit Verleumdungen schwerster Art gegen mein Buch zu wüten. Ich fordere diese Kreise zum Beweise ihrer Anschuldigungen heraus. Noch mehr: ich zahle 100 000 M. demjenigen, der hinsichtlich der großen Zahl von Tatsachen beweist, daß ich eine Unwahrheit begangen habe.“ Auch der Verleger des Buchs kann der Zensurbehörde für ihre nicht gehörig überlegte Maßregelung nur dankbar sein.

c) **Bestätigte Prophezeiungen der Frau v. Ferriëm.** Die bekannte Berliner Seherin hat im Jahr 1899 ein Gedicht niedergeschrieben, in dem die Verwicklung Deutschlands in einen großen Krieg und sein endlicher ruhmvoller Sieg angekündigt wurde. Im Jahr 1899 und 1900 wurden durch ihren Berater Herrn F. Godefroy (Stenograph Gottfr. Kerkau in Berlin) die Gedichte der Frau v. Ferriëm zwecks einer wissenschaftlichen Prüfung zusammengestellt, und die „Leipz. N. Nachr.“ geben nun aus dieser Untersuchung einige Angaben wieder. So hat die Ferriëm im Mai 1899 den großen Schiffsbrand im Hafen von Newyork, der am 30. Juni 1900 eintrat, und einen späteren Brand in Berlin, wohl den der Garnisonkirche, in folgenden Worten vorausgesagt: „Ein bedeutender Brand wird bald Newyork heimsuchen; dieser zukünftige Brand betrifft eine Katastrophe auf dem Wasser. Ich sehe ein brennendes Schiff im Hafen von Newyork und höre einen furchtbaren Knall. Soviel ich sehe, ist es kein amerikanisches Schiff. Die Stadt ist Newyork; ich irre mich nicht, weil ich sie genau von meiner Amerikareise her kenne.“ Ihrer Visionsschilderung fügte die Seherin noch die Mitteilung hinzu, daß sie für Berlin ebenfalls eine sehr große Feuersbrunst voraussehe, und zwar soll letztere im Zentrum der deutschen Reichshauptstadt ausbrechen. — Aus dem März 1899 stammt eine zweite merkwürdige Prophezeiung, die das lenkbare Luftschiff betrifft. Dieselbe lautet: „Das große, vollkommen lenkbare Luftschiff der Zukunft, mit elektrischer Bewegung und Beleuchtung, wird bald erfunden werden. Kapitäne werden Patente auf das Fahren mit diesem adlergleich dahinfliegenden oder segelnden Luftschiff erhalten, und man wird mit dem letzteren es dazu bringen, in zweimal 24 Stunden den Atlantischen Ozean zu überfliegen. Dasselbe wird so eingerichtet sein, daß, wenn in der Luft Unglück bei der Fahrt über das Meer passiert, man sich noch aufs Wasser retten kann. Die Erfindung wird vor 1950 gemacht und vervollkommnet sein; viele werden allerdings noch wegen Grübeleien darüber ins Irrenhaus müssen. Ich habe den Erfinder gesehen, wie er die erste Konstruktion vorführte; derselbe beherrschte mehrere

Sprachen, die deutsche sprach er gebrochen. — Eine furchtbare Arbeit durch die Luft machte es, als ichs über das Meer brausen sah. — Das ist der feurige Drache, von dem Propheten schon vor Christi Geburt sprachen.“ — Hierzu bedenke man, daß im Frühjahr 1899 vom lenkbaren Luftschiff überhaupt noch nicht die Rede war. Am 2. Juli 1900 machte Graf Zeppelin seine erste kurze Fahrt über den Bodensee, welche die Lenkbarkeit erwies. Ein zweiter Aufstieg folgte dann im Oktober desselben Jahres. Dann aber hörte man über fünf Jahre nichts mehr vom lenkbaren Luftschiff; es wurde fast vergessen, bis dann im Oktober 1906 eine neuer Luftkreuzer 2 Stunden in der Luft blieb, und in den Jahren 1908—10 die großen Siegesflüge Zeppelins erfolgten. Sehr weitblickend ist die Seherin gewesen, wenn sie die Fahrt des Luftschiffes über den Atlantischen Ozean voraussagte. Vor kurzer Zeit glaubte die amerikanische Presse zu wissen, daß Deutschland demnächst eine Handelsluftschiffverbindung mit den Vereinigten Staaten einrichten werde. Wir wollen's abwarten, ob die amerikanischen Blätter recht behalten werden, und ob sich damit jene Prophezeiung der Mme. de Ferriem erfüllt, die schon vor 16 Jahren das Luftschiff wie einen feurigen Drachen über den Ozean fliegen sah. Übrigens sind jene ziemlich genauen Voraussagen langjährigen Lesern der „Psych. Stud.“ schon aus früheren Mitteilungen des Herrn G. Kerkau, welche auch die Berliner Tagespresse brachte, zur Genüge bekannt.

d) Über den Charakterologen Ludwig Aub schreibt Frank Wedekind: Ludwig Aub ist ein Seelenforscher und Seelenkenner, für dessen Geist es keine Rätsel, keine ungelösten Probleme gibt. Für Ludwig Aub ist der Fremdeste ein guter Bekannter, er kennt seine Erlebnisse, seine Eltern, seine Kämpfe, die er mit der Welt zu bestehen hat, er durchschaut die Konflikte mit Angehörigen, Vorgesetzten und Untergebenen. Er überblickt die Gefahren, die daraus erwachsen können, ohne den Beurteilten noch von Angesicht gesehen zu haben. Ludwig Aub hat deshalb die unschätzbare Gabe, wertvolle Ratschläge erteilen zu können, ohne sich Geheimnisse anvertrauen lassen zu müssen, weil es für ihn keine seelischen Geheimnisse gibt. Ob Ludwig Aub's segensreicher Wirksamkeit eine Begabung zu Grunde liegt, die im Lehrgebäude heutiger Wissenschaft noch keinen Platz gefunden, wage ich nicht zu entscheiden. Überzeugt bin ich, daß seine staunenerregende Menschenkenntnis auf einer bei ihm ganz außergewöhnlich ausgebildeten Grundlage beruht, auf seiner unendlichen Menschenliebe.“ Vgl. die psychometrische Studie von Dr. Johannes Dingfelder, prakt. Arzt, München: „Ludwig Aub als Hellseher und Hellfühler“ (Preis 1,— M.).

e) Der Haß gegen Deutschland als Unterrichtsgegenstand. — Wie sich die englische Regierung

anstrengt, im Volke den Haß gegen Deutschland zu nähren und zu schüren, geht aus einer Verordnung hervor, der zufolge in den englischen Schulen die Kinder jetzt über die „deutschen Greuel- und Barbarentaten“ unterrichtet werden müssen. Die Unterlagen dazu bieten die Greuelgeschichten, wie sie von der Presse lügenhaft fortwährend autgetischt werden.

(Börsenblatt f. d. dtsh. Buchh., Nr. 206 vom 5. Sept. 16.)

f) Die Telepathie als Fernwirkung findet ihre einfachste Erklärung durch die drahtlose Telegraphie; sie ist die geheimnisvolle Kraft des Menschen, seinen Willen auf andere Personen in der Nähe oder in die Ferne zu übertragen (also gewissermaßen Seelen- oder Gedanken-Telegraphie), wobei nur zwei seelisch gleichgestimmte Denkkorgane — wie dort eine entsprechend eingerichtete Abgabe- und Empfangstation — erforderlich sind, in welchen die im Menschen wohnende Nerven elektrizität — ein Fluidum, das sogenannte „Od“ — wirksam wird, durch deren Ausstrahlung dann der dazu Befähigte mit anderen Personen auf eine beliebige Distanz in Verkehr treten und auf sie unter günstigen Umständen seine Wünsche, seinen Willen übertragen kann. Der starke geistige Wille des Operators beherrscht dabei den Kranken und Schwachen besonders bei Nerven- und Seelenleiden, Angstzuständen, Energielosigkeit, und erfrischt den geistigen Zustand des Kranken mit neuer Lebenskraft. Allerdings wird von dem Kranken oder sonst zu Behandelnden Glaube, Geheimhaltung, Ausdauer und guter Wille gefordert, denn im Glauben und Willen liegt bekanntlich jene große Macht zur Aufrichtung eines jeden Menschen. Jede Person, die telepathisch behandelt werden soll, muß ihr Bild einsenden und bekommt darauf die Maßregeln in einer schriftlichen Suggestion erteilt, wonach dieselbe zur Mitwirkung und Verbindung veranlaßt wird. Bei schweren Fällen muß der Operator erst persönlich die Verbindung bewirken, um alles genau festzustellen, damit ein guter Erfolg erzielt wird. Baron von Reichenbach, der berühmte Gelehrte und Entdecker des „Od“ (Ausstrahlung menschlicher Elektrizität) hat mit seinen Werken trotz aller Anfeindung nachweislich bei der Behandlung von Kranken und Schwachen die größten Erfolge erzielt. — Wenn schon vielfach nachgewiesen wurde, daß sich entsprechend veranlagte Menschen durch ihre Gedankenkraft nach fernen Orten versetzen können, so ist es natürlich noch viel leichter, daß ein geschulter Operator seinen Willen auf nahe und ferne Personen überträgt. Die wilden Naturvölker, deren Sinne nicht durch Schulweisheit überanstrengt sind, sondern die nach den Gesetzen der Natur handeln, vollbringen in dieser Hinsicht oft Erstaunliches, einfach weil sie den unerschütterlichen Glauben haben es zu k ö n n e n , weil ihre Sinne sich frei entfalten und ihr Wille durch nichts gehemmt wird. Das Gleiche gilt von Wahnsinnigen und

von Religionsfanatikern, die im Zustand höchster Extase oft unglaubliche Dinge vollbringen, ferne und kommende Ereignisse sehen und voraussagen. Ältere und neuere Schriftsteller erzählen uns derartige wunderbare Einwirkungen des Willens einer Person auf eine andere. In den „Lotosblüten“ (Jahrgang 1914/15, Verlag von Caspar & Co. Leipzig) werden die großen Erfolge und Erfahrungen des Neupsychologen Metapher (Mittelbach) speziell auf telepathisch-therapeutischem Gebiete erwähnt. Sogar vor einer Prüfung stehende Schüler bedienten sich schon seiner telepathischen Behandlung und erzielten bei ihrem Examen auffallend gute Erfolge. Durch fortgesetzte Willenskonzentration hat er es verstanden, sein eigenes Schicksal wie dasjenige seiner Mitmenschen zu beherrschen, wodurch auch das Vertrauen zu seiner Macht ständig wuchs und die Erfolge seiner Willenstätigkeit immer überraschender wurden. (Adresse: Egon Mittelbach - Metapher, Dresden-A. 3, Reitbahnstr. 2 II.; vgl. voriges Heft S. 452, Kurze Notiz p); Der indische Fakir im Yogaschlaf.)

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Matze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Krieg und Seele. Drei Kapitel von Hermann Platz - Düsseldorf. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. 8°. 62 Seiten. M. Gladbach, 1916, Volksvereinsverlag G. m. b. H. Preis farbig broschiert 1 20 Mk.

Ein seltsames Buch, ein kerndeutsches Buch, wie es nur ein Deutscher schreiben kann, und doch in seiner ans Mystische streifenden Gedankentiefe, in seiner poetischen Lebensauffassung an Maeterlinck, in seiner farbensprühenden Ausmalung an Pierre Loti erinnernd, alles das mehr, als die Verwandtschaft mit irgend einem deutschen Schriftsteller verratend. Das erste Kapitel behandelt die Kulturnöte der Seele vor dem Kriege, die in dem Umsichgreifen einer Verweltlichung, einer Versachlichung und des Imperialismus ihren Ausdruck gefunden haben. Das einzige, was die heutige Menschheit, die moderne Civilisation zu retten imstande ist, ist das Bewußtsein, daß sie sich in Sünde verstrickt hat und reuige Einkehr in sich selber hält. Das zweite, sehr feine Kapitel, in welchem allgemeine Betrachtungen mit der Zeichnung charakteristischer Episoden abwechseln, zerfällt in die Unterabteilungen: Meister Tod, Volksgemeinschaft auf Stube 68, Schützengrabennächte, im Granatfeuer auf polnischer Heide, Freund Gustav, Hexensabbat, Daheimgebliebene und Draußenstehende. Hier erweist sich der Verf. als ein geradezu klassischer Schilderer eigener Kriegserlebnisse und Erfahrungen, die er aus der Ebene persönlichen Erlebens auf einen allgemein gültigen Standpunkt hebt. Ein näheres Eingehen auf das Einzelne ist nicht angängig, denn wir haben ein Kunstwerk vor uns, bei dem Gedankliches und Ausdrucksform nicht zu trennen sind, ohne das Ganze zu zerreißen. Das Buch muß so wie es ist gewürdigt und genossen werden. Das dritte Kapitel behandelt die Hoffnung der Seele nach dem Kriege in den Unterabteilungen: „Liturgie

und Seele“ und „Der „Konservative Mensch“. Hier läßt der Verfasser allerdings mit bewußter Deutlichkeit an den Tag treten, daß auch er selber, um einen von ihm gelegentlich gebrauchten Ausdruck anzuwenden, „in der Stimmungswelt des Katholizismus groß geworden ist“. Eine katholische Tendenzschrift aber ist das Buch nicht. Es ist der Erguß einer reinen, hochgestimmten und echt deutschen Seele, modern im besten Sinne des Wortes, nicht niederreißend, sondern aufbauend, demütigend und doch erhebend.

Freudenberg (z. Z. Wilhelmshöhe).

Fr. Th. Vischers „Auch Einer“. Eine Studie von Franza Feilbogen. Zürich, Druck und Verlag Art. Institut Orell Füssli, 1916. 207 S.

Den vielen Verehrern des aus der „Tübinger historischen Theologenschule“ hervorgegangenen alten „Scharnenmayer“, des weltberühmten Hegelianers und vielgefeierten Aesthetikers, wird dieses schöne Buch der überaus geistvollen (früher in Wien und Paris, jetzt in Zürich lebenden) Verfasserin sicherlich eine helle Freude bereiten. Die auf umfassenden bibliographischen, sachlichen und persönlichen Vorstudien begründete Arbeit war eben abgeschlossen, als der freventlich provozierte, alle Kulturwerte bedrohende Weltkrieg begann, der das Erscheinen verzögerte. Vischer's Stellung zum Krieg überhaupt kommt ja in seinem klassischen Roman „Auch Einer“, eine Reisebekanntschaft, Stuttgart 1892, 2 Bände (einbändige Volksausgabe, 57. Tausend der Gesamtauflage) kräftig zum Ausdruck. Übrigens hat dieser kernhafte stramme Deutsche in einem Vortrag „Der Krieg und die Künste“ (Stuttgart 1872) die Frage auch theoretisch gründlich erörtert, so daß es sein Gutes haben mag, in den Tagen der jubelnden Freude über die glänzenden Erfolge der deutschen Waffen an ihn zu erinnern, den echten Patrioten, der schon damals vor Siegerübermut gewarnt hat. Ist es doch stets zugleich Genuß und geistiger Gewinn, sich in die Werke und die Lebensarbeit eines so ausgezeichneten Menschen unter liebevoller und kundiger Führung zu versenken. Wir lernen an „Albert Einhart“ dem Helden der „Rahmenerzählung“, einen geistreichen Narren kennen, den die Tyrannei des Alltags zur Verzweiflung treibt, einen genialen Eigenbrödler, dem der Verfasser offenbar mit sokratischer Selbstironie sein eigenes Charakterbild mit all seinen oft lächerlichen Schnurren und hypochondrischen Eigenheiten zu Grunde legt, einen Mann mit viel Hang für arme Menschenkinder und besonders für gequälte Tiere, mit leicht überlaufender Galle neben ruhiger Besonnenheit in ernstlicher Gefahr, einen originellen Kauz, über den wir herzlich lachen, wenn wir uns auch dann und wann über seine absonderlichen Launen und seinen unüberwindlichen Eigensinn gehörig geärgert haben. Eine äußerst lebendige Phantasie verwandelt ihm die meist unvermeidlichen objektiven Störungen des Zufalls in persönliche Feindseligkeiten und spricht von Teufelsbestien und dämonischen Bosheiten als „Tücken“ des rebellischen Objekts, wobei er mit ergrimmtester Gegenwehr schließlich nicht anders vorgeht, als die primitiven Völker mit ihrem Dämonismus und Fetischismus. Er zieht die Gebirgsleute den Kulturmenschen seiner Klasse entschieden vor und die Tiere den Gebirgsmenschen und Bauern. Dem Phantasie-menschen und geborenen Humoristen gewährt es dauernde Unterhaltung, den Tieren, besonders den Hunden und den Pferden menschliches Bewußtsein zu unterlegen, was er zu feinen psychologischen Beobachtungen und zu drolligen Bemerkungen benutzt. Seine ausgesprochene Tierliebe bringt aber seinem Helden ein tragisches Ende, indem er beim Durchprügeln eines rohen Tierquälers sein Leben einbüßt. Die vielen an Hunden gemachten sehr scharfsinnigen Be-

obachtungen bieten einen wertvollen Beitrag zur exakten Tierpsychologie. Dieser „in seiner Narrheit wurzelnde Weise“ richtet in der eingeschobenen „Pfahldorfgeschichte“ seine spezielle Aufmerksamkeit neben den von ihm systematisch bekämpften Objektstücken vornehmlich auch auf den Schnupfen, den Katarrh, den „Pfnüssel“, wie er ihn mit einem Schweizerausdruck benennt, der im Zeichen des „Grippe“, eines im Urschlamm erzeugten Drachmolchs, des furchtbaren Kriegsgottes und Menschenfeindes, verläuft und den von ihm Befallenen Stumpfsinn, Krankheit und Tod bringt. Die den Dichter in dieser köstlichen Pfahldorf-Novelle leitende Inspiration setzt sich aus den vier Elementen der freien Erfindung, der parodistischen Anwendung moderner Zustände, der historischen Ueberlieferung und der unter Leitung des hochverdienten Präsidenten und Gründers der „antiquarischen Gesellschaft“ in Zürich, Ferd. Keller, während des ungewöhnlich kalten Winters 1853/54 vorgenommenen Ausgrabungen aus der Steinzeit auf dem Seegrund bei Meilen zusammen. Verfasserin ist keineswegs blind gegen das Mißverhältnis zwischen dem grandiosen historischen Apparat und der banalen kleinen Liebes- und Eifersuchtsgeschichte, die in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, und deren Held, der Gottesleugner und Ketzer „Arthur“ (der Bringer eines neuen Glaubens, wie Vischer's Jugendfreund aus der „Geniepromotion“ der Klosterschule Blaubeuren, Dav. Friedr. Strauß!) dem scheußlichen Götzen „Grippe“ zum Abschluß des jährlich stattfindenden Festes der „Betuchung“ in „Milun“ geopfert werden soll. Den fast opernhafte gezeichneten schemenhaften Personen fehlen freilich alle individuellen Züge; dem Retter Arthurs, dem einfachen Hirten „Alpin“ wird z. B. eine geistvolle Reflexion in den Mund gelegt, die uns als anachronistisches Unding erscheint. Offenbar wollte Vischer durch einen an keine Zeit gebundenen rein menschlichen Stoff dem historischen Roman den Weg zeigen und ihn auf die Grenzen des Erreichbaren hinweisen. Das Grundproblem sind die Störungen des nach dem Ideal strebenden Menschen durch die kleinen Plackereien des täglichen Lebens. Dieser hier in den Mittelpunkt des Romans gestellte Gedanke entspricht genau dem Standpunkt der Vischerschen Aesthetik, wonach alle Komik letzten Endes auf einen Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit, Geist und Materie beruht. Eine auffallend große Rolle in dem Roman spielen die Träume, worin sich der Dichter als ein Kind der Romantik zeigt. In einer Studie aus derselben Zeit „der Traum“ (1875, nachgedruckt in „Altes und Neues“ I., S. 212) gesteht der „ungläubige Verfasser“, der Kirchenfeind, den Träumen Ahnungswert zu und beleuchtet ihre Verwandtschaft mit der Dichtung, insofern beide ihre gemeinsame Wurzel im „Symbol“ („alles Irdische ist nur ein Gleichnis“ schließt ja auch Goethes Faust) haben. Beide beruhen auf „Einfühlung in den Gegenstand“ und Ausdrücken eines Inhalts durch ein Bild aus anderer Sphäre. Eben deshalb ist auch das Tier dem Altmeister der Aesthetik ein geistbegabtes Geschöpf, durch dessen gefühlsmäßige Beobachtung er auch die menschliche Psyche tiefer zu erfassen sucht. Diese Auffassung ist „erlebter Pantheismus“; so runden sich die einzelnen Anschauungen zu einem harmonischen Ganzen ab und auch die anscheinende Willkür und Launenhaftigkeit des Autors wurzelt irgendwo in seiner tiefgründigen, stark von Schelling beeinflussten Philosophie. Verfasserin sagt daher am Schluß dieses bedeutsamen Werkes, das von eigenem scharfen Denken und den Dingen auf den Grund Fühlen zeugt und dessen Wert durch einen Anhang über Bibliographie von Vischers Leben und Werken, Korrespondenz, Kritik und Register über die reiche von ihr benutzte

Literatur erhöht wird, von Vischers vielgelesenem und -besprochenem Buch mit Recht: „Es täuscht uns kein falsches Glück vor, das am Ziel auf uns wartet. Glück? Was ist es anderes als der blaue Schein, der auf der fernen Landschaft liegt und der, wenn wir uns nähern, verschwindet, um das Bild zu verklären, welches wir hinter uns gelassen haben. — So narrt es uns? Nicht ganz; denn auf dem Wege haben wir das Leben kennen gelernt. Wir nehmen freiwillig den Fluch auf uns, der die ersten Menschen aus dem Paradies getrieben hat: arbeiten, kämpfen, leiden für uns, unsere Zeit, und für kommende Geschlechter. Wahrlich ein Buch, das nicht nur sterben, sondern auch leben lehrt.“

Fritz Freimar.

„George Sand. Ein Buch der Leidenschaft“ nennt Dora Duncker ihr neuestes Werk, den dritten historischen Roman, den der Verlag von Rich. Bong, (Berlin W. 57, 334 S., Preis 5 Mk., fein gebunden 6,50 Mk.) aus der Feder der bekannten Romanschriftstellerin in seiner sehr empfehlenswerten Serie „Romane berühmter Männer und Frauen“ bringt. Der Untertitel deckt das Werk in seiner vollsten und tiefsten Bedeutung. Heiße Leidenschaft, Liebe, in ihren fieberhaftesten Phasen, durchpulsen das Buch, das uns von der ersten bis zur letzten Seite in nie ermüdender Spannung hält. George Sands unglückliche Ehe, ihre Flucht aus dem Hause des Gatten, ihre ersten Lehrjahre an der Redaktion des „Figaro“, ihre Beziehungen zu Jules Sandeau, die heißen Leidenschaften und deren seltsame psychologische Phasen, die sie mit Alfred de Musset und Friedrich Chopin verbanden, bilden den dramatischen Kern der Handlung. George Sand (nach einem Landsmann und späteren intimen Freund sich so nennend, eigentlich Aurore Dupin), geboren 1804 in Paris, seit 1822 vermählt mit dem Lebemann Baron Casimir Dudevant, welchem sie einen Sohn und eine Tochter gebar, verließ in unüberwindlichem Freiheitsdrang und beseelt von der leidenschaftlichen Begierde, die Welt kennen zu lernen und ihre hohe dichterische Begabung in der Hauptstadt zu betätigen, Mann und Kinder und wurde 1831 endgiltig geschieden. Schon die Titelheldin ihres ersten vielbesprochenen Romans, die schöne unglückliche Indiana, deren Gatte ein verrohter Mensch, der Geliebte ein Treuloser und nur der „Freund“ stark und zuverlässig ist, trägt unverkennbar den Stempel einer schöpferischen Frauenseele, die in allen ihren Werken und Handlungen beweisen wollte, daß eine Ehe ohne Liebe die schwersten sittlichen Gefahren für die Frau und damit für die ganze Gesellschaft mit sich bringen muß. Nach vielen Drangsalen hoher Liebe und romantischen Reisen mit den geistvollsten Männern ihrer Zeit starb diese kühnste und geistig bedeutendste Vorkämpferin weiblicher „Emanzipation“ aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erst 1876 auf ihrem ererbten Schloß Nohant in der alten Grafschaft Berry (zwischen Loire und Cher). — Kaum betont zu werden braucht, daß dem neuen Werk Dora Duncickers geistreich verwertete ausgiebige Studien der Zeitgeschichte zugrunde liegen; ausführliche Quellenangaben erhöhen den Wert des Buchs unter dem geschichtlichen Gesichtspunkt. Wir sehen in das Getriebe der Presse, speziell des „Figaro“, der „Revue des deux Mondes“ usw. Die Verfasserin zeigt uns die Pariser Gesellschaft jener Tage in amüsanter-satirischer Form. Berühmte Politiker, zeitgenössische Dichter, um nur Balzac, Alexandre Dumas, Viktor Hugo, Heinrich Heine zu nennen, greifen in die Handlung ein. Wir erhalten einen Einblick von starkem künstlerischem Wert in die Pariser Theater. Vor allem auch ist die Umwelt, in der die Handlung sich bewegt,

mit entzückender Plastik und Frische geschildert. Das Pariser Straßen- und Gesellschaftsleben, das Treiben im Bois de Boulogne, die originellen Zusammenkünfte bei Balzac, die öffentlichen Bälle, bei denen das Theater, Künstler und Literaten, und nicht zuletzt schöne, begehrenswerte Frauen zusammenkommen, deren schönste und eigenartigste meist in Männertracht George Sand selbst ist. Die Zauber des alten Parks von Nohant, dem Heimatplätzchen, in dem George Sand geboren wurde, Venedig, das Liebesnest, das ihre und Mussets süßeste Stunden sah, Majorka mit seinem uralten Kloster Valdemosa, schwer ist zu entscheiden, was die Verfasserin mit mehr Liebe und Poesie geschildert hat. Der Hauptvorteil des Buches gipfelt darin, daß das Werk nicht nur ein interessanter und spannender Liebesroman, sondern gleichzeitig ein kulturhistorisches Dokument von seltener Treue ist, der von feinstem psychologischem Verständnis der geistreichen Verfasserin zeugt. 18 Wiedergaben nach Bildern erster zeitgenössischer Künstler (Handzeichnungen, Radierungen, Lithographien, Stahlstichen, Gemälden, Aquarellen, Photographien) sind eine überaus reizende und wertvolle Beigabe des rühmlichst bekannten Verlags.

Dr. —r.

Eingelaufene Bücher etc.

Oesterreich. Illustr. Rundschau. Organ der gebildeten Welt auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. Hauptschriftleiter: Emerich Boyer v. Berghof. Ganzjährige Gebühr 24 Kronen. Einzelheft 60 Heller. Erscheint wöchentlich im 4. Jahrgang. [Nr. 3 dieser trefflich redigierten, vornehm ausgestatteten Rundschau bringt die Fortsetzung einer hochinteressanten, reichillustrierten Artikelreihe von Alfred von Weber-Ebenhof, der in völliger Uebereinstimmung mit den Forschungsergebnissen unseres altbewährten Mitarbeiters Albert Kniepf in seinem (im Dez.-Heft vor. Jahres S. 572|3 ausführlich besprochenen) Meisterwerk: „Das Shakespeare-Idol Francis Bacons“ an der Hand zahlreicher, durch Deutlichkeit ausgezeichneter Figuren den unwiderleglichen Nachweis führt, daß es sich dabei keineswegs um Hypothesen oder unbewiesene Theorien, sondern um jetzt endgiltig bewiesene literarhistorische Tatsachen handelt. Bacon, der natürliche Sohn von Lord Leicester und der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth, war ein Universalgenie, nicht nur Gelehrter, Philosoph, Staatsmann und Dichter, sondern auch Meister einer geheimnisvollen Zeichenkunst, der seine Werke mit nun endlich enthüllten Chiffreemblemen zeichnete bzw. durch rosenkreuzerische Vignetten und durch geistvolle Vexirbilder seine Urheberschaft andeutete, die er aus Gründen der „Staatsräson“ damals verschweigen mußte. Daß sein Strohmännchen, der an einem Trunkheitsexzeß unrühmlich gestorbene Stratforder Metzgerbursche, Wilderer, Theaterdiener und „Schauspieler-Factotum“ Shaksper, der erwiesenermaßen nicht einmal schreiben konnte, unmöglich Griechisch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Spanisch etc., Philosophie, Geschichte, Erdkunde, alte und neue Literatur, ferner das Leben an Königshöfen, die vornehme Lebensart der feinsten Kreise, die Rechtskenntnis des Richters, die hohe Gesinnung und Weltanschauung des Begründers moderner Weltweisheit kennen konnte, muß jedem unbefangenen Beurteiler einleuchten. Verf. sagt daher u. E. mit Recht: „Mögen die Stratforder Gläubigen es ernstlich versuchen, diese Lösung zu widerlegen, anstatt sich mit Späßen und höhnischen Mätzchen zu begnügen, die nichts beweisen als die hochmütige Pedanterie derjenigen, die aus Unkenntnis der Wahrheit zu solchen abgebrauchten Mittelchen ihre traurige Zuflucht nehmen.“]

„Der getreue Eckart“ für 1917. Ein Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und Tierwelt Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Förster (Friedenau). 48 S. Verlag für Tierschutzschriften Albert Schütt, Dresden-A. 16 (Zöllnerplatz Nr. 7). Einzelpreis (mit Porto) 13 Pf., 50 Stück 5 M., 100 St. 10 M. — [Der vom Herausgeber mit bekanntem Geschick und feinem Geschmack zusammengestellte „Getreue Eckart“ tritt von neuem vor seine Freunde, um ihnen für ein Jahr mehr ihres eigenen Lebens und des Lebens unseres Volkes ein die Wegeweisender Freund und Begleiter zu sein. Gutes Alte und wertvolles Neue findet sich in diesem hübsch illustrierten kleinen Jahrbuch vereinigt, um den Leser zu tieferem Nachdenken über die Dinge dieser immer mehr leidbringenden Welt anzuregen. Dicht verhangen mit Gefahr drohenden Wolken ist ja noch immer der Himmel und vorerst kein Ende des uns aufgenötigten Krieges um Sein oder Nichtsein abzusehen. Nur das Eine steht unerschütterlich fest: wir werden durchhalten, um schließlich zum Ziel eines Friedens zu kommen, der uns volle Sicherheit gegen die Wiederholung eines neuen gewissenlosen Ueberfalls bietet. Gedeihliche Entwicklung des deutschen Volkes im Innern und kräftige Abwehr aller Angriffe von außen, das muß die Losung bleiben. Verf. führt dabei unsere Blicke zurück auf den Werdegang unseres Volkes bis zu dessen erstem gewaltigen Kampf mit dem brutalen Römervolk, dem der Cheruskerfürst Armin im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Wald ein mächtiges und wirksames: „Bis hierher und nicht weiter!“ zurief. Sein von Ernst von Bandel bei Detmold errichtetes gewaltiges Denkmal schmückt das Titelblatt; Stimmen des Glaubens aller Zeiten und Völker bilden den Inhalt. Goldkörner praktischer Lebensweisheit schöpft der denkende und mitfühlende Leser aus diesem Gesundbrunnen echt deutscher Geistesfrische. Das zierliche Büchlein eignet sich vor allem als willkommene Weihnachts- und Neujahrsgabe für Mitglieder der Vereine für Tierschutz, Naturheillehre, Vegetarismus, aber auch als passendes Liebesgeschenk für unsere Feldgrauen, deren gemütvollte Freude an den mit ihnen zusammenlebenden Tieren darin rührenden Ausdruck findet.]

Der kielne Tierfreund 1917 als Kriegsjahrbüchlein, verfaßt von der gefühlsinnigen Schriftstellerin E. Mariels, ausgestattet mit dreifarbigem Titelbild, entworfen von E. Schmidt. 40 S. Einzelpreis 10 Pf. 50 St. 4 M., 100 Stück 6 M., 1000 St. 50 M. [Reizendes Weihnachtsgeschenk für Kinder und deren Freunde.]

Auf Vorposten. Mit Gott für Kaiser und Reich! Monatsschrift des Verbandes gegen Ueberhebung des Judentums. F. V. 4. Jahrg. (August 1916.) 2. Heft. Verlag „Auf Vorposten“, Charlottenburg 4. Vierteljährl. M. 1.50. Einzelheft 10 Pf. [Aus dem Inhalte: Hindenburg. Handelstauchschiffe. Deutsche Männer Ein deutscher Botschafter (Graf v. Bernstorff in Washington über die Judenfrage in Polen). Freiheit und Gleichheit. † Dr. Albert Neißer. (Der Syphiliseinimpfer an Affen und gesunden Mädchen, geb. 22. Jan. 1855, Univ.-Prof. und Direktor der dermatologischen Klinik in Breslau, starb daselbst am 31. Juli cr.) Die Juden im deutschen Heere. — Der verantwortliche Schriftleiter R. Freiherr von Lichtenberg bestreitet ausdrücklich jede „antisemitische“ Tendenz, obschon es vorne im Prospekt des Verbandes der Gesinnungsgenossen heißt: „Jeder unbescholtene Deutschgeborene über 20 Jahre, der nicht mit einer Jüdin verheiratet ist, kann (gegen einen Jahresbeitrag von mindestens 6 M.) Mitglied werden.“]

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des
Seelenlebens gewidmet.

43. Jahrg.

Dezember.

1916

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Lebt die Seele nach dem Tode fort?

Schlußbetrachtungen von Joh. Illig.

Fortsetzung von Seite 468.

In der letzten Abhandlung ist die Tatsache festgestellt und als erwiesen betrachtet worden, daß die Gedanken unter gewissen Voraussetzungen ohne äußerlich erkennbare Hilfsmittel übertragbar sind, und es ist weiterhin die Vermutung ausgesprochen worden, daß eine Übertragung nicht bloß von Person zu Person möglich ist, sondern daß uns auch aus andern, bis jetzt nicht bekannten Quellen Gedanken zufließen können oder daß im Menschen ein Wahrnehmungsorgan schlummert, das losgelöst von Zeit und Raum zu seinem Wissen kommen kann. Diese letztere Vermutung soll nun in dieser Abhandlung durch Beweisführung zur sicheren Tatsache erhoben werden.

*

*

*

Wenn wir von Gedankenübertragung reden, so setzen wir da zwei verschiedene Personen voraus, von denen die eine einen Gedanken denkt und aussendet, während ihn die andere empfängt. Einen solchen Vorgang können wir uns recht wohl vorstellen, da wir ja in der drahtlosen Telegraphie oder Telephonie einen verwandten Vorgang haben. Wir sprechen da ein Wort in einen Schallbecher. In diesem wird der Schall in Schwingungen einer Membrane umgewandelt. Von dieser aus werden die Schwingungen zu elektrischen Strömen, die hinausdringen in die Ferne, bis sie irgendwo auf einen Kohärer treffen, in dem sie eine Anschlußleitung finden, durch die sie wieder auf eine Membrane gelangen, welche durch den elektrischen Strom zum Schwingen und damit zum Tönen gebracht wird. Das Wort, das wir gesprochen haben, ist irgendwo in weiter Ferne wieder zum Wort geworden. Was hindert uns, anzunehmen, daß die Gedankenübertragung auf

einem ähnlichen (ich sage nicht „gleichen“) Vorgang beruht? Können nicht die Gedanken auch Ströme oder Schwingungen einer bis jetzt noch nicht näher bekannten Kraft und kann nicht unser Gehirn etwas wie ein Kohärer sein? Mit der Feststellung der Möglichkeit der Gedankenübertragung von Person zu Person verlassen wir also die Schranken von Raum und Zeit nicht. Wir kennen genau den Urheber und Sender des Gedankens, wie wir den Empfänger kennen. Nur der Vorgang selbst und die Kraft, welche die Übertragung bewirkt, sind uns noch ein Geheimnis. Aber daran ist nichts Wunderbares, nichts, das außerhalb der uns bekannten Naturordnung liegt oder zu liegen braucht. Denn der Vorgang unseres Denkens ist uns ja auch noch ein Geheimnis, ohne daß wir ihn deshalb als ein Wunder ansehen. Wesentlich anders jedoch wird die Sache, wenn uns die Feststellung gelingt, daß Gedanken und Bilder von außen her in unser Bewußtsein treten können, bei denen eine lebende Persönlichkeit als Sender ausgeschlossen ist. Dieser Beweis soll jetzt erbracht werden. Er kann als erbracht gelten, wenn der Vorgang, den wir als Hellsehen bezeichnen, als einwandfreie Tatsache festgestellt werden kann.

* * *

Unter Hellsehen versteht man die Wahrnehmung von Vorgängen und Erscheinungen ohne Zuhilfenahme der Augen oder anderer Sinne, aber auch ohne Vermittlung der Gedankenübertragung. Der berühmte, von Kant beschriebene und auch in diesen Abhandlungen bereits erwähnte Fall von Hellsehen, in dem Swedenborg einen Brand in Stockholm sah und beschrieb (Abhandlung II) gehört sehr wahrscheinlich in dieses Gebiet, obwohl der Einwand nicht gänzlich zurückgewiesen werden kann, daß hier möglicherweise nur Gedankenübertragung stattgefunden hat. Denn viele Leute in Stockholm sahen den Brand, und die Möglichkeit ist daher nicht ausgeschlossen, daß Swedenborg den Brand nicht unmittelbar gesehen, sondern nur das Vorstellungsbild eines Zuschauers aufgenommen hat. Könnte der zu führende Beweis nur auf solche Fälle gestützt werden, so wäre er wissenschaftlich unzulänglich, wie merkwürdig und wunderbar die Fälle auch sein mögen. In den neuesten Nummern des „Türmers“ (z. B. Heft 15 v. J.) sind verschiedene ähnliche Fälle unter der Bezeichnung „Seelische Fernwirkungen“ mitgeteilt. Wir lesen da von allerlei Erlebnissen aus dem letzten Kriegsjahr. Die beiden folgenden mögen zitiert sein:

Herr Apotheker D. berichtet von einem Winzer seiner Gegend, der am 17. Februar d. J. morgens 10 Minuten vor 5 Uhr, „im Bette wachliegend und betend“, plötzlich hörte, wie sein im Felde stehender Sohn mehrmals nach ihm rief. Er war der festen

Meinung, daß sein Sohn vor der Haustüre stände, eilte vors Haus, fand aber niemanden. Darauf ließ er durch seine Frau sofort Tag und Stunde dieses Erlebnisses im Kalender notieren. Am 22. Februar bekam der Vater vom Feldwebel die Nachricht, daß sein Nikolaus am 17. Februar, morgens fünf Uhr, gefallen sei. Der Herr Referent bezeichnet den alten Winzer als einen ruhigen, ernsten Mann.

Die Frau eines gefallenen Lehrers, Frau W. in S., schildert klar und ruhig, wie sie am Nachmittag des 30. Oktober 1914 plötzlich von großer Unruhe und körperlicher Schwäche befallen worden sei und ihren Gatten mit „geklaffter Brust“ an einem Waldesrande habe liegen sehen. „Er ist in Todesnöten.“ Am 6. November erhält die Frau, die ihre Empfindungen und Wahrnehmungen sofort vor Zeugen geäußert hat, die erste Nachricht von dem Tode ihres Gatten und einige Tage später die eingehendere Mitteilung: „Am 30. Oktober, nachmittags zwischen drei und vier Uhr, starb Unteroffizier W. durch einen Granatsplitter in die Brust im Walde von Ailly den Heldentod“.

Diese Fälle sind außerordentlich interessant und wichtig durch die genaue Feststellung der Tatsachen, aber sie genügen nicht zur Führung des Beweises, der hier geführt werden soll, weil in beiden Fällen die Möglichkeit besteht, daß die sterbenden Soldaten ihren letzten Gedanken als Gruß an die Heimat gesandt haben, wo sie von den für solche Einwirkungen empfänglichen Angehörigen aufgefangen wurden. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Erklärung solcher Fälle durch Gedankenübertragung die einzig mögliche und darum die richtige ist, aber sie ist möglich und darum fehlt ihr die einwandfreie Beweiskraft. Ein exakter und bündiger Beweis kann nur geführt werden, wenn sichere Fälle bekannt sind, in denen einem Menschen ohne Vermittlung der bekannten Sinne von außen her ein Wissen wurde, das zu gleicher Zeit kein Mensch hatte oder haben konnte. Solche Fälle liegen nun in der Tat in großer Zahl vor und zwar nicht bloß solche, welche ohne irgendwelches menschliche Zutun, also ungewollt, ganz von selbst eintraten, sondern auch solche, die in der Form eines Experiments bewußt hervorgerufen wurden und daher um so sicherer und verlässlicher sind. Da in der letzten Zeit das Interesse am Studium derartiger Fragen eine ziemlich weite Verbreitung erfahren hat, ist es sogar möglich, in der Auswahl der Beispiele eine sehr lehrreiche systematische Anordnung zu treffen. Beginnen wir also auf der untersten Stufe, sozusagen mit der elementaren Form des Hellsehens, auf welche der Gegenstand, der gesehen oder gefühlt werden soll, der hellsehenden Person sehr nahe gebracht werden muß und wobei das Gemüt der betreffenden Person auf die Erwartung der von den Gegenständen ausgehenden Eindrücke und Bilder eingestellt ist.

Im 3. Heft des Jahrgangs 1912 der von Wilh. Ostwald herausgegebenen „Annalen der Natur- und Kulturphilosophie“ werden Experimente beschrieben, die Waldemar v. Wasielewski mit einer jungen Dame angestellt hat. Die Experimente wurden in der Mehrzahl der Fälle in der Weise ausgeführt, daß Gegenstände irgend welcher Art, Schlüssel, Scheren, Petschafte, Taschenuhren, Armbänder, Ringe, Gegenstände aus Stein, Holz, Glas, Wachs, Zucker, Zwieback, Watte, Papier, Flüssigkeiten, pulverisierte Chemikalien usw. in einem Kästchen verpackt, verschnürt und versiegelt unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln gegen ein unbefugtes Öffnen oder sonstige Manipulationen dem Fräulein v. B. auf Kopf, Brust, Hals oder Arm gelegt und in einem Zeitraum von 5 bis 10 Minuten von der Dame erkannt wurden.

Um jede Möglichkeit einer Gedankenübertragung auszuschließen, wurden die Gegenstände von fremden Personen verpackt, so daß der Experimentator den Inhalt der Pakete selbst nicht kannte. In einem Fall kannte sogar der Verpacker den Inhalt nicht, weil er ein Versehen beging, aber das Experiment gelang dennoch. Fräulein v. B. erkannte die eingeschlossenen Gegenstände nicht nur nach Form, Farbe und Material — sie unterschied gewisse Metalle wie Gold und Messing, Silber und Nickel —, sondern auch nach Geruch und Geschmack. So dienten bei einem zusammenhängenden Versuch sechs der Form nach vollkommen gleiche Glasfläschchen mit verschiedenem Inhalt: Saccharin in Wasser, destilliertes Wasser, Zitronensäure (Kristall) in Wasser, Chinin in Wasser, Pfefferminzspiritus in Wasser und Kognak, die in verschiedener Reihenfolge und Wiederholungen der Dame wie immer verpackt aufgelegt wurden und meist richtig erkannt wurden. Auffallend war, daß bei dem destillierten Wasser ein vorher empfundener starker Geschmack noch nachwirkte, so daß die Erkennung des Wassers die meiste Schwierigkeit bereitete. Bei einem anderen Versuche wurde in einem Fläschchen $1\frac{1}{2}$ Gramm pulv. Morphinum verwendet, wobei sich in auffallender Weise die physiologischen Eigenschaften des Morphiums zeigten. Die Dame beschrieb diese, als das Päckchen auf ihrem Arm lag, „daß es ihr so merkwürdig den Arm hinaufziehe und daß der Arm ihr schwer und müde würde“, und, als es ihr auf den Hals gelegt wurde, „daß sie nun ganz müde und schläfrig würde“, und begann einzuschlafen. Sehr interessant ist die Beschreibung des schrittweisen Erkennens der Gegenstände durch Fräulein v. B. Sie erkannte die Gegenstände nicht plötzlich als Ganzes, sondern beschreibt oder skizziert zuerst die Form und Substanz in allen Einzelheiten, ohne daß ihre Gedanken die einzelnen Momente zu einem Begriff kombinieren, und erst ganz zuletzt wird diese Kombination vollzogen, oder sie bleibt auch zuweilen aus.

Dieser letztere Satz ist von besonderer Wichtigkeit, weil er einen Schluß auf den Vorgang des Hellsehens zuläßt. Hiernach tritt das Bild oder der Begriff nicht fertig und plötzlich ins Bewußtsein, vielmehr findet ein allmähliches Ineinanderfließen von Subjekt und Objekt, von Persönlichem und Sachlichem, von Seele und Gegenstand — oder, wie man sich sonst noch ausdrücken will — statt. Es bleibt dabei vorerst noch völlig unentschieden, ob die Seele zu den Dingen kommt oder ob die Dinge zu der Seele kommen, oder ob sie sich beiderseits entgegengehen. Wir sehen nur, daß sie sich in der Tat zusammenfinden und daß anscheinend tote Dinge zu Vorstellungen, zu Bewußtseinsformen und Gedankenbildern werden, ohne Vermittlung der Augen und Ohren oder des Tastsinns. Ja mehr noch, wir werden gewahr, wie sich ihr innerstes Wesen offenbart, ihre Substanz, ihre chemische Beschaffenheit, ihr Geschmack und Geruch, ohne nähere Untersuchung, ohne Gaumen und Nase. Es offenbart sich uns eine neue, völlig unbegreifliche, durch unsere körperlichen Organe in keiner Weise erklärbare Art der Wahrnehmung und Erkenntnis, die uns auf einen verborgenen Organismus der Erkenntnis hinweist, dessen Wirkungsweise außerhalb jeder Erfahrung liegt. Man wird bei den vorstehend erwähnten Versuchen unwillkürlich an die Fähigkeit der Seherin von Prevorst erinnert, welche die innersten Eigenschaften verschiedener Dinge zu benennen wußte, nachdem sie diese Dinge einige Augenblicke in der linken Hand gehalten hatte. Allein, wir wollen in diesem Zusammenhang nicht auf die Seherin von Prevorst zurückgreifen, sondern uns an die sicher beglaubigten Beispiele und einwandfrei geführten Beweise aus der allerneuesten Zeit halten, damit gegen die Beweiskraft dessen, was hier ausgeführt werden soll, so wenig wie möglich Einwände erhoben werden können.

* * *

Nachdem in den bis jetzt erwähnten Experimenten über das Hellsehen sozusagen dessen Elementarstufe gezeigt worden ist, soll das folgende einen Schritt weiter führen. Es ist dem Dezemberheft, Jahrgang 1913, der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Kosmos“ entnommen und hat den bekannten Hygieniker der Universität Freiburg, Prof. Dr. Max Schottelius, zum Darsteller und Gewährsmann. Hiernach kam im September 1912 der 40jährige Israelit Ludwig H. nach Deutschland und wohnte vom 20. September bis zum 10. Oktober in Freiburg i. B., während welcher Zeit Prof. Schottelius seine Befähigung als Hellseher prüfte, die schon von mehreren badischen Gerichtsärzten, welche sich in dem gegen H. wegen „Betrug“ eingeleiteten Verfahren als Gutachter zu äußern hatten, festgestellt worden war. H. hat eine bewegte Vergangenheit. Als dreijähriges Kind zeigte er eine auffallende

Begabung für Rechnen, konnte mit fünfstelligen Zahlen im Kopfe arbeiten. Schon früh kam er in eine kaufmännische Lehre, wanderte aber bald nach Amerika aus. Hier „entdeckte“ er seine „Gabe“, wurde Gedankenleser und verdiente damit viel Geld, das er aber im Spiel und in lockerer Gesellschaft immer wieder sehr bald durchbrachte. Prof. Schottelius stellte zahlreiche Experimente mit H. an, bei denen er bemüht war, jede Möglichkeit der Gedankenübertragung auszuschließen. So berichtet er unter anderem: Ich nahm in Abwesenheit des H. 3 Zettel und schrieb darauf: 1. Trüb nie den Brunnen, der dich tränkte, Wirf keinen Stein hinein. — 2. 15. November 1849. — 3. Afar ata weel afar teschub. Ich faltete darauf die Zettel achtfach zusammen und nahm zwei in meine linke, einen in meine rechte geschlossene Hand. Dann ging ich zur Tür, öffnete sie und rief H. herein. Er schloß die Tür hinter sich und trat neben meinen Schreibtisch, an dem ich mit den Zetteln in den geschlossenen Fäusten Platz genommen hatte. H. sagte mir dann, ich möge einen der drei Zettel irgendwo im Zimmer hinlegen und nur einen in der Hand behalten, damit er mir jeden Zettel für sich vorlesen könnte. Ich legte darauf einen der beiden in der linken Faust befindlichen Zettel abgekehrt von H. unter die Schreibunterlage meines Tisches. Dann fragte H.: „Welchen Zettel soll ich nun zuerst lesen? Den in der rechten, den in der linken Hand oder den unter der Unterlage? Ich selbst wußte nicht, welches der Inhalt des rechten, des linken und des dritten Zettels war, da ich sie alle gleich zusammengefaltet und geschlossen in die Hände genommen hatte. Ich antwortete also auf seine Frage: „Lesen Sie mir den Zettel, den ich hier in der rechten Faust halte!“ — und zeigte ihm die geschlossene rechte Faust. Dabei beobachtete ich H. Er sah nicht auf meine geschlossene rechte Faust, sondern starrte schräg nach oben an mir vorbei ins Leere; dabei wurde er blaß, in der rechten Hand hielt er einen Bleistift, den er von meinem Schreibtisch genommen hatte, und kritzelte damit auf das Papier eines Notizblockes zitternde Striche und Punkte. Nach kaum einer Minute sprach H.: „Trüb ein“ — — „Nein“, sagte ich, „der erste Buchstabe des Wortes ist ein n, der letzte Buchstabe des Wortes ist ein e.“ „Ach so, ja“, antwortete H. und las schlank den etwas undeutlich mit deutschen Lettern geschriebenen Talmudvers vor, den ich in zwei Wortreihen in kleiner Schrift auf dem vielfach zusammengefalteten Zettel in der rechten Faust hielt. Ich muß gestehen, daß mir eine Art Gänsehaut über den Rücken lief, als ich den Zettel aus der Hand auf meinen Schreibtisch warf und ihn geöffnet hatte. — Der Gelehrte teilt dann das Gespräch mit, in dem ihm der Hellseher schildert, wie er die Schrift sieht; er macht Angaben über weitere Versuche und veröffentlicht auch die Gutachten einiger Ärzte.

Nach der Darstellung des Prof. Dr. Schottelius kann also H. achtfach zusammengefaltete Zettel lesen, die jemand in der zusammengeballten Faust hält. Er sieht dabei gar nicht nach der Hand hin, sondern nach oben und die Schrift erscheint ihm, wie er angibt, in einem hellen Kreis. Da Schottelius die Zettel jedesmal untereinander würfelte, so daß er also selbst nicht wußte, welchen Zettel er gerade in der Hand hielt, ist also Gedankenübertragung ausgeschlossen. Und dennoch sieht H. die Schrift klar vor sich und kann sie lesen. Er sieht sie deutlich ausgebreitet vor sich, obwohl die Zettel achtfach zusammengeknittert sind. Das gewöhnliche Auge sieht nur die geschlossene Hand und nach deren Öffnung den zusammengeknitterten Zettel. Es bleibt also durchaus an der äußeren Erscheinung haften. Der Hellseherorganismus des H. dringt tiefer. Er dringt durch die äußere Erscheinung hindurch auf das Wesen und auf die Wirklichkeit. Fräulein v. B. erkannte Gestalt, Farbe und Eigenschaften der verborgenen Dinge! Hier könnte man allenfalls an unsichtbare Strahlungen als Vermittler denken. Aber wie soll es kommen, daß H. eine zusammengeknitterte Schrift „in einem hellen Kreis“ sieht wie auf einem ausgebreiteten Blatt Papier? Wohin kommen wir da mit unseren Vorstellungen vom Raume? Drängt uns ein solcher Fall nicht mit Notwendigkeit zu der Voraussetzung eines Wahrnehmungsorgans, das außerhalb der Gesetzmäßigkeit des Raumes zu erkennen vermag? Wenn ich mich in dieser Abhandlung nicht kurz fassen müßte, könnte ich noch eine lange Reihe von Fällen des Hellsehens anführen, namentlich von solchen Fällen, die ganz unerwartet und wie zufällig eintraten, besonders in der Form von Träumen während des Schlafes. Allein, um das zu beweisen, was bewiesen werden soll, genügen vorläufig die angeführten Schulbeispiele, die sich die Leser nach Belieben aus den früheren Abhandlungen und vielleicht sogar aus eigener Erfahrung ergänzen mögen. In dem Rahmen dieser Abhandlung soll nur noch die Frage geprüft werden, ob es neben der soeben erwiesenen, von den Gesetzen des Raumes befreiten Erkenntnis auch noch eine Erkenntnis gibt, welche von den Fesseln der Zeit befreit ist. Auch diese Frage muß bejaht werden.

* * *

Wenn vorher gesagt worden ist, daß es Fälle von Hellsehen im Traume gibt, in denen sich die Befreiung der Erkenntnis von den Gesetzen des Raumes offenbart, so muß in bezug auf die Befreiung der Erkenntnis von den Gesetzen der Zeit festgestellt werden, daß diese fast ausschließlich nur im Traum oder in dem mit dem Traum verwandten Somnambulismus erfolgt. Welche Bedeutung diesem Umstand zuzumessen ist, wird später noch gesagt werden. Hier soll lediglich die Tatsache festgestellt werden.

Daß es viele Träume über zukünftige Ereignisse gibt, die nicht viel beweisen, auch wenn sie vollkommen in Erfüllung gehen, soll nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Die Träume werden durch Reize verursacht, die irgendwoher kommen. Kommen die Reize aus dem innern körperlichen Organismus und es baut sich darauf ein Traum auf, der nachher in Erfüllung geht, so kann ein solcher Traum nicht als sicherer Beweis für die Möglichkeit eines Vorauserkennens der Zukunft gelten. So hat schon Aristoteles darauf hingewiesen, daß sich in einem durch innere Reize verursachten Traum eine künftige Krankheit ankünden kann. Solche Träume müssen also außer Betracht bleiben. Aber es gibt zahlreiche andere Fälle, für welche die Erklärung durch innere körperliche Reize nicht zutrifft. Sie sind gar nicht selten, wenn sie sich auch nicht immer zu einer ganz deutlichen Gestaltung entwickeln. Haben wir doch an den Experimenten mit Fräulein v. B. gesehen, wie sich beim Hellsehen die Eindrücke nur allmählich entwickeln. Wieviele Eindrücke mögen so zart sein, daß sie gar nicht oder nur verschwommen ins wache Bewußtsein treten! Fast jeder Mensch hat eine gewisse eigene Erfahrung auf dem Gebiet der „Ahnungen“, viele haben auch Erfahrung in wahrsagenden Träumen.

Ich selbst habe innerhalb weniger Jahre zwei Träume gehabt, in denen sich Todesfälle zum voraus ankündeten. Der eine ein halbes Jahr, der andere 6 Wochen vor Eintritt des Ereignisses. Der Einwand, daß das Zufall sei, muß da wohl ausscheiden, denn daß sich der Traum aus der Menge von Personen, die ich kenne, gerade diejenigen herausholte, die es wirklich traf, ist doch wohl etwas mehr wie Zufall. Vor etwas über einem Jahr wurde mir ein merkwürdiger Fall erzählt, der sich hier zutrug. Zwei in dem gleichen Zimmer schlafende Damen erwachten an einem schweren Traum, den sie sich sofort gegenseitig erzählten, soweit er in ihrer Erinnerung geblieben war. Die eine hatte eine Trauerversammlung in der Wohnung der anderen gesehen und die andere erinnerte sich nur noch an ein aufregendes Erlebnis, von dem der 20. Juli als Datum des Geschehnisses in ihrem Gedächtnis blieb. Es war Ende Mai, als dieser merkwürdige Doppeltraum erfolgte. Am 20. Juli 1914 hatte die erstere der beiden Damen ihren auswärts wohnenden Schwiegersohn zu Besuch. Man war den ganzen Tag über heiter und vergnügt gewesen. Plötzlich, während man abends am Tisch saß, sank der Schwiegersohn vom Stuhle und war auf der Stelle tot. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht und der Traum war in Erfüllung gegangen bis auf das Datum hinaus. In der gleichen Nacht früh um 4 Uhr morgens tärumte eine auswärts wohnende Schwägerin der beiden Damen, die noch nichts von dem Unglücksfall wußte, sie habe eine große, sehr jammernde Leichenversammlung im

Hause ihrer Schwägerin in Göppingen gesehen. Sie wurde aus dem Traum aufgeschreckt durch einen Schrei ihres Mannes, der den Arm schüttelte, weil er geträumt hatte, es habe sich eine Schlange um seinen Arm geschlungen. Am andern Tage erhielten beide die Nachricht, welche ihnen die Erfüllung des Traumes mitteilte, der schon 7—8 Wochen zuvor in 2 Träumen angekündigt worden war. Wer solche Häufungen von Fällen als Zufälle ansehen will, mag es tun. Ich will auch gar nichts weiter mit ihnen beweisen, als daß sich solche Fälle viel häufiger ereignen, als man weiß, und daß fast in jeder Familie Fälle von mehr oder weniger deutlichen Vorausahnungen oder Wahrträumen bekannt sind. Zur Führung eines sichern Beweises sind von hochangesehenen Gelehrten evidente Beispiele in genügender Zahl gesammelt, die jeden überzeugen müssen, der nicht aus Prinzip überhaupt alles leugnet, was nicht ganz glatt in seinen Kopf gehen will.

Über einen Traum, der sich in wenigen Stunden erfüllt hat, berichtet Wilhelm Heine in seiner „Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotzk unter Kommando des Kommodore Ringold im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1853.—1856“. In zweitem Kapitel, das die Reise nach Batavia der Schiffe „Handkok“, „F. Cooper“ und „J. Kennedy“ behandelt, findet sich folgender Bericht:

„Am nächsten Morgen, während wir unser erstes Seefrühstück verzehrten, ereignete sich einer jener Vorfälle, die von Seeleuten oft als Wunder betrachtet werden, und der uns allen für einige Tage Stoff zum Gespräche lieferte. Mit Ausnahme des Deckwacht haltenden Offiziers waren alle an den Tischen versammelt, und das Schiff lavierte träge gegen eine leichte östliche Brise. Da bemerkte Herr Samuel Potts, unser hydrographischer Assistent, daß er vergangene Nacht geträumt, eine Kiste mit Kleidern, die zu spät eingetroffen war, um an Bord geschickt zu werden, und die sein Freund versprochen, ihm nach China nachzuschicken, erhalten zu haben. „Ich träumte,“ sagte er, „daß wir in der Nähe eines Kauffahrteischiffes von Windstille befallen wurden, an dasselbe ein Boot absendeten, das mit meiner Kiste zurückkehrte.“ Während mehrerer Stunden ward nichts mehr über diesen Gegenstand verhandelt, bis sonderbarerweise wir uns, plötzlich vom Winde² verlassen, etwa ein oder zwei Meilen von einer tiefbeladenen Barke, welche die amerikanische Flagge zeigte, befanden. „Der Bursche sieht aus, als ob er von Newyork käme und eine Ladung Kohlen und ein paar alte Zeitungen an Bord haben könnte,“ bemerkte der dritte Leutnant Russel, „ich werde um ein Boot bitten, um hinüberzufahren.“ Er suchte um ein Boot nach, fuhr hin und kam wirklich mit Herrn Potts' Kiste zurück.

Es war die Barke „Roebuck“ von Baltimore, 84 Tage unterwegs und mit Kohlen für Perrys Escadre geladen.“ Daß jemand eine Kiste statt in China auf offenem Meere zukommen werde, das konnte doch weder erraten noch irgendwie mitgeteilt werden, sondern mußte vorgeschaut werden.

Von den vielen hierhergehörigen Wahrträumen, die der Direktor der Pariser Sternwarte, Camille Flammarion, gesammelt und auf die Verlässlichkeit ihrer Darstellung nachgeprüft hat, soll nur noch einer hier eine Stelle finden, wegen der vielen Einzelheiten, die dem Traum entsprechend in Erfüllung gegangen sind. Die Mitteilung stammt von S. Morgan-Dawson 36 rue de Varenne und lautet:

„In den letzten Tagen des Novembers 1871 — es war an einem Mittwoch und, wie ich glaube, der 22. — weilte ich bei der mir befreundeten Familie Davidson in New Orleans. Eine Frau Thilton war anwesend und erzählte verschiedene Träume, die sie gehabt und die immer in Erfüllung gegangen waren. Die Anwesenden kannten bereits die Wahrheit ihrer Berichte.

Betroffen von einer Erzählung dieser Dame rief nun unser Wirt aus:

„Madame, ich ersuche Sie, ja nicht von mir zu träumen!“

„Zu spät, mein Herr! Erst gestern Abend habe ich von Ihnen geträumt!“

Alles bestürmte sie, den Traum zu erzählen. „Mir hat geträumt, daß ich von heute in sechs Wochen, einer dringenden Einladung von Ihnen folgend, Sie besuchte.“

„Oh, der Traum läßt sich leicht verwirklichen, Madame! Ich werde Sie an dem bestimmten Tage zu uns bitten. Und Sie, mein Fräulein,“ wendete sich der Hausherr zu mir, „werden sicher uns auch die Ehre geben. Welcher Tag ist es?“

Einer der Anwesenden sah im Kalender nach: „Mittwoch, der 3. Januar 1872!“

„Gut, wir wollen alle den Traum von Madame mit erleben!“

„Oh, bitte, warten Sie, das ist noch nicht alles,“ warf Frau Thilton ein, „mir träumte noch,“ fuhr die Dame fort, „daß ich beim Eintreten dieses Haus leer und verlassen fände und daß ich Sie vergebens suchte. Endlich habe ich in der Mitte des zweiten Salons einen großen Metallsarg gesehen; der Deckel war geschlossen, ich sah weiter nichts, aber ich wußte, daß Sie in dem Sarg liegen!“

Unser Wirt brach in ein Gelächter aus, ebenso alle Anwesenden, und Herr Davidson sagte scherzend zu seiner Frau: „Oh, nur keinen Metallsarg, ich mag Metall nicht! Nur einen Sarg aus Palisanderholz bitte ich mir aus!“

Lachend versprach seine Frau, falls sie ihn überleben sollte, seinen Wunsch zu erfüllen.

Frau Thilton fuhr fort: „Ich sah nur einen Menschen im Salon und stellte mich neben ihn. An den Längsseiten des Sargdeckels sah ich sechs silberne Rosen.“ Man lachte von neuem über diesen bizarren Sargschmuck; aber Frau Thilton blieb ernst und sagte: „Es hat, selbst im Traum, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.“ —

Man trennte sich lachend und gab sich ein Stelldichein für Mittwoch, den 3. Januar. Noch während der folgenden sechs Wochen wurde der Traum öfters scherzhaft erwähnt.

Am 2. Januar 1872 fiel unser Wirt, Herr Davidson, einem fürchterlichen Zufall zum Opfer; er wurde von einer Lokomotive erfaßt und zermalmt.

Am andern Morgen wurde er in den Sarg gelegt; die Familie wünschte, daß niemand sein entstelltes Gesicht sehe, und ich übernahm die Wache am Sarge und blieb auch, nachdem der Deckel geschlossen worden war, auf meinem Posten.

Frau Thilton kam, der Einladung folgend, in das Haus und fand im zweiten Salon den Sarg und nur mich bei ihm. Sie stellte sich an meine Seite; stumm, ohne uns anzusehen, standen wir bei dem Sarge. Plötzlich berührte sie meinen Arm und deutete auf sechs silberne Rosen, die die Längsseiten des Metallsarges zierten. Ich sah sie fragend an und sie sagte: „O, erinnern Sie sich nicht? Die sechs silbernen Rosen, die ich genau so in meinem Traum gesehen habe!“ — Vierzehn Tage später sagte mir die Witwe: „Erinnern Sie sich jenes außergewöhnlichen Traumes? Alles kam, wie unsere Freundin es vorausgesehen! Bis auf den Sarg! Selbst in meinem Schmerz habe ich seinen Wunsch nicht vergessen!“

Ich war unfähig, mich zu verstellen, und stammelte: „Aber es war doch ein Metallsarg!“

„Niemals! O mein Gott! Wer hat es gewagt, mir entgegenzuhandeln?“

„Und die sechs silbernen Rosen waren auch auf jeder Seite.“

Meine arme Freundin war ganz erschüttert. Man stellte den Leichenbestatter zur Rede. Ein Palisandersarg war nicht aufzutreiben gewesen und nur ein Metallsarg war in der nötigen Größe vorrätig, so daß man diesen hatte nehmen müssen.

Von dreizehn Zeugen jenes Traumes leben heute nur noch neun. Die Familie (Calvinisten) würde sehr empört sein, wenn ihr Name mit einem Aberglauben in Verbindung gebracht würde, doch ist sie viel zu ehrlich und wahrheitsliebend, um die Tatsache zu leugnen.“

Zu dieser Darstellung bemerkt Flammarion, daß er Frau Morgan-Dawson als durchaus wahrheitsliebende Dame persönlich kenne, daß er sich aber der absoluten Sicherheit wegen gleichwohl noch an die in New Orleans lebende Tochter des Verstorbenen wie auch an Frau Thilton gewandt habe und daß ihm von beiden

Seiten ein Bescheid geworden sei, welcher die Darstellung der Frau Morgan-Dawson durchaus bestätigte.

* * * *

Wir haben in diesen wie in den vielen anderen von Flammarion, Prof. Hyslop, der „Gesellschaft für psychische Forschung“ und anderen gesammelten und geprüften Fällen eine solche Fülle verschiedenartigster Wahrträume vor uns, daß angesichts ihrer Fülle und Eigenart jeder Zweifel schweigen muß. Sie zeigen uns, daß unter dem menschlichen Wachbewußtsein ein Erkenntnisorganismus schlummert, für den Raum und Zeit nicht vorhanden sind. Dieser Organismus, für den wir der Einfachheit halber den Ausdruck „Seele“ gesetzt haben, ohne damit mehr sagen zu wollen, als was sich nach den bisherigen Ausführungen darüber sagen läßt, funktioniert unabhängig vom Körper und von den Gesetzen der Materie. Er scheint in seiner Substanz (wenn dieser Ausdruck überhaupt gebraucht werden kann) dem unerklärbaren „Etwas“ gleich zu sein, das die Naturwissenschaft als „Weltäther“ bezeichnet, ohne mit diesem Wort mehr sagen zu können, als daß dieser Weltäther vorhanden ist, daß Kräfte von ihm ausgehen (Ätherspannungen) und daß er weder die Eigenschaften der Materie aufweist, noch deren Gesetzen gehorcht. Das, was wir als „Seele“ bezeichnen, ist mehr als der Weltäther, es ist Gedanke, Gefühl, individuelle Energie — und der Weltäther ist vielleicht von diesem allem nur der Träger. Daß diese Schlußfolgerungen durchaus nicht zu weit gehen, wird man nach dem Stand der heutigen Naturwissenschaft und der modernen Naturphilosophie mit Recht behaupten können. Ist doch schon der gewiß sehr nüchterne und geistesklare Königsberger Philosoph Kant, dem die Ergebnisse der modernen Seelenforschung noch nicht bekannt waren, zu der Überzeugung gekommen, die er in den Worten ausdrückte:

„Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein nicht materieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen . . . Es wird künftig, ich weiß nicht, wo oder wann, noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen unmateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselseitig in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfangen, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, solange alles wohl steht.“

Die letzten Worte, „solange alles wohl steht“, sind wichtig. Sie drücken zwar nicht ganz klar das aus, was wir heute wissen, aber sie deuten es doch an. Denn es ist Tatsache, daß das erkennende Licht der Seele in dem Grade aufleuchtet, in dem das körperliche Leben und dessen waches Bewußtsein zurücktritt. Im

Schlaf, in der Ohnmacht, im Somnambulismus muß das gebundene Alltagsbewußtsein erst zurückgetreten, entschlummert oder erloschen sein, ehe das schrankenlose Bewußtsein der Seele seine Schwingen entfalten kann. Die Stunde des Sterbens ist, wie durch tausende sich stets wiederholende Fälle bewiesen wird, die Stunde seines hellsten Aufleuchtens und machtvollsten Wirkens. Wird diese Entwicklung der Befreiung und Entfaltung des seelischen Lebens in gleichem Schritt mit dem Rückgang des körperlichen Lebens dessen volles Erlöschen im Tode überdauern oder wird das Ende des körperlichen Lebens auch das Ende dieser Entwicklung und somit auch das Ende der Seele sein? Die Antwort auf diese Frage soll der Schlußbetrachtung vorbehalten bleiben.
(Schluß folgt.)

Besessenheit.*)

Von Dr. Grävell (Lausanne).

(Fortsetzung von Seite 482.)

III.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die einen Blick in das geheimnisvolle Land geworfen haben, das gewöhnlichen Sterblichen vor ihrem Tode verschlossen ist. Aus ihren Berichten geht hervor, daß nach dem Tode der Baum liegen bleibt, wie er gefallen ist, daß das Unbewußte triumphiert und das Ich eine schlechte Zeit hat.

Die katholische Kirche faßt diesen Zwischenzustand als „Fegfeuer“ auf. Ist der physische Körper hin, so bleiben noch die inneren Hüllen übrig und sie geben sich logischerweise ihren Neigungen hin. Die dunkle Materie im „Astralkörper“ drängt nach oben, d. h. der Körper im Jenseits verändert sich nach seinen Bestandteilen so, daß das Stärkere siegt. Daher ist es auch begreiflich, daß der Mensch anders aussieht als auf der Erde. Ist z. B. die dunkle grausame Seite nach oben gekehrt, so sieht ein solcher Mensch dunkel aus mit verzerren Gesichtszügen, die Glieder vielleicht verschoben, z. B. der Hals zu lang usw. [Anm. Man pflegt heute die Anschauungen von bösen jenseitigen Wesen lächerlich zu finden und darüber zu spotten. Allein man muß dabei verschiedenes berücksichtigen. Jeder Seher, z. B. Dante, sieht alles einigermaßen befangen durch seine Zeitvorstellungen. Man be-

*) Verf. bittet nachträglich in seinem Aufsatz: „Theosophie oder Religion?“ (Februar 1915) folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 74, Seite 19/20 von o. war zu lesen: schließlich (st. schlicht und); ib., Z. 3 v. u. Verlag Ostara (st. Ostnon); ib., Z. 2 v. u. Studium der (st. für); S. 76, Z. 4 v. o. Erleuchtung (st. Erleichterung.)

denke, was Kant darüber sagt, und man wird begreifen, daß man auch das Jenseitige so sieht, wie man selbst ist. Ueber das Jenseits verweise ich auf die neueren Schriften von Leadbeater, „Leben nach dem Tode“ (Leipzig, Vollrath) und die beiden vorzüglichen Bücher von R. Friese, die bei Oswald Mutze, Leipzig herausgekommen sind. Es gibt sogar einen Roman, der im Jenseits spielt, „Wanderungen im Reiche der Geister“ von Francheazzo Borghese (Verlag von Baumann i. Bad Schmiedeberg.) Bekannt ist die Darstellung bei Homer, wo Odysseus zu den Toten kommt und Achilleus ihm sagt, er bedauere tot zu sein. Dies ist begreiflich, weil damals das Ich noch so wenig ausgebildet war, daß es im Jenseits sich nicht beschäftigen konnte. Heute ist alles anders geworden; man glaubt es dort besser zu haben und sehnt sich daher auch oft dahin.] Die Dämonen haben nun leichtes Spiel. Das Ich ist wie betäubt und kann sich gegen ihren Einfluß nicht wehren. Das hat Christus vorausgesagt. Aber auf der anderen Seite wacht auch die ewige Liebe. Der Astralkörper vergeht mit der Zeit wie der physische vergangen ist. Dann bleibt noch das Ich mit dem edleren Mentalkörper übrig. Dieser schwebt dann zu höheren Sphären und erntet die Früchte aller guten Werke. Waren vorher böse Gestalten da, so sind es jetzt höhere Geister. Das Ich hat aus seinen Leiden alles herausgezogen, was es ziehen konnte, und hat das Schlimme umgewandelt in Gutes. Es hat also gewonnen und mit dieser neuen besseren Ausrüstung kommt es nach Genuß der Freuden des Himmels wieder auf die Erde.

Für viele ist freilich das Leben auf der Erde eine Art Hölle. Der Grund ist eben darin zu suchen, daß sie von ungünstigen Einflüssen beherrscht werden. Manchen stehen z. B. immer unangenehme Dinge, Erinnerungen, Bilder, Gelüste vor Augen: ihnen fällt alles Widerwärtige ein, was sie jemals erlebt haben. Nicht bloß, daß es vielleicht selbst verschuldetes Unglück ist, nein, auch Szenen, die ihnen vor Jahren peinlich waren und an denen sie gar keine Schuld trifft.

Ich erinnere mich, in einem Buche von Max Nordau gelesen zu haben, daß er behauptet, die Pessimisten besäßen Nerven, in denen die negativen Moleküle die Oberhand gewonnen hätten über die positiven. In Wahrheit liegt der Fehler aber an den inneren Körpern, die ungünstig zusammengesetzt sind und daher ungünstig auf das Bewußtsein einwirken. Das wäre also gerade Besessenheit. Sie macht den Menschen negativ.

Wenn man einzelne Menschen herausgreift, so wird man finden, daß sie alle in manchen Punkten negativ sind, in andern mögen sie sehr positiv sein. So sind Idealisten in den ihnen nahe liegenden hohen Dingen positiv, also aufbauend, schaffend, genial, aber in allen persönlichen Angelegenheiten können sie negativ, unangenehm, abstoßend sein. Realisten, namentlich Egoisten

im Gegenteil sind in abstrakten Dingen negativ. So pflegen Frauen in abstrakten Dingen negativ zu sein, im direkten Gegensatz steht der geniale Idealist, der Philosoph. Beide Kategorien verstehen sich nicht recht und werden deshalb leicht ungerecht gegeneinander.

Jeder ist besessen von seiner Eigenart und dadurch einseitig, er ist, was Goethe nennt „ein Narr auf eigne Hand“. Und doch sollten alle nach Harmonie streben. In der Hölle ist Disharmonie, im Himmel Einklang. Wer die Hölle in sich fühlt, sollte sich sagen, daß die Harmonie irgendwo in ihm gestört ist, und sollte zu bewirken suchen, daß das Positive in ihn einzieht. [Anm. Ich habe von einem jungen Adligen gehört, der *homosexuell* war und nachdem er vergebens geistige Übungen gemacht hatte, auf den naheliegenden Gedanken kam, sich durch die Ehe zu korrigieren. Er war ehrlich genug, seinen Fehler dem Mädchen einzugestehen und sie hoffte, daß alles gut gehen würde. Aber er hatte solchen Ekel, daß er sich ihr nicht nähern konnte und sie verließ, um weiter seinen Neigungen zu leben. Hier hätte die junge Frau aus Liebe ihm so viel als möglich entgegen kommen sollen, d. h. hätte sich sorgfältig erkundigen müssen, wie er die jungen Männer liebte und hätte sich so z. B. ankleiden sollen, um ihn zu gewinnen etc. Sie war offenbar zu dumm und begriff nicht, daß man in schwierigen Verhältnissen anders handeln muß, als in gewöhnlichen. Man muß den Dämon überlisten und alles aus Liebe tun. Ich erkläre mich gerne bereit, bei schwierigen Lagen jedem, der sich vertrauensvoll an mich wendet, Rat zu erteilen — natürlich ohne Entgelt.] Wer zu einseitig vergeistigt geworden ist, der solle sich sagen, daß er zu rasch gegangen ist und alle anderen hinter sich gelassen hat. Wenn er leidet, so ist es, weil er keine rechte Fühlung mehr mit seinen Mitmenschen hat, er kann dann diese wieder aufzunehmen suchen.

Freilich ist es ein Martyrium, das kleine Geister nie verstehen werden. Aber die Gefahr für solchen verstiegenen Menschen liegt nahe, daß er die Direktion völlig verliert und den Angriffen hoher, aber gefährlicher Geister erliegt. Dies ist dann die schwerste Besessenheit, wenn er den Nachstellungen dieser Wesen zum Opfer fällt.

Schwarze Magie, Zauberei ist die ungünstigste Art der Possession. Viele hochstehende Personen in der theosophischen Bewegung sind ihr ausgesetzt oder schon zur Beute geworden. Glücklich die einfachen Kinderseelen, die davon weit entfernt sind! „Selig, die da geistig arm sind!“ sagt Christus. Die Güte des Herzens bei gesundem Verstand, Demut und Festigkeit des Willens führen zuletzt zur Einweihung, d. h. zur Besessenheit von guten Kräften. Das alte Wort des großen griechischen Weisen bewahrheitet sich noch immer: *ἡθὸς ἀνθρώπου δαίμων* die Moral ist der Führer des Menschen, jeder ist seines Glückes Schmied, man ist entweder von einem Dämon oder einem Engel geleitet.

Besessenheit kann nicht bloß durch Menschen, jenseitige Kräfte und Gedanken vorkommen, sondern es ist auch denkbar, daß sogar Tiere und Pflanzen, ja Metalle einen verderblichen Einfluß auf das Ich eines Menschen ausüben, so daß er einer Monomanie verfällt [Anm. Betreffs der Metalle ist es bekannt, wie manche Menschen gewissermaßen besessen sind von edlen Steinen. Der Diamant besitzt sie, nicht sie die Diamanten. Wenn man erwägt, daß jeder edle Stein eine spezifische Wirkung auf die inneren Körper hat, ist es begreiflich, daß man sich an solche Reize gewöhnt — wie an Opium usw.]

Man denkt da sogleich an Totemismus und Werwolfstum. Der Totemismus beruht darauf, daß eine Gruppe von Menschen in näheren Beziehungen zu einer bestimmten Tiergruppe steht. Früher standen die Menschen den Tieren noch näher. Als sie sich mehr unabhängig machten, blieben doch gewisse geistige Bande. Daher wählten sich die einzelnen Völker heilige Tiere zur Verehrung („goldenes Kalb“), woraus ja schließlich das Wappenwesen entstand. Es war wirklich „ein Bild und irgend ein Gleichnis“, und es ist kein Zufall, daß manche Götzen mit Tierköpfen abgebildet wurden, wie beim Minotaur. Es ist noch heute bei Negerstämmen un-erlaubt, manche Tiere zu jagen, z. B. das Nilpferd, weil man glaubt, daß man dieses Tier zu den Ahnen zählen muß.

Es ist klar, daß, wenn in der Äthermasse des Körpers, d. h. in dem dem physischen Körper zu Grunde liegenden Modell etwas von der Äthermasse eines bestimmten Tieres ist, diese Materie auf den Geist des Menschen einen gewissen Einfluß ausüben muß, Das wäre also eine Art Umsessenheit. [Anm. Natürlich könnte man dies auch von Pflanzen und Steinen annehmen. Manchmal bedarf der Ätherkörper eines Menschen offenbar des Odes einer bestimmten Pflanze, deshalb hat er Sehnsucht darnach. Die Apothekerwissenschaft beruht ja darauf, namentlich die Homöopathie, deren Produkte nicht auf den physischen, sondern den ätherischen Körper wirken.]

Jetzt, wo die Menschen sich in Europa so sehr gemischt haben, kann man immer noch konstatieren, daß manche Menschen nicht bloß eine große Vorliebe für gewisse Tiere haben, sondern geradezu etwas von ihrem Charakter. Das könnte man so erklären:

Ein „Katzenmensch“ wird die Hunde nicht leiden können und ein „Hundemensch“ die Katzen nicht. Das ist ganz festgewurzelt und kaum ausrottbar. Es ist auch auffällig, wie mancher Mensch von irgend einer Tierspezies ergriffen wird, während er andere ohne Grund haßt: Die Liebe kann sich auch auf einzelne Individuen erstrecken, so daß der Mensch völlig wie von dem Tiere besessen ist und krank wird vom bloßen Gedanken, es könnte seinem Liebling etwas zu Leide geschehen. Daß alte Jungfern noch besonders darunter leiden, kommt daher, daß sie eine unausgebildete Willens-

richtung zu höheren Dingen zu haben pflegen, daher solchen Einflüssen zugänglicher sind.

Das Werwölfum, über das ich meinen Aufsatz im „Zentralblatt für Okkultismus“ nachzulesen bitte, ist eine Spezialerscheinung. Der Astralkörper eines vertierten Menschen geht in den Wolfskörper, so gut es möglich ist, ein, was früher öfter vorkam als man ahnt. Darauf beruhen ja die Sagen der Völsungen und ähnliche, wie man aus dem „Ring des Nibelungen“ weiß. Man muß natürlich annehmen, daß es früher mehr Tiermenschen gab, die wirklich wie Tiere lebten und wie Tiere sich gebärdeten — ähnlich wie heute noch manche niedere Rassen sich kaum von großen Affen unterscheiden. Meist werden es solche gewesen sein, die, wie ich ausgeführt habe, früher direkt mit Wölfen zu tun hatten, die eine solche grausame, blutdürstige Wolfsnatur also schon bei der Geburt mitbrachten.

In Skandinavien waren es mehr Bären, die begünstigt wurden. Daher ist der Name „Bär“ (Björn) so beliebt im Norden. Man liest auch oft in den Sagas, daß ein Held unmittelbar vor seinem Tode einen Bären erblickt, also sein Totentier. Helle Sonnensöhne, Lieblinge der Götter, Fürsten und Helden haben wieder den Adler zum Begleiter. Wenn in Skandinavien von „Berserkern“ die Rede ist, so sind immer Besessene gemeint, d. h. Männer, die von Toten gewissermaßen geritten wurden und dadurch natürlich tollkühn und tapfer waren. Ich habe in einer Sitzung erlebt, daß ein sonst ganz harmloser Mensch plötzlich von einem Wesen in Besitz genommen wurde; er fiel auf die Erde und nahm einen Gegenstand krampfhaft in die Hand, um ihn gegen die anderen zu schleudern, mit den Worten: „Wie ich euch hassel!“ Er hatte aber noch so viel Besinnung, sich zu beherrschen. Das war Berserkerwut.

Wenn Buddha einmal zu einem Begleiter sagte, er sehe, wie er später in einen Tiger verwandelt werde, so hat man mit Unrecht daraus auf eine Seelenwanderung geschlossen. Vielmehr meinte er, daß diejenige Astralmasse, die grausam und blutdürstig wäre, später nach seinem Tode dazu gebraucht würde, einen Tiger zu erzeugen. Natürlich kann man sich dann auch das Gegenteil vorstellen, daß der Astralkörper eines Raubtiers dazu dienen muß, in den Leib eines Menschen einzugehen. Da der Astralkörper sich erst zwischen dem 14. und 21. Jahre völlig bildet, so kann man ganz gut annehmen, daß in dieser Periode eine große Veränderung vorkommen kann auf die angegebene Weise. Wenn man orientalische Erzählungen und Märchen liest, findet man oft solche uns befremdlich klingende Angaben.

Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit her, daß ich auf einem Jahrmarkt ein altes Büchelchen fand, in dem das Leben eines Blutmenschen der französischen Revolution (es war der bekannte Massenmörder von Nantes, glaube ich) beschrieben war. Da stand auf

3.

der Decke zu lesen: Geschichte eines Tigers, eingenäht in eine Menschenhaut. Ich schauderte damals über den furchtbaren Ausdruck. Aber ich finde jetzt, daß etwas Wahres daran ist. Die Tigermaterie kann da sein und überschattet den Menschen. Es kann daher vorkommen, daß sich ein solcher Mensch nach seinem Tode wirklich als Tiger sieht. Aus altägyptischer Zeit wird übrigens berichtet, daß am Hofe eines Phrao ein Löwe als Wiederverkörperung eines früheren Königs allgemein angenommen worden sei. Hunde mit Menschenaugen sind mir von Bekannten wirklich angegeben worden, womit ich natürlich nicht sagen will, daß nicht ein Irrtum vorliegt. Aber es ist ganz gut, allen Eventualitäten kühn ins Auge zu schauen und jedenfalls eines „Mannes der Wissenschaft“ unwürdig, etwas von vornherein abzulehnen, weil es bis jetzt nicht allgemein geglaubt wurde.

Auch einem gewöhnlichen Beobachter fällt es auf, daß in manchen Gegenden die Bauern gewissen Tieren auffallend gleichen, mit denen sie zu tun haben, sei es, daß sie sie mit Vorliebe essen sei es, daß sie sonst in naher Beziehung zu ihnen stehen. Schafsgesichter sind in manchen Gegenden wirklich auffallend häufig.

Ich erinnere auch an die herrlichen Tierszenen aus den „Flieg. Blättern“ von Käthe O l s h a u s e n, die zu meinen Lieblingsbildern gehören. Sie schildern in geistreicher Weise, wie Menschen als Tiere auftreten. Die Künstler ahnen — wie Kinder — solchen geistigen Zusammenhang besser als gewöhnliche Menschen, weil sie mehr Intuition haben. Ich glaube, wenn man diese Tieralben verbreiten würde, könnte man mit der Zeit eine merkwürdige Umfrage veranstalten lassen, falls man Interessenten auffordern würde, Vergleiche im täglichen Leben über solche Dinge zu machen. Man würde vielleicht mit Staunen sehen, wie frappant manchmal Tier und Mensch das Gleiche an sich haben.

Besonders auch in chinesischen Märchen fällt einem das Hereinragen der Tierwelt auf, z. B. namentlich des Fuchses (offenbar eines Dämons in Fuchsgestalt). Umgekehrt hat die kath. Kirche möglichst den Unterschied zwischen Tier- und Menschenwelt als eine Kluft hinzustellen gesucht, offenbar in der ganz richtigen Auffassung, daß zu große Tierliebe leicht gefährlich werden kann. Man preist heute so oft den Buddhismus wegen seiner Zuneigung zu Tieren, man schließt aber die Augen über die Gefahren, die unentwickelten Geistern von daher drohen können — wie namentlich auch die Gefahr geschlechtlicher Vermischung.

(Schluß folgt.)

Die Seelenbetätigung der Pflanzen.

Von Alwin Rath. *)

Wenn wir heute auch in der Wissenschaft dem Ahnen der Dichter folgen, die schon zu allen Zeiten von dem leise wirkenden Geheimnis der Pflanzenseele berührt wurden und in uns Ungläubigen das Empfinden und Verständnis für dies Rätsel, das doch im Grunde vor aller Augen und Sinnen voll lebendiger Regung klar und offen dalag, zu erwecken suchten —, wenn wir endlich mit nüchterner Verstandskritik diese Beseelung der Pflanze nachweisen, dürfen wir natürlich nicht an die so einfach konstruierte und in einem so überaus einfachen Innenleben sich regende und emporwachsende Pflanze die Ansprüche stellen, wie man sie den höchst komplizierten Lebewesen, Tier und Mensch gegenüber hegt. Von einer Beseelung der Pflanze, die in einem Gehirnzentrum ihren Sitz hätte, kann man vorläufig nicht reden —, wengleich die wunderbare Betätigung der Drosera, die beim Fang eines Insekts mit all ihren Fangapparaten nach und nach in Bewegung und Erregung gerät, fast auf ein Analogon unseres Gehirns bei dieser Pflanze schließen lassen könnte. Können wir nicht — um die neuerdings hier verwandten Ausdrücke beizubehalten — von einer Gehirnseele sprechen, so doch von einer Körperseele. Jede Zelle des Pflanzenbaues ist wie auch beim Menschen und Tier ein schon für sich beseeltes kleines Einzelwesen, das auf seine Bedürfnisgefühle hin, seiner bescheidenen Urteilskraft und seinen beschränkten Kräften gemäß, mechanische Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorbringt —, das jedoch außer diesem abgeschlossenen Einsiedlerdasein auch noch gemeinsame Interessen mit den ihm angegliederten und körperlich verbundenen Mitzellen besitzt. Diese Gesamtbeteiligung aller Zellen wird für uns ersichtlich durch Gemeinhandlungen, die sich bei der Betätigung der Körperseele bald in Anpassungen, bald in Reflexen, Automatismen, Instinkten usw. kundgibt. Über ein wie starkes ursprüngliches Empfindungsleben aber die einzelne Zelle, als die Basis der ganzen Körperseele, tatsächlich verfügt, dafür sind uns jene mannigfaltigen, in tausend Varietäten vorkommenden winzigsten Lebewesen geradezu klassische Zeugen, die als Algen trotz der seltsam hohen Verfeinerung ihres inneren Baues doch nicht über die primitive Lebensstufe einer Zelle hinausgekommen sind. Bei ihrer Tierähnlichkeit hat man sie wohl auch mit Namen, die irreführen könnten, belegt. So z. B. hat man eine Art dieser zarten

*) Wir entlehnen nachträglich diese gedankenvolle botanische Studie, die für die Pflanzenkunde ganz neue „psychologische“ Gesichtspunkte eröffnet, mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers der „Tägl. Unterhaltungsbeilage zur Deutschen Tageszeitung“ Nr. 76 vom 30. März 1912. — Red.

Plasmakörperchen, die nur pflanzliche Urzellen sind, als „Geißeltierchen“ bezeichnet. Dahin gehören auch die zierlichen und so trägen Wurzelfüßler und all die Amöben, die mit und ohne ihren zarten Schalenpanzer den Schlamm unserer Gewässer und auch die Humusschicht unter den Moospolstern unserer Wälder beleben.

Wenn man eine dieser einzelligen Pflanzen, das gewöhnlich als Infusor bezeichnete Wimpertierchen, leise berührt, macht sie plötzlich die lebhaftesten Sprünge. Das beweist, daß in dem noch nicht ein Zehntelmillimeter großen Körperchen der ganze verwickelte Mechanismus lebendig ist, der bei uns Menschen erforderlich ist, um eine unangenehme Berührung mit der nötigen Abwehrhandlung zu beantworten. Das Wunder der Pflanzenseele aber entschleiert sich unseren Augen unter dem Mikroskop am klarsten bei der sog. Bikosöka, einem Geißeltierchen, das sich um seine einzige kleine Körperzelle einen glashellen, zierlichen Becher als Panzer erbaut hat. An einem haarfeinen Fädchen hat es sich darin festgehängt und mit einem anderen Härchen wirbelt es draußen im Wasser herum, um sich Nahrung, Bakterien, herauszustrudeln, was allein schon, wie auch Francé richtig sagt: „in seiner zweckgerechten Weise eine Handlung, daher ein vollgültiger Beweis für die psychische Energie dieses Wesens wäre.“ Noch unzweifelhafter aber wird dieser Beweis dadurch, daß sich alle Augenblicke, so oft ein gefahrdrohender Reiz, z. B. die Berührung mit einem größeren Infusor die Bikosöka trifft, sie sich schnell wie ein Blitz zusammenrollt und auch schon im gleichen Moment in ihren Glaspanzer zurückschnellt, wohin sie der Ankerfaden ihres kleinen Körpers wie ein kraftvoller Muskel zurückreißt. Den höchstentwickelten unter den Pflanzen kann man Empfindung, Fühlen, Vorstellen und Wollen und, wie aus dem Beispiel der Bikosöka hervorgeht, Urteilskraft und Fähigkeit zur Selbsthilfe nicht mehr absprechen. Diese Erkenntnis hat neuerdings auch A. O e l z e l t - N e w i n in seinen „Beobachtungen über das Leben der Protozoen“ herausgearbeitet. Wenn allerdings diese seelischen Fähigkeiten bei den Infusorien und Algen so ohne weiteres in die Augen springen, hat das seine Ursache darin, daß diese Pflanzen ihre in ihnen schlummernden Eigenschaften durch den schweren Kampf in den Nöten ihrer so arg gefährdeten Existenz aufs höchste gesteigert und entwickelt haben — jedenfalls besser als die einseitig gewordenen, spezialisierten Zellen im Gewebeverband der Gewächse, die im Grunde auch nichts anderes bedeuten, als enorm vergrößerte und zu vollkommener Arbeitsteilung gelangte Einzeller.

Wir verbinden mit unserer Vorstellung von einer den ganzen Körper in Aktion setzenden Seelentätigkeit auch das Vorhandensein von leitenden Nerven, die die Eindrücke der Außenwelt empfangen und zum Gehirn vermitteln. Solche Empfangsapparate für die Pflanzenpsyche liegen bei den Pflanzen in den feinen

Tüpfeln der Epidermis. So ist bei der *Cucurbita Melopepo* ein ganz unscheinbares Kristallstückchen in diese Tüpfel hineingelagert und dient als reizempfangender Mechanismus. *Haberlandt* hat solche „Stimulatoren“ auch in den Fühlborsten und Fühlhaaren vieler Pflanzen nachgewiesen. Am schärfsten ausgeprägt ist dieser Nervenmechanismus bei der Mimose, wo er ebenfalls in Fühlborsten zutage tritt. Hier wird es schon dem oberflächlichen Beobachter klar, daß die einzelnen Zellen des Pflanzenkörpers durch Plasmafäden verbunden sein müssen. Eine ganze Anzahl dieser unendlich feinen Kanäle durchsetzt die Zellhäute und verbindet sie miteinander. Die berührte Mimose senkt nicht nur die Blattoberseite, die „gereizt“ wurde — sondern Blatt für Blatt wird von der erschlaffenden Aufregung ergriffen — und nicht selten versinkt die ganze Pflanze in ihren „Schlaf“:

Ein junger österreichischer Naturforscher *B. Nemeč* hat vor kurzem die verbindenden Zellfäden, die Nerven der Pflanzen, die sog. „Fibrillen“ in besonders starkem Maße in den Wurzelspitzen der Zwiebel, der Hyazinthe, der Schwertlilie und auch der Farne und der Kürbisse und manch anderer Pflanzen entdeckt. Durch diese Fibrillen werden die von außen empfangenen Berührungen in geringerem und weiterem Kreise (Mimose!) der Umgebung mitgeteilt und meist tritt nicht dort, wo der Reiz empfangen wurde, sondern an einer anderen Stelle die Reaktion darauf ein. Bei den von den Lichtstrahlen getroffenen Schattenpflanzen der Wälder führt nicht das Blatt, mit seinen Lichtlinsen in den halbkugelig vorgewölbten Zellen der Blattoberseite, die antwortende Krümmung aus, sondern der Blattstengel, — jedoch ist dieser durchaus nicht lichtempfindlich! Die Berberitze mit ihren außerordentlich reizempfindlichen Staubgefäßen, bewegt nicht nur jene Zellen, an die das auffliegende Insekt tupft, sondern der ganze Staubfaden schlägt zu und überschüttet ganz zweckmäßig das nach Nektar eindringende Insekt mit dem Blütenstaub, damit es die Fortpflanzung vermittele. Ebenso werden bei den auf den Tierfang ausgehenden insektenfressenden Pflanzen nicht nur die Punkte in Aktion gesetzt, wo sich das Insekt niederläßt, sondern — um ein Beispiel anzuführen — auf dem mit feinempfindlichen Wimpern besetzten Fangapparat der *Drosera*, unseres deutschen Sonnentaus, biegen sich auch allmählich die gar nicht von der Mücke oder Biene berührten Wimpern mit ihrer klebrigen Ausschüttung herüber, um die Gefangenen ganz sicher festzuhalten und zu bergen. Damit nicht genug, setzen sich auch die übrigen, auf eigenen Stengeln oft mehrere Zentimeter weit abstehenden Blüten langsam in Bewegung, um der, die mit der Gefangenen ihre Fesselversuche vornimmt, noch zu Hilfe zu kommen. Dieser die ganze Pflanze in Aufregung versetzende Vorgang ist nur vermittelst der nervenähnlichen Fibrillen möglich — und daß dies so

ist, erkennt man am besten an einem Querschnitt durch ein Blatt des ebenfalls insektenfressenden Fettkrautes. In einem solchen Blatt, das sich mit seinen Verdauungsdrüsen gänzlich um das gefangene Tier herumzulegen vermag, sind die eigentlichen reizempfindlichen und mit ihrem klebrigen und verdauenden Saft in Tätigkeit tretenden Drüsen gar durch eine doppelte und mehrfach gelegte Fibrillenleitung mit den Epidermiszellen und untereinander in engsten Kontakt gesetzt. Prof. K e r n e r, einer der tüchtigsten Beobachter und mutigster Bahnbrecher auf dem Gebiete der Erkenntnis der Pflanzenpsyche wagt mit Bezug auf die insektenfressenden Pflanzen den auch von mir oben schon angenommenen Vergleich mit einer von einem Zentralgehirn ausgehenden Tätigkeit. „Die Fortpflanzung oder Leitung des Reizes durch den Leib der Protoplasten, wie sie in der Zellengenossenschaft eines Sonnentaublattes stattfindet, kann mit der Nervenleitung des Reizes von einem Sinnesorgan zum Zentralorgan und mit der Leitung der vom Gehirn ausgehenden Willenskraft zu den Muskeln verglichen werden.“ Auch der berühmte Naturwissenschaftler F r a n c é bestärkt in dieser Anschauung: „Der Tierfang als Äußerung vegetabilen Seelenlebens ist verständlicher, als die verstiegenen Wortklaubereien älterer Zeit. Die Existenz eines „Nervensystems“ macht die Existenz eines Seelenlebens handgreiflich — denn wozu sollten sonst Nerven da sein, wenn nicht zu seelischen Funktionen.“

Erreichen nun die Pflanzen nicht immer den erstrebten Zweck, entfliehen dem Sonnentau z. B. die Insekten sehr oft wieder bei seiner allzu großen Gemächlichkeit, springt die Bikosöka in ihre Glasburg zurück, wenn eigentlich gar keine Gefahr in der Berührung mit irgend einem anderen Gegenstand lag, — so beruht das nur auf der Enge des Urteils der Pflanzen- und Zellseele. Darum ist die Pflanze auch so leicht zu täuschen — wo unser Denken gleich die Unzweckmäßigkeit der aufgewandten Mühe einsehen würde. Unsere Gehirnzellen durchschauen die Dummheiten unserer Körperzellen gleich, wenn diese irgend eine Reflexbewegung verursachen, die nicht nötig gewesen wäre. Die Urteilskraft der Hirnzellen steht über der der Körperzellen —, da sie aber auch von diesen abstammen, aus ihnen als höchstes Produkt hervorgegangen sind, ist diese überlegene Intelligenz nur eine erworbene, nicht von Anfang an bestehende Eigenschaft. Die Hirnzellen haben sich nur im Denken und Urteilen zu üben brauchen, während jene „als gemeine Arbeiterschär“ auch ihren vielfachen Handwerken zugleich nachgehen mußten.

Trotz ihrer „geistigen Unbildung“ ist aber die Pflanze doch ab und zu imstande, selbst den homo sapiens zu täuschen und ihn weidlich zum Narren zu halten. Solch ein Schalk ist z. B. der Flughafner (*Avena futa*). Seine Früchte vollführen, mit einer langen Granne versehen, bei feuchtem Wetter ganz eigentümliche,

nach zielbewußtem Handeln aussehende, bohrende Bewegungen, durch die es ihm auch gelingt, sich in den Boden einzuwühlen, und gar sich zwischen hartschalige Samen hineinzquetschen. Dies mysteriöse Benehmen hat selbst einen hochbetagten Herrn ewig in Atem gehalten, und er konnte es nicht begreifen, daß nicht schon längst eine gänzliche Revolution in der Botanik ausgebrochen war, obwohl er bereits fünfzig Jahre lang den Flughafers an sämtliche große botanische Institute Europas sandte. Aber gerade in diesem Fall beruhen die ganz nach einem zielbewußten Willen aussehenden Bewegungen des sich in die Erde bohrenden Hafers nicht auf einer psychischen, sondern rein physischen Fähigkeit, auf einem toten Mechanismus. Es sind nur passive Bewegungen, die durch die Hygroskopizität der Granne hervorgerufen werden und ähnlich verlaufen, wie die des Mechanismus, der dem Heraus- und Zurückwandern der allbekannten Wettermännchen aus ihrem Häuschen zugrunde liegt.

Auf rein mechanischen Ursprung sind auch die Bewegungen zurückzuführen, die beim Öffnen von Staubbeuteln, Früchten oder Sporenschläuchen bei Pilzen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, — wie auch das Ausstreuen und Fortschleudern von Samen und Sporen rein mechanisch vor sich geht. Auch bei der Wetterdistel krümmen sich, wie bei der Granne des Flughafers, die abgestorbenen Hüllblätter bei feuchter Luft nur infolge dieses in sie eindringenden Wassergehaltes nach innen und verhindern, dadurch zufällig das bei solcher Witterung nicht vorteilhafte Ausfliegen des Samens. Was hier als große Intelligenz der Pflanze ausgelegt werden könnte, könnte man auch bei dem frommen Spielzeug der Jerichorose vermuten, da mit dem Öffnen der toten Rose beim Regen und dem dann erfolgenden Auswerfen des Samens in den gut angefeuchteten Wüstensand sich ebenfalls so etwas wie eine zweckbewußte Handlung zu vollziehen scheint. Diese beiden Beispiele zeigen jedoch vortrefflich, wie einmal durch bloße Quellungsvorgänge auf die sinnloseste Weise der Welt scg. „teleologische“ Erscheinungen zustande kommen können. Diese rein passiven Bewegungen erreichen wirklich einmal durch Zufall etwas, das die Pflanze sehr gut für sich verwerten kann, — und sie bemüht sich in diesem Falle einfach nicht weiter, da sie kein Bedürfnis dazu mehr hat. Mit *Francé* kann man den Spieß sogar umdrehen: „Schon darin liegt eine Urteilskraft der Pflanze ausgedrückt, daß sie keinerlei andere vergebliche Anstrengungen macht, wenn günstige Umstände anderweitig für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse sorgen.“ Das ist aber auch die Ursache, daß die Pflanze große Entwicklungsmöglichkeiten zur Verfeinerung ihrer Sinneswerkzeuge und damit ihrer Psyche gänzlich vernachlässigt hat. So hat sie z. B. eine in ihrer Jugendzeit gemachte Erfindung fast nie wieder aufgegriffen oder vervollkommnet. Ge-

meint sind die sog. Augenflecke (Stigma), die man bei einzelligen Pflanzen, Schwärmsporen von Fadenalgen (Ulothrix) und bei fast sämtlichen grünen Geißelalgen vorfindet. Als glänzender roter Fleck sind sie stets am vordersten tastenden Ende gelegen und aller Wahrscheinlichkeit nach das wahre Gegenstück der einfachsten tierischen Photieraugen. Aber über dies äußerst interessante Gebiet des Pflanzenauges, das hier zu weit abführen würde, wird an anderer Stelle vielleicht noch einmal des Ausführlicheren gesprochen werden.

Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt.

Von Prof. Otto Gros, Offenbach a. M. *)

Die drei unter obiger Überschrift veröffentlichten Feldpostbriefe im 51. Jahrg. Nr. 42 und 46, sowie 52. Jahrg. Nr. 8 haben eine wahre Flut von Anfragen zur Folge gehabt, teils zustimmender, teils widersprechender Art. Insbesondere wurde der Wunsch ausgesprochen, die Erlebnisse möchten veröffentlicht werden, die in der, im ersten Feldpostbrief erwähnten Unterrichtsstunde den Anlaß zu dem obigen Shakespeare-Wort gegeben haben.

In einer Anfrage, die mir vor etwa acht Wochen durch die Schriftleitung des Daheim übermittelt wurde, heißt es: »Im Kreise meiner Bekannten lösten diese Mitteilungen recht verschiedenartige Meinungsäußerungen aus. Der eine Teil, zu materialistischen Ansichten geneigt, stellte achselzuckend die Glaubwürdigkeit jener Erzählung ohne weiteres in Abrede. Ein anderer Teil nahm sie ohne jeden Zweifel auf, indem er sich auf ähnliche, angeblich unbezweifelbare, aber leider nicht mehr beweisbare eigene Erfahrungen berief. Ein dritter Teil — und dem gehöre ich selbst an — würde es für sehr erwünscht erachten, wenn Vorkommnisse jener Art soweit festgestellt würden, daß jeder Zweifel an ihrer Tatsächlichkeit ausgeschlossen wäre, da derartige Feststellungen ja eine wertvolle Waffe gegen die obenerwähnten materialistischen Anschauungen böten. Ich wurde nun neuerdings angeregt, die Frage an Sie zu richten, ob es nicht möglich sei, die erwünschte Feststellung zu bewirken, und zwar gab die Anregung hierzu ein hier vorgekommener ähnlicher Fall, in dem der Prophet seinen Tod als bald bevorstehend angezeigt hat, obgleich er in glücklichen Verhältnissen lebte — und in dem die Voraussage pünktlich eingetroffen ist. Vielleicht wäre auch für Ihren Leserkreis eine weitere Mitteilung von Wert?“ Soweit das Schreiben des Geh. Bergrates Dr. ing. M. in F.

) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers entlehnt der Nr. 52 des Daheim 1916. Vergl. „Psych. Stud.“ 1915, Sept.-Heft, S. 411 und Nov.-Heft, S. 482. (Fußnote). — Red.

[Es folgt hier der schon im November-Heft 1915 zum Abdruck gelangte Originalbericht des Herrn Verfassers über ein Vorkommnis von Telepathie in der Todesstunde, eine sich verwirklichende Todesahnung und eine gleichfalls pünktlich erfüllte Todesvoraussage. — Red.]

Daß jetzt während der Kriegszeit ähnliche Erlebnisse in größerer Anzahl berichtet werden, besonders auch aus dem Felde, darf uns nicht wundernehmen; denn in dieser Zeit der Nervenanspannung und -überspannung mögen sicherlich manche geistigen Kräfte und Fähigkeiten ausgelöst werden, die in den ruhigen Zeiten des Friedens wohl meist unter der Oberfläche, im Unterbewußtsein, weitergeschlummert hätten; derartige Vorkommnisse werden auch infolge ihrer Häufung vielfach jetzt ihrer wissenschaftlichen Deutung näher kommen als früher.

Bedenklicher ist die Sache, wenn etwa Massenpsychose und Massensuggestion eintritt, wie z. B. durch die bekannte Prophezeiung des „Chiromanten, Astrologen und Graphologen K. Zanowsky in Wien“, der auf Grund „siebenmonatlicher, genauester astrologischer Berechnung“ den Tag des Friedensschlusses auf den 17. August dieses Jahres festsetzte und eine 170jährige Friedensdauer in Aussicht stellt.

Eine eigenartige Himmelserscheinung, die auch eine gewisse Massenpsychose veranlaßte, haben wir übrigens hier im August 1914 in der Zeit des Vollmondes beobachten können. Es war in der Zeit unserer ersten, stürmischen, siegreichen Offensive, wo die Volksmengen bis in die späten Abendstunden durch die Straßen wogten oder erwartungsvoll die Zeitungsgebäude belagerten. Etwa um ein halb zehn Uhr abends zeigte sich die folgende Erscheinung, die einwandfrei von Hunderten beobachtet worden ist, zumal sie fast eine Viertelstunde ruhig stehen blieb. Unter dem hochstehenden Vollmonde lag eine langhingestreckte, auf dem Horizont ruhende Wolkenwand, die, von oben beleuchtet, täuschend den Anblick eines Schneefeldes oder auch eines reifen Erntefeldes darbot. An der rechten Seite erhob sich aus diesem ebenen Felde die Gestalt eines Feldgrauen, mit einer Pickelhaube, das Gewehr bei Fuß, über das Erntefeld hinschauend. Das Wunderbare aber war, daß diese Gestalt bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich war, Helm, Stirn, Nase, Mund, Arme, Gewehr und Tornister waren mit völliger Klarheit ohne jeden Aufwand von Phantasie zu erkennen. Am anderen Ende der Wolke war ein Bäumchen, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einer kleinen Fichte hatte, Zwischen der Wolke aber und dem Monde hing, frei am Himmel schwebend, in der hellen Beleuchtung des Mondes, eine große arabische Ziffer 3, ebenfalls deutlich erkennbar und nicht erst mit Hilfe der Phantasie konstruierbar. Einer zeigte dem andern dies Wolkenphänomen, das sich, wie gesagt, erst nach geraumer Zeit ver-

schob, und in den allgemeinen Siegesjubel mischte sich die sichere Erkenntnis: In drei Monaten ist der Krieg zu Ende.

Als jedoch der November 1914 keinen Frieden brachte, verstummte die Freude; die erhofften drei Monate wurden in drei Jahre umgedichtet; und wenn man augenblicklich mit Zuschauern jener abendlichen Wolkenbildung spricht, so ist man wohl in der Hauptsache einig, daß der Krieg drei Jahre dauern werde, aber es erhebt sich doch die folgende Streitfrage. Die einen behaupten, die drei Jahre beziehen sich auf die Jahreszahlen 1914, 1915 und 1916, also wird der Krieg bestimmt in diesem Jahre zu Ende sein; die andern dagegen rechnen vom August 1914 an noch mit drei vollen Jahren, infolgedessen auch noch mit einem Winterfeldzuge.

Wie dem auch sei, der Friede wird einmal kommen, er wird kommen mit Gottes Hilfe, durch unser Aushalten in der Heimat, sowie durch die Tüchtigkeit unseres Heeres und unserer Marine.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Negerphilosophie.

Von Ludwig Deinhard, München.

Ob es die Neger-Rasse wohl jemals zu einer Philosophie bringen wird? Sie sieht nicht darnach aus.

Tatsache ist aber, daß es heutzutage in allen Kulturländern Menschen gibt, die obwohl sie mit der Neger-Rasse in keinerlei Berührung stehen, trotzdem einer Negerphilosophie huldigen. Das ist wenigstens die Meinung des bekannten Berliner Gelehrten Prof. Dr. Max Dessoir. Was für eine Weltanschauung mag das wohl sein?

Professor Dessoir soll, wie wir hören, in letzter Zeit in der Wiener „Urania“ Vorträge über „Aberglaube und Geheimwissenschaft in der Gegenwart“ gehalten haben. Ein recht anziehendes Thema. Und er soll dabei auf das — wie die Wiener „Neue freie Presse“ berichtet — „die weitesten Kreise interessierende, ebenso anregende wie viel umstrittene Thema der theosophischen Weltbetrachtung gekommen sein, ein Thema, das ihn dann am Schluß zu obiger Meinungs-Äußerung, verführt hat. „Bei aller Anerkennung der idealen Gesinnung aus der sie entsprungen ist — so ungefähr scheint sich Prof. Dessoir ausgedrückt zu haben — müssen wir die Theosophie als eine Negerphilosophie bezeichnen, die man gerade in der gegenwärtigen Zeit scharf zurückweisen muß.“ — Hierauf natürlich allgemeine Heiterkeit. Was Dessoir damit sagen wollte, liegt auf der Hand: eine Philosophie für un-

gebildete gedankenlose Menschenkinder, über die natürlich die den Saal der „Urania“ füllenden Wiener sich hocheherhaben dünken mußten. Deshalb der schallende Beifall.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Prof. Dessoir dabei öfter auch auf Dr. Rud. Steiner zu sprechen kam, über den er ganz merkwürdige Dinge vorgebracht zu haben scheint. Aus dem, was die „Neue freie Presse“ darüber berichtet, erkennt jeder, der mit Steiners zahlreichen Werken vertraut ist, daß Prof. Dessoir sich nicht einmal die Mühe genommen zu haben scheint, wenigstens die Steiner'schen Hauptschriften zuvor kennen zu lernen, ehe er den Standpunkt, auf dem Steiner steht, öffentlich brandmarkte. Hätte Prof. Dessoir, was ihm als Philosophen doch nahe gelegen hätte — Steiners philosophisches Hauptwerk: „Die Rätsel der Philosophie“ mit dem höchst bedeutsamen, den Entwurf einer die Philosophie ergänzenden Anthroposophie enthaltenden Schlußkapitel kennen gelernt, dann hätte er am Schluß seines Vortrags vielleicht doch den Ausdruck Negerphilosophie nicht gebraucht, der übrigens kaum weniger zutreffend ist, als die bekannten Ausdrücke,*) die unsere heutigen Feinde gegen uns gebrauchen.

Zu gründlichen Studien über das Thema: theosophische Weltbetrachtung nimmt sich aber ein Gelehrter, wie Prof. Dessoir, dessen Hauptfach übrigens Ästhetik und Kunstwissenschaft bilden, nicht die Zeit. Unbekümmert darauf losredend begnügte er sich damit, ein paar Erinnerungen aus der Zeit seiner Mitarbeiterschaft an der nach 10¹/₂jährigem Bestehen i. J. 1896 wieder eingegangenen Monats-Schrift „Sphinx“ aufzuwärmen. Daß Steiner den Staub der alten theosophischen Bewegung längst von seinen Füßen abgeschüttelt, daß er längst eine Bewegung ins Leben gerufen hat, die von ganz anderem Geist erfüllt ist, als jene war, die nicht altindische Lehren, sondern moderne Geisteswissenschaft oder Anthroposophie zu begründen und zu verbreiten strebt, dies alles scheint Prof. Dessoir gänzlich unbekannt zu sein, sonst hätte er es doch erwähnen müssen. Auf solche Einzelheiten kann sich aber ein so vielseitig in Anspruch genommener Gelehrter nicht einlassen. Prof. Dessoir war es offenbar nur um den Nachweis zu tun, daß man die theosophische Weltanschauung schon darum zurückweisen müsse, weil sie eine Lehre aufstellt, die die heutige Wissenschaft unmöglich anerkennen kann, nämlich die Lehre von den wiederholten Erdenleben nach dem Gesetz des sog. Karma. Wenn er die theosophische Weltanschauung zurückweist, so ist das seine Sache. Aber eine „Negerphilosophie“ ist sie deshalb doch nicht.

* * *

*) Gemeine Schimpfwörter wie „boches“ (= Saukerle) und „barbares“ gelten bei innerlich gebildeten Menschen auch dem Gegner gegenüber sicherlich als unzulässig. — Red.

Ganz anders als Prof. Dessoir urteilte ein schwedischer Gelehrter, der Rechtshistoriker und Geograph Prof. Rudolf Kjellén über Dr. Steiner, als er mit dessen Schrift: „Gedanken während der Zeit des Krieges“ Bekanntschaft gemacht hatte: „Sie ist — schreibt Kjellén — um einen speziell deutschen Ausdruck zu gebrauchen, eine vornehme Arbeit . . . Für mich hat diese Schrift die Bekanntschaft mit einer der ausgeprägt geistigen Persönlichkeiten der Gegenwart eingeleitet. Ich fühle mich in meinem Wissen dadurch bereichert usw.“, so schreibt Kjellén. So verschieden sind die Urteile. Derselbe Mann, dem Prof. Dessoir nachsagt, daß er eine „Negerphilosophie“ vertritt, ist in den Augen Prof. Kjelléns „eine der ausgeprägt geistigen Persönlichkeiten der Gegenwart“.

Wie reimt sich das zusammen?

Das Jenseits und die christliche Hoffnung.

Von Konrad Falkeisen, evang. Pfarrer.

(Fortsetzung von Seite 427.)

Eine andere beachtenswerte Stelle, die hierher gehört, findet sich im Propheten Jesaia, Kap. 8, 19. Dort wird ebenfalls das Befragen der Totenbeschwörer und Zeichendeuter verdammt. Man soll denjenigen, die dazu auffordern wollen, antworten: „Soll nicht ein Volk seinen Gott um Rat fragen?“ — Auf welche Art sollte nun Israel seinen Gott fragen, wenn nicht durch die obgenannten Einrichtungen, durch die Priester und die anerkannten Seher und Propheten? Zu dieser Auffassung scheinen jedoch unsere Theologen gar nicht zu gelangen. — In demselben Sinne ist eine andere Stelle im selben Buche, Jes. 47, 12—15, aufzufassen.

Ein englischer Theologe, Prof. G. A. Smith, hat sich zu dieser Jesajastelle folgendermaßen geäußert: „Die Handhabung dieser geheimen Künste übte auf den Intellekt des Volkes einen ungünstigen Einfluß aus, brach seine ursprünglichen Gepflogenheiten und verdarb sein Gewissen.“ Ferner: „Das innere, wie politische Leben des Volkes wurde durch die Stimme eines Orakels gleichsam brachgelegt, indem ein Geist Antworten und Ratschläge erteilte, welche zumeist auch in keiner Weise mit der Vernunft in Einklang zu bringen waren.“ Ferner sollen die „Orakel das Volk gleichsam entnervt und die Vorstellung eines allmächtigen Gottes verdunkelt haben, weshalb die großen hebräischen Propheten, welche auch zugleich große Politiker waren, dagegen ankämpften und dem Volke klar zu machen suchten, daß es sich doch nicht solche Orakel zu seinem Führer auswählen dürfe,“ usw. . . . Soweit es die „wilde“ Mantik und die schwarze Magie

betrifft, sind diese Ausführungen vollkommen richtig, es wird nur — wie wir schon sagten — dabei vollständig übersehen, daß diese großen „Politiker“ sonderbarerweise auch zugleich große Mantiker waren und daß sich „Gott“ gerade durch diese Männer offenbarte und durch ihre im Namen Gottes vollbrachten¹ Taten, die Beweise einer ihnen gegebenen übersinnlichen Macht, das Volk seine Vorstellungen eines allmächtigen Gottes erhielt und sie nicht etwa aus philosophischen oder theologischen Spekulationen schöpfte! Diese mit übermenschlichen Kräften begabten Männer waren die Organe, durch die sich Gott seinem Volke offenbarte. Auf welche Weise hätte er sich denn sonst offenbaren sollen? Es geht nun eben einmal nicht an, diese „Prophetengestalten“ uns dadurch sympathischer zu machen und näher zu rücken — d. h. unseren unvollkommenen Begriffen —, daß man sie ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten entkleidet und in scharfsinnige Politiker verwandelt!

Die Mißachtung der göttlich beglaubigten Propheten und Ordnungen war die Ursache des Unterganges der Nation, niemals aber die Pflege und Ausübung höherer Begabungen an sich! — Es ist leicht verständlich, daß sich neben den hochbegabten — wie es ja gewöhnlich auf allen Gebieten der Fall ist — eine große Zahl minderbegabte und in sittlicher Hinsicht tiefstehende, mitunter gewissenlose Seher und Mantiker breit machten und das Volk irre führten, d. h. seinen niedrigen Instinkten fröhnten, oder sich selbst durch die verkehrten Gedanken derer, die sie befragten, verwirren und zu falschen Aussagen verleiten ließen und auf diese Weise einen verderblichen Einfluß ausübten. Es wird ja öfter berichtet, wie sich die göttlichen, d. h. hochstehenden und durch und durch wahrhaftigen und klarblickenden Seher und Propheten gegen die falschen Propheten verteidigen mußten. Das einzige Verteidigungsmittel, das ihnen nun zur Verfügung stand, war das Experiment auf die Zuverlässigkeit ihrer Aussagen, d. h. ihre Vorhersagungen pflegten mit Sicherheit einzutreffen, die der anderen jedoch nicht (5. Mos. 18, 20—22; 1. Kön. 16 u, 22; 2. Kön. 3, 13—20; Jer. 28). Ferner verstanden sich die Propheten auf allerlei merkwürdige magische Kunststücke, die ja allgemein bekannt sind und darum nicht aufgeführt zu werden brauchen. — Aus dem Gesagten ist ferner klar ersichtlich, daß, vom biblischen Standpunkte aus gesehen, das Verlangen etwa einmal in schwierigen Fällen einen Rat aus höherer zuverlässiger Quelle zu erhalten, keineswegs als etwas Verwerfliches zu betrachten ist. Für Israel waren die verschiedenen Möglichkeiten, sich allerlei Rat und Hilfe höherer Art beschaffen zu können, geradezu ein Beweis der Nähe seines Gottes. Man war weit davon entfernt das Verlangen darnach als Kleinglauben oder Aber-

glauben zu brandmarken und alle diejenigen, die etwa diesem Verlangen entsprechen konnten, als Schwindler, verworfene oder dem Satan verfallene Menschen zu verfolgen, wie es in der „aufgeklärten“ Gegenwart noch der Fall ist.

Der Hauptgrund aber, weshalb die gewöhnliche volkstümliche Mantik in Israel bekämpft wurde, war jedenfalls der, daß jene Zauberer und Totenbeschwörer ihre Kunst von den umliegenden Völkern übernommen hatten, auch wohl vielfach von dort eingewandert waren, oder sich aus der Zeit der Ureinwohner noch erhalten und natürlich ihre ursprüngliche Religion nicht aufgegeben hatten. Darum war die Befürchtung sehr begründet, daß durch den Einfluß dieser Leute fremde religiöse Anschauungen eingeschleppt oder zur Herrschaft gelangen könnten. Der Verlauf der Geschichte Israels hat ihre Richtigkeit leider hundertfach bestätigt.

Diese Gefahr aber liegt uns heute bei der Erforschung des übersinnlichen Gebietes vollkommen ferne und darum dürfen wir mit gutem Gewissen sagen, daß uns das alttestamentliche Verbot wirklich nichts mehr angeht. Es versteht sich aber von selber, daß auch wir die schwarze Kunst als durchaus verderblich ebenso bestimmt ablehnen, d. h. die Verwendung übersinnlicher Gaben und Kräfte für niedrige und selbstsüchtige Zwecke. Denn erst durch den Mißbrauch wird die Magie zur schwarzen Kunst!

2. Ist der heutige Spiritismus genau dasselbe, wie die Befragung der Toten, oder die Totenbeschwörung der Alten?

Wer diese Frage bejaht, der zeigt damit, daß er sich auf dem Gebiete noch nicht genügend umgesehen hat. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es gar nicht, oder doch nur in seltenen Fällen, möglich ist, bestimmte Verstorbene zu beschwören, d. h. sie herbeizuziehen und zu irgend einer Kundgebung zu zwingen. Allerdings kann es vielleicht einmal geschehen, daß irgend ein Kobold, d. h. ein noch wenig entwickeltes Geistwesen, die Gelegenheit ergreift, auf einen Hokusfokus eingeht und den Betreffenden unter einer falschen Maske etwas aufspielt. Das kommt heute noch in spiritistischen Sitzungen vor, auch ohne Beschwörungsformeln. Kein Erfahrener wird sich aber auf die Dauer täuschen lassen, wenn es auch natürlich oft recht schwierig ist, solche Betrügereien zu erkennen, die jedoch bei einer sachverständigen Leitung selten vorkommen. Es ist demnach festzuhalten, daß die Geistwesen, die sich durch Medien kundgeben, es immer freiwillig tun. Dies erscheint jedoch als nebensächlich gegenüber dem strengen Verbot, die Verstorbenen überhaupt zu befragen — und das geschieht doch in spiritistischen Sitzungen. Gewiß! Allein es ist weiter oben dargelegt worden, daß das Verbot mit aus dem Grunde erlassen wurde, weil damals der Verkehr mit den Verstorbenen ohne

Zweifel ausschließlich dazu benützt wurde, um irgend einen irdischen Vorteil zu erhalten, denn etwas anderes kam damals nicht in Frage; z. B. fiel es damals kaum jemandem ein, nach Beweisen für das Fortleben der Verstorbenen zu suchen, weil es niemanden in den Sinn kam daran zu zweifeln. Ebenso, wenn heute jemand durch ein Medium etwa den Versuch macht, verborgene Schätze aufzuspüren, oder eine gewinnbringende Losnummer zu erfahren und anderes mehr, so wird dies unfehlbar niedrig stehende Einflüsse anziehen, die dann freilich immer schaden. Ebenso verfehlt ist es, wenn Diesseitige von Abgeschiedenen allerlei Ratschläge für ihr äußeres Leben erhalten möchten, und zwar deshalb, weil den Jenseitigen in der Regel das Diesseits schon zu ferne liegt, als daß sie etwas Zuverlässiges darüber sagen könnten. Dagegen ändert sich alles, wenn Aufschlüsse über geistige Dinge, oder auch über jenseitige Zustände gesucht werden, oder wenn es sich um Beweise für die Unsterblichkeit handelt. Denn wo im Ernste Höheres und Wertvolles angestrebt wird, da werden sich auch höher stehende Geistwesen kundgeben.

Das ist der tiefgreifende Unterschied, welcher alles ändert und der es verbietet, das sog. Totenbefragen der Vergangenheit mit den medialen Kundgebungen der Gegenwart auf eine Linie zu stellen. Und wo bei den letzteren sachgemäß vorgegangen wird, da werden sich keine schlechten Folgen einstellen, wenn auch gesagt werden muß, daß sich nicht ein jeder in dieses Gebiet einlassen darf, denn es kommt stets auf die Beanlagung und die innere Verfassung des einzelnen an, ob er Nutzen oder Schaden daraus ziehen wird. Dieser Satz trifft aber auch bei vielen rein irdischen Bestrebungen zu: lange nicht alles taugt für jeden. Für manchen kann eine Kunstbestrebung oder irgend eine Beschäftigung zum Verderben werden, wenn er sich ihr allzusehr überläßt, man wird sie deshalb doch nicht mit dem Banne belegen. Es darf jedoch zur Ehre der Spiritisten gesagt werden, daß es in ihren Reihen eine große Zahl von hohem Ernste erfüllte und ihrer Verantwortung bewußte Persönlichkeiten gibt. Und die Mehrzahl unter ihnen ist viel weitblickender und gerechter in ihrem Urteil über andersdenkende, als ihre Gegner. —

Unter die dogmatischen Hemmungen gehört ferner die Übersetzung und Auffassung des griechischen Wortes „daimon“ (Dämon). Man möchte glauben, die Übersetzer seien hier mit einem stillen Einverständnis untereinander vorgegangen. Dieses Wort bedeutet ursprünglich „Gottheit“ oder „Göttliches Wesen“ oder eine göttliche Macht, die sowohl Gutes, wie Böses bewirken konnte. Dann bedeutete es aber auch einen Schutzgeist, d. h. ein göttliches Wesen niederer Ordnung und endlich wurde es auch im Sinne von unserem Worte „Gespenst“ oder „Geist“ gebraucht.

Nun folgt in allen Wörterbüchern mit stereotyper Gleichförmigkeit das Weitere: „N. T. böser Geist, Teufel,“ d. h. in den neutestamentlichen Schriften bedeutet dasselbe Wort, das sonst eher zur Bezeichnung einer göttlichen Macht verwendet wurde, ausschließlich nur den Teufel! — Ist das nicht höchst sonderbar? Wir wissen doch kaum mit Bestimmtheit, in welcher Bedeutung dieses Wort in späterer Zeit (als die Schriften des Neuen Testaments verfaßt wurden) in der Volkssprache verwendet wurde. Es ist nicht unmöglich, daß es allgemein für „Gespenst“, oder „Geist“ gebraucht wurde und man nur in besonderen Fällen an eine Art niedere Gottheit, oder unheimliche „teuflische“ Macht dabei dachte. Aber auch ohne das, wenn man die Stellen im Neuen Testament, in denen das Wort „daimon“ bei Besessenen vorkommt, mit anderen Stellen vergleicht, die ebenfalls von Besessenen berichten, wo aber zur Bezeichnung der unheimlichen Macht, die den Kranken beeinflußte, der Ausdruck „unreiner“ oder „böser Geist“ verwendet wird, so wird man bei sorgfältiger Prüfung unschwer erkennen, daß man ebensogut für die Bezeichnung „böser Geist“ das Wort „daimon“ setzen könnte. Man darf deshalb mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß es sich im Neuen Testamente, wo dieses Wort im Zusammenhang mit Besessenen vorkommt, keineswegs um eine besondere Gattung von Teufeln handle, sondern einfach um das, was wir einen „Geist“ nennen.

In einem etwas verschiedenen Sinne wird dieses Wort an anderen Stellen gebraucht. Einmal dort, wo die Ansicht der Feinde Jesu wiedergegeben wird, die behaupten, er treibe die „Dämonen“ aus durch den „Obersten der Dämonen“. Die damaligen Schriftgelehrten scheinen demnach dieselbe Vorstellung gehabt zu haben, wie ihre gegenwärtigen Nachfolger, sie waren der Meinung, die „bösen Geister“ seien eine Art niedere oder gemeine Teufel, die unter dem Befehle des höchsten oder eigentlichen Teufels, dem Beelzebub, stünden. Die Verteidigung Jesu entspricht dieser Vorstellung, denn er gebraucht statt der Bezeichnung Beelzebub, des „obersten der Dämonen“ das Wort Satan, ein Ausdruck, der dem Worte „Teufel“ gleichwertig ist (Mt. 12, 24 ff.; Mk. 3, 32 ff.; Lk. 11, 15 ff.). Die Schriftgelehrten wollten sagen, Jesus stehe mit dem Teufel, dem „Fürsten der Finsternis“ im Bunde und seine Macht sei eine finstere, also keine göttliche. Mit seiner gesunden Logik beweist ihnen aber Jesus, daß dies unmöglich der Fall sein könne, denn wenn er mit der finsternen Macht im Bunde stünde, so hätte es gar keinen Sinn gehabt „Dämonen auszutreiben“, da ja dann das Reich der Finsternis in sich selbst uneins gewesen wäre. An dieser Stelle tritt nun allerdings etwas von der Doppelbedeutung des Wortes „daimon“ zu Tage, nach der es nicht bloß eine gute, sondern auch eine unheilvolle Macht

bedeuten konnte, doch zwingt uns dies keineswegs zu der Annahme, daß überall, wo dieses Wort vorkommt, an den Teufel gedacht werden müsse, sondern wo es bei Besessenen gebraucht wird, da will es eben nur so viel besagen, daß hier „unreine“, d. h. Geister von solchen Abgeschiedenen, die sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung befinden, im Spiele seien. (Schluß folgt.)

Rätsel der Natur.

Von Dr. Jos. Böhm in Nürnberg.*)

„Das Schwierige bei der Natur ist, das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen.“ Goethe.

Vor kurzer Zeit sind im „Fränk. Kurier“ (Nr. 412 und 419) Mitteilungen über das Thema „Tiere als Wetterpropheten“ erschienen, worin ausgeführt wird, daß Tiere, die in der Luft, auf der Erde, unter der Erde oder im Wasser leben, hauptsächlich vor Umänderung des Witterungscharakters ein auffallendes Verhalten erkennen lassen. Um Wiederholungen zu vermeiden und mich möglichst kurz fassen zu können, verweise ich auf die dort geschilderten Wahrnehmungen.

Nicht nur in der Tierwelt gibt es aber solch sogenannte Wetterpropheten, besser gesagt „atmosphäropathische Individuen“, sondern auch verschiedene Menschen sind imstande, Einflüsse, die ohne Zweifel in der Atmosphäre und in den oberen Schichten der Erdrinde zu gewissen Zeiten zur Entstehung kommen, zu fühlen. Hierher gehören alle diejenigen Personen, welche an bestimmten aperiodisch und plötzlich auftretenden Formen von Rheumatismus, Gicht, Ischias und anderen nervösen Störungen leiden. Im Gegensatz zu den Tieren vermögen derartig veranlagte bzw. erkrankte Menschen uns mündlichen Aufschluß zu geben über den Zeitpunkt

*) Sonderabdruck aus Nr. 480 und 484 des „Fränk. Kuriers.“ Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers werden wir in den nächsten Heften auch einen Auszug über seinen in der Mitgliederversammlung des „Tierärztlichen Kreisvereins von Mittelfranken“ am 14. Mai 1916 zu Nürnberg mit großem Beifall gehaltenen Vortrag über den Zusammenhang der Aetiologie der Maul- und Klauenseuche, des Schweinerotlaufs und anderer Tierkrankheiten mit radiumbiologischen und atmosphärischen Vorgängen zum Abdruck bringen, weil daraus die erfreuliche Tatsache hervorgeht, daß seither fast nur von „Okkultisten“ auf Grund ihrer Beobachtungen auf mediumistischem Gebiet aufgestellte Theorien nun allmählich auch die sog. exakten Wissenschaften, wie die Tierheilkunde, zu befruchten beginnen. — Red.

des Beginns und Aufhörens genannter Beschwerden, über deren Intensität und Ortswechsel am Körper u. dgl. Hat man Gelegenheit, viele solche Personen gleichzeitig zu beobachten und zu befragen, so wird man erfahren, daß besonders hinsichtlich des plötzlichen Auftretens und Verschwindens der Schmerzen usw. insofern eine gewisse Gesetzmäßigkeit besteht, als bei der einen Gruppe solcher Personen eine Verschlimmerung in einer Zeit auftritt, in welcher bei der zweiten Gruppe eine Erleichterung verspürt wird und umgekehrt. Daraus muß geschlossen werden, daß auch die Einwirkungen zweifacher Art sind. Dies ist besonders erkennbar einerseits für die Zeit, wenn die Bildung von Gewitterwolken erfolgt bis zum Beginn der Blitzentladungen bzw. des Fallens der ersten Regentropfen, andererseits während des Gewitters selbst. Es sei nur erinnert an die sogenannte Gewitterangst bei Menschen und Tieren.

Man hat bisher vergebens versucht, aus den bekannten atmosphärischen Vorgängen eine Erklärung herauszufinden. Temperatur, Luftdruck, absolute und relative Feuchtigkeit, Windstärke und Windrichtung, Sonnenscheindauer usw. wurden berücksichtigt, jedoch konnte man einen sicheren, jedesmal zutreffenden Zusammenhang nicht feststellen. Es muß demnach noch etwas Unbekanntes vorhanden sein, welches die genannten Symptome hervorruft. — Man weiß aus der Therapie bei obigen Erkrankungsformen, daß elektrische, in bestimmter Richtung verlaufende Ströme, gewisse Lichtstrahlen, oder radiumhaltige Quellen und aus radioaktiven Substanzen hergestellte Präparate unterschiedlich dem einen Kranken Besserung und Heilung bringen, bei dem andern aber ohne jede Wirkung bleiben oder den Zustand sogar vorübergehend ungünstig beeinflussen. Auf Grund dieser Erfahrungen und der Lehre der Physiologie, wonach für das Nervensystem der elektrische Reiz am wirksamsten sich erweist, ist der Schluß berechtigt, daß die oben genannten atmosphärischen Einflüsse ebenfalls mit Wellen des elektromagnetischen Spektrums zusammenhängen, je nach deren Art und Intensität die einzelnen Individuen unterschiedlich reagieren.

Nun fragt es sich, ob in der Atmosphäre und in den oberflächlichen Erdschichten derartige Vorgänge tatsächlich sich nachweisen lassen. Wenn man sich die Mühe nimmt, auf hier einschlägigen Gebieten der meteorologischen und physikalischen Forschungen Umschau zu halten, so wird man den erwünschten Aufschluß unschwer bekommen können. Beachtenswert sind vor allem die luftelektrischen Untersuchungen von F. Exner, Elster und Geitel, Wilson, Mache und Schweidler und insbesondere von A. Gockel. Letzterer hat die Methoden und Resultate der Forschungen in dem Werke „Die Luftelektrizität“, Leipzig 1908, Verlag von S. Hirzel, niedergelegt. Das Studium dieser Literatur

wird dem Arzte und Tierarzte manche Rätsel, die sich ihm bei bestimmten Erkrankungen seiner Patienten zeigen, lösen helfen. Desgleichen könnte der Psychologe hinsichtlich mancher Phänomene Aufschluß bekommen. Hier sollen nur auszugsweise einige beachtenswerte Punkte angeführt werden.

Jeder Gebildete weiß, daß der unter einer Lichterscheinung auftretende Blitzstrahl nichts anderes darstellt als einen raschen Ausgleich der elektrischen Spannung, welche zwischen einer Wolke und dem Erdboden infolge der verschiedenen (positiven und negativen) Ladung derselben bestand. Eine solche Spannungsdifferenz zwischen den höheren Schichten der Atmosphäre und der Erde besteht nun in geringerem oder stärkerem Grade auch zu anderen Zeiten. Man nennt diese Erscheinung das Potentialgefälle der Atmosphäre. Mit unsern gesunden fünf Sinnen können wir dasselbe nicht wahrnehmen, jedoch zeigen besonders konstruierte Apparate den Verlauf und die Art desselben genau an.

Die Menge der positiven oder negativen Ionen unmittelbar über dem Erdboden ist je nach der Jahres- und Tageszeit, der geographischen Lage des Ortes und der geologischen Beschaffenheit der oberen Erdschichten verschieden; das gleiche ist der Fall in den höheren Luftregionen je nach meteorologischen und wahrscheinlich auch kosmischen Vorgängen. Als Ionisationsquellen sind anzusehen einerseits die Sonne, andererseits der örtlich sehr unterschiedlich große Gehalt des Erdbodens an radioaktiven Stoffen. Je nach der Intensität der ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts und der α - β - γ -Strahlen und Emanationen der radioaktiven Substanzen wird, beeinflußt durch die eben genannten Faktoren, in der Luft mehr ein Gleichgewicht zwischen positiven und negativen Ionen oder eine größere Anhäufung der einen oder anderen Art bestehen. Temperatur, Luftdruck, Feuchtigkeit und Ozongehalt stehen in einem gewissen Verhältnis zur geringeren oder stärkeren Leitfähigkeit der Luft. Durch die Aufwärts- oder Abwärtsbewegung der Ionen entsteht der sogenannte „Atmosphärische Vertikalstrom“, der, wie sich aus dem Gesagten ergibt, periodischen und aperiodischen Schwankungen unterworfen ist. Beispielsweise besteht während des Föhns wie auch vor einem Gewitter in unseren Breitegraden meistens eine Anhäufung von positiven Ionen, während der Gewitterentladungen und am Beginn plötzlich einsetzender Platzregen hingegen werden negative Ionen in großer Menge von oben herabgedrückt. Durch einen kräftigen Wind können aus der Gegend, wo das Gewitter herrscht, die Ionen auch in horizontaler Richtung in benachbarte Gebiete transportiert werden. Die meisten Menschen fühlen dies sofort durch die erfrischende Wirkung. Sowie die relative Feuchtigkeit auf etwa 80 Proz. gestiegen ist, tritt eine sehr auffallende Verminderung besonders der negativen Ionen ein. Exner fand, daß einem raschen

Sinken des Potentialgefälles bei anscheinend normalem Wetter noch im Laufe der nächsten zwölf Stunden Regen folgt. Nebel- und Taubildung erzeugt einen Überschuß positiver Ionen. Bei winterlichen Schneefällen überwiegt ebenfalls die Vermehrung der positiven Ionen, innerhalb aufsteigender Wolken hingegen diejenige der negativen. Minima der Leitfähigkeit der Luft beobachtet man in unserem Klima zur Zeit des Sonnen-Auf- und -Untergangs, Maxima sind nachmittags und in der Nacht vorhanden, doch bestehen auch hier Verschiedenheiten, je nach der Lage des Ortes. In den ersten Morgenstunden tritt eine nicht nur absolute, sondern auch relative Vermehrung der positiven Ionen ein, die mit dem gegen Mittag einsetzenden aufsteigenden Luftstrom insofern endigt, als nun für einige Stunden die negativen Ionen sich relativ stärker vermehren. Während der Monate Juni bis Oktober besteht eine stärkere Luftionisierung mit schnellerem Anwachsen der negativen Ionenzahl, vom November bis Mai hingegen ist deren Menge im allgemeinen verringert. In südlichen Gegenden, so z. B. auf Capri oder in Triest, besteht entsprechend dem dortigen konstanteren Klima kein scharf ausgesprochener Unterschied für die einzelnen Jahreszeiten hinsichtlich der Ionisation. In einer Höhe bis zu 3000 Metern ist der Verlauf der Leitfähigkeit der Luft ein sehr wechsellvoller; in Höhen über 5000 Meter besteht eine sehr starke Ionisation, wahrscheinlich infolge der von der Sonne ausgehenden vielen negativen Ionen. Braun konnte feststellen, daß zur Zeit des Vollmondes das Potentialgefälle ein Maximum, zur Zeit des Neumondes ein Minimum aufweist.

Durch den an verschiedenen Orten unterschiedlich gearteten, in die Erdoberfläche eindringenden Vertikalstrom entsteht innerhalb der oberen Erdschichten der „Erdstrom“. Derselbe nimmt während der Dämmerung und zur Nachtzeit an Stärke zu, wenn die ultravioletten Lichtstrahlen fehlen, bzw. die Sonne zur Oberfläche des betreffenden Erdteils in fast wagrechter Linie oder in einem nach unten gerichteten Winkel steht. Der Erdstrom dreht sich mit der Sonne. Gockel gibt „als vorläufiges Resultat der Untersuchungen an, daß die Schwankungen der Erdströme die Schwankungen des Erdmagnetismus fast vollständig erklären, und daß durch ihre und des luftelektrischen Vertikalstroms Vermittlung die meteorologischen Faktoren den Erdmagnetismus beeinflussen“.

Außer dem Vertikal- und Erdstrom verläuft von Nord nach Süd noch der „Magnetstrom“. Das Instrument, welches diese Richtung stets anzeigt, ist bekanntlich die Magnetnadel. Dieselbe läßt stoßweise Schwankungen erkennen beim Auftreten von sog. „magnetischen Stürmen“. Diese auszugsweise wiedergegebenen Mitteilungen dürften dem Leser vorerst genügen.

„In der lebenden Natur geschieht nichts, was nicht in Verbindung mit dem Ganzen steht,“ sagt Goethe. Es erscheint auch undenkbar, daß erwähnte physikalische Vorgänge für die lebenden Organismen ohne jeden Einfluß bleiben sollen. Für gewöhnlich werden allerdings diese Ströme und Strahlen den Körper durchziehen, ohne daß dies das betreffende Individuum wahrnimmt; sobald aber eine gewisse Veranlagung oder ein *locus minoris resistentiae* vorhanden ist, kann eine vorübergehende oder länger andauernde Reaktion eintreten und empfunden werden.

Auf den Zusammenhang von Rheumatismus, Ischias, Gicht usw. mit Vermehrung oder Verminderung der negativen Ionen in der Luft hat Steffens schon im Jahre 1910 in seiner Schrift „Witterungswechsel und Rheumatismus“ hingewiesen; er begründet hierauf die „Anionenbehandlung“ mit einem nach seinen Angaben konstruierten Apparat.

Es wäre vielleicht nicht ausgeschlossen, daß durch derartige äußere Einwirkungen bei entsprechender Veranlagung auch manche Erkrankungen unserer Soldaten, welche in Schützengräben und Unterständen entgegen sonstiger menschlicher Lebensweise tage- und monatelang unter der Erdoberfläche sich aufhalten müssen und sich so im Bereich des Erdstromes befinden, entstehen. Andererseits ist bekannt, daß Männer, welche jahrelang an Rheumatismus litten, von diesen Schmerzen befreit sind, seitdem sie sich im Stellungskampf dort befinden. Die Anhäufung von Emanation benachbarter stark radioaktiver Bodenschichten in Erdhöhlen, sowie der unmittelbare feuchte Kontakt des Körpers oder einzelner Teile desselben mit der Erde, wie er bei obigen Aufenthaltsorten oder bei Verschüttungen meist eintritt, wird ebenfalls, besonders zur Nachtzeit, nicht ohne Einfluß bleiben.

Wie Tiere bestimmter Arten auf die bei Witterungswechsel vor sich gehenden elektrischen oder radioaktiven Vorgänge reagieren und dies durch Ertönenlassen ihrer Stimme oder sonstiges Verhalten anzeigen, so werden andere wiederum bei den täglichen oder jährlichen Schwankungen des Potentialgefälles bzw. der Vermehrung oder Verminderung der einen oder anderen Ionenart in ihren Lebensäußerungen besondere Erscheinungen wahrnehmen lassen. Hierher sind vielleicht zu rechnen das Krähen des Hahnes bei Sonnenaufgang, der Ruf des Kuckucks im Frühjahr und das Fortfliegen der Zugvögel.

Für letzteres könnte als Veranlassung die Verminderung der negativen Ionen in der Atmosphäre in den Herbstmonaten angenommen werden. Wie in einer Abhandlung „Ziehende Vögel“ im Unterhaltungsblatt des „Fränk. Kurier“ vom 26. und 27. März 1916 bemerkt ist, geschieht der Fernflug in außerordentlich großen Höhen, in welchen nach den erwähnten Angaben besonders negative Ionen angehäuft sind (vgl. auch den niederen bzw. hohen

Flug der Insekten und Schwalben vor und nach einem Gewitter). Es scheint, daß in derjenigen Entfernung von der Erdoberfläche, in welcher der Fernflug erfolgt, gewisse Einflüsse, wie sie in der Nähe vom Boden vorhanden sind, fortfallen, die Tiere vielmehr wie unter Magnetwirkung ohne Zutun ihres Bewußtseins von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten mit großer Schnelligkeit dahinfliegen müssen. Erst gewisse veränderte Zustände in den oberen Luftschichten zwingen sie tiefer herabzukommen und sich wieder auf der Erdoberfläche niederzulassen. Die Gegenden, welche sie sich zum Winteraufenthalt aussuchen, müssen folgerichtig starke Ionisation und geringe Schwankungen des Potentialgefälles aufweisen.

Über den Flug der Brieftauben teilen Fachleute mit, daß derselbe stark bezüglich seiner Zuverlässigkeit beeinträchtigt wird, wenn „magnetische Stürme“, also besondere Störungen innerhalb der Atmosphäre herrschen. Es läßt sich vermuten, daß ähnliche Vorfälle auch die Zugvögel veranlassen, den bereits begonnenen Flug zu unterbrechen, worüber zuweilen berichtet wird. Wie die Zugvögel scheinbar ein großes Bedürfnis nach negativen Ionen in ihrer Umgebung haben, so kann dies bei Tieren, welche einen Winterschlaf in Erdhöhlen oder unter der Erde halten, für positive Ionen der Fall sein.

Bekannt ist auch die Angst und das Heulen der Hunde sowie das Auftreten von Schlaflosigkeit und psychischen Störungen bei einzelnen Personen in nördlich gelegenen Gegenden, wenn das Polarlicht besonders stark und strahlenförmig ist. Diese Lichterscheinungen werden jetzt als Kathodenstrahlen erklärt, die durch elektrische Ströme innerhalb der Atmosphäre erzeugt werden. Kathodenstrahlen entstehen bekanntlich bei Bestrahlung negativ geladener Körper (z. B. auch bei Cirruswolken) durch Einwirkung des ultravioletten Lichtes. Beim Auftreten des Polarlichtes wurde von einzelnen Forschern eine starke Verminderung des positiven Potentialgefälles festgestellt.

Schon einige Zeit vor Eintritt eines Erdbebens verlassen Tiere, welche in der Erde leben, wie Maulwürfe, Feldmäuse, Reptilien, sowie Ameisen, ihre Schlupfwinkel, manche Fische schwimmen gegen das Ufer und Alligatoren suchen festen Boden auf. Etwas später, aber auch noch ehe unterirdische Geräusche, ein absonderlicher Geruch oder sonstige Wahrnehmungen auf den Eintritt eines Erdbebens schließen lassen, bemächtigt sich auch der Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, Hunde, Katzen usw., sowie der Pferde, eine auffallende Unruhe und Angst. Wäre hierfür vielleicht nicht auch eine Verstärkung des Erdstromes und hierdurch hervorgerufene Aussendung von β - und γ -Strahlen, bzw. abnorme Anhäufung von negativen Ionen über dem Erdboden verantwortlich zu machen?

Da vor Witterungswechsel auch in der Nähe von stehenden Gewässern, Sümpfen, Jauchegruben usw., in welchen organische Stoffe der Zersetzung unterliegen, ein stärkerer unangenehmer Geruch sich bemerkbar macht, wäre daran zu denken, ob nicht mittelbar durch die erwähnten atmosphärischen und tellurischen Vorgänge, unmittelbar durch die hierdurch bedungene kurz auftretende Strahlung und Emanation der radioaktiven Substanzen eine Vermehrung bzw. erhöhte Wirksamkeit der vorhandenen Bakterien entsteht. Ob nicht Ähnliches bei dem an Tagen mit Gewitterbildung besonders häufig auftretenden Sauerwerden der Milch eine Rolle spielt und auf solche Weise die plötzliche Virulenz und Pathogenität bestimmter bereits vorhandener Bakterien und ultramikroskopischer Stoffe verständlich werden kann, bleibt ebenfalls noch zu erforschen. Vielleicht erklärt sich auch das, wie z. B. im heurigen Jahre aufgetretene, starke und frühzeitige Keimen der Samen und Körner, das baldige Gelbwerden der Blätter und die auch im „Fränk. Kurier“ anfangs Juni mitgeteilte auffallende Erscheinung, daß in Nürnberg strichweise die Akazienblüte der Fülle des Reichtums entbehrte und auch der weiße Flieder einen schlechten Blütenansatz zeigte.

Die Radiumlehre, welche ebenfalls zur Klärung der aufgeworfenen Fragen mit herangezogen werden muß, besagt, „daß schwache und kurz dauernde Einwirkung, besonders seitens der durchdringenden β - und γ -Strahlen, sowie geringe Emanationsmengen einen beschleunigenden Einfluß auf Wachstum und Entwicklung haben, daß andererseits aber, wie aus allen an Bakterien, Pilzen und Samenkörnern usw. ausgeführten Versuchen hervorgeht, die Becquerelstrahlen in gewissen starken Dosen das Wachstum und die Entwicklung aufhalten, ja sogar den Tod der Gewebe hervorrufen, wobei am kräftigsten die α -Strahlen wirken.“

Die Aetiologie der nach Umfluß einer bestimmten Anzahl von Jahren immer wieder auftretenden Krankheiten, wie z. B. der Maul- und Klauenseuche, wäre nach dieser Richtung hin einmal zu prüfen. Periodisch auftretende Ereignisse auf der Sonne oder anderen Himmelskörpern oder deren Stellung zur Erde, Einfluß auf die meteorologischen Vorgänge, Einwirkung auf den Vertikal- und von diesem auf den Erdstrom hierdurch, in bestimmtem Grade eintretende Strahlung oder Emanation der örtlich verschieden starken radioaktiven Erdschichten, hierdurch hervorgerufene Virulenz der vorhandenen, sonst unschädlichen Keime könnten hier in Frage kommen! Liegt vielleicht in der in früherer Zeit geübten Astrologie doch bis zu einem gewissen Grade ein wahrer Kern?

Sehr interessant sind auch, nebenbei bemerkt, die Versuche über die Frage, wie der galvanische Strom auf freilebende einzellige Organismen einwirkt. Man hat gefunden, daß z. B. Amöben mit dem Kopfende sich gegen die Kathode einstellen und

dorthin sich bewegen, *Polytoma uvella* hingegen das gleiche Verhalten für die Anode zeigt, während das *Wimperinfusorium Spirostomum ambiguum* sich transversal zum Stromverlauf stellt. Man nennt diese Erscheinungen *Galvanotaxis*.

Nach der Lehre vom Radium „gibt es auf unserer Erde kaum Elemente, die so weit verbreitet sind wie die radioaktiven; man findet sie in der Atmosphäre, in den Gewässern und besonders im oberen Teil der Erdrinde in bestimmten Bodenarten. Die Atmosphäre ist nie frei von gasförmigen radioaktiven Elementen oder ihren Umwandlungsprodukten“. Es ist ausgeschlossen, daß die Natur die Stoffe Radium und Thorium mit so ausnehmenden Eigenschaften, wie sie die Strahlungen vorstellen, und mit den eigenartigen chemischen und physikalischen Wirkungen geschaffen hat, ohne daß dieselben von wichtigem Einfluß auf die Lebensvorgänge der Geschöpfe sein sollten. Vielmehr muß man zu der Überzeugung kommen, daß außer Licht, Sauerstoff, Feuchtigkeit, Temperatur, Luftdruck und Luftbewegung auch noch radioaktive Vorgänge unter den Gesamtbegriff „Klima“ zu rechnen sind und zu den notwendigen Existenzbedingungen der Organismen, seien sie einzelliger Natur oder hochdifferenzierte Zellverbände, gehören. Jedenfalls kann behauptet werden, daß das Leben von Mensch, Tier und Pflanze mit den Vorgängen auf unserer Erde und anderen Körpern unseres Planetensystems in noch weit größerem mittelbarem Zusammenhang steht, als bisher angenommen wurde.

Wenn auch vorstehende Ausführungen zunächst nur Hypothesen darstellen, so sollten sie doch als Anregungen für gewissenhafte Beobachtungen und systematische wissenschaftliche Untersuchungen aufgefaßt werden. Viele Erscheinungen, welche man bis jetzt als Rätsel der Natur bezeichnete oder unter den Begriff „Instinkt“ einbezog, können aufgeklärt werden, wenn die Untersuchungsergebnisse aus den Gebieten der atmosphärischen Elektrizität, dem Erdmagnetismus, der lichtelektrischen Erscheinungen und der Radiumbiologie in Zusammenhang mit der Physiologie seitens der Medizin und Naturwissenschaft noch eingehender berücksichtigt werden.

Von weitgehendster Bedeutung wird sein, wenn die Vermutung, daß es eine normale und pathologische Bioradioaktivität gibt, sich bestätigt. Dies dürfte der Schlüssel zur Erschließung vieler Geheimnisse sein. Der bekannte Physiologe Verworn sagt: „Es ist ein unbedingtes Erfordernis für den Fortschritt einer Wissenschaft, daß die Spezialarbeit das allgemeine Ziel, die große Aufgabe fest im Auge behält, damit eine planmäßige methodische Forschung entsteht. Das ist nur möglich, wenn der Forscher einen Überblick über das Gesamtgebiet besitzt, eine Landkarte, auf der in großen Zügen nur die wichtigen und bedeutungsvollen Tatsachen, Anschauungen, Probleme zu einem übersichtlichen Bilde

zusammentreten.“ . . . Das Ziel, das dem Menschegeist in der theoretischen Forschung vorschwebt, ist nicht allein Erkenntnis der leblosen Körperwelt, ist auch nicht allein Erkenntnis der lebendigen Körper, es ist auch nicht bloß Erkenntnis dieser oder jener psychischen Vorgänge, sondern wonach der Menschegeist strebt, wonach er dürstet, ist zuletzt Erkenntnis der Welt.“

Wenn dieser Wunsch aber auch heute noch zum Teil unerfüllt bleiben muß, so gedenke man der Worte des am Erfolg seines Strebens verzagenden Faust:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Die Technik des Hellsehens.

Von Fritz Langner (Hamburg).

Bei den äußerst verschiedenen Erscheinungen des Hellsehens der Sensitiven erschien mir eine genaue Feststellung der einzelnen hellseherischen Funktionen und ihrer Aufeinanderfolge höchst wissenswert und bemühte ich mich immer von den mit der oft zweifelhaft glücklichen Gabe des Schauens Beschenkten zu erfahren, auf welche Art und Weise sich die Phänomene zeigen. Es kann sich oft nur um eine bloße Ahnung handeln, ebenso aber um eine Art lebender Bilder, die dem Hellseher die verborgenen Dinge vor Augen bringen. Von dem Medium Otto N., das ich im Verlaufe dreier Jahre in mehreren hundert Sitzungen auf das genaueste kennen lernte und dessen uneigennützig und ernsthafte Natur stets zu weitgehendstem Vertrauen Anlaß gab, brachte ich folgendes in Erfahrung. Otto N. beschäftigte sich oft für sich mit den Vereinsmitgliedern und forschte auch gelegentlich nach ihrer Vergangenheit oder Zukunft, behielt aber seine Beobachtungen streng für sich und selten konnte man ihm Andeutungen über das Geschaute entlocken, die aber dann fast immer prompt eintrafen. Er erzählte mir, daß, wenn er die Vergangenheit eines Menschen sehen will, er sich passiv verhält, seine Gedanken auf die betreffende Person richtet und sie dann in ihrer gegenwärtigen Position sieht, entweder bei ihrer Arbeit oder sonstwo, jedenfalls in ihrer tatsächlichen gegenwärtigen Lage. Dann gibt er sich die Selbstsuggestion, die Vergangenheit sehen zu wollen, worauf er blitzschnell die wichtigsten Tage der Person an sich vorüberziehen sieht und zwar in Bildern, die den Darstellungen im Kino ähneln. Die Person wird immer jünger und jünger; er sieht sie als Schulkind auf der Schulbank sitzen, beobachtet, wie sie gerade Geburtstag feiert u. a. m., und bald wird sie immer jünger und kleiner, bis sie in der Wiege liegt und bis schließlich die Geburt des Kindes sich

zeigt. Die Bilder an sich sind progressiv, nehmen aber einen sprungweise rückschreitenden Charakter an.

Wenn er die Zukunft eines Menschen sehen will, dann sieht er ihn zunächst wieder in seinen gegenwärtigen Verhältnissen, in seiner Beschäftigung. Er sagte mir, daß er kürzlich jemanden bei diesem Experiment in der Fabrik stehen, ihn schreiben und rechnen sah. Dann sah er, wie die beobachtete Person eine Kündigung bekommt, wie sie entlassen wird und Stellung sucht. Sie kommt in eine andere Stadt, er trifft dort auf der Straße einen Bekannten, der ihm zu einer Position verhilft. Dann sieht er event. wie diese Person sich selbst emporgearbeitet hat, wie sie selbst in leitender Stellung Untergebenen Anweisungen erteilt, sieht sie in Wohlhabenheit und Wohlstand. Ist die Person nur kurze Zeit in einer Stellung, dann sieht er sie nur wenige Sekunden ihre Tätigkeit verrichten, die Situation verschwindet und sie zeigt sich an einem anderen Platze. Daraus läßt sich ungefähr schließen, wie lange Zeit jemand in einem Orte verweilt oder ähnliches. Es ergibt sich daraus auch die Ungenauigkeit der Beurteilung. Jedenfalls rücken alle Bilder meist sprungweise vorwärts, ähnlich wie im Lichtspielhaus.

Von einer anderen Person hörte ich, daß sie ebenfalls die Bilder vor sich aufblitzen und verschwinden sieht, daß diese aber oft von Nebeln überzogen werden oder dunkel werden, ähnlich wie wenn im Kino das elektrische Licht aussetzt oder flackert bzw. zittert. Diese Person hatte aber ein materielles Interesse an dem Hellsehen, was bei dem Medium Otto N. nicht der Fall war, der ziemlich wunschlos war und keine Leidenschaft für die Erforschung fremder Schicksale besaß, weshalb die von ihm geschauten Bilder klarer und ungetrübt waren. Daß er nichtsdestoweniger die eigene Zukunft sehr schlecht erforschen konnte und mit den genannten Verschleierungen der Bilder zu tun bekam, ferner daß ihm bei der Erforschung des eigenen Schicksals ungleich mehr Irrtümer unterliefen, bestätigt dieselbe Regel, von der es gewiß auch zahlreiche Ausnahmen geben wird.

Hellsehen bei Kindern.

Das kleine vierjährige Söhnchen des Okkultisten und Privatgelehrten W. K. in Liegnitz sah im Jahre 1910, als sein Vater eben mediumistisch allein eines morgens in seinem Zimmer schrieb, einen großen Mann mit schwarzem Barte neben seinem Vater stehen. Der kleine Hans war eben im Hemdchen in das Zimmer seines Vaters gelaufen und ging schnell wieder hinaus und sagte, daß ein fremder Herr bei Vater wäre. In der Tat war W. K. aber allein im Zimmer und schrieb mit seinem verstorbenen Vater, dem Großvater des kleinen Hans, durch die Hand auf mediumistische Weise. Die Vermutung, daß der kleine Hans den geistigen Körper seines Großvaters gesehen habe, welchen er für einen fremden Herrn hielt,

der bei seinem Vater zu Besuch sei, erhärtete sich, als man dem kleinen Hans das Bild des Verstorbenen zeigte, in welchem er den geschauten fremden Herrn wieder erkannte.

Ein anderes Mal sah der kleine Hans beim Spielen unter einem Stuhl eine Zunge und einen häßlichen Brummer (Fliege).

Die Wahrnehmung einer Gestalt durch den Kleinen scheint in diesem Falle die Erklärung durch eine animistische Hypothese fast auszuschließen, da der kleine Hans absolut kein Wissen von einem mediumistischen Verkehr seines Vaters hatte, allerdings unter Vorbehalt der Erklärung, daß durch die lebhaft geistige Vorstellung des Herrn W. K. ein Gedankenbild geschaffen wurde, das für den Kleinen wahrnehmbar war. Herr W. K. erklärte sich diese Erscheinung sofort und ohne Zweifel spiritistisch.

In einem anderen ähnlichen Falle, der leider nicht so klar zu Tage tritt, da das sehende Kind erst 2 Jahre war, sah das Söhnchen, dessen Vater kurz vorher im Felde gefallen war, diesen mitten im Zimmer stehen, wies auf ihn und rief „Papa, Papa!“ und mied ängstlich die Stelle, auf der das Phantom zu stehen schien.

Fritz Langner.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Zur Frage des Hellsehens

schreibt uns Herr H. Hänig, dat. 20. X. 16: „S. g. H. Prof.! Da in den Ps. Stud. von Zeit zu Zeit Berichte von Prophezeiungen erscheinen, wollte ich mir erlauben, Ihnen wieder einmal einige Gedanken darüber mitzuteilen, da ich zu eingehenden Forschungen hier [im Kriegsdienst] natürlich nicht komme und auch gar kein Material dazu besitze. Daß an dem Hellsehen, zu dem ja auch die Prophezeiungen gehören, etwas Richtiges ist, werden Sie wohl auch kaum bezweifeln [gewiß nicht! M.], obwohl Sie nach Ihrem Glaubensbekenntnis, das Sie s. Z. in den Ps. St. als Antwort an einen Herrn Lehmann in Kötzschenbroda (Märzheft 1916 S. 147) veröffentlichten, auch diesen Problemen sehr skeptisch gegenüberzustehen scheinen. Daß ein wirkliches Hellsehen möglich ist, ist ja m. E. theoretisch durch die Durville'sche Untersuchung über den Fluidalkörper und praktisch durch Experimente von Dr. Schrenck-Notzing u. a. mit Hellsehern, die verschlossene Briefe lesen, bewiesen, wozu noch die tatsächlich eingetroffenen Prophezeiungen des Nostradamus u. a. „Seher“ kommen, über die Dr. W. Bormann sein schönes Buch („die Nornen“) veröffentlicht hat. Es fragt sich nur, wie ich das auch in einer

Abhandlung in der „Übers. Welt“ ausgeführt habe, wie wir die Täuschungen ausschalten können, die bei diesen Wahrnehmungen möglich sind. Dr. R. Steiner spricht hier von einer besonderen Art des Schauens (zuerst Erinnerungsbilder), aber es scheint mir, als ob auch da noch Täuschungen von seiten des Unterbewußtseins möglich seien, und das Gleiche gilt m. E. auch von der Methode, die Leadbeater u. a. empfehlen, nämlich die Einzelberichte der Hellseher miteinander zu vergleichen und sich an die Übereinstimmung darin zu halten, da es auch hier wohl denkbar ist, daß solche gemeinsame Vorstellungen schon vorher im Bewußtsein des Betreffenden vorhanden waren. Der Hellseher sieht offenbar mit anderen Organen als wir und zunächst auch nicht die Gegenstände unserer Sinnennwelt, sondern die entsprechenden geistigen Gegenstände (Dr. Friese's „Komplemente“), sodaß z. B. die Seherin von Prevorst bei ihrer Innenschau nicht den physischen Körper sah, sondern das betr. astrale Ebenbild. Vor einigen Jahren hat nun, wie Sie ja auch s. Z. in den „Psych. Stud.“ mitteilten, der englische Arzt Kilner einen Apparat erfunden, durch den er glaubte, jeden in stand zu setzen, wenigstens die Aura des Menschen zu sehen; es stellte sich dann aber heraus, daß auch hierbei ein Teil ganz unempfindlich war; bei den anderen schien es sich um gewisse Vorgänge an den Augen zu handeln, aber vielleicht sind das nur Begleiterscheinungen des (inneren) Hellsehens, und Durville hätte dann mit seiner Theorie recht (der Fluidalkörper des Menschen), daß, während unsere körperlichen Organe nur materiellen Empfindungen zugänglich seien, das betr. geistige Organ (also hier das sog. innere Auge) nicht nur transscendente, sondern auch körperliche Empfindungen (beim Gesichtssinn aber nicht nur die 7 Regenbogenfarben, sondern auch solche jenseits davon) wahrnehme. Es gibt darüber einige sehr interessante und klar geschriebene Abhandlungen von Fr. Feerhow, die im Verlage von M. Altmann-Leipzig erschienen sind („die Odforschungen K. v. Reichenbachs“ und: „Kilner und die zeitgenössischen Auraforschungen“).

Ich habe übrigens selbst von Zeit zu Zeit ähnliche derartige Anwandlungen, die mir persönlich als eine Art Vorstadium des Hellsehens vorkommen (ich habe ein sehr nervöses Herz und leide deshalb öfters an solchen Anfällen), der Gesichtssinn geht dann bei mir sehr zurück, das (egoistische) Ich drängt sich gewaltsam hervor, sodaß es ebenso zurückgedrängt werden muß, und in ruhigen Zeiten (z. B. in der Nacht) kommt es mir vor, als träte man in Verbindung mit einer magnetisch-elektrischen Strömung, wobei man deutlich unterscheiden kann, ob die betr. Wahrnehmungen auf Wahrheit oder auf Selbsttäuschung beruhen (Steiners sog. Erfahrung). Wie bei dem letzten Anfall, der im Juni v. J. stattfand (ungefähr um die Zeit des Johannestages, ein zweiter im November ging schnell vorüber), erschien mir auch jetzt die folgende Zeit in sehr düsterem Lichte, worüber ich

aber jetzt nichts sagen möchte. Was die politische Entwicklung der Dinge betrifft, so kam es mir so vor, daß Japan noch im Laufe des Krieges über Amerika herfallen werde, daß ein Teil der Neutralen, durch das Schicksal Griechenlands abgeschreckt, noch auf unsere Seite treten werde usw.

Von den Prophezeiungen, die in letzter Zeit in den „Psych. Stud.“ veröffentlicht worden sind, scheinen mir, abgesehen von denen des Nostradamus, vorläufig nur die von Herrn Zöpplitz s. Z. mitgeteilte weitere Beachtung zu verdienen (bei dem Sternschnuppenfall scheint die Vorstellung von dem sog. letzten Gesicht in der Bibel zu Grunde zu liegen, sowie die Wolkenvision des Herrn Dr. Z. in Hamburg, die sich nach der in den „Psych. Stud.“ gegebenen Deutung auf Deutschland, Frankreich, Rußland und die Türkei beziehen sollte, und der Bericht von der Vorausschau der Einnahme von Tsingtau; auch die Prophezeiung aus der Kabbala (?) ist interessant, zumal sich auch in solchen Mitteilungen echtes Gut befinden könnte.

Wie gesagt, sind das alles schwierige und noch wenig geklärte Dinge, deren weitere Deutung wir der Zukunft überlassen müssen. Bei dem Schauen der Zukunft dürfte es sich, wie auch Dr. R. Steiner sagt, zunächst um einen tieferen Einblick in die kausalen, Zusammenhänge des Weltgeschehens handeln, wie ja auch unsere Wissenschaft teilweise im Stande ist, die Zukunft vorauszuberechnen (z. B. die Astronomie); bei den anderen Arten des Hellsehens haben wir teilweise parallele Vorgänge in der Sinnenwelt z. B. für die sog. Akasha-Chronik die Innenschau der Medien, dem zweiten Gesicht entspricht das plastische Lesen verschlossener Briefe etc. Es handelt sich dabei vielfach um ein plastisches Anschauungsvermögen (der von Dr. Schottelius erwähnte Hellseher las $a^2 - b^2$: A oben eine 2 Kreuz, b oben eine 2), das nach R. Steiner als ein Überrest eines früher allen Menschen gemeinsamen Bilderbewußtseins anzusehen ist.

Im Interesse dieser Forschungen ist es natürlich sehr wünschenswert, daß möglichst viele Prophezeiungen dieser Art gesammelt und veröffentlicht werden, wie dies in den „Psych. Stud. geschieht“.)

*) Nachdem meine obigen, rein privat gedachten Mitteilungen in den „Psych. Studien“ [wegen des Interesses für die Leser als „offener Brief“] zum Abdruck gelangten, möchte ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich bemerken, daß es sich bei diesen Vorgängen zunächst nur um ein rein subjektives Wissen, bzw. um eine rein subjektive Empfindung handelt, deren Objektivität erst durch die Ereignisse selbst erwiesen werden müßte.

H. Hänig.

Kurze Notizen.

a) Eine Rundfrage über „Wahrträume“. Herr Dr. med. Lomer, Nervenarzt in Bad Schwartau, sammelt z. Zt. Material für eine größere kritische Arbeit über sog. Wahrträume und bittet ihm diesbezüglichen Stoff zugehen zu lassen. Die betreffenden Mitteilungen sollen unter besonders genauer Berücksichtigung von Zeit, Ort und seelischer Stimmung während der jeweiligen Traum-erlebnisse gemacht werden. Wir bitten im Interesse einer streng wissenschaftlichen Erforschung dieses ebenso dunkeln als hoffnungsreichen Gebiets menschlicher Seelenkunde dieses dankenswerte Unternehmen nach Kräften zu unterstützen und Zuschriften direkt an die Adresse Dr. med. Lomer, Nervenarzt in Bad Schwartau (Fernruf: Amt Lübeck 2485) gelangen zu lassen. Auch literarische Belege aus früherer Zeit sind dem Fragesteller willkommen, der uns u. a. mit Recht schreibt: „Es ist ja wirklich an der Zeit, daß sich die Wissenschaft in exakter Weise mit diesen ungemein interessanten und, wie ich glaube, wichtigen Dingen ernstlicher als bisher befaßt.“

b) Eine türkische Kriegsprophezeiung. Im Morgenland sind bei der mohamedanischen Bevölkerung Kalendervorhersagen sehr beliebt und weitverbreitet. In einem in Kairo für das Jahr der Hedschra 1331 (1913 n. Chr.) erschienenen Kalender finden sich folgende nicht uninteressante Stellen, die mindestens einen politischen Scharfblick des Verfassers bekunden, um den ihn mancher Diplomat beneiden könnte: Tunis und Algier werden sich durch eine Revolution von der französischen Oberherrschaft befreien und Sieger bleiben. — Österreich wird bald schwer von Feinden bedrängt werden. — Frankreich wird sich demnächst in einen gewaltigen Krieg stürzen und es wird als Besiegter daraus hervorgehen, und lange danach erst wird es seine frühere Macht wiedererlangen. — Japan wird einen neuen Krieg führen. — In Rußland wird nach blutiger Revolution die Konstitution mit Gewalt zur Herrschaft kommen. — Das englische Imperium wird seine jetzige Machtstufe nicht mehr übersteigen, seine Herrschaft wird vielmehr infolge gleichzeitiger innerer Unruhen und eines Krieges zusammenbrechen. — Gegen Deutschland werden drei Großmächte Krieg führen, wobei eine Großmacht vernichtet werden wird. Deutschland wird ungeheure Angriffe zu überwinden haben, aber es wird siegen. — Während der Stern Englands im Sinken begriffen ist und sein Verfall durch diesen Krieg und innere Unruhen beschleunigt wird, wird die große Revolution in Rußland ausbrechen: ein europäischer Fürst wird durch eine politische Partei ermordet werden. — Nach dem europäischen Krieg wird Ägypten wieder an die Türkei zurückfallen, und 12 Jahre darauf wird Ägypten werden wie Andalusien. — In dem Kriege, den es vornehmlich gegen Eng-

land führt, werden Deutschland drei Verbündete erstehen und es werden unerhört blutige Schlachten geschlagen werden.

c) Eine uralte Prophezeiung, über die wir bereits im Sept.-Okt.-Heft cr. (S. 444, K. Not. c) Näheres berichtet haben, ist nun durch die Wiedereinrichtung eines selbständigen Königreichs Polen vermöge eines ebenso klugen als weltgeschichtlich bedeutungsvollen Schachzugs deutscher Staatskunst bereits in Erfüllung gegangen. Wer auch nur, wie Herausgeber, das herrliche polnische Nationalmuseum in Rapperswyl am Zürichersee kennt und sich mit der feinfühligem, edlen Seele des ruhmreichen polnischen Volks wenigstens auf dem ästhetischen Gebiet der Ton- und Dichtkunst vertraut gemacht hat, wird diese der Initiative, bezw. dem staatsmännisch überlegenen Gerechtigkeitssinn des deutschen Kaisers entsprungene Großtat mit Freuden begrüßen, der gegenüber die schönen Freiheitsphrasen der feindlichen Diplomaten in den Augen jedes normal fühlenden Beurteilers verblässen müssen. Es war auch gewiß richtig, mit dieser Befreiung eines hartgeknechteten hochbegabten Volkes nicht bis auf einen Friedenskongreß zu warten, sondern allen neidischen Ausländern, wie den unverbesserlichen Nörglern im eigenen Land zum Trotz eine den unerschütterlichen Siegeswillen des deutschen Volks und seiner tapferen Mitkämpfer zu deutlichem Ausdruck bringende vollendete Tatsache hinzustellen.

Unter der Spitzmarke „Eine polnische Weissagung“ drückt auch die türkische Presse ihre große Befriedigung über die Neuerrichtung eines selbständigen Polens aus. „Tanin“ führt dazu aus: „Die Weissagung von der Befreiung Polens im Augenblick des Tränkens türkischer Rosse im Dnjestr zeigt Polens Russenhaß und Türkenfreundschaft. Der polnische Volksglaube ist jetzt in Erfüllung gegangen.“

e) Die Aufschrift des Reichstagsgebäudes. — Wie uns Herr Kommerzienrat F. Soenneken-Bonn (dat. 19. XI. 16) gütigst mitteilte, wird nach der ihm vom Reichstagspräsidenten Exz. Dr. Kämpf durch Brief vom 21. Sept. zugegangenen Nachricht die Inschrift am Reichstagsgebäude „Dem Deutschen Volke“ nicht, wie ursprünglich geplant war, in Fraktur, sondern endgültig in Unziale, also in lateinischer Schrift, ausgeführt werden. Bei dem großen Interesse, das die Allgemeinheit an der vielbesprochenen Schriftfrage nimmt, wollten wir diese Notiz unseren Lesern nicht vorenthalten. Wir selbst halten diese Lösung für eine glückliche, um nicht zu sagen für die einzig richtige, und verweisen im Übrigen auf unsere Mitteilung über diese Streitfrage im Juliheft S. 342.

d) Briefe des Mannheimer Hundes Rolf. — In den schönen, von Prof. Dr. H. E. Ziegler herausgegebenen Berichten über die neuen Beobachtungen an Pferden und Hunden:

„Die Seele des Tieres“ (Verlag von W. Junk, Berlin W. 15, 1916, 115 Seiten, br. 1,50 M.) berichtet Prof. Ziegler über die Briefe des Hundes Rolf, die einen tiefen Einblick in die Tierseele gestatten. Sie sind die durch Pfotenschläge geklopfen Antworten auf Briefe an ihn, die er selbst durchlas. Echt kindlich in ihrem Stil und in urwüchsiger „Rechtschreibung“ eigenster Prägung geschrieben, sind sie ein Zeugnis dafür, wie sehr den Hund das Klopfen von Buchstaben ermüdet. So rät er einem andern Hunde, nichts zu lernen: fon lrrn mr wird grank mid gobf libr du soln nid lrrn imr sagn 4 mid dan mudr sagn 3 nid war nagr du sagn w baug un bugl legn. (Vom Lernen man wird krank, (bekommt) müden Kopf; lieber Du soln nicht lernen. Immer sagen 4 (d. h.) müd! Dann Mutter sagt: Nein, (3) nicht wahr! Nachher Du sagen: Weh (im) Bauch und (man solle Dich am) Buckel lecken!) Gleichwohl rät er einem andern Hunde, er solle immer gut zuhören, was gesprochen würde und die Mutter fragen, was er nicht verstünde. — Als Rolf keine Sprößlinge hat, klagt er darüber, und diktiert: „Lol hat Zorn von nicht immer lib haben er (ihn) Hundel immer brilln (brüllen) lla simpfen, wenn Lol ged zu gorb. Kuss von dei Lol.“ Für die Wahrheit des Berichteten verbürgen sich viele einwandfreie Zeugen. [Vgl. S. 337 u. S. 448.] Do.

e) Der Schicksalsstein der englischen Könige. Nach einer Londoner Mitteilung der „D. Tageszeit.“ (18. Jahrg., Nr. 116) besitzt von den Insignien der englischen Königswürde keins mehr historisches Interesse wie St. Eduards Stuhl, auf dem nach altem feierlichem Brauch der König thront, wenn ihm die Krone aufs Haupt gesetzt wird. An Gestalt gleicht er den hochlehnigen Stühlen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in England in Mode kamen. Der Boden des Stuhls trägt den berühmten Schicksalsstein, den Eduard I. aus Schottland zum Andenken an die Eroberung dieses Landes mitbrachte. Dieser Stein war ursprünglich der Thron der Könige von Irland; man nannte ihn Liafail oder den Schicksalsstein und legte ihm eine so große Bedeutung bei, daß die grüne Insel ihm zu Ehren den Namen Innisfail, d. h. Schicksalsinsel, erhielt. Nach den mönchischen Legenden war dies derselbe Stein, der Jakob, als er zu Bethel die Engelsleiter sah, zum Kopfkissen diente; die Sage will, er sei von Gathol, König der Scuthen oder Scoten, nach Brigantia, einer Stadt in „Gallizien in Spanien“ gebracht worden und von da durch Simon Brech, Führer einer schottischen Kriegerabteilung, ungefähr 700 Jahre vor Christi Geburt nach Irland gekommen. Von diesem Eroberer erhielt Irland den Namen Scotia, den es bis etwa 100 Jahre vor dem Einfall der Engländer behauptete. Fergus, ein Abkömmling von Simon Brech, gezwungen, Irland infolge bürgerlicher Kriege zu verlassen, führte eine Anzahl Auswanderer nach Argyleshire und brachte auch den Schicksalsstein

mit, den er zu Dunstaffnage, ungefähr 300 Jahre vor Christi Geburt niederlegte. Alle seine Nachkommen wurden auf diesem steinernen Sitz gekrönt, und es war der Glaube verbreitet, daß wenn der rechtmäßige Erbe sich darauf niederließ, der Stein laute und melodische Töne von sich gäbe, dagegen schwiege, wenn ein Prätendent sich darauf setze, um die Krone an sich zu reißen. Dieser irische Schicksalsstein scheint nach den alten irländischen Sagen sowohl Altar wie Götzenbild und Thron der Könige gewesen zu sein, daher man ihn mit dreifacher Ehrfurcht betrachtete. Eine Prophezeiung verknüpfte sein Schicksal mit dem der schottischen Regenten-Familie; sie lautete dahin, daß, wo der Stein sich befände, ein König von schottischer Abkunft gekrönt werden würde. Deshalb ließ ihn Kenneth von Dunstaffnage nach Scone schaffen, wo er über vierhundertfünfzig Jahre hindurch bei der Krönung der schottischen Könige als Thron gebraucht wurde, bis er durch Eduard I. nach England kam.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Schatten und Licht. Neue Gedichte von Ernst Krauss. 56 S. Weckruf-Verlag in Weimar (Wolf von Kornatzki). Preis: M. 1,20. —

Der unsern Lesern als Mitarbeiter bestens bekannte schwäbische Meistersänger bietet hier eine neue Reihe Perlen echter Lyrik dar. Innigkeit keuschen Naturgefühls verbunden mit vollendeter Schönheit der Sprache und des Rhythmus, die sich namentlich in seiner Vorliebe für melodische Anklänge und Wortmalerei äußert, ein durchweg ungekünstelter Ton, der die tiefsten Geheimnisse einer göttlichen Alliebe ahnen läßt, zeichnen auch diese Lieder, wie seine früher schon besprochenen Sammlungen („Leben und Liebe“, „Lieder der Sehnsucht“, „Seelen, die zum Lichte führen“) aus. „Natur“, „Schatten und Licht“, „Sehnsucht“, „Liebe“, „Ecoline“, „Stimmungen aus Holland“, wo der Verf. mit seiner liebreizenden Gattin, einer gottbegnadeten holländischen Sängerin, zur Zeit lebt, sind die Gegenstände seiner poetischen Ergüsse. Als Probe bringen wir ein offenbar für letztere bestimmtes Gedicht: „Du bist die Liebe selbst | Und trägst der Schönheit Kind in Deiner Seele. | Wie Sterne leuchten Deine Augen rein und groß. Dein Gang ist schwebend wie ein Morgenschleier, | Der lichtgedrängt sich auf ins Blaue schwingt. Wenn Du die Stimme hebst, geht's wie ein Leuchten | Durch alle Räume, die Du mit Deiner Anmut schmückst | Wie eine Blume. | Dein Lied lockt Geister unsichtbarer Welten: | In Deinen Tönen offenbart sich wundertätig | Ihre Macht. | Der Erde selbst entrückt, läßt Du die Seele | Auf Sehnsuchtsflügeln in die Weite schwingen, | Heimst Seligkeiten ein von fernen Himmeln — | Und schenkst sie uns. Du bist die Liebe selbst | Und trägst der Schönheit Kind in Deiner Seele. | Auf Rosenwegen und im Sonnensegen | Wir alle gehn, | Wenn Deine Seele singt. | — Wir können uns kein sinnigeres Weihnachtsgeschenk, besonders für zartbesaitete weibliche Wesen, denken, als dieses schmucke Büchlein, das den Leser für eine Stunde

dem Erdenleid und den wahnwitzigen Kriegsgreueln in die höheren Sphären himmlischer Musik entrückt. — Fritz Freimar.

Fürsten ohne Krone. Fast ein Roman von Heinrich Nienkamp. Drittes bis sechstes Tausend. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charl. M. 4.50, geb. M. 6. —

Das eigenartige Buch in seiner Mischung von Idealismus und real praktischem Sinn hat zu einer soziologischen Bewegung geführt, die den Grundstein zu dem „Kulturreiche“ legen will, soweit es unter den heutigen Verhältnissen möglich ist. Der Krieg hat bewiesen, wie notwendig es ist, daß alle vernünftigen Menschen von gutem Willen sich zusammenschließen, um zu einer Macht zu werden, die gegenüber dem Zufall und der Unkultur Sinn in unser Leben bringen soll. Zunächst soll in Deutschland ein Kultur-Bund auf kapitalistischer Grundlage gegründet werden, der eine Wiederholung des Weltkrieges fast ausschließt und für seine Mitglieder eine „Ligilo-Gesellschaft“ errichtet, um durch die Ueberschüsse einer entsprechenden Zeitung und wirtschaftlicher Unternehmungen ein Vermögen zu sammeln, das in wachsendem Maße den Mitgliedern des Bundes zugewendet werden soll, um auf die in „Fürsten ohne Krone“ geschilderte Weise jeglichen Kultur-Persönlichkeiten Freiheit und Einfluß zu verschaffen. Der Bund soll nur erstreben, was jetzt schon praktisch durchführbar ist und alles beiseite lassen, was etwa phantastisch oder utopisch erscheinen könnte. Je breiter seine Grundlage ist, um so schneller kann er sich entwickeln. Darum wird jeder, der Herz und Sinn für wahre Kultur hat, gebeten, an der Vorbereitung mitzuwirken, indem er selber sich zum Beitritt verpflichtet und möglichst viel Mitglieder wirbt. Der Bezugspreis der Bundeszeitung, mit der ohne weitere Beitragsleistung die Mitgliedschaft des Bundes verknüpft ist, soll M. 2. monatlich betragen. Die Erzählungsform des Buches als Meinungsäußerung von Zeitungen verschiedener politischer Richtung wirkt besonders anregend in dem Sinne, daß der kulturelle Aufstieg der Menschheit, nicht wie die Sozialdemokratie es will, durch die Massen, sondern allmählich durch die einzelnen sittlich starken Persönlichkeiten kraft dieser Kultur-Organisation erfolgen soll. Die technische Lösung der Aufgabe erscheint so gelungen, daß die einen neuen Grund für Menschenglück legende Idee des dichterisch und kritisch reich veranlagten Verfassers kein bloßer Traum ist, sondern Wirklichkeit werden könnte, wenn dadurch der Glaube an die Möglichkeit einer vernunftgemäßen Ordnung der Dinge in weitesten Volkskreisen überall gestärkt wird. — Dr. — r.

Leuchtende Stunden. Eine Reihe schöner Bücher. Herausgeber Franz Goerke (Direktor der Urania Berlin). Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg. Jeder Band karton. M. 1.75, geb. M. 2.80. —

Uns hinauszuhoben aus dem Alltag, abseits von der Hast und dem Unfrieden des Schaffens und Sorgens, ist der Zweck dieser wissenschaftlich wertvollen, reich mit Originalaufnahmen geschmückten Bücher. Einem jeden wollen sie etwas bringen, jeder soll Anregung und Genuß aus ihnen schöpfen, — sie wenden sich an keine Berufsklasse, an keinen Stand; — in die breiten Schichten unseres Volkes wollen sie dringen. So vieles Wertvolle in uns verkümmert, weil es nicht rechtzeitig erweckende Liebe und Pflege fand; und gute Bücher haben ja, wie gute Freunde, die Aufgabe, unser Leben zu vertiefen, es zu verschönern, sie sollen die frühen und die späten Kameraden unseres Lebensweges sein. So möge auch diese Büchersammlung überall dort Freunde finden, wo Liebe zur Natur und Kunst eine Pflegstätte hat. — Dr. — r.

Ein „Hellseher“, von Prof. Dr. Max Schottelius, Freiburg, Br. Sonderabdruck aus dem „Journal für Psychologie und Neurologie“, Band 20, 1913 (Leipzig 914, Verlag von Johann Ambrosius Barth). 19 Seiten, br. 80 Pf.

Verf. berichtet eingehend über Versuche mit dem Hellseher Ludwig H., dem es möglich war, den Inhalt von fest zusammengefalteten Zetteln zu lesen, ohne daß er ihren Inhalt auf irgend einem Wege der sinnlichen Wahrnehmung erspähen konnte. Selbst Gedankenlesen erschien ausgeschlossen, da der Versuchende den Inhalt des jeweils zu lesenden Zettels selbst nicht kannte. Dem Hellseher erschien nach seinen eigenen Angaben der Inhalt der Zettel in heller Schrift auf einem dunklen Kreise vor seinem inneren Auge, sodaß er die Schriftzeichen, Zahlen usw. gut ablesen konnte. Bei ihm angenehmen Personen sah er die Schrift sogleich hell und deutlich. Bei ihm nicht angenehmen Versuchenden mußte er einen der Zettel erst an die Stirn halten, bevor er ihn und die anderen Zettel hellsehend lesen konnte. Nach jedem Versuche ist H. längere Zeit abgespant, schläft in der folgenden Nacht schlecht und bedarf der Ruhe. Seine angeblich vorhandene Gabe des Schauens in die Zukunft erwies sich als Trug. Verf. erwartet die Erklärung dieses sicher festgestellten Hellsehens von weiteren wissenschaftlichen Versuchen, zu denen er anregt. Do.

Die Umschau. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Herausgegeben von Prof. Dr. J. H. Bechold. Geschäftsstelle: Frankfurt a. M.-Niederrad (Niederräder Landstr. 28). Erscheint wöchentlich im XX. Jahrg. zu M. 4 50 vierteljährlich.

Nr. 42 vom 14. Okt. 1916 enthält einen hochinteressanten Leitartikel „Zur Technik des Traumes“ von Dr. med. Georg Lomer in Bad Schwartau bei Lübeck, worin Verf. nachweist, daß die Traumforschung zu den wichtigsten Hilfsmitteln praktischer Individualpsychologie gehört: um einen Menschen möglichst restlos zu erkennen, ist die Kenntnis seines Traumlebens unerläßliche Bedingung. Die Normalmenschen, wie auch die Kriminellen, Psychopathen, Homosexuellen, entledigen sich im Traume der Fesseln, durch die sie im Wachleben gebunden sind, sodaß man durch die Erzählung ihrer Traumerlebnisse die merkwürdigsten Einblicke in ihre seelische Konstruktion erhält. Dr. —r.

Eingelaufene Bücher etc.

Totenfeier. Von Wilhelm Ohr. [Sonderabdruck aus der Frankfurter Zeitung“ vom 24. Nov. 1916. Zu beziehen durch die „Buchhandlung Nationalverein“, München, Herzog Max-Straße 4. Von ebendort: Deutschlands liberale Vergangenheit. Die Märzstürme einer freiheitlichen Zukunft. Vorkämpfer deutscher Freiheit. Deutsches Parteiwesen. Volksschriften des Nationalvereins für das liberale Deutschland. Politische Handbücher vom † Dr. Wilh. Ohr.]

Die Greuel der Offenbarung Johannis. 15 S. Lorch (Württemberg). Verlag von Karl Rohm. 1916. Sonderabdruck aus „Der Leuchtturm“ Nr. 2, 1916. — Das, wie es scheint, von dem bekannten Homöopathen Emil Schlegel in Tübingen verfaßte Schriftchen sucht die Rätsel der Apokalypse mit Anwendung auf die Greuel des Weltkrieges zu lösen. Wir selbst halten jede allegorische Deutung der phantastischen Vorstellungen, die sich die ersten Christen in den kleinasiatischen Gemeinden von dem für die nächste Zukunft erwarteten Wiedererscheinen des Messias zum Weltgericht (vgl. unsere Fußnote zu S. 420/21 cr.) machten, für verfehlt, bezw. wissenschaftlich wertlos. — Red.]

An unsere werten Leser!

Ins vierte Jahr hinein tobt nunmehr der Weltkrieg, dem ein nahes Ende wohl noch immer nicht beschieden ist. Hunderttausende blühender Menschen, und darunter nicht zum wenigsten die Intelligenz, mußten ihr junges Leben für das Vaterland lassen, — Hunderttausende werden ihnen noch nachfolgen müssen. Der Heldentod jener Braven ruft in uns täglich die alte Frage wieder hervor: Warum lebten sie dann, — gibt es für sie wohl ein Fortleben? Können sie sich uns Daheimgebliebenen bemerkbar machen?

Gewiß ist der Boden unserer spiritistischen Weltanschauung durch den Weltkrieg gelockert worden, und unsere jahrelange Friedensaussaat wird, ja muß Früchte tragen. Mag der Krieg mit seinen materiellen Hemmnissen auch lähmend auf die Verbreitung okkultur Bückerei einwirken, so richten wir dennoch an unsere werten Leser und Freunde die ergebene Bitte, unsern „Psychischen Studien“ auch im neuen Jahre 1917, dem, Gott gebe es, ein ehrenvoller, wohlverdienter Frieden beschieden sein möge, und auch fernerhin treu zu bleiben und für die erhabene Sache geistiger Forschung wirken zu wollen: für eine Unterstützung und Ausbreitung der Lehre vom Vorhandensein einer geistigen Welt und der Möglichkeit ihres Hereinragens in unsere irdische Sphäre.

Sollte dieser oder jener unserer werten Gesinnungsfreunde über ein okkultes oder telepathisches Ereignis, wie sie sich jetzt häufiger als man vermutet, ereignen, Mitteilung erhalten, so sind wir über einen bezgl. streng sachlichen Bericht zwecks einer ev. Veröffentlichung von Herzen dankbar; leider werden die meisten Phänomene infolge Unkenntnis oder allzugroßer Zurückhaltung viel zu wenig beachtet und gehen vielfach für immer verloren.

Im Dezember 1916.

Der Verlag Oswald Mutze, Leipzig.

